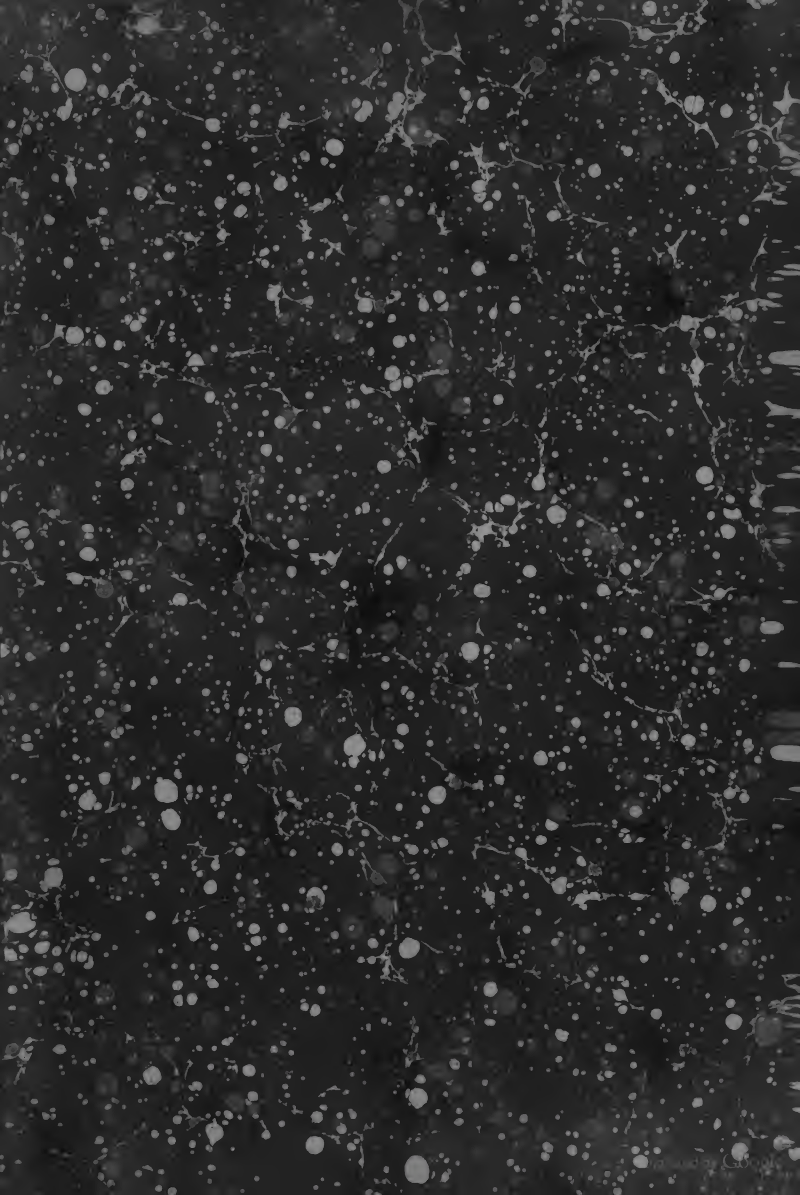
ARENA









Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des ersten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

„Der Monat“

Jahrgang 1904/05

Erster Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1904—1905. Heft 1—4

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträts

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

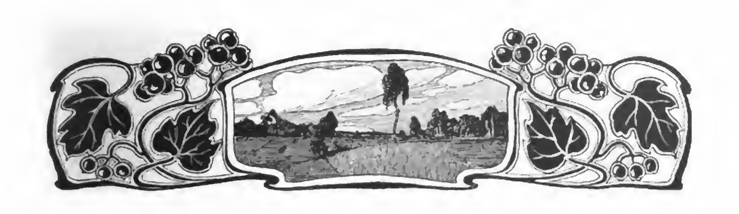
Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder





Ein Querkopf
Nach dem Gemälde von Edmund Harburger (München)



Die Clari-Marie

Roman

von

Ernst Zahn



I

Zwei rote Lichter tanzten am Berg, das eine aufwärts, abwärts das andre; über kurzem mußten sie sich treffen.

Jenseits über dem Axen dämmerte ein andrer Schein herauf, dort war der Himmel grauweiß; eine silberige Linie säumte dort das Gebirg; es begann zu tagen; im Isengrund war noch alles Schatten und Nacht. Die Sterne standen über dem Tal, sparsam, vereinzelt. Im blauschwarzen Himmelsgrund blitzte es manchmal noch auf, als versinke etwas im Dunkel; das waren die Sterne, die erloschen.

Die Lehnen lagen verhüllt, Tannen und Fels und Matte, Hütten und Gaden, alles gleich verloren in Finsternis. Nur die zwei Lichter lebten darin; langsam stieg das eine, langsam sank ihm das andre entgegen.

„Wer kommt dort den Weg herab?" fragte der Fremde, der mit Pickel und Seil ausgerüstet auf dem Weg nach dem Rothorn war und dem Jakob Jacki, der Führer, mit der Laterne voraufstieg.

Der andre zuckte die Achseln. „Vielleicht der Scharfegghüttler," murrte er leichthin. Dann fiel ihm die Höflichkeit ein, die nicht zu den Alltagsgewohnheiten gehörte, und er erläuterte: „Er wohnt da oben am höchsten am Berg, der Scharfegghüttler."

Sie stiegen weiter. Der rote Laternenschein lief ihnen voran; blitzartig sprang mit jeder Aufwärtsbewegung ein neues Stück Weg ins Licht, zertretenes graubraunes Erdreich, glatter Fels, Geröll und armseliger Graswust. Der Stein kreischte zuweilen unter den schweren Bergschuhen der Ansteigenden, hie und da brach ein kurzes Klingklang dazwischen, wenn die Spitze des Eispickels auf Felsen traf. Friedrich Kirchhofer, der Städter, schritt groß aus mit wiegendem Gang, als wie mit geschmierten Gelenken. Jacki, der Führer, tappte schwerfällig vor ihm her; es war, als arbeitete er zäh, fast verdrossen Stück um Stück des Bodens unter sich. Sein Gesicht blieb hell dabei. Er sah nach Osten hinüber. „Die Laterne brauchen wir bald nicht mehr," sagte er.

Der Herr blickte über den Weg hinan. „Ihr, Jacki, ein Weibervolk ist's, was da kommt," sagte er lachend.

Des Führers Blick folgte dem seinen. In dem knochigen, an Wangen und Kinn zur Not rasierten Gesicht wurden die Züge starr, die Augenbrauen rückten zusammen, bis sie wie zwei scharfe Ecken standen, daraus brach spähend der Blick der hellen blauen Augen.

Das Schwarz der Lehne hellte sich allmählich zu dämmerndem Grau. Ein Stück Weges oberhalb der Stelle, wo die Männer schritten, wurden die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar; neben ihr schwebte das zweite Laternenlicht einher. Jacki, der Führer, stand still. Er wandte den grauen, festen Kopf nach dem Herrn zurück. „Die Clari-Marie, die Hebamme," sagte er, und fügte wie nach kurzem Besinnen hinzu: „Richtig, bei dem Scharfegghüttler seiner Frau wird sie gewesen sein!" Bei den letzten Worten hatte seine Stimme hellere Färbung. Das „Clari-Marie" hatte dunkel und leiser, fast scheu geklungen. Wieder stiegen sie weiter.

„Tag, Jacki!"

„Tag, Clari-Marie!"

Die Stimmen des Führers und des Weibes mischten sich ineinander, als sie aufeinander trafen. Der Weg war schmal, zwei Grundstücke grenzende Lattenzäune engten ihn an der Stelle, die Clari-Marie warf den Arm über den einen und stellte sich mit dem Rücken an ihn, die Männer vorbeizulassen. Der Führer blieb stehen; er hatte mit der schweren Hand am Filz gerückt, als er gegrüßt hatte, eine sonderbare Art zwischen Gleich und Gleich. „Ist die Hüttlerin ins Bett gekommen?" fragte er. Der Städter stand dicht unter ihm und sah nach der Frau. Sie trug ein schwarzes, sauberes Gewand und hatte ein farbiges Tuch kreuzweise über die starke Brust geschlungen. Sie war mittelgroß, schwer, ihre Arme füllten die Aermel ihres Kleides so, daß diese sich in Falten spannten, und sie hatte ein gelbliches, volles Gesicht; Säcke hingen ihr unter den Augen, ihre Stirn war nicht hoch, strebte aber gerade, fast eckig zum dünnen, schwarzbraunen Haar auf. Um dieses Haar hatte sie ein farbiges Schnupftuch mit nach hinten hängendem Zipfel gebunden, das unterm Kinn verknüpft war. Auf des Führers Frage nickte sie zustimmend; in ihrer Haltung aber lag Ungeduld, als gäben ihr die Männer den Weg nicht rasch genug frei. Jakob Jacki tat einen Schritt bergan, aber er schien zum Plaudern aufgelegt und bemüht, der andern freundliche Worte zu geben. „Der Hüttler ist auf Strahlen aus," sagte er, „du —" da stockte er und ließ die blauen Augen die Freundlichkeit sagen, die ihm in Worten nicht einfiel.

„Das Buckeli hat mich gerufen," sagte die Clari-Marie. Dann fügte sie, während sie sich abwendete und an dem Städter vorübertretend den Abstieg wieder aufnahm, trocken und kurz hinzu: „Ja, es ist eine ganz schwere Nacht gewesen."

„Guten Tag," grüßte Kirchhofer, als sie, mit dem Arm fast den seinen streifend, vorüberging.

„Ja," gab sie zurück. Es klang kurz hervorgestoßen. Es lag schon ein Stück Weges zwischen ihnen, als sie es sagte; der Städter wußte nachher kaum, ob sie ihn gegrüßt hatte oder nicht.

Die beiden Männer begannen wieder ihr gleichmäßiges, stetes Bergansteigen. „Was ist das für eine?" fragte Kirchhofer der Clari-Marie nach, „eine Kurze scheint sie."

„Ja, das ist schon eine," gab der Führer mit seltsamer Betonung Bescheid. Im Weitersteigen stieß er in Absätzen und langen Zwischenpausen eine Auskunft nach der andern heraus, während der Städter schweigend hinter ihm schritt. „Die weiß mehr als eure Doktoren im Tal, Herr!" — „Ein Doktor ist im Isengrund noch keiner gesehen worden." — „Ja, eine gute ist sie schon, die Clari-Marie!" — „Schreinern kann sie auch." Hier wandte Jacki den Kopf und lachte. „Schreinern! Habt Ihr auch schon ein Weibervolk mit Hobel und Stemmeisen hantieren sehen?"

Kirchhofer strich sich den langen braunen Bart und lachte mit.

„Seit der Truttmann, ihr Mann, tot ist, schreinert sie weiter mit dem Töni, dem Gesellen, zusammen," berichtete wieder weiter tappend der Führer. Seine Gedanken kamen lange nicht von der Clari-Marie los. Oft stiegen sie lange wortlos fürbaß, dann brach er plötzlich wieder mit einer Bemerkung dazwischen, die auf die Truttmannin Bezug hatte. „Ja, ja, ein Doktor kommt nicht nach dem Isengrund," wiederholte er, als sie schon hoch über dem Tale standen, wo der Weg auf Firn übertrat und sie sich ans Seil banden.

„Ich bin aber ein halber," gab Kirchhofer zurück, „ein Apotheker bin ich."

Darob mußte Jacki lachen. „Und seid doch hergekommen, meint Ihr," sagte er. Sein Blick hing dabei mit treuherziger Neugier an dem schönen Manne. „Es nutzt auch nicht viel, das Pillen- und Salbenzeug, das Ihr verkauft," meinte er trocken.

Kirchhofer lachte wieder und herzlicher. Dann hoben sie die Firnwanderung an. Es war jetzt ganz hell. Wie ein zartes, knisterndes Goldgewebe lag der Schein der aufsteigenden Sonne über dem verschneiten Rothorngipfel. Der Himmel war blau, er quoll zu beiden Seiten des leuchtenden Berges hervor. Der Gletscher, der wie ein fahler Mantel um des Berges Schultern geschlagen war, lag noch im Schatten. Er war kalt, tot. Zwei schwarze Punkte auf bleichem Feld zogen der Führer und der Herr über ihn hin.

*

Die Laterne der Clari-Marie stand daheim zwischen den Gitterstäben des kleinen Fensters, das neben der dunkelgrünen Haustür mit dem Messingknopf wie zur Wacht auf den Rothornweg schaute, wenig oberhalb der Stelle, wo dieser in die Dorfstraße mündete. Dort stand sie seit Stunden wieder, stand dort, bis wieder einer des Nachts mit der Faust an die Tür schlug: Clari-Marie, komm, hilf! In die Ecke, die die zwei Wege bildeten, war das Haus der Truttmannin hineingebaut. Das Haus und die Werkstatt! Eigentlich war das alles nicht ihr allein eigen; es gehörte den vier Schwestern, den Zieglermädchen, von denen die Truttmannin eine war; auch die früheren Eigner wohnten mit darinnen; der Chrysostomus Ziegler, der Vater, und sein Weib; diese beiden aber waren nur noch Menschenreste, armselige Reste, die im Sommer an die Sonne und im Winter an den Ofen gesetzt werden mußten, damit das bißchen warme Leben im hundertjährigen Körper nicht erstarrte. Das Haus war klein und sauber, eines der besten im

Dorfe, seine vier Mauern trugen grauen Besenwurf, zu dem die grünen kleinen Fensterladen der zwei Stockwerke wohl standen. Das Ziegeldach saß tief auf dem Unterbau, das ganze Haus, da es tiefer stand als der Rothornweg, hatte etwas sonderlich Bescheidenes, gleich einem Menschen, der sich gern in der Menge der übrigen versteckt und halb scheu, halb schalkhaft aus jener hervorpiept. Wie das Haus waren die Ziegler selber, sie liebten es nicht, vorn zu sein, waren ihrer Lebtag stille Leute gewesen. Von einer der hohen Berglehnen herab gesehen, fiel das Zieglerhaus unter den andern Hütten dennoch auf, just weil es harte Bedachung trug, während seine nächsten Nachbarn, die von Alter und Stürmen braun gewordenen Hütten des Altdorfes, noch alle mit Schindeln gedeckt waren. Als es vor ein paar Jahren das neue Dach bekommen sollte, war für die Truttmannin einer der seltenen Anlässe zum Lachen gewesen. „Ein neues Dach muß das Haus haben?" sagte sie, „so müssen Ziegel darauf, natürlich; Ziegler müssen unter Ziegeln wohnen!" —

Der Tag war auf. Am Rothorn brannte das Frühgold. Die Clari-Marie war geraume Zeit von ihrem Gang nach der Scharfegghütte zurück. Sie kam aus ihrer im oberen Stock gelegenen Kammer, bleich wie vorher, aber frisch; in den Augenwinkeln und an den Schläfen standen noch Tropfen des kalten Wassers, in das sie den Kopf gesteckt hatte, und das schwarzbraune, straff am Kopf zurückgenommene Haar war feucht. Sie ging in demselben schwarzen, sauberen Gewand, nur die Tücher hatte sie abgelegt. Durch die niedere Tür, dem Hauseingang querüber, trat sie in die Wohnstube; die sah mit vier kleinen Frontfenstern nach Osten, wo in einiger Entfernung die Kirche von Isengrund am Taleingang stand, scharf hingezeichnet wider die blaue Luftlinie, als hörte hinter ihr die Welt auf und ginge der Himmel an. Ein Seitenfenster gab der Stube Ausblick auf den Nebenbau, die Werkstatt. Der Wohnraum selbst war sauber und traulich; den langen, der Frontfensterflucht entlang stehenden Tisch deckte ein braunes Wachstuch. Auf der Fensterseite liefen Bänke an ihm hin, diesseits standen schlichte, dunkelgebeizte Stühle. Ein abgenutzter Nähstock war an das Seitenfenster gerückt; in der Ecke zur Linken der Tür stand ein breiter, tannener Schrank, ihm war Nachbar, breitspurig die ganze Ecke füllend, der Ofen aus grauem Granit. Die Clari-Marie trat zum Tisch, rückte ein paar Tassen zurecht, die dort, wie just hereingetragen, in einem Haufen standen und lagen, und wandte sich dann nach einer Nebenkammer. Indessen kam die Cille aus der Küche, die zweitjüngste der Zieglermädchen, und trug das Morgenbrot auf. Die Cille, die groß und hager war und fast gebückt gehen mußte, damit sie mit dem in schweren Zöpfen den Kopf umspannenden schwarzen Haar nicht die niedere Diele streifte, trat an die Nebenkammertür, sprach ein Wort hinein: „Essen", tat dann das Seitenfenster auf und rief mit einer herben, spröden Stimme dasselbe Wort: „Essen" nach der Werkstatt hinüber. Daraufhin und während die Cille noch hantierend hin und wieder ging, füllte sich die Stube mit denen, die zu den Mahlzeiten an den Tisch gehörten. Der Chrysostomus Ziegler, der Alte, kam zuerst herein, er kam am Arm der Clari-Marie, in dicke Schafwollkleider gewandet, obwohl es Sommer war; an den Füßen hatte er Filzschuhe, so mächtig, daß der kleine, gebrechliche Mensch darinnen fast unterging, auf dem Kopf trug er eine Pelzkappe tief in die Stirn gedrückt, in der sich, wie mit sicheren Stichen genäht, Falte an Falte reihte. So von unzähligen Falten durchzogen war das ganze kinderhaft schmale, bartlose Gesicht, den Wirrwarr von Runzeln unterbrachen nur die Augen, die als zwei trübe, rotumrandete Punkte tief in den Höhlen standen. Ihr Blick war spähend, mühsam, der Hundertjährige reckte den Hals vor, als er mühselig an den Tisch schlich. „Sind die andern noch nicht da?" fragte er in langsamem und doch verdrießlich keifendem Tone.

Die Clari-Marie gab keine Antwort. Sie ließ ihn in die Bank treten, und als er sich selber weiterhelfen konnte, wandte sie sich und ging in die Kammer zurück. Indessen schallten schlürfende Männertritte im Flur, dann trat ein graubärtiger, nach vorn gebückt gehender Bauer in die Stube, der die Weste offen und die Hemdärmel bis zu den Ellbogen der dunkeln, knochigen Arme aufgekrempelt trug und dem der Holzstaub an den Kleidern hing, der Töni, der Schreiner. Er und ein bleicher Bub, der hinter ihm ging, setzten sich an den Tisch; auch die Cille nahm Platz. Aus der Nebenstube kam die Clari-Marie mit einer Last auf den Armen gegangen. Es sah sich an wie ein Bündel Kleider. Aber der Clari-Marie an der Brust lag ein eisgrauer, kleiner Kopf. Diese trat an die Bank, ließ das Häuflein Menschenleib, das sie trug, nieder und rückte es dem Alten nahe, dem die Cille Milch und Brot rüstete. Das war die Ziegler-Anni, des Alten Weib, der noch zwei Jahre an dem vollen Hundert fehlten, und die doch gebrechlicher war als der, mit dem zusammen der Herrgott sie hatte überzeitig werden lassen. „Jere-ja," seufzte das greise Weib auf; es klang fast wie ein Schluchzen. So mit Seufzen hob sie jeden neuen Tag an, und mit ihrem weinerlichen, halb kindischen „Jere-ja—jere-ja" fuhr sie immer wieder dazwischen, während die andern über dem Morgenbrot von dem und jenem hin und her redeten. Die Clari-Marie saß am unteren Tischende; bei ihr liefen die Fäden des Gesprächs zusammen;

irgendwie geschah es und unbewußt, daß jedes ihr etwas zu sagen oder sie etwas zu fragen hatte. Mit der Cille sprach sie von einem Bauer, der am frühen Morgen dagewesen, von einer Frau, die kommen wollte. „Das und das tust nachher," wies sie den Töni, den Gesellen, an. Dazwischenhinein fand sie Zeit, den Vater zu tadeln, der nicht hungrig schien: „Esset das Brot, Vater, seid nicht so wählerisch," und die Mutter zu schelten, die wieder ihr „Ja-jere-ja" sang: „Jammert jetzt nicht immer; Ihr macht dem Herrgott seine Welt nicht anders."

Einmal wandte sie sich zu dem Buben: „Heute muß die Streu ein, du, gleich nachher kannst gehen, so bist am Abend rechtzeitig zurück."

Jaun Ziegler, der Bub, bog den Kopf mit dem langen, steckigen, schwarzen Haar tiefer über die Tasse und murrte halb scheu, halb verdrossen ein „Ja". Die Cille sah auf und nach der Schwester hin; sie tat den schmallippigen herben Mund auf, als wollte sie reden, aber die Clari-Marie streifte mit einem flüchtigen Blick ihr hageres Gesicht und sagte: „Er wird wohl gehen können, der Bub; vom Stubenhocken wird er nicht stärker."

Da flogen dem Jaun zwei kleine rote Flecken auf die kalkweißen Wangen; er hob das unschöne Gesicht und sagte heftig und gekränkt: „Natürlich kann ich."

Die lange Cille aber endete ihr Frühstück und stand auf, und obwohl sie gerade und aufrecht hinausging, war es, als trüge sie eine Last auf dem Rücken. Auch die Clari-Marie war bald satt; sie rückte die Tassen an den Tisch und sprach mit dem Töni von Geschäften. Indessen kamen die Alten mit der Mahlzeit zu Ende; dann verließen der Knecht und der Bub die Stube. Die Clari-Marie hob die Mutter von der Bank und trug sie zum kalten Ofen hinüber; dort hatten die Alten ihren Platz. Ihr nach hinkte auch der Ziegler, vom Tisch zur Wand, von dieser zum Ofen. Er kletterte neben sein Weib, schnaufte mühsam; nach einer Weile grub er in der Tasche seiner rauhen Hose nach der Pfeife, holte sie heraus, stopfte und brannte sie an. Es war eine lange und langwierige Arbeit. „Jere-ja," ächzte sein Weib dicht neben ihm.

II

Die Clari-Marie war zum zweitenmal aus der Scharfegghütte zurück. Sie hatte nach der Wöchnerin gesehen, der sie in der Nacht beigestanden. Nun ging es an den Abend. Das Rothorn brannte im Feuer, das ihm den Namen gegeben, und der Widerschein der Spätglut, die es umlohte, zündete durch die staubigen Fenster der Werkstatt, in der kurze Zeit der Truttmann, der Schreiner, Meister gewesen war. Der Töni stand an der Hobelbank und arbeitete an einem eingespannten Holzstück, daß ihm der dünne, graue Bocksbart zitterte und eine feuchte Röte sein Gesicht färbte. Die Clari-Marie nahm gehobelte Bretter aus einer Ecke und maß. Dann griff sie nach der Säge und ging an die Arbeit; schwer hielt die feste feiste Hand das Brett niedergedrückt, und in schwerem, langsamem Hin und Her wiegte der Körper, als sie die Bretter schnitt.

„Ich habe es gleich gewußt," sprach sie zwischenhinein und nach dem Töni hinüber, „so spät wie die Wipflin hat eine nicht gut Kinder haben."

„Bringst sie durch, Frau?" fragte der Töni.

„Sie wohl!" gab sie kurz zurück.

Dann arbeiteten sie eine Weile schweigend. Ein paarmal klang das Geräusch von Schritten durch die halboffene Werkstattür herein, wenn jemand über den Rothornweg hinauf oder hinunter stieg. Die beiden Arbeitenden achteten nicht darauf, der Lärm ihrer Werkzeuge übertönte ihnen auch das Nahen eines Knaben, der eine ganze Weile in der Tür stand, bis die Clari-Marie zufällig auf und nach ihm hinsah.

„Ha, bist schon lang da?" fragte sie.

Der Bub sah sie scheu an, dann sagte er eine scharf eingelernte Rede her, der er gern ledig wurde: „Der Vater ist krank; so arg Stechen hat er in der Brust! Ob Ihr ihm nichts wüßtet?"

„So — Stechen?" sagte die Clari-Marie. Sie stand aufrecht, die Säge im halbdurchsägten Brett. „Ist er schon lang so?" fragte sie dann.

„Seit gestern," antwortete der Bub.

„So soll er ins Bett liegen, daß er warm hat; und geben will ich dir etwas." Damit ließ sie die Arbeit und ging mit dem Buben nach dem Hause hinüber. Sie kam bald zurück. Dann nahm sie die Säge wieder und schaffte weiter. Nach einer Weile rief sie den Töni: „Komm, hilf!"

Er trat hinzu, und sie stellten Brettlein und Brettlein zusammen. Als sie mit Nageln fertig waren, stand ein weißer Kindersarg auf dem Werktisch. Die Clari-Marie sah nach einem der Fenster, nachdenklich und lang, als sähe sie etwas, was den Blick fesselte. Einmal war es, als liege in ihren grauen, durchdringenden Augen ein Ausdruck von Angst; aber es ging blitzschnell vorüber. Noch aus ihrem Nachsinnen heraus und halb für sich sagte sie: „Auf die Welt gebracht habe ich das Kind, getauft habe ich's, weil es für den Pfarrer zu spät gewesen ist, und in die Kiste lege ich's. Es ist fast zu viel für einen Menschen, an einem andern zu tun."

Just da stand der Scharfegghüttler in der Tür, der Wipfli. Er war noch in dem verschlissenen Gewand, in dem er vor einer Stunde vom Strahlen heimgekommen sein mochte, um sein Weib im Bett, sein Neugeborenes tot zu finden.

„Das ist für meines, denke ich," sagte er und deutete nach dem Sarg hinüber; in seinem

holzbraunen, harten Gesicht mit dem zerfetzten Braunbart zuckte es. Die Clari-Marie nickte. Dann trat sie zu ihm.

„Du kommst wegen dem Tee für die Frau?" fragte sie.

„Ja," gab er langsam und schwerfällig Bescheid. Dann schritten sie zusammen hinaus, der Wipfli mit schwerem Gang, bei dem der harte Bergschuh mit dem Absatz auf den Boden schlug und die Fußballe nachklatschte, so daß ein Geräusch wie Mühlenradklappern entstand. Die Clari-Marie verschwand im Haus, der Strahler wartete vor der Tür. Als sie zurückkam, reichte sie ihm ein Päckchen.

„Gib ihr fleißig davon, wenn sie durstig ist in der Nacht! Morgen komme ich wieder," sagte sie.

„Ja, danke!"

Er drehte sich halb ab. Es plagte ihn etwas, das nicht auf die Zunge wollte. „Eine Gute bist, Clari-Marie!" brachte er dann heraus, „die Frau kann nicht rühmen genug."

„Ja — ja — es ist schon recht," sagte sie beschwichtigend. Sie tat einen Schritt nach der Werkstatt, der andre einen am Wege aufwärts.

„Daß ich gerade habe fort sein müssen! Ich habe gedacht, daß noch Zeit sei," sprach er von dort.

„Du hättest doch nicht helfen können," gab sie zurück.

Da rückte auch er wieder den Hut, als ob sie eine Fremde wäre. Im Gehen aber wandte er sich noch einmal. „Der Herr, der mit dem Jacki auf dem Rothorn gewesen ist, kommt auch noch zu dir," sagte er.

„Der?" fragte sie.

„Ja, er hat sich weh getan, scheint's, und will etwas haben von dir."

Der Wipfli ging. Die Clari-Marie sprach ein paar Worte durch die Werkstatt hinein und trat nachher ins Wohnhaus zurück. Nicht lange darauf kamen der Jakob Jacki, der Führer, und der Städter den Rothornweg herabgestiegen. Kirchhofer stützte sich schwer auf die Schulter seines Begleiters und hinkte, sein Gesicht war bleich vor Schmerz, der dunkelbraune Bart schien fast schwarz dagegen.

„Jetzt sind wir dran," sagte Jacki, als sie oberhalb des Zieglerhauses einen Augenblick innehielten, damit der Verunglückte verschnaufe.

„Es läge mir fast mehr an, gleich bis zum Gasthaus weiter zu humpeln," sagte Kirchhofer; aber als sie an der Haustür der Clari-Marie standen, traten sie doch hinein. Der Flur war leer und still, so gingen sie bis an die Stube vor und pochten. Ein „Ja" antwortete. Sie traten ein und fanden die Cille am Nähtisch sitzen. Am Ofen hockten die beiden Alten; sie fuhren aus einem schläfrigen Dahindämmern auf, als sie fremde Stimmen hörten. Der Ziegler war halb blind; seine Stimme klang voll zitternder Neugier in die ersten Worte, die die Männer mit der Cille wechselten: „Ja — ja — wer ist jetzt das — wer ist —?"

Jacki, der Führer, zog einen Stuhl vom Tisch und rückte ihn Kirchhofer hin.

„Wo ist die Clari-Marie?" fragte er.

„Das ist der Jacki, lug, der Jacki," murmelte der Alte am Ofen. Sein Weib ächzte: „Jere-ja — der Jacki! Wie geht es dir, Jacki?"

Den Männern gingen die Worte verloren; die Cille war nach der Tür gegangen, die Schwester zu rufen; aber diese trat just herein, als sie nach der Klinke faßte.

„Tag," sagte sie, kurz wie am Morgen.

Kirchhofer sagte ein paar höfliche Worte.

„Er hat sich den Fuß verstaucht, eben der Herr," sprach Jacki dazwischen. „Er muß im Dorf bleiben die Nacht. Du — du — wirst ihm schon etwas wissen."

„Habt Ihr Bleiwasser im Haus oder dergleichen?" fragte Kirchhofer. Er legte den Fuß auf einen Stuhl und löste Schuh und Strumpf; vor Schmerz verbiß er die Zähne. „Ich bin ein Apotheker," lachte er dann mit grimmigem Scherz, „und gehe um Salben betteln."

Die Clari-Marie trat heran und betrachtete den stark geschwollenen Fuß. Sie hielt die Arme kreuzweise übereinander geschlagen. „Verstaucht ist manchmal schlimmer als gebrochen," sagte sie. Dann ging sie und kam nach kurzer Weile mit Verbandzeug und einer Flüssigkeit wieder.

„Wer ist jetzt das, der redet?" fragte eben der neugierige Alte, und meinte den Städter.

Die Clari-Marie hatte den Schein eines Lächelns um ihren Mund: „Ein Fremder ist der," sprach sie nach dem Vater hin. Dann begann sie ein Tuch mit der Flüssigkeit zu netzen, schlang es um den Fuß, ein andres darüber. Sie griff fest zu, wie mit Männerfäusten.

„Herrgott," stöhnte Kirchhofer einmal.

Als sie fertig war, wandte sie sich zu Jacki: „Hol die Tragbahre vom Lirer-Jost; es soll einer tragen helfen; gehen kann er nicht zum ‚Löwen'."

Jacki stand vom Stuhl auf, auf dem er Platz genommen hatte, und ging hinaus. Noch aber hielt er die Klinke der Stubentür, als die Haustür mit einem Stoß aufflog und etwas hereintaumelte. Zuerst war es, als fliege nur ein Korb, von einem Fußtritt getroffen, herein, schwere Moosstreustücke rollten über den Boden.

„He-he!" sagte die Clari-Marie, aber die Cille war mit ein paar großen Schritten neben dem Korb, unter dem ein schwarzer Kopf sichtbar wurde. Ein Aechzen wurde laut; die Cille faßte zu; es war, als zitterten ihr die hageren Hände, und sie war kreideweiß. Als auch die Clari-Marie mit angriff, richteten sie den Jann, den Buben, auf, der unter der Korblast zusammengebrochen war.

„Bah," sagte die Cille, „er ist halt nichts für solche Arbeit, der Bub." Die Lippen zuckten ihr. Ihre Worte klangen mehr scheu als zornig. Mit einem roten Sacktuch fuhr sie dem Knaben über die schweißnasse Stirn, an der eine blaue Beule sich zu zeigen begann, dort, wo er mit dem Kopf auf den Boden geschlagen. Die Clari-Marie raffte die Moosstücke in den Korb, umspannte die schwere Last mit beiden Armen und trug sie ohne Mühe nach dem Estrich, wo das Moos zum Trocknen aufgeschichtet wurde. Als sie zurückkam, saß der Jaun am Tisch, noch immer weiß im Gesicht, die dunkeln Augen, die einen sonderbar leeren Blick hatten, schauten ziellos da- und dorthin. Kirchhofer richtete dann und wann ein Wort an ihn; dann gab er einsilbige Antworten und hatte einen Ausdruck von Unbehagen im Gesicht; er scheute den Fremden.

„Geht's besser?" fragte ihn die Clari-Marie. Dann trat sie zum Schrank, goß etwas in ein Glas, ging hinaus und brachte das Glas mit Wasser gefüllt zurück. „Da, trink," sagte sie.

„Dank," sagte Jaun.

Die Clari-Marie wandte sich dem Ofen zu, wo die Zieglerin dem Alten neben ihr an die Schulter gesunken war und schlief. Sie ging hin, hob sie auf und trug sie nach der Nebenstube. Der Städter sah ihr nach, sah sie nachher zurückkommen und ein- und ausgehend hantieren und erstaunte über die Kraft und Sicherheit, die klare Bewußtheit, mit der sie alles tat, wie sie mit festem Griff zufaßte und überallhin mit raschen, harten Tritten trat. Alles im Hause schien sich ihr schweigend unterzuordnen; selbst der geschwätzige, halbblinde Alte wurde still wie ein gehorsames Kind, sobald sie in seine Nähe kam. Indessen trank Jaun sein Glas leer; dabei lief ein Schauer durch seine hagere, eckige Gestalt, plötzlich warf er die Arme auf den Tisch und grub den Kopf hinein; er flennte. Die Cille hatte wieder das seltsame Zittern um den Mund; sie gab sich Mühe, an ihrer Näharbeit weiterzuwerken, als ob nichts sie bedrängte.

„Was hast?" fragte Kirchhofer den Buben.

Der gab lange keinen Bescheid. Erst auf ein abermaliges: „Rede, was hast?" stieß er hervor: „Gottlos schwer ist es gewesen."

„Er ist nichts für schwere Arbeit," wiederholte die Cille, „er ist nur ein Schwacher."

„So paßt er nicht in das Wildland herauf," meinte Kirchhofer.

Die Cille horchte auf, sie schien etwas auf der Zunge zu haben, aber die Clari-Marie trat hinzu, da war es, als duckte sie sich und schwieg. Erst als jene die Stube abermals verließ, sagte die Cille: „Zum Lernen, so als Schreiber oder so, wäre er ein guter. Der Lehrer hat ihn immer gerühmt, auch der Pfarrherr."

Kirchhofer hatte nur halb hingehorcht. „Schickt ihn in eine Stadt," sagte er leichthin, „da kommt er eher weiter."

Die Cille sah ihn groß an. Sie konnte nicht sprechen, denn durch Haustür und Flur kamen Jacki und zwei Männer mit einer Bahre gegangen; aber ihre schwarzen Augen behielten einen sinnenden Ausdruck. Einmal, als Kirchhofer schon auf der Bahre lag, trat sie mit einer jähen Bewegung auf ihn zu, als ob sie etwas fragen wollte. Aber die Clari-Marie stand neben ihr; wie erschreckt sah sie diese von der Seite an und trat zurück.

„Nehmt das mit und macht Ueberschläge die Nacht," sagte die Clari-Marie zu Kirchhofer und reichte ihm das Fläschchen, das sie bei seiner Ankunft benutzt hatte.

Er dankte. Nun hoben ihn die Männer auf.

„Geht er jetzt, der aus der Stadt?" fragte der Ziegler vom Ofen herüber und streckte den Hals. Jaun hob den Kopf und sah aus den noch feuchten verstaunten Augen den Männern nach, die mit der Bahre Stube und Haus verließen, während die Clari-Marie die Tür für sie offen hielt.

Eine Viertelstunde später saß Kirchhofer in der Wirtsstube des Gasthauses, hatte den kranken Fuß auf einem Stuhle liegen und aß ein Abendbrot. Jost Trachsel, der Löwenwirt, stand bei ihm und plauderte:

„Ja — ja — das ist schon eine, die Clari-Marie! Wenn wir die nicht hätten im Isengrund! Sie ist keine von den Lauten, aber was sie im stillen tut, das zählt mehr, als wenn sie es laut täte. Sie weiß mehr als der beste Doktor. Wenn einer einem Kranken nicht helfen kann, kann sie. Unsre Weiber reden von ihr wie von einem Engel. Mut zu machen weiß sie ihnen in ihrer schweren Stunde — so — so sonderbar Mut; das liegt so in ihrer Art, weil sie selber vor nichts Angst hat. Die Kinder auf der Straße küssen ihr die Hand wie dem Pfarrer; aber sie hat es nicht gern; sie will nicht, daß man sie herausstreicht! Aber — ja — die Kinder — es sind manche im Dorf, die sind elend gewesen, ohne Leben in sich, fast schon tot, bevor sie auf die Welt kamen, und sie hat sie doch durchgebracht. Und dann die Armen! Das letzte Hemd gäbe sie vom Leibe, wenn die Not es will. Es ist, als ob sie kein Elend sehen könnte. Sie arbeitet sich krumm, Tag und Nacht, aber im Hause hat sie nicht mehr, als sie alle Tage braucht, alles andre gibt sie her. Aber recht muß einer sein, wenn sie sich seiner annehmen soll. Sie ist eine Fromme, ist sie, die Clari-Marie; wenn einer nicht sauber ist ums Lendenstück und er will etwas von ihr, kann es leicht sein, daß sie ihn stehen läßt: „Wenn dir der Herrgott nicht mehr helfen will, kann ich's auch nicht!"

Kirchhofer beugte sich über seinen Fuß und

legte einen neuen Umschlag darauf. „Das versteht sie einmal, die Truttmannin," sagte er, den Fuß betrachtend, „die Geschwulst läßt schon nach."

Er schloß den Verband mit einer Nadel. Der Wirt ließ sich bei ihm am Tisch nieder.

„Einen schwachen Buben hat sie da, die Truttmannin," begann Kirchhofer die Unterhaltung von neuem.

„Ja," sagte der Wirt. Dann strich er sich über das spärliche Haar, senkte den roten großen Kopf und lachte leise in den Tisch hinein. „Er gehört nicht ihr, der Bub," tuschelte er wie einer, der ein Geheimnis erzählt. Kirchhofer schaute auf. Trachsel kniff das linke Auge ein, sein feistes Gesicht zeigte einen Ausdruck halb des Hohns, halb der Wichtigkeit. „Der gehört der andern, der Cille," sagte er.

„So — o —" sagte Kirchhofer; vieles kam ihm ins Gedächtnis zurück, was ihm an dem alten Mädchen aufgefallen war.

„Es ist lang her," fuhr der Wirt fort, „man redet jetzt nicht mehr davon im Dorf, der Clari-Marie halber schon nicht."

III

Am andern Tag war Feiertag. An den Bergen hingen leichte Nebel, der Himmel war grau, aber die Sonne stand hinter seinen dünnen Schleiern, und das Grau hatte einen feierlichen Silberglanz; hie und da blitzte es zwischen den Wolken von Licht, wie Bühnenflitter durch Vorhangrisse schimmert. Im Westen des Tals war eine seltsame Erscheinung, dort senkte sich der Himmel in rauchfarbenem Dunkel hinter die neuschneebedeckten Wildstöcke hinab: wie aus Alabaster geschlagener Zierat standen ihre Ränder vom Düster des Himmels ab. Auf ihre gewaltige Brust aber, den Wildi-Firn, floß ein unsichtbarer Sonnenstrahl, und es war, als brenne das Licht aus den Spalten des Gletschers selbst, als höbe das tote Eismeer sich atmend und leuchtend; ein Schein, fahl und schaurig und schön zugleich, lag über der weißen Warte des Tales.

Friedrich Kirchhofer, der Städter, stand unter der Tür des Gasthauses zum Löwen. Das letztere war an die Straße, halbwegs zwischen den Rothornweg und der am Talrande ragenden Kirche gestellt; von dem massigen Bau, dem neuen Gotteshaus, leitete es mit seinen weißgetünchten Mauern wohl zu den Holzhütten vom Isengrund über.

Kirchhofer stützte sich auf einen Stock.

„Ihr hättet Euch doch wohl besser tragen lassen," sagte Trachsel, der Wirt, der neben ihm stand.

Jener lachte ihn an. „Nein," sagte er, „aus dem Dorf will ich doch nicht getragen sein wie ein Halbtoter. Ebenaus geht das Gehen ganz gut. Eure Clari-Marie hat ein verdammt gutes Mittel." Damit legte er seine Hand in die Pratze des Wirts.

Der sagte ein „Ade, Herr, bald wieder, Herr," streckte den Bauch, über den ihm die offene Weste hinabhing, und trat ins Haus zurück.

Langsam schritt Kirchhofer talaus; das Gehen machte ihm Mühe, aber er suchte zu bemänteln, daß der kranke Fuß nicht sicher trat; es war ihm immer, als lachte das Bergvolk hinter ihm: Bleib daheim mit deinen weichen Knochen! Als er wenige Schritte vom Gasthaus entfernt war, hob auf dem schweren Kirchturm ein Läuten an. Männer und Weiber im Feiertagsstaat begannen ihn zu überholen, schwere und schwerfällige Gestalten, die, den Oberleib schon wie in einer Art Andacht vornüberhangend, der Kirche zutrotteten. „Tag," grüßten sie, wenn sie an ihm vorübergingen. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, als käme jemand hinter ihm her, immer gleich Schritt haltend, um ihn nicht zu überholen. Erst ging er seines Weges, dann wurde ihm der Nachfolger unbequem. Er sah sich um und erkannte die Cille, die, den durch ein schwarzes Spitzentuch geschützten Kopf gesenkt, auf die andre Seite der Straße ging und tat, als achtete sie seiner nicht. Er hob an, so gut er konnte rascher zu gehen. Er war jetzt der Kirche ganz nah; die Glockentöne waren so laut, daß das Tal von ihnen erfüllt war; der Erzklang strömte den Weg auswärts, es war, als trüge er ihn, Kirchhofer, mit sich. Das Herz schwoll ihm in der Brust; er schritt leichter, freier, fast schmerzlos. Drüben am Wegrand, wo die Straße sich jäh zum See hinab senkte, standen zwei Männer mit der Bahre, seiner harrend. Da hörte er einen Ruf hinter sich, leise, hastig, die Stimme zitterte in qualvoller Scheu und war spröd und rauh. Ehe er sich umwenden konnte, trat die Cille von hinten an seine Seite. Es war ihm, als glitte ein Schatten neben ihn. Eckig, hoch und doch gebeugt, mahnte sie ihn an einen dürren Baum, dessen Krone eine Last niederzog.

Sie räusperte sich. „Tag," sagte sie dann. „Etwas fragen habe ich Euch wollen, Herr," fuhr sie stockend fort, als er ihren Gruß erwidert hatte.

„Nun," munterte er unwillkürlich auf, als sie wieder innehielt, und er sah, daß eine Gewalt in ihr arbeitete, obwohl ihr Gesicht reglos und bleich blieb.

„Der Jaun, der Bub," stieß sie nun hervor und hob einen Augenblick die unter den starken Brauen fast düster blickenden Augen. Sie hatten einen sonderbaren Ausdruck von Hilflosigkeit. „Der — Ihr," stotterte sie weiter. „Ihr habt gemeint — in der Stadt käme der Jaun eher fort. Wüßtet Ihr jetzt nicht etwas für ihn, etwas, wo — wo er etwas lernen könnte?"

Er mußte fast lachen ob der Jachheit, mit

der sie ihn, den Wildfremden, mit einer Bitte ansprang. Da war es ihm, als durchrinne ein Zittern ihre lange, zähe Gestalt; es kam ihm eine Ahnung, was der Weg und die Stunde sie kosteten. „Ja," sagte er sinnend, „so — so schnell läßt sich das nicht sagen. Aber überlegen will ich mir's schon."

„So irgendwohin zum Schreiber oder — so — so, wie man sagt, auf ein Bureau," half sie nach.

Er nickte. „Wenn mir etwas einfällt, oder wenn ich etwas finde, schreibe ich," sagte er.

Da trat sie aufatmend einen Schritt von ihm zurück. „So sage ich Dank," sprach sie, und dann, als er schon zum Abschied am Hut rückte, fuhr ihr ein roter Schein übers Gesicht, der erlosch, wie er gekommen, und sie sagte hastiger: „Schreibet dann nicht an mich, schreibet nur der Schwester, der Clari-Marie, ich sage ihr davon."

„Gut," gab er Bescheid. „Frau Clari-Marie Truttmann," sagte er vor sich hin, den Namen in ein Notizbuch zeichnend.

„Schreibet nur: An die Clari-Marie im Isengrund," fiel ihm die Cille ins Wort. Auch jetzt wieder hörte er aus ihrer kurzen Rede mehr als sie sagte: der Clari-Marie mußte der Name ihres verstorbenen Mannes nicht lieb sein.

Sie gingen jetzt mit kurzem Gruß auseinander. Kirchhofer erreichte die Männer, den Jacki, den Führer, und seinen Buben, einen weißblonden mit starken Gliedern und glattem Gesicht.

„Wie geht das Gehen?" fragte Jacki mit stummem Lachen.

Kirchhofer ließ sich auf die Bahre nieder und atmete auf. „Jetzt lasse ich mich lieber tragen," sagte er.

Dann faßten sie die Bahre und stiegen mit ihm die steile Felsstraße hinab zum See. Der Städter sah in die Weite, das heimliche Silberleuchten lag noch immer rings auf allem Land, nur der See stand schwarz, von Wellen gekräuselt und dampfend in der Tiefe. Kirchhofer aber wurde das Bild der Cille nicht los, wie die zähe, eckige Gestalt dahergekommen war, in Wesen und Art ein Stück lebendig gewordener Stein und doch ein Weib, dem Feuer versteckt irgendwo in der Seele loderte. Das Bild des bleichen Buben trat hinzu, der in der Bergrauheit verkümmerte. Und es faßte ihn ein Mitleid für den.

*

Die Kirche von Isengrund war gefüllt. In der schönen, klaren, säulengetragenen Halle standen die Männer und Weiber, ein seltsames Geschlecht. Sie standen in dunkeln Feiertagskleidern, die Männer in Schafwollstoffen, die Weiber zumeist in schwarzem schlichten Gewand. An den Männern war, wie sie Reihe an Reihe hintereinander den Segen des Pfarrers über sich ergehen ließen, eine langsame Wucht; wie eine Herde Stiere standen sie da, schwer; hätte einer vor ihnen gestanden, möchte ihn unwillkürlich ein Bangen angekommen sein: wenn sie vorwärts stampfen und dich zertreten! Unter den Weibern waren viele, die Arbeit und Mühe vornüber gezwungen, viele waren plump, klein, einige ragten hoch und hager und hart aus den Reihen, junge Mädchen waren darunter, zierlich, schlank, mit runden Gesichtern und schwerem, reichem Haar.

Der Pfarrherr ging mit dem Weihwedel durch den Gang, der die Männer- und Weiberseite schied; ein Chorbub trug ihm das Weihwasser; die schweren Schuhe, auf denen der Bub hinter dem Geistlichen herschritt, machten die Steinfliesen dröhnen. Der Pfarrherr hatte das Meßkleid abgelegt, trug nur sein bis an die Schuhe reichendes schwarzes Gewand, das um die Hüften eine Schärpe schnürte. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mensch, trug eine altväterische Brille auf der knolligen und geröteten Nase, über der Brille strebten wie ein Bündel Spieße die Falten zwischen den dünnen Brauen hinauf in die kirchturmspitze Stirn. Wie er so durch die Reihen seiner Gemeinde schritt, hatte er einen schiebenden, sonderbaren Gang; seine Füße waren nach innen gerichtet, so daß er gleichsam immer mit dem einen über den andern stieg, die Bewegungen seiner Arme aber und seines Körpers waren von einer feierlichen, salbungsvollen Gemessenheit. Durch den Gang zurückkehrend, wendete er sich und machte das Kreuzzeichen über den Andächtigen, dann traten die Weiber aus den Stühlen, ihnen folgten die Männer. Draußen vor der Kirche lag ein heißer Glanz auf den Granitplatten des Vorhofes; die Sonne meisterte immer mehr die Nebelschleier. In diesen Schein hinein quoll die schwarze Schar der Kirchgänger; in einen Knäuel geballt kamen sie aus der Tür gestolpert, der Knäuel zerriß, bald liefen die schwarzen Menschenreihen wie Faden der geraden weißen Straße entlang dem Dorf zu. Eine kleine Schar von Weibern blieb zur Rechten des Kircheneingangs stehen; nach und nach fanden sie sich so zusammen, die Clari-Marie und die Cille waren die ersten am Platze. Zu ihnen trat die Furrerin, dem Rottalbauern sein Weib, die ging wie die andern in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch und brauchte nicht auszuläuten, daß sie eine Zieglerin sei. Sie glich der Cille und glich der Clari-Marie; worin, war schwer zu sagen; jeder Zug ihres hageren Gesichts schien anders, und doch war das ganze gleich. Schärfer waren seine Linien, Kinn und Nase liefen seltsam spitz zu; ihre Augen waren schwarz und glänzend, fast schön. Sie war die Jüngste und die Kleinste; aber jung war sie doch nicht mehr.

Eine vierte trat an die Seite der andern; die Kirche war schon fast leer, als sie heranwatschelte.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, München

Trauben

Nach dem Gemälde von Leopold Schmutzler (München)

Ein paar Weiber, die nach ihr kamen, sagten ein „Gut Tag, Viktorine," als sie an ihr vorübergingen. „Gut Tag" gab die Viktorine Ziegler, die Pfarrmagd, mit einer schrillen Stimme zurück. „Gut Tag" grüßten die Weiber zu den übrigen dreien hinüber, heimsten den Gegengruß ein und tappten davon. Dann tauschten die vier Schwestern zwei, drei Worte, kurz, karg, nicht laut, und machten sich auf den Weg, sie teilten sich auf der Straße; zwei gingen diesseits, zwei jenseits am Rand. Die Clari-Marie und die Viktorine schritten je vorauf. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen, sahen nach der Kirchentür zurück; als sie dort den Pfarrherrn heraustreten sahen, setzten sie ihren Weg fort. Die Clari-Marie und die Cille herseits gingen mit gesenkten Köpfen, gingen heim, wie sie hergegangen, die andern beiden verfielen in ein Gespräch, reckten dabei die Hälse und warfen sich die Worte mit sonderbar gleichen hohen Tönen zu; es scholl fast, als ob sie stritten. Und noch eines war sonderbar. Die Pfarrmagd, die Truttmannin und die Cille trugen ein Gewand, das sonntäglicher war als das der Furrerin; die ging schwarz wie die andern, aber das Schwarz war alt und schimmerte grünlich; seltsam hungrig sah die Furrerin neben den Schwestern aus.

So aber gingen die vier immer vom Kirchgang heim. Im Isengrund wußte es keiner anders. Wo sie einem begegneten, rückte er den Hut; aber er sah nur die Clari-Marie an, wenn er grüßte, obwohl die kaum den Blick vom Boden hob. Zuweilen flog auch ein Wort der beiden Schrillstimmigen zu den andern hinüber; die Cille gab kaum je Bescheid, die Clari-Marie sprach manchmal. Wenn sie redete, war es, als würden die Schritte der andern kürzer und duckten sich ihre Hälse; vielleicht aber schien es nur so.

Nach einer Weile kam der Pfarrherr von hinten über sie. Sie drehten sich und ließen ihn in der Mitte der Straße herankommen.

„Tag, Herr Pfarrer," grüßten sie, nur die Pfarrmagd schwieg.

Der Pfarrherr hob das Barett vom halbkahlen Schädel mit einer langsamen Handbewegung, als grüßte er einen Würdenträger seiner Kirche. Dabei leuchtete aber sein rasiertes Gesicht in ein breites Lachen auf, sein Mund öffnete sich und zeigte eine Menge schlechter Zähne. Als sein Auge dem der Clari-Marie begegnete, schlich sich' ein Unbehagen in die süße Freundlichkeit seiner Züge, so als störe ihn ihr scharfer und klarer Blick, der geradeswegs mit schuldiger Demut und doch mit forschender Offenheit in seine kleinen wässerigen Augen traf. Es hob dann ein Gespräch an, in das alle einstimmten; sie sprachen über dies und das, bloß die Cille sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Der Pfarrherr hatte auch im Reden dieselbe Gemessenheit und Feierlichkeit wie in seinen Bewegungen und sprach vom Wetter und den alltäglichsten Dingen mit gleich ernster Gewichtigkeit, als predige er über irdisches und ewiges Heil.

An der Stelle, wo der Rothornweg in die Dorfstraße einbog, trennten der Pfarrherr und die Viktorine sich von den übrigen; das Pfarrhaus lag ganz am jenseitigen Dorfende, der alten, außer Gebrauch gesetzten Kapelle zuneben; denn als die vom Isengrund das neue Gotteshaus gebaut hatten, hatte das Geld nicht gereicht, auch des Pfarrherrn Behausung mit hinaus auf die freie Höhe zu nehmen.

„Der Pfarrer vom Isengrund verdient sich sein Mittagsbrot mit Laufen," sagte der Hochwürdige, als er das Barett in langsamem Bogen lüftete und wieder aufsetzte; es war dasselbe, was er jeden Sonntag und an derselben Straßenstelle sprach, und die andern lachten dasselbe Lachen wie immer dazu.

Die Pfarrmagd reichte den Schwestern die Hand; während die der andern hart und glasig sich anfaßten, war die ihre feist und rund wie das ganze Weibswesen. Die Clari-Marie wendete sich kurz, die stille Cille folgte ihr, die Furrerin hatte noch mit der Viktorine zu tuscheln. Als sie auseinandergingen, trug das gelbe Gesicht der Rottalbäuerin einen zufriedenen Zug; die Schwester hatte sie zum Nachmittagskaffee geladen und die Furrerin aß gern an andrer Tisch. Die Schwestern waren ihr um ein paar Schritte vorausgekommen, sie setzte zu rascherem Steigen an; da klang ihr ein „Trini, so wart'!" in die Ohren, und dann kam ihr Mann, der Furrer, hinter ihr hergegangen, hinter dem sich eben die Tür einer jenseits der Dorfstraße liegenden Schenke zugetan hatte. Er war ein steiler Mensch; mit den eckigen Schultern ragte er weit über den vogelartig schmalen Kopf seines Weibes hinaus; er hatte eine drollige Art, den langen Oberkörper zurückzuziehen und vorzustoßen, so daß er einen Gang wie ein Straußenvogel hatte.

„Hast jetzt Holz gekauft?" fragte die Frau, als sie nebeneinander berganstiegen.

„Nichts ist zu machen, alles zu teuer," knurrte er und stieß einen Fluch durch die Zähne; dabei war sein Gesicht gelb wie das seines Weibes, aber es mochte immer so sein; denn er sah krank aus, die Backenknochen standen knorrig heraus und die Haut hing schlaff an ihnen herab, die Augen, die finster und scheu waren, lagen tief, auch fügten die schwarzen dichten Bartstoppeln, daß der nackte Teil des Gesichtes fahler schien.

Die Clari-Marie war auf der Schwelle ihres Hauses stehen geblieben, bis der Furrer und sein Weib herankamen.

„Tag, Schwager," grüßte sie den Mann. „Was ist?" munterte sie auf, als sie den Aerger in seinen Zügen sitzen sah.

Statt seiner gab sein Weib Bescheid: „Holz hat er kaufen wollen, aber wer soll kaufen heutzutage! Das Blut ziehen sie einem aus dem Leibe, so ziehen sie."

Die Clari-Marie antwortete mit leisem Spott: „Bah, ganz umsonst kann einer nicht kaufen."

Da brach die Furrerin in ein Jammern über die schlechten Zeiten aus, der Bauer aber reckte mit einem tiefen Aufschnaufen die lange Gestalt, die zäh und kräftig war wie wenige, und sagte:

„Meinst, ich will ewig stehen bleiben, wo ich stehe! Arbeiten tue ich und gern und viel, aber es soll um etwas sein; wenn ich alt bin, will ich etwas auf der Sparkasse haben!" „Und ein paar Gülten im Haus," fiel die Furrerin ein. „Und das Haus will ich frei haben," fügte er wiederum hinzu. „Faulheit kann uns keiner vorwerfen," fuhr sein Weib fort; „es hätte schon lang einen Knecht leiden mögen, was er" — sie wies auf ihren Mann — „allein schafft."

„Ja, ja," nickte die Clari-Marie, und ihre Augen ruhten mit einer Art Anhänglichkeit auf den beiden; von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit derer im Rottalgut erzählten sie Wunder im Dorf. „Ja, ja," wiederholte sie und grüßte: „So, ade." Damit trat sie in die Tür.

Der Furrer und sein Weib stiegen langsam den Rothornweg hinan, voran er, die Frau wie sein kleiner Schatten hinter ihm.

Die Clari-Marie, die in die Wohnstube trat, überfiel der Ziegler, der mit seinem Weibe am Ofen saß, mit Fragen. „Wer ist in der Kirche gewesen? Wen hast gesehen? Hast geredet mit dem und dem?"

Sie trat zum Tisch, den die Cille deckte. „Die vom Rottal sind mit mir heraufgegangen," sagte sie halb mechanisch dem Alten zur Antwort. Dann schien ihr ein Gedanke aufzuspringen. „Schier gar zu schäbig geht sie doch herum, die Trini," sagte sie, blieb stehen wo sie stand und sah die Cille an.

„Laß sie sparen, wenn sie sparen will," gab diese zurück.

Töni, der Gesell, mischte sich ein, der mit Jaun, dem Buben, hinter dem Tisch saß. „Was der Furrer schafft!" sagte er. „Zugesehen habe ich ihm, die zwei Tage, die ich oben am Gaden mitgeholfen habe! Wie den habe ich noch keinen werken gesehen."

„Arbeiten kann er," sagte die Clari-Marie sinnend, „aber —"

Sie vollendete nicht. Einen Augenblick stand sie noch und hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten, dann half sie den Tisch rüsten.

„Laß sie doch sparen, so laß sie," eiferte der Cille zum Echo mit vorgestrecktem Halse der Ziegler vom Ofen her.

„Jere-ja—jere-ja," stammelte im Jammerton sein Weib.

IV

Im Dorf war ein altes reiches Weib gestorben. Die Clari-Marie schlug ihr schönstes Beschläg an den Sarg. Töni, der Gesell, legte die reichsten Schablonen auf und malte die fertige Kiste bunt. Als die Clari-Marie mit aufgestülpten Aermeln, den rauhen Stoff ihres dunkeln Gewandes voll Staub, aus der Werkstatt kam, trat der Briefträger aus dem Hause.

„Lug, bist du bei uns gewesen?" fragte die Truttmannin; der Briefträger hatte nicht viel in ihrem Hause zu suchen.

„Ja," lachte mit breitem Grinsen der junge Bursche, rückte die Kappe und ging.

Die Clari-Marie trat in die Stube und fand die Cille am Tische stehen, einen geschlossenen Brief in Händen. Sie zuckte zusammen, als die Tür ging, und machte eine Bewegung, als müßte sie den Brief wegwerfen; dann sah sie sich entdeckt, legte ihn langsam auf den Tisch zurück und trat zu ihrem Nähzeug; aber ihre Hand hatte gezittert.

Es war noch früh am Tag; die beiden Alten lagen noch in ihrer Kammer, Jaun, der Bub, war mit den Ziegen aus; die Schwestern waren allein.

„Für mich?" fragte die Clari-Marie, als sie den Brief aufnahm und die Aufschrift las. „Aus St. Felix," setzte sie, den Stempel musternd, hinzu.

Da wendete sich die Cille nach ihr um, mit der einen dürren Hand stützte sie sich auf die Tischecke. Sie schien sich aufrichten zu wollen, aber ihr Blick blieb am Boden haften und in ihrer steifen aufrechten Haltung war nur Demut und Gedrücktheit.

„Von dem Herrn wird er sein, der Brief, von dem Stadtherrn, der vor Wochen mit dem Jacki am Rothorn gewesen ist," sagte sie mit heiserer Stimme.

„Von dem?" fragte erstaunt die andre. Sie sah auf und die Cille groß an; ein Zug von Strenge kam in ihr Gesicht, jeder Muskel spannte sich seltsam; dann war es, als straffte sich die ganze Gestalt, selbst über die vollen Arme, deren Muskeln hart waren wie die eines Mannes, lief eine Bewegung, als zöge Sehne um Sehne sich fester. So sah der und jener vom Isengrund die Clari-Marie manchmal, wenn sie seinem Weibe eine schwere Hilfe leistete. Sie erbrach den Brief; aber noch ehe sie lesen konnte, fuhr die Cille zu sprechen weiter.

„Ich habe ihm von dem Jaun gesagt, dem Herrn."

Die Clari-Marie sah sie gerade an, immer an.

„Er — er hat doch gesehen damals, wie der Jaun gefallen ist — da — da im Gang," fuhr die Cille fort. Obwohl sie sich nicht regte, war es, als winde sie sich unter den Blicken der

Schwester. „Ob er in der Stadt nichts für ihn weiß, habe ich ihn gefragt," stieß sie endlich hervor, als die Clari-Marie noch immer schwieg.

Nun las diese den Brief. „Da," sagte sie nachher und legte ihn der Cille hin, „mach's mit ihm aus." Als wäre nichts Neues geschehen, fing sie an, sich in der Stube zu schaffen zu machen.

Auch die Cille las; sie setzte sich an den Tisch nachher und sann nach. „Was meinst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich?" gab die andre zurück, „ich sage kein Wort dazu. Machen kannst, wie du willst!"

„Er paßt nicht da herauf," sagte die Cille in demselben gequälten Ton, in dem sie schon lange sprach. Die andre ging schweigend ab und zu. „Er hat Freude, etwas zu lernen," hob jene wieder an; und wieder gab die Clari-Marie nicht Antwort. Da nahm die Cille den Brief von neuem auf und las ihn und las, daß Friedrich Kirchhofer, der Apotheker von St. Felix, der Clari-Marie schrieb:

„Eure Schwester sagt, daß Jaun, der Bub, beim Lehrer vom Isengrund und beim Pfarrherrn wacker gelernt hat. Ich kann einen Burschen brauchen, der mir Gehilfendienste leistet, nebenbei will ich den Buben hier einen Unterricht besuchen lassen, der ihn weiter bringt. Wenn er recht tut, kann er hier etwas Rechtes werden."

Sie staunte noch in das Briefblatt hinein, als die Clari-Marie plötzlich zu ihr hintrat, ganz nahe, und mit ihrer harten Stimme sagte: „Hast daran gedacht, daß du ihn in eine Stadt geben willst! Weißt doch, wie sie in den Städten sind, vergnügungssüchtig, lau; an den Herrgott denkt keiner! Wer weiß, ob er dir nur in die Kirche kann, der Jaun, in dem St. Felix!"

Die Cille saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin.

„Hast daran gedacht," fuhr die Clari-Marie fort, „daß der Vater und die Mutter nicht lang mehr da sein werden? Du und ich, wir sind keine große Gesellschaft."

Die Cille legte die langen hageren Arme auf den Tisch. Die Finger griffen ineinander und wanden sich. „Meinst, ich lasse ihn gern fort?" sagte sie, und es klang, als ob sie engen Atem hätte. Die Clari-Marie wandte sich ab und ging. Da erhob auch die andre sich, den Brief steckte sie ein.

Dann kam die Zeit des Frühbrots. Die Clari-Marie holte die Alten aus ihren Schlafstätten; derzeit saß und aß und ging die Cille wie in einem Traum. So in einem Traum, grübelnd, für und wider wägend verbrachte sie den Tag. Der Tag war aber lang für eine wie sie, die die engen vier Wände nur selten verließ, seit — nun — seit etwas in ihrem Leben — knack — entzwei gegangen war. Drei-, vier-, fünfmal kamen Leute der Clari-Marie wegen. „Jesses, der kleine Bruder will sterben, sie soll kommen, die Clari-Marie!" So drängte ein Bub, der atemlos in die Stube hereinfuhr! Und die Clari-Marie ging und war noch nicht zurück, als die nächste kam, ein altes Weib: „Sagen habe ich wollen der Clari-Marie, daß ich wieder laufen kann, seit sie mir das Einreibzeug gegeben! Danken habe ich ihr wollen." Und ein dritter trat ein: „Auch gar nichts anzuziehen haben wir dem Kind zur Taufe am Sonntag und — und — fragen möchte ich die Clari-Marie, ob sie nicht ein Jäcklein hat, ein gestricktes?" Mit ähnlichen Anliegen kamen der vierte und fünfte. Aber das machte den Tag nicht kürzer, das war nicht neu, geschah so jahraus, jahrein, solange nun die Clari-Marie schon die Barmherzige vom Isengrund war.

*

Am Nachmittag war es und zu einer Stunde, da die Clari-Marie soeben von einem Ausgang nach Hause kam, daß die Furrerkinder ins Haus gefahren kamen, wild wie ein Wirbelwind und lachend.

„Hoho," schmälte die Clari-Marie, die jetzt ihr Kopftuch ablegte und sich an den Tisch setzte, wo ihr ein Krüglein Milch bereit stand; ihr Gesicht war aber hell trotz ihres Schmälens. „Woher kommt ihr?" fragte sie.

Der Furrerbub, der Hansi, gab Bescheid, und seine hellbraunen Augen glänzten und leuchteten zur Rede. „Von der Schule kommen wir, daheim ist niemand, der Vater und die Mutter sind um Holz aus talab!"

„So sind wir halt hergelaufen," ergänzte die kleine Severina, das feine Kind, das der Rottalbäurin schmales Gesicht hatte und ihre schönen glänzenden Augen, aber alles viel anders, so daß sein Gesicht gegen das der Mutter war wie ein Kunstwerk gegen eine Stümperarbeit.

Die Clari-Marie aß und hieß die Kinder sich setzen. „Seid ihr recht gewesen in der Schule?" fragte sie.

„Ja, ja," lachte der braune Hansi. Dabei fiel sein Blick hungrig auf das Brot, das auf dem Tisch lag. Auch die Severina hing ihre dunkeln, heißen Augen daran. „Gebt uns auch etwas zu essen, Base," platzte der Hansi plötzlich heraus. Er lachte dazu, aber aus seinem Blick, der klar und ehrlich war wie der lichte Tag, leuchtete es wie Gier.

„Jesses," sagte die Clari-Marie; sie sah den Hunger in den Augen der Kinder. Schmalwangig waren die immer gewesen; aber dann — ihre Mutter war es auch und ihr Vater war dürr wie einer; daß sie hungern könnten, war ihr nie eingefallen. Erregung verschlug ihr den Atem.

„Habt ihr denn nicht gegessen?" fragte sie, „zu Mittag gegessen, meine ich?"

„Schwarzen Kaffee gibt es daheim am Morgen," sagte der Hansi. „Weil wir zum Mittag nicht

haben heimgehen können, hat uns die Mutter Brot mitgegeben."

„Aber ich habe meines schon am Morgen gegessen," fiel die Severina geschwätzig ein.

Die Clari-Marie schnitt zwei mächtige Stücke Brot für die Kinder, dann stand sie auf, ging hinaus und kam wieder mit einer Schüssel Milch, die setzte sie auf den Tisch und legte zwei Löffel hinein. „Jetzt esset," sagte sie.

Die Kinder aßen und schwatzten und lachten; sie weckten den Ziegler und sein Weib, die aneinander gelehnt am Ofen gedußelt hatten.

„Des Trinis Kinder," sagte der Ziegler, den Hals vorgestreckt. „Und sagt keines ‚Tag'," schalt er halb ernsthaft, halb mit gutmütigem Lachen.

„Jere-ja," jammerte sein Weib, „wer denkt an uns?"

Da hatten die Kinder die Schüssel geleert und kamen vom Tisch weg zu den Alten, setzten sich neben sie auf die Ofenbank, sagten das „Tag" und trieben Scherz und staunten verstohlen in die greisen, lederfarbenen Gesichter.

„Warum habt Ihr so kleine Augen, Großmutter?" fragte die Severina und tippte der Zieglerin in die vertrockneten Augenwinkel; es war etwas, was das Kind immer tat, wenn es die Alte sah, „Ihr seht ja nichts mehr," lispelte es ängstlich.

„Jere-ja," sagte das alte Weib und dann rann es wie zwei dünne Wässerlein aus den halberstorbenen Augen. Darauf saßen sie alle einen Augenblick ganz still, der Ziegler hatte den Hansi, sein Weib das Mädchen bei der Hand; so waren sie eine seltsame Gruppe. Der Ziegler, der fast ertrank in seinem rauhen weiten Anzug, das Weib mit dem kleinen Kopf und dem Leib, der nur ein Bündel brauner, zertragener Kleider schien, auf der andern Seite der zwölfjährige Bub, groß, schlank, von zähen Gliedern, das Haar kraus und stark, eine weiße Strähne mitten darin, die Wangen aber schlaff und fahl, wie sie in den dumpfen, niederen Stuben sich färben. Der Hansi trug ein enges, verschlissenes Gewand, Knie und Wade hatten der Hose ihre Form gegeben, wo der nackte, in der Holzsandale steckende Fuß heraustrat, hingen die Fetzen herab. Die Severina, die sechsjährige, die im ersten Jahr in die Schule ging, hatte den rotbraunen Rock schon vor zwei Jahren getragen; er reichte kaum über die Knie, das Loch, das über der Ferse im rauhen grauen Strumpfe saß, hätte er doch nicht zu decken vermocht. Aber die Severina war eine, wie sie in feine Kleider unter Stadtleute passen, eine mit weichen Gliedern und Zügen wie die Elfenbeinenglein, die sie zu Einsiedeln feilhalten.

Der Severina wurde zuerst die Zeit am Ofen lang; sie schoß plötzlich von der Großmutter weg und der Cille nach, die nach der Küche ging. Da stand auch der Hansi auf, steckte die Hände in die Taschen und drückte sich an den Wänden hin, ins Leere staunend.

„Willst mit?" fragte die Clari-Marie, und nahm ihn mit nach der Werkstatt hinüber.

Es war nah an Dunkelwerden, als die Kinder mit dem Schulzeug vom Hause weg und heimschritten. Die Clari-Marie stand in der Haustür und schaute wie in Sinnen ihnen nach. Als sie um die Ecke verschwunden waren, trat sie in den Flur zurück. Die Cille stand hinter ihr. Zu der sagte sie plötzlich: „Wenn er fortgeht, der Jaun, bei Gott, ich — wir nehmen die zwei in Kost, den Hansi und das Kind!"

„Die im Rottal werden froh sein," sagte die Cille bitter. Dann wendete sie sich der Stube zu. Hier sah sie geraume Zeit später von einer Arbeit auf, die sie zur Hand genommen. „Ich will ihn schicken, den Jaun — nach St. Felix," sagte sie plötzlich zaghaft zu der Clari-Marie. „Es ist mir — ich soll." Es klang noch wie eine Frage. Die Clari-Marie aber gab keine Antwort.

*

Jaun Ziegler, der Bub, saß an diesem Tage im Bohnenwald oben bei den Dorfziegen. Sonst hütete diese des Jeretönis Bub, einer der ärmsten im Isengrund, der hatte heute eine Abhaltung; so war der Jaun dazu gekommen, den sie gern da und dort zur Aushilfe holten, weil er es umsonst tat und weil es hieß, daß er immer Zeit hätte. Der Bohnenwald war der Baumkranz, der um den kahlen, weißen Schädel des Rothorns lief. Ob den Schroffen hob er an, deren Fuß der Vierländersee netzte, und reichte weit ins Tal hinein, bis wo das öde, schmale Hochalptal zwischen die Rothorngruppe und die Wildstöcke hineinschnitt. Unter dem Walde lagen die Weiden, unterhalb der Weiden, tief im Grund, stand das Dorf und rann der Alpbach. Am Waldsaum, auf einer Bergrippe, lag das Rottalhaus und in einer Lücke des Waldes, auf vorspringendem Fels, stand die Scharfegghütte, dem Wipfli, dem Strahler, seine Behausung. Aber der Jaun hütete unterhalb der Stämme, die den Fuß dieses Felsens umstanden. Die Sonne warf Gold über Gold an die graue Felsbrust, weißes Mooswerk leuchtete wie Flammen, warmer Schein lag so über den Stein gegossen, daß es schien, als rinne sanftes, goldklares Wasser wellenlos und still über ihn nieder. Auf den grünen Tannennadeln lag es heiß, auch Jauns unbedecktes langes Haar glänzte. Der Bub hatte ein altes Buch mit losen Blättern auf dem Knie liegen, ein Papierfetzen lag darauf, mit einem Bleistift malte er in gerader schöner Handschrift ein Wort nach dem andern darauf. Seine Ziegen verloren sich hinauf unter die Waldstämme. Er trug eine schwarze Hose, vom Pfarrherrn ererbt, von der Cille zurechtgeschneidert, eine gleichfarbige Weste hing ihm schlapp und offen an beiden

Seiten nieder, lose saß ihm das Hemd; die gelbweiße Brust schimmerte hindurch, wo es vom Halse abwärts offen stand, blutlos und bleich wie diese waren der hagere Hals und die spinndürren Beine, wo sie nackt aus der dunkeln Hose ragten.

„Tag," sagte ein Stimmlein hinter dem Jaun. Er wendete langsam den schmalen Kopf, seine kohlschwarzen Augen suchten mit dem halb schläfrigen, halb zerfahrenen Blick irgendwo in der Walddämmerung. Als dicht über ihm die Gisler-Claudi, das Buckeli, am Felsen vorbei zu ihm hinabgeklettert kam, fuhren seine sonderbar hochbogig geschwungenen schwarzen Brauen zusammen.

„Tag," sagte er verdrossen und bückte sich wieder über sein Papier.

Das Buckeli setzte sich und rutschte neben ihn, ohne weiter zu reden. Ein Holzbündel rollte ihr nach, blieb aber dann ein Stück über ihr liegen. Das Mädchen zog die nackten, braunen Beine unter den dünnen, armseligen Rock, schlang die Arme um die Knie und sah in den sonnigen Talgrund hinab, sah dann nach den östlichen Bergen, deren Ränder, wo der Himmel sie grenzte, silberne Säume trugen; dabei drückte es die braunen, großmächtigen Augen um ein weniges zusammen, daß sie waren, wie die andrer Leute; ganz zuletzt drehte sie sich nach Jaun, dem Buben, um. „Was machst?" fragte sie.

Er tat, als hörte er nicht. Sie aber lehnte sich ohne Scheu an ihn, so daß ihr kleines, festes Kinn sich an seinen Arm drückte, und buchstabierte leise an seiner Schreiberei herum.

„Du, das kann ich nicht lesen," sagte sie endlich.

„Lateinisch," sagte er; es klang nicht mürrisch, nur gleichgültig; dabei sah er vor sich in den Grasgrund.

„Wie der Pfarrer bei der Messe redet?"

„Ja."

„Du?" begann das Claudi wieder, so von der Seite her, „wirst du auch ein Pfarrer?"

Da sah er sie an, spöttisch und überlegen lachend: „Nein," sagte er.

„Was dann?" fragte sein Quälgeist.

Er steckte die Schreiberei ein, gähnte und sah auf den Grasgrund; Bescheid gab er nicht.

„Ein Strahler kannst nicht werden," hob die Claudi gleich nachher wieder an.

„Warum?" fragte er.

Sie schaute auf seine Spinnenbeine. „Warum bist auch so elend?" fragte sie, statt zu antworten.

Er schwieg dazu, und dann war es still zwischen beiden.

Die Claudi sprach zuerst wieder. Sie schaute wiederum dort hinaus, wo hinter der Kirche vom Isengrund nur blaue, sonnenzitternde Luft war.

„Dort sind Städte, sagt der Vater," hob sie an; dabei wies die rauhe Hand in die Blauluft hinein.

Der Jaun murrte etwas, das ein Ja oder ein Nein sein konnte.

„Um in einer Stadt zu leben, braucht einer nicht stark zu sein," sagte die Claudi, und nach einer Pause, während der der andre sein Vorsichhinstaunen nicht ließ, „du, — wolltest nicht in einer Stadt sein, du?"

„Doch," sagte er da, dann war es, als lebe er auf. „Der Lehrer, weißt, der Tresch," sagte er halb obenhin, halb wärmer werdend, „der hat in der Stadt gelernt. Ein Lehrer — so einer wie der Tresch möchte ich schon werden in einer Stadt."

„Du darfst aber nicht, gelt?"

„Nein!" Er schnaufte, und beim Schnaufen zitterte ein Seufzen mit.

„Wegen der Clari-Marie, gelt?"

Darauf antwortete er nicht.

Das geschwätzige Kind fragte weiter: „Ist sie eine Böse, gelt?"

Aber er wendete sich, ohne Bescheid zu geben, ab, stand auf und stieg den Ziegen nach.

Das braune, kleine Ding saß noch eine Weile blinzelnd in der Sonne, ein sonderbares Häuflein Menschenleib, die Brust zusammengeschoben, den Rücken hoch, den Hals kurz. Das Gesicht war rund. Die braunen Haare, die eine rohe, braunrote Schnur von der Stirn zurückhielt, fielen mit den sich leicht ringelnden Spitzen weich auf den verwachsenen Rücken. Nase und Mund waren zierlich und klein, die Stirn stand vor, darum lagen die Augen, über die die Brauen ebenmäßig hingezeichnet standen, tief im Kopf. Sie blickten scheu und doch neugierig, traurig und doch keck, klug aber vor allem.

„Claudi!" kam der langgezogene Schrei einer Männerstimme hoch aus dem Walde herab. Da krabbelte das Kind sich auf die nackten, erdbraunen Füße, hockte sich das Reisigbündel auf, jauchzte ein „Ja—a" hinauf in den Wald und stieg in der Richtung davon, aus der der Ruf geklungen hatte.

Jaun, der Bub, trat aus den Waldstämmen, als die Claudi weit rechts von ihm darunter verschwand. Er ging an die Stelle zurück, wo er vorher gesessen, streckte die dürren Glieder und sann, sann über die Städte, die talzu im Blauen lagen, und daß es dort besser wäre als unter den Steinen im Isengrund. Und als er an dem Tag heim kam, sagte die Cille ihm das Große und Neue an:

„Nach der Stadt kommst jetzt, Bub, nach St. Felix. Der Herr will dich nehmen, der Apotheker."

V

Das war am Vorabend, ehe Jaun, der Bub, vom Isengrund fort sollte nach der Stadt. Die Cille kam aus seiner Kammer und hatte seine

Habseligkeiten in eine Kiste gepackt, sie war bleich, erregt; es mochte vom vielen Bücken sein. Auch plagte sie Unruhe; denn sie ging aus der Stube in die Küche, aus der Küche wieder in die Stube, und so hin und her, und nirgends hatte sie groß Arbeit. Zweimal lief sie noch gegen die Werkstatt hinüber, wo die Clari-Marie mit dem Töni an der Arbeit stand, kehrte aber halben Weges wieder um, als reue sie etwas. Beim drittenmal trat sie dort auf die Schwelle.

„Was ist?" fragte die Clari-Marie; zum Zusehen kam die Cille nicht herüber. Diese winkte mit den Augen, daß der Töni nicht zu hören brauche, was sie zu sagen habe.

„Was ist denn?" fragte die andre noch einmal, ein wenig ungeduldig, trat neben die Schwester auf die Schwelle und klopfte den Staub aus dem Gewand. Die Cille drehte dem Werkstattinnern den Rücken.

„Allein kann er nicht gehen, der Bub! Es muß ihn eines hinbringen," sagte sie.

„So geh doch!" sagte die Clari-Marie.

„Willst — willst nicht —"

„Ich?" unterbrach sie die Clari-Marie, „wenn's ums Leben geht, gehe ich in die Stadt, sonst aber nicht!"

Die andre schwieg. Es schien, als verlange sie nach einem guten Wort. Endlich stammelte sie: „Er muß es recht bekommen, der Bub, er hat ja jetzt wieder geschrieben, der Herr, er —"

„Ja, ja, es wird wohl sein," sagte die Clari-Marie langsam, gleichgültig, wandte sich und ging an die Arbeit zurück.

So ging nachher die Cille und legte oben in der Kammer des Buben auch noch Kopftuch und Schirm für sich selber zurecht und stand und preßte die Hand vor die platte Brust und hatte ein Gefühl von Schwindel und Bangigkeit; viel kam auf einmal, viel für den langsamen Verstand einer, die zeitlebens im Isengrund gesessen: der Bub ging fort, und in die Stadt sollte sie, sie, die noch in keiner Eisenbahn gesessen und nicht mit Leuten umging!

Der Abend rückte weiter. Als es dunkel war und die Abendmahlzeit hinter ihnen lag, saßen alle, die Alten, der Jaun und der Töni, die Cille und die Clari-Marie, um den Tisch und beteten. Das taten sie immer, wenn just nichts zu besprechen war.

„So wollen wir noch eine Zeitlang beten," sagte die Clari-Marie immer; immer war sie es, die daran erinnerte, und dann betete sie mit ihrer tiefen, festen Stimme das „Vaterunser" und den englischen Gruß, und die andern murmelten nach. Ging einer hinten an der Haustür vorüber, konnte er es hören: eintöniges Murmeln vieler Stimmen, und immer wie ein Führer voraufeilend die eine, die der Clari-Marie, stark, ruhig, mit einem Tonfall, der nichts mit dem Leiern gemein hatte, das manchmal in der Kirche ging, wenn sie den Rosenkranz hersagten. Plötzlich und nicht wie eine, die sich schläfrig gebetet, hörte die Clari-Marie auch wieder auf. Während ihr Amen laut und kurz abbrach, erstarb das Murmeln der andern wie Windwehen. Dann hob jene die zwei alten Menschen, einen nach dem andern, auf wie immer und brachte sie zu Bett, wie man Kinder schlafen legt. Just am heutigen Abend fiel ihr ein, daß sie wie für Kinder sorgte. Als sie den Vater nach der Kammer trug, sagte sie mit einer Stimme, die weicher als sonst klang:

„Habt Ihr mich auch einmal so gehalten, Ihr — Vater?"

Und der Ziegler erwachte noch einmal aus halbem Schlaf und streckte den Hals und eiferte:

„Meinen will ich es, so will ich!"

Als sie nachher aus der Nebenkammer zurückkam, hatte sich der Töni nach seiner Kammer getrollt. Jaun und die Cille saßen noch hinter dem Tisch; der Bub steckte schon in den Feiertagskleidern und erzählte der letzteren, wo er im Dorf gewesen war, um Abschied zu nehmen.

Stumm setzte sich die Clari-Marie zu ihnen; einen Augenblick sah sie vor sich nieder auf die Tischplatte, dann rückte sie näher zu den zwei andern, sprach nicht, sondern hörte nur, die Arme auf den Tisch gelegt, zu, was der Bub erzählte.

„Und der Herr Pfarrer?" fragte die Cille eben den Jaun, „was hat der gesagt?"

Der Bub zuckte die Schultern. „Glück hat er mir gewünscht wie die andern," sagte er fast ungeduldig.

Da sah ihm die Clari-Marie ins Gesicht, gerade, scharf und streng. „Daß du mir in die Kirche gehst, da unten in St. Felix," sagte sie.

Der Jaun duckte sich; er versuchte die Truttmannin wohl anzusehen, aber vor ihrem Blick senkte er scheu den seinen. „Ja, ja," sagte er.

„Es ist denn noch nicht alles, wie es sein sollte, da unten in St. Felix, in den Städten überhaupt," fuhr sie fort.

„Ja, ja," machte der Jaun; dann blickte er mit seinen versonnenen Augen einmal links herum, einmal rechts herum in der Stube und drückte die verlegenen Worte heraus: „Ins Bett gehen will ich jetzt. Es — wir — wird noch früh sein, wenn wir morgen fortgehen."

Er rückte den Stuhl und stand auf. Auch die Cille erhob sich; sie schien aufzuatmen, als sie aus der Nähe der Schwester kam.

Die Clari-Marie ließ sie gehen. Als sie schon der Tür nahe waren, kramte sie in der Rocktasche.

„Gute Nacht," sagte Jaun eben.

„So komm — da," sagte da die Clari-Marie und bot ihm etwas über den Tisch hin, etwas, in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt.

Jaun kam ganz verlegen heran und griff zu. „Geld! Dank," sagte er, und es flog eine Röte durch sein fahles Gesicht, Geld hatte er noch keines im Besitz gehabt.

„Etwas für dich auf die Reise," sagte die Clari-Marie.

„Dank," stammelte er noch einmal und lachte, die Freude leuchtete ihm aus dem Gesicht, und die Cille trat neben ihn und beugte sich über ihn; blitzähnlich ging ein Freudenschimmer auch durch ihre herben Züge, es war, als wallte etwas in ihr.

„Schau, was für eine Gute!" sagte sie, sagte es zu dem Buben und meinte es für die Schwester; aber an die wagte sich ihr Dank nicht.

Die Clari-Marie stand auf: sie strich mit den Händen ihr Haar am Kopfe glatt, war wieder aufrecht und von kurzer Art und drehte die Lampe aus, noch ehe die beiden andern aus der Tür waren. Dann ging sie schlafen.

In der Nacht wurde sie ins Dorf gerufen, aber am Morgen, als es Tag geworden war, kam sie zurück, noch ehe die Cille und der Bub wegfertig waren. Bis unter die Haustür gab sie ihnen das Geleit.

„Ade," sagte der Jaun, der seine Siebensachen in einer Kiste auf der Rückengabel trug, und reichte ihr die Hand hin.

„Ade," sagte sie und wiederholte: „Hast gehört, geh fleißig in die Kirche da unten."

Aber der Bub hörte nur noch halb; er trottete schon vom Hause weg.

„Ade," sagte auch die Cille, knüpfte das Kopftuch fester und nahm den Schirm unter den Arm, dann schritt sie mit langen und langsamen Schritten, die ihren Körper wie den Stamm eines hohen Baumes wiegen machten, dem Buben nach.

Die Clari-Marie ging in die Stube; von einem der Fenster sah sie wegauswärts und sah den beiden nach, wie sie auszogen. Es war ein trockener Nebeltag, der Himmel war schwarzgrau und rings ob den Bergen standen tiefblaue Linien, die Luft war still und kalt.

Trotz der frühen Stunde trat der Löwenwirt unter die Haustür, als der Jaun und die Cille vorbei schritten. „So, geht ihr jetzt? Ade!" grüßte er.

„So, ade," sagte auch ein Knecht, der ihnen weiter weg zwischen Dorf und Kirche begegnete. Er war der letzte vom Isengrund, den Jaun lange Jahre sah. Eine Viertelstunde später stiegen sie den Felsenweg hinab, der zum Seeufer führte.

Die Clari-Marie hob zu Hause indessen ihr Tagewerk an. Die beiden Alten holte sie aus ihrer Kammer und richtete das Morgenbrot für sie und den Gesellen, der schon in der Werkstatt an der Arbeit stand.

„Jetzt ist er fort, der Jaun," sagte der Töni, als er hereinkam.

Die Clari-Marie nickte stumm.

„Jere-ja, jere-ja," jammerte die Zieglerin, „wir werden ihn schon nicht mehr sehen, den Bub."

„Es ist, als seien viel mehr fort; ganz leer ist es im Haus," sagte der Töni wieder, der schwer kauend am Tisch saß.

Der Ziegler schoß mit dem Kopf über die Tischplatte vor; die kleinliche Giftigkeit des hohen Alters war in seinen Worten und in seiner Stimme. „Warum hast ihn gehen lassen, den Bub," eiferte er auf die Clari-Marie ein, „du willst auch alles anders, als —" Jäh brach er ab, zischelte nur noch heimlich in sich hinein.

Die Clari-Marie hatte ihn angesehen. Es war, als werde er kleiner oder verstecke sich in sein überweites Gewand, während sie den Blick auf ihm ruhen ließ. Dann sah sie der Reihe nach auch die beiden andern an. „Da hat die Cille zu befehlen," sagte sie. Aber als sie darauf hinausging, in Küche und Kammer hantierte und später in der Werkstatt mit Hand anlegte, wußte sie doch, daß sie recht hatten: es war leer im Haus, als wären viele hinausgegangen; es war nichts Junges mehr darin und — und — zu viel Ueberzeitiges.

Der Töni brachte darauf den ganzen Tag sein Maul nicht zu von dem Jaun; er hatte Tage, an denen er ein Waschweib war, der Töni. Die Zieglerin hatte ihre böseste Zeit, sie kam aus dem Jammern nicht heraus, und der Ziegler giftelte zwischen Rauchen und Schlafen: „Warum hat er fort müssen, der Jaun!"

Als die Clari-Marie gegen Abend fortging, nach einer Wöchnerin zu sehen, hieß sie den Töni auf die beiden Alten acht haben. Der ging bald nachher nach der Stube, einmal weil es ihm geboten war, dann auch, weil ihm die Arbeit nicht eilte, wenn die Meisterin nicht in der Nähe war. Er kam herein in seinen Schlappschuhen, nur in Hose und Hemd; nach den Alten, die am Ofen duselten, sah er erst gar nicht hin. Er nahm die Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie und nahm sich die Streichholzschachtel vom Gesims.

Da war der Ziegler erwacht und fragte: „Ist sie fort, die Clari-Marie?" Er fragte leise und blickte scheu nach der Tür dabei.

„Ja," sagte der Töni, drehte sich um, lehnte sich an den Tisch und dampfte, dann spuckte er aus und sagte das wieder, was er zu reden den ganzen Tag nicht müde geworden war: „Ganz tot ist es im Haus, daß der Bub fort ist."

„Jere-ja, nicht recht ist es, daß sie ihn fortgelassen hat, die Clari-Marie," jammerte die Zieglerin, die sie nun auch wach hatten.

„Ja, es ist schon — die Cille hat es gewollt," warf der Töni ein.

„Aber die Clari-Marie hätte ihn können heißen dableiben," meinte der Ziegler.



Nachricht von der Front. Nach dem Gemälde von Carl Seiler (München)

(Aus der diesjährigen Großen Berll..er Kunstausstellung)



Darauf der Töni: „Die redet kein Wort mehr, als sein muß."

Und der Ziegler wieder: „Ja, ja, sie — ihr tut es schon nicht weh, wenn eines fehlt!"

„Die hätte auch ein Mannsvolk werden sollen!"

Als der Töni das mit polterigem Spotten hinsagte, fiel die Zieglerin wieder ein: „Sie ist gar eine Harte, die Clari-Marie."

„Nicht einmal reden darf man, wie man will, wenn sie da ist," fügte der Ziegler an.

Und sein Weib abermals: „Anpacken tut sie einen, daß es gerade weh tut!" Das dürre Weiblein schüttelte sich wie in körperlichem Schmerz.

So häuften sie ihren kleinen Zorn in einzelnen Scheiten zu einem Stoß.

Die sie aber schmähten, die Clari-Marie, stand um die Zeit in der niederen Stube eines blutarmen welschen Taglöhnerweibes, und das fand ihre Hand weich und ihr Wesen voller Barmherzigkeit. Sie war nicht zu früh gekommen, für die Wöchnerin nicht, noch für das vier Tage alte Wurm, ihr Kind.

Die Stube war zweifensterig, kahl, dumpf und schmutzig. Der Boden starrte von Unreinlichkeit, wie schwere Schuhe von der Straße sie hereintrugen, die ehemals weißgetünchten Wände trugen schwarzschmierige Stellen und solche, wo die nackte feuchte Mauer zutage trat. In einer Ecke stand ein Bett, in elenden Kissen lag dort das Weib, eine zerrissene Wolldecke wärmte sie. Wie weiland Moses im Schilfkorb lag in einem Korbbett das Neugeborene, aber der Korb war zerrissen, halb faul, Lumpen hüllten das Kind ein; in Lumpen lag es. Die Clari-Marie kam herein, sagte ein „Tag", fragte das Weib, wie es ginge, und kramte in dem kleinen Korb, den sie mitgebracht hatte. Das Kind schrie; es mochte lange geschrien haben, denn es war heiser. Das Weib stöhnte, dann durchlief ein Schauer ihren verfallenen Leib.

„Der — der Mann — arbeitet nicht, er — er hat getrunken — das Kind feiert er, sagt er, und — die Nachbarin, die mich besorgt hat, ist wegen ihm fortgelaufen."

Die Clari-Marie sah sie an, gerade, streng. „Ihr habt versucht, aufzustehen," sagte sie.

Die andre nickte. „Ich — ich — muß," wollte sie stammeln.

„Narrheit," sagte die Clari-Marie; das klang hart. Aber derweilen trat sie zu dem Weibe und legte ihr die Hand auf die Stirn, jene war rauh; aber irgendwie wurde eines sonderbar ruhig unter ihrem Griff. Nun trat die Clari-Marie an den kleinen Eisenherd, der in einer Stubenecke seinen Platz hatte, sie fachte Feuer an und setzte Milch zu, die sie von einem der schmierigen Gesimse holte. Das Kleine wimmerte. „Schreit es schon lang, das Kind?" fragte sie.

„Ja," gab das Weib zurück und ihr fahles Gesicht zuckte, als ob sie ein Flennen ankäme. „Es hat ja keine Nahrung bekommen. Der Mann flucht, weil — weil ich — weil er Milch kaufen muß."

Die Clari-Marie gab keine Antwort; sie nahm sauberes Gewandzeug, das sie dem Körbchen entnommen hatte, ging und wickelte das Kind; nachher gab sie ihm zu trinken und legte es wieder nieder. Dann besorgte sie die Frau. Aber noch während ihrer Arbeit polterten draußen Schritte auf der Holztreppe, dann torkelte einer gegen die Tür und stieß sie auf.

Der Mann stand auf der Schwelle, ein langer, baumstarker, im schmutzigen Gewand, in schweren Rohrstiefeln. Er gröhlte: „Bravo, Kleines!" Und nach dem Korbbett winkend, gluckste er.

Die Frau zuckte der Clari-Marie unter den Händen, mit der hageren, zitternden Hand strich sie eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht.

Da stolperte jener über die Schwelle und auf das Kind zu; er langte in den Korb hinein. Aber plötzlich stand die Clari-Marie hinter ihm. Sie faßte ihn von hinten an beiden Armen und schob ihn der Tür zu. Mit dem dunkeln Kopf reichte sie ihm nur wenig über die eckigen Schultern, aber er hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihr Widerstand zu leisten. Hinter sich zog sie die Tür ins Schloß und stand ihm auf dem schmalen Treppenvorplatz gegenüber.

„Wenn Ihr die Frau und das Kind umbringen wollt, müßt Ihr so weiter trinken und hineingehen und lärmen," sagte sie. Sie sprach nicht laut, aber der Säufer duckte sich sichtlich vor ihr. Einen Augenblick starrte er sie an. Sie maß ihn. „Schämt Euch," sagte sie, und Entrüstung und Verachtung sprachen aus ihrer Haltung fast mehr als aus ihrer Rede. Der Mann murrte etwas, dann drehte er sich ab. Sie sah noch, wie er sich auf die Stufe der Treppe setzte, als sie ins Zimmer zurücktrat. Dort saß er noch, als sie eine Weile später nach Wasser ging, saß und flennte Säufertränen. In der Stube aber wurde alles sonderbar friedlich. Das Weib lag ganz still, die Augen an der Decke. Nur manchmal folgte ihr Blick der Clari-Marie. Das Kleine wimmerte noch immer; da nahm die Clari-Marie es auf. Sie sang leise und schritt mit ihm in der Stube auf und nieder. Es beruhigte sich, aber die Clari-Marie machte nicht Miene, es hinzulegen. Sie schritt auf und nieder und wiegte es, ihr Schritt war nicht leicht, die Wöchnerin spürte es in ihrem Bett, wie fest sie auftrat; verstohlen folgte sie ihr mit den Augen und wunderte sich, daß die Vielgeschäftige so lange blieb. Hin und her, her und hin ging sie; das Weib spähte scheu auf die breite, feste Gestalt, auf deren Armen das kleine Wurm wie ein Strohwisch war, nach ihrem dunkeln dünnen Haar und dem fast eckigen Schädel, und dann und scheuer

nach dem gelblichen Gesicht mit den Säcken unter den Augen.

Die Clari-Marie vergaß sich selber. Wenn sie gegen die trüben Fenster schritt, ging ihr Blick ins Freie, Leere hinaus und die Gedanken gingen ihr mit. Es tat ihr wohl, das Kind auf dem Arme zu haben, nicht weil ihr die kleine Hilflosigkeit lieber war denn andre, nur weil — weil es ein junger Mensch war und — weil ihr, der Clari-Marie, sein wollte, als sei heute aus ihrem Leben ein junger Mensch gegangen, um nicht zurückzukommen.

Nach einer Weile, während der weder sie noch die Wöchnerin gesprochen hatten, stand sie mit einem Ruck vor dem Korbbett des Kindes still und legte es hinein; es war fast, als sei sie plötzlich erwacht. „Es schläft jetzt gut genug," sagte sie zu dem Weibe und trat zu ihr. „Ich schicke Euch Suppe! Jetzt schlaft Ihr auch!" befahl sie dann.

Die andre stammelte ein paar Dankworte und brachte den Blick noch immer nicht von ihr. Etwas in der Kürze der Clari-Marie richtete sie auf; was, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß es wie frische Luft ins dumpfe Zimmer gekommen war, seit jene da war.

Die Clari-Marie suchte ihren Korb zusammen. „Wenn Euch etwas fehlt, schickt den Mann, und wenn er nicht recht tut, sagt es mir; ich fürchte mich nicht so geschwind!" sagte sie noch, fügte ein trockenes „Ade" hinzu und stand auf der Schwelle. Und als der breite Rücken in der Tür verschwand, fiel dem Weibe im Bett ein Vergleich ein, der drollig war, wenn die Himmelsboten schlanke, elfenhafte, beflügelte Gestalten sein sollen: ‚Wie ein Engel ist sie eine,' durchzuckte es die Wöchnerin, und sie hatte dieses Wort vorher von der Nachbarin gehört, die eine Schar Kinder besaß und die Clari-Marie kennen gelernt hatte.

Und daheim hatten sie die Clari-Marie geschmäht!

Auf der Treppe hockte noch der Taglöhner und schlief; die Clari-Marie mußte dicht an ihm vorbei, und als wecke ihn die Scheu vor ihr, fuhr er auf, als sie an ihm vorübertrat. Er staunte sie an und wurde fast nüchtern. Als sie zwei Stufen tiefer stand, raffte er sich auf. Dann wandte sie sich und sah, daß er bei Sinnen war.

„Jetzt," sagte sie ruhig, mit einem Ton von Güte in der Stimme, „seid vernünftig! Geht schaffen, und macht der Frau Freude statt Kummer!"

Er gab keinen Bescheid; sie wartete auch nicht darauf. Er sah ihr mit weit aufgerissenen Augen nach und setzte den Filz auf, der ihm vom Kopfe geglitten war. Aber als sie aus der Haustür trat und unwillkürlich noch einmal zurückblickte, zog er unbeholfen und tief den Filz noch einmal vom Kopf, so wie einer linkisch und schwerfällig und scheu einen großen, einen ganz großen Herrn grüßt.

VI

Die Cille war wieder daheim und erzählte. Die Lampe brannte an der niederen Diele, ihr Schein spann Kreise wie Wasserringe auf dem Getäfel und auf der Wachstuchdecke des Tisches, mit schwerfällig aufgestützten Armen und vorgeneigten Körpern hockten die Zieglerischen am Tisch und hörten der Cille zu. Der Töni, der Gesell, hatte die Pfeife im Mund und saß hemdärmelig da, zuweilen brach in die Rede der Cille ein Schmatzen; der Töni sog an der Pfeife wie das Kind an der Milchflasche, aber er hörte eifrig zu und nickte zuweilen beifällig; er war vor vierzig Jahren in einer Stadt gewesen und meinte sich selber durch ihre Straßen gehen zu sehen, während die Cille erzählte. Diese saß zu Häupten des Tisches, steif, aufrecht, so daß ihr Oberleib wie eine herbe, zum Tisch gehörende Schnitzverzierung an seinem Ende stand. Ihr hageres Gesicht schien bleicher als sonst; die Brauen waren nah zusammengerückt, so daß der Blick düster darunter hervorstach und wie feindselig ein Gesicht um das andre streifte, nur an der Clari-Marie ging er in einem demütigen Bogen vorüber.

„Jesses, ist das eine Reise gewesen," erzählte die Cille. „Ganz dumm bin ich geworden von dem Fahren auf der Eisenbahn. Und fast verirrt hätten wir uns in dem Bahnhof da, in dem von St. Felix."

„Wo wohnt er, der Apotheker?" fragte die Clari-Marie.

„Kirchgasse heißen sie's dort," gab die andre Bescheid. Dann schilderte sie in ihrer wortsparenden Art Reise und Empfang bei Kirchhofer, dem Apotheker, weiter.

Ein Mann stand in der Ladentür der Hirschenapotheke, als sie ankamen, der Jann und die Cille. Das zweite Haus links unten an der Gasse war's. Und die Gasse war dunkel; vier- und mehrstockig standen die Häuser aus ihr auf, und fast schien es, als neigten sie oben gegeneinander, damit ja viel Schatten unten auf dem Pflaster und in den Laden der Krämer sei. Im Laden der Hirschapotheke brannte Licht, schon am mittagjungen Tag Licht! In der Tür stand der Mann. Der war alt, klein, hatte ein rotes, gesundes Gesicht, aber langes, schneeweißes Haar, einen ebensolchen Bart und gleichfarbene Brauen; er steckte in einem schwarzen Anzug, der so sauber und fein war wie das freundliche, ehrwürdige Gesicht, so daß der Alte eine seltsame Schmuckheit an sich hatte. „Einer wie aus einer Schachtel war er," sagte die Cille, beugte den Kopf nach vorn und wurde blutrot. Ganz so mit gebeugtem Kopf, alles Blut im Gesicht, war sie zu dem alten Herrn an der Apotheke getreten. Und der Alte

war Kirchhofer, des Bergsteigers Vater. Leise lachend empfing er sie, streckte die Hand, die klein und verschrumpft war, erst der Cille hin und dann dem Jaun, tat dann die Tür des Ladens auf und hieß beide eintreten und tätschelte eines ums andre, wie sie hineingingen, auf den Rücken, wie um zu sagen: nur ruhig, nur ruhig. Er mochte gesehen haben, wie beide heimlich zitterten.

Hier warf die Clari-Marie wieder eine Frage dazwischen: „Wohnt er zu Haus bei dem andern, bei dem Jungen?" fragte sie.

„Er hat noch die Apotheke mit ihm," antwortete die Cille, „aber nicht mehr lang, sagt er," fügte sie bei. Dann fuhr sie von neuem fort: Daß es — jesses und jesses — wie schön sei bei den Kirchhofers! Daß sie Freude hätten an dem Jaun! Wie der es bekäme! Was er zu tun habe! Wie er ganz gern dort geblieben sei! Gut seien sie mit ihm, mit dem Buben! Der alte Herr besonders! Der habe in seiner Jugend eine Zeitlang in einem Alpdorfe gewohnt und hätte Freude, die Bergsprache wieder zu hören. Und — und — und —

Die Cille redete und erzählte. Die zwei Alten hatten längst die Arme schwer auf dem Tisch liegen und den Kopf noch schwerer darauf und schliefen; der Töni stand zwischenhinein auf, spuckte aus, suchte sich ein Streichholz, um seine Pfeife neu anzuzünden, vergaß das Wiederniedersitzen und ging endlich aus der Stube. So saß nur die Clari-Marie allein noch aufrecht und reglos da. Plötzlich gingen der Cille Gedanken und Rede aus. Sie stand auf; halb hatte sie das Gefühl, als verlasse sie just jetzt erst die Stadt, wo alles wirr und lärmig und eng war. Sie trat an eines der Fenster, tat es auf und sah die schweigsame Bergnacht an. Auch die Clari-Marie erhob sich, nahm wortlos und wie man ein Bündel aufrafft eines der schlafenden Ueberzeitigen am Tisch nach dem andern auf und trug es hinaus. Indessen stand die andre immer noch am Fenster, die Hand am offenen Flügel. Die Nacht der Talwände war schwarz, dort tief, undurchdringlich, dort wie von oben leise erleuchtet, daß ein paar Bäume an einem Hange erkennbar waren, daß eine Felsbrust wie bepanzert schimmerte, da, dort lag es wie bläulicher Schein, drüben, wo die Kirche stand, leuchteten rote Fenster in die Finsternis. Ueber den Bergen standen die Sterne.

Die Cille stand gerade auf und schnaufte; es war ein befreiender Seufzer; Jesses, wie war es eng in der Stadt! Dann schlug ihr plötzlich das Herz schneller, heiß überlief es sie. In der engen, fremden Stadt saß jetzt der Jaun, allein, weit weg!

„Und doch meine ich, es ist nichts für den Bub!"

Das sagte die Clari-Marie, die auf einmal hinter ihr stand, sagte es klar und geradeheraus und hart und ohne Umschweife, wie sie immer sprach.

„Warum?" fragte die Cille scheu. Dabei war es, als verlören die Muskeln ihrer Gestalt an Spannkraft, der Kopf bog sich wieder vornüber; die alte Last drückte ihr die Schultern.

„Er — das ist ja ganz anders in der Stadt —, wenn er wieder heimkommt, wird er sich hier nicht mehr zurechtfinden und vielleicht wir uns in ihm nicht!"

Eine Weile standen sie nebeneinander und blickten beide stumm aus dem Fenster.

„Denk nur," sagte die Clari-Marie, „wie es jetzt in der Stadt zugeht, das rasselt und lärmt und treibt jetzt noch im Gewühl durch die Straßen und — hier ist es ganz still."

Die Cille antwortete nicht.

„Und die Städter sind anders," fuhr die Clari-Marie fort, „und werden ihn anders machen, weiß Gott, was sie aus ihm machen werden." Sie trat jetzt in die Stube zurück und packte eine Arbeit zusammen, die noch auf dem Tisch lag. Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen," sagte sie im Davongehen.

Die Cille sah über die Kirche mit den roten Fenstern hinaus nach dem fernen Aren hinüber. Hinter dem Berg und noch vielen lag die Stadt. Dort war der Bub, der Jaun! In dem Augenblick fragte sie nicht, ob es gut für ihn war, dort zu sein oder nicht. Nur die endlose Weite, die er weg war, fiel ihr ein. Es zuckte um ihren Mund, kurz, wild, als ob sie hastig etwas hinunterkaute. Dann schloß sie mit rascher Hand das Fenster. In ihren Augen war eine Röte, als ob sie darin gerieben hätte oder als hätte sie — aber bah, die weinen doch nicht, die herben Weiber vom Isengrund. Als sie nachher in die Kammer trat, die sie mit der Clari-Marie teilte, lag diese im Bett; aber sie wachte noch und hob den dunkeln Kopf aus den rotblumigen Kissen.

„Du," sagte sie, „morgen will ich zur Trine ins Rottal hinauf wegen der Kinder."

„Ja, geh," sagte die Cille. Fast wäre es ihr auf die Zunge gesprungen: „Hol den Jaun wieder heim!"

*

Am andern Morgen stieg die Clari-Marie nach der Rottalhütte. Der Weg ging dort hinauf, wo man gegen das Rothorn stieg; aber am Waldsaum stand der Gaden des Furrer, des Bauern, und an ihm zweigte ein schmaler Fußpfad wagrecht ab, um die Bergkante herum in eine breite Schrunde, das Rottal, durch diese aber wieder hinauf zu einem großen, steinuntermauerten Holzhaus. Hier saß der Furrer. Wie zwei Wächter standen sie da, diesseits der wettergraue Gaden, jenseits das Haus mit dem hohen Schindelgiebel und den neu verschalten Wänden, aus denen die

kahlen Fenster lugten. Zwischen Haus und Gaden fuhr im Winter die Laue nieder. Wenn sie lag, bis tief ins Frühjahr hinein, hatte der Rottalbauer eine Brücke nach seinem Heustall und nahen Weg.

Die Clari-Marie kam an den Gaden und sah jenseits der Schrunde den Rottalbauern und sein Weib mit schweren Tragkörben aus dem Walde herab- und dem Haus zu steigen. Es war Herbst, die Hänge gelbten, die vom Isengrund trugen Brennholz ein; die Hablichen kauften sich ihren Vorrat zusammen, die Armen bogen die Rücken krumm und lasen Heizung im Walde zusammen. Der Furrer und sein Weib zählten sich zu den Armen. Der lange hagere Mensch war mit seinem hoch mit Holz bepackten Korb wie ein Turm, der vornüber ins Fallen kommt und sich ruckweise immer wieder aufrichtet, die Furrerin aber sah aus, als müßte sie jeden Augenblick unter ihrer Last zusammenknicken wie das taumelnde Elend; aber zäh mit verbissenen Zähnen kam sie gegen das Haus niedergestiegen.

Die Clari-Marie rief sie nicht an, und jene achteten ihrer nicht. Sie stellten die Hutten aus Haus, klopften die schweren Schuhe an die Hausmauer, daß der Waldlehm abfiel, und gingen hinein. Eine Weile später trat die Clari-Marie ihnen nach durch die Tür und fand sie in der rauchschwarzen Küche, die mit einem halbblinden Fenster nah wie ein Kurzsichtiger auf die steil ansteigende Halde sah. Der Furrer hantierte an seinem Beil, das locker war, die Trine wusch den Melkeimer. Das Licht war so düster, daß die Clari-Marie Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie taten.

„Guten Tag," grüßte sie.

Sie sahen sich beide um und traten fast hastig gegen die Tür vor, als sei ihnen just in der Küche Gastung nicht willkommen. Die war auch nicht gastlich, was im Halbdunkel erkennbar war, rußig, unsauber, ärmlich. Im brüchigen Steinherde fehlte das Feuer, obgleich es nahe an Mittag war.

„Komm doch in die Stube," sagte die Trine, trat vollends aus der Tür und schob die Schwester einer gegenüberliegenden Kammer zu. Sie selber trat zuerst hinein, und als sie plötzlich im vollen Tageslicht stand, das durch eine Reihe weit in die Runde blickender Fenster quoll, war sie ein fadenscheiniges Weibswesen, nicht nur weil ihr Gewand zertragen und unordentlich war, der Leib selber und das dünne, braune Haar und der schmale Kopf, alles war wie gespart; die Clari-Marie, die immer ernste, lächelte innerlich und heimlich, daß die Sparsamkeit der Schwester gleichsam aus allen Poren lugte.

„Setz dich," sagte die Trine und schob ihr einen Stuhl zum runden Tisch, der in einer Ecke unweit der Fenster stand; sie selber ließ sich neben ihr nieder und konnte ein zufriedenes Aufseufzen nicht unterdrücken, als sie den korbmüden Rücken an die Holzlehne legte.

„Ihr seid im Wald gewesen," sagte die Clari-Marie.

„Ja," sagte die andre, der eine dünne Röte in die Wangen kam. „Es liegt so unbändig viel Holz im Wald, daß es eine Sünde —"

Der Bauer kam in dem Augenblick herein, und sie wandte sich zu ihm.

„Wäre es nicht — du — eine Sünde, meine ich," sagte sie, „das Holz alles liegen zu lassen?"

„Natürlich wäre es," gab er zurück und setzte sich zu ihnen, aber er rutschte auf dem Stuhl, wie einer, der kein Sitzleder hat, schielte nach einem Wandschrank in seinem Rücken, stand dann auf, machte sich daran zu schaffen und kramte ein halb abgenagtes Schafbein hervor und ein Roggenbrot. Beides legte er auf den Tisch.

„Essen können wir jetzt, während — während die Clari-Marie da ist," sagte er, und obgleich er ganz ruhig und fast langsam sprach, lag es wie Hast in seiner Stimme und Reue über unbenutzte Zeit.

„So kommt ihr billiger zu Holz, als wenn ihr kauftet," sagte die Clari-Marie halb spöttisch, halb zornig zu dem Bauern.

Der nagte am dürren Fleisch und sprach dazwischen hinein. „Es kann nicht billig genug sein heutzutage."

„Und nichts Warmes habt ihr zu essen, bei der strengen Arbeit?" sagte die Clari-Marie mit offenem Mißfallen.

Die Trine fiel entschuldigend ein: „Es ist das Kochen nicht wert, wenn die Kinder nicht heimkommen."

„Wir wollen nicht alles essen, was wir haben," sagte der Bauer scharf, und irgendwie, während er und sein Weib die dünnen Scheiben des Fleisches abhackten und jede Brotkrume vom Tische auftupften, lag es wie etwas verborgen Großes in der zielbewußten Art, mit der sie am eignen Leibe sich die behäbige Zukunft absparten.

Aber die Clari-Marie mußte an die hungrigen Gesichter der Kinder denken.

„Zuviel Sparen ist auch nichts," zürnte sie. „Machet euch nicht selber zuschanden vor den Leuten."

Die andern drückten an einer Gegenrede herum, fanden aber keine und kauten emsig ihr hartes Fleisch.

„Die Kinder kommen jetzt nicht mehr heim zu Mittag?" begann die Clari-Marie wieder.

„Nicht, seit Ganztagschule ist," gab die Trine Antwort, „es ist nicht der Mühe wert, viermal den weiten Weg zu machen."

„Ihr solltet sie in Kost geben," sagte die Clari-Marie.

Aber der Bauer würgte blitzschnell einen

Bissen hinunter, schoß einen wilden Blick zur Seite, als fluchte er heimlich in sich hinein, und sagte hastig: „Das fehlte mir noch. Es gibt gerade sonst genug zu zahlen."

Er hatte es in seinem Wesen, gegen die Clari-Marie aufzumucksen, aber, wenn er ihrem Blick begegnete, der klar und herrisch und lauter über ihn hinging, war er wie die andern und vergaß das Zornigwerden.

„Wißt ihr was," sagte die Clari-Marie, „gebt die Kinder uns ins Haus zu Mittag."

„Ja —" sagte die Trini mit Bedenken.

„Ja —" sprach der Furrer nach.

„Es kostet nichts, natürlich," sagte die Clari-Marie. „Das muß man euch zweien noch besonders an die Nase binden," fügte sie hinzu.

Die Furrerschen schwiegen beleidigt.

„Es ist zu still im Haus für uns, seit der Jaun fort ist," sprach die Clari-Marie weiter.

Der Furrer legte sein Messer weg. Er kaute noch, aber er rutschte schon, als litte es ihn nicht mehr auf der Bank. „Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er.

Da begann die Trine den Tisch abzuräumen.

„Nun, was meint ihr?" fragte die Clari-Marie.

„Meinetwegen können sie wohl bei euch essen," sagte der Furrer achselzuckend. Und die Trine drehte sich um, lachte mit blitzartiger Freundlichkeit und meinte: „Natürlich können sie, und gern genug werden sie kommen."

„So schickt sie von morgen an," sagte die Clari-Marie. Sie stand auf dabei; die Trine band schon das Tuch um, das sie umlegte, wenn sie ins Holz ging. In diesem Augenblick läutete von der Isengrundkirche die Elfuhrglocke. Die drei traten schweigend gegen die Fenster vor, durch die eine helle Sonne mit mittäglicher Stärke brach. Mit gefalteten Händen standen sie da, die Gesichter nach der Richtung gewendet, wo die Kirche lag. Myriaden Stäubchen spielten im Lichtschein rings um sie; an Staub war die Stube nicht arm, auf den Gesimsen lag er fingerdick, auf dem unreinen Fußboden flog er in Flocken, lag auf den dunkeln Stabellen und klebte an dem weißgelb vertäfelten Wandwerk. Aber die drei Gestalten standen im heißen, weißen Licht, scharf umrissen — lang, daß der gebeugte, eckige, schwarze Kopf fast die Holzdiele streifte, der Bauer; klein, unscheinbar, wiederum wie sein Schatten, die spitze Trine; schwer, stark, breit die Clari-Marie, und ihre breite, eckige Stirn, auf der die hellste Sonne lag, schimmerte wie Elfenbein. Die Haltung aller war demütig und andächtig, nur daß den Furrerischen die Köpfe noch tiefer auf der Brust lagen als der Clari-Marie, und daß diese, als das Gebet gesprochen war, das Kreuzzeichen langsam, mit einer sonderbaren Würde machte, während die beiden andern mehrmals und mit einer fast leidenschaftlichen Hast mit den Fingern an Stirn und Brust rührten.

Die Furrerin wendete sich mit einem Seufzer zuerst. „Jetzt kann eines wieder schaffen," sagte sie, und schlug die Augen zur Decke auf. Sie und ihr Mann murmelten noch das „Maria — Mutter Gottes," während sie schon durch den Flur nach ihren Körben vor der Tür schritten. Sie luden dort das Holz ab; die Clari-Marie stand dabei und sah freundlich auf sie. Die demütige Frömmigkeit hatte die Zieglerschwestern immer zusammengehalten, jetzt war mit dem Band auch der Furrer eingebunden und um ihrer Kircheneifrigkeit und ihrer Gottfreundschaft willen sah die Clari-Marie Schwager und Schwester den Geiz nach.

Als der Furrer und sein Weib die leeren Körbe auf den Rücken warfen und die Clari-Marie sich zum Gehen rüstete, kam drüben den Rothornweg herauf der Strahlegghüttler gestiegen. Der leere Ranzen, in dem er jeweilen seine Kristallfunde heimtrug, hing ihm am Rücken, und er stieg gemächlich bergan, einen zufriedenen Ausdruck im braunen Gesicht; als er die Blicke der drei auf sich ruhen fühlte, wurde sein Wesen noch schwerfälliger, linkisch fuhr er mit der Hand durch den sonderbar lückigen Bart.

„Tag," grüßte er mit einem unbeholfenen Lachen im Vorübersteigen.

„Tag, Wipfli," gab die Clari-Marie zurück. „Tag," grüßten die Furrerischen. Der Bauer warf dabei sein Beil in den Korb. „Er ist wieder in der Stadt gewesen, seine Strahlen verhandeln," murrte er; es klang aber wie ein qualvolles Aufstöhnen.

„Der verdient ein Geld," sagte die Furrerin. Ihre Augen gingen hinter dem Wipfli her, als kämen sie nicht los von ihm; etwas wie ein Lechzen war in ihrem Blick.

„Das mein' ich, verdient der Geld," echote der Bauer dumpf und wandte sich die Halde hinauf dem Walde zu.

„Nun, der Herrgott wird uns auch weiter helfen," schloß die Furrerin, sah die Schwester halb lächelnd, halb mit demütiger Frommheit an und gab ihr die Hand zum Abschied.

„Also schick die Kinder," sagte die Clari-Marie, und als die Furrerin bejahte, stieg sie in die Schrunde hinab nach dem Weg hinüber. Von jenseits sah sie die Schwester ihrem Manne nach dem Walde folgen. Da hob sie selber an, dem Dorfe zuzusteigen. Das Sonnenlicht lag auf ihrer schweren Gestalt und stach fast heiß auf den dünnen schwarzen Scheitel. Ihr Kopf war leicht gesenkt, und sie sann. Der Geiz der Verwandten ging ihr im Kopf herum, einen Augenblick grollte sie ihnen, den nächsten lächelte sie fast ob der Schrullenhaftigkeit, mit der die zwei auf bessere Tage hin sparten und sich mühten. Dann wieder wärmte sich ihr das Herz Schwester und Schwager

gegenüber, um des Eifers willen, mit dem diese die Gebote der Kirche erfüllten. Der Kirche! Der Blick der Clari-Marie suchte und fand das Gotteshaus am Talende. Das Kreuz auf dem Turm warf Blitze und blinkte. In das Gesicht des Weibes trat ein fast verklärter Ausdruck; ihre grauen Augen gewannen ein innerliches, seltsames Feuer. „Vater unser," murmelte sie im Abwärtsschreiten. Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen übertat sie sich.

VII

Aus einer Dachkammer des Zieglerhauses schauten zwei Kinderköpfe, der braune des Furrerhansi und der feine, blonde seiner Schwester. „Jesses, wie schön!" schrie der Hansi ins Leere hinaus und hockte auf dem Fenstersims, hielt sich mit dem einen Arm am Laden und strahlte mit den bachklaren Augen übermütig den Tag an, der nicht so viel Sonne hatte, als der Bub im Blick trug. Die Kammer war seit heute den Kindern eigen; und von heute an hatten sie nicht mehr nur Mittagbrot, sie hatten auch Wohnstatt bei der Clari-Marie.

„Sie sind der Schule näher so, wenn's in den Winter geht," sagte diese zu denen vom Rottal; zur Cille meinte sie: „Es ist doch keine rechte Luft für das Kindervolk bei den zwei Sparsamen."

„Lasse sie da," sagte die herbe Cille, „es wird eher etwas aus ihnen."

In der Dachkammer, wo ehemals der Jaun geschlafen hatte, lagen die Habseligkeiten der zwei Kinder, soweit sie sie täglich brauchten; der Furrer, der Bauer, hatte selber im Vorbeigehen die Kiste auf der Rückengabel ins Haus getragen, als er heute morgen zu Markt gefahren war, um Ziegen zu holen.

„Jesses, wie schön!" schrie der schmalwangige Hansi in die Gottesluft hinaus, und das Zieglerhaus stand doch in einem Schattenloch und nah an dem Gedränge der Dorfhütten, und oben im Rottalhaus hatten sie unter der blitzenden Sonne gewohnt. Nachher fuhren die zwei vom Fenster zurück, fuhren kreischend und lachend über die engtrittige Treppe hinab und kamen wild wie ein Windzug in die Stube hineingefahren, so daß der Chrisostomus auf dem Ofen zusammenfuhr und fast die Pfeife aus den zitternden Händen verlor und die Anni, sein Weib, ein „Jere-ja" ums andre stöhnte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte der Hansi, stand breitschultrig da, die Brust herausgedreht, daß er kräftig aussah, und die Augen voll Narrheit und Uebermut. Da kam die Clari-Marie herein, schickte den Hansi in die Werkstatt hinüber, daß er Hobelspäne fasse, nahm die Severina mit sich nach der Küche und brauchte nur ihnen nahe zu sein, so war ihre Wildheit zahm und waren sie von einer stillen, fast scheuen Folgsamkeit. Zu der Kammer aber, wo die Kinder untergebracht werden sollten, stieg die Cille hinauf, Ordnung zu schaffen, fing an, die paar Gewandstücke in einen kleinen Wandschaft zu legen, hielt mitten in der Arbeit inne und zog einen Brief aus der Tasche. Der trug als Aufschrift das kurze „Frau Clari-Marie im Isengrund", und die Clari-Marie hatte ihn eben geöffnet, gelesen und der Schwester eingehändigt mit den Worten: „Da lies! Vom Jaun!"

Die Cille trat an das kleine Fenster vor, hatte unsichere Hände, als sie den Brief aus dem Umschlag zog und schien, lang wie sie war, leicht müde zu werden; denn sie ließ sich auf einen der Stühle nieder und seufzte dabei verstohlen, als verschluckte sie ein heimlich ächzendes: „Mein Gott!" Dann las sie und las:

„Schön ist es hier in St. Felix, Base! Und gern bin ich hier! Sie sind alle recht mit mir, mehr als recht, der alte Herr, dem jungen Herrn der Vater nun gar! Das ist etwas mächtig Schönes, so eine Apotheke, und ich muß auch helfen im Laboratorium, das ist dort, wo man Salben macht und Pillen und andres. Und in die Schule gehe ich wieder, aber ganz anders als im Isengrund, viel ernster, und vielleicht muß ich wieder ganz in die Schule gehen und nicht mehr in der Apotheke helfen, weil ich Freude habe, noch in die Schule zu gehen. Ein Apotheker möchte ich werden; die verdienen mächtig viel Geld, aber noch lieber ein Doktor, einer, der die Menschen gesund machen kann wie Ihr, Base Clari-Marie, aber von Euch lerne ich es nicht, aber hier kann man es lernen, und es kommt einer hier in die Apotheke, ein Doktor, der ist am Spital, und der Vater — dem jungen Herrn sein Vater — sagt, daß er ein Gescheiter ist. Und — und so einer möchte ich sein, Base Clari-Marie!"

So schrieb der Jaun, der Bergbub! Die Cille sah auf und in der Kammer sich um und hatte Herzklopfen. Jesses, was dem Bub durch den Kopf ging! Es war schon, als gehöre er seit einer Ewigkeit in die Stadt hinunter und gehöre nicht mehr in den Berg. Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen, fuhr es ihr durch den Sinn, und im gleichen Augenblick kam ihr ein andrer und mißgünstiger Gedanke: ‚Jetzt räumst du den Schwesterkindern die Kammer ein und der Jaun ist fort. Warum ist der nicht hier statt des Hansi und der Severina!‘

Sie rutschte auf dem Stuhl, beugte sich jetzt nieder, richtete sich wieder auf und drehte die steife Gestalt, als winde sie sich unter etwas. Dann stand sie auf, ging einmal gegen die Tür, dann wieder zurück und wieder zur Tür. Das Leben ist nicht leicht, Cille Ziegler! Aber das weißt doch schon lange!

Hin und her ging sie, hin und her, und im Hin- und Hergehen würgte sie das Heimweh nach dem herunter, der in ihrem Leben das Höchste war! Endlich ging sie wieder an die Arbeit, aber als sie den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, merkte sie, daß da noch ein Zettel steckte. Sie nahm auch den heraus. Er trug eine kritzelige, schwer leserliche Schrift. Kirchhofer, der Apotheker, hatte ihn geschrieben. „Wir sind zufrieden mit Eurem Buben, dem Jaun, sehr zufrieden," stand da. „Der ist einer, aus dem etwas werden kann; und vielleicht ist es sein Glück, daß er hierher gekommen ist. Er hat einen Lerneifer wie wenige, mein Vater hat seine helle Freude an ihm, und er will etwas für ihn tun, wenn er sich so hält. Er will ihn weiter lernen lassen, wenn er Freude hat. Deshalb soll er wieder ganz in die Schule gebracht werden und keine Gehilfendienste mehr tun. Ihr werdet wohl einverstanden sein, daß er etwas lernt. Wissen ist heutzutage mehr als Geld."

Die Cille stand und ließ den Brief sinken. Wieder schlug ihr das Herz, halb vor Freude, halb vor Unruhe. Jesses, was ist das für einer, der Bub! Lernen, immer nur lernen! Aber er hatte recht, der Kirchhofer, nicht dawider sein durfte man ihm, Sünde wäre es! So mochte er fort bleiben — so mochte er! Was tat es, wenn sie Heimweh hatte, wenn der Bub lernte, wenn — wenn er ein Herr wurde da draußen, ein städtischer, wenn — am Ende gar — ein Doktor — aus ihm wurde!

Der Cille Gesicht zuckte, sie verbiß das aufquellende Flennen. Jaun! Jaun! — Langsam und mit schwimmenden Augen packte sie das Gewandzeug ganz hinweg. Dann richtete sie den hageren Rücken auf, schluckte noch einmal; nun waren ihr die Augen trocken. Dann stieg sie hinab.

In der Küche traf sie die Clari-Marie mit dem Kind noch. Sie gab ihr den Brief zurück und machte sich am Herd zu schaffen. Eine Weile schwieg sie; dann litt es sie nicht länger. „Es geht ihm gut, dem Jaun," sagte sie.

Die Clari-Marie stand über einen Waschkübel geneigt, heißer Dunst stieg daraus auf. Schweißperlen schimmerten ihr auf der Stirn, aus ihrem schlichten, dünnen Scheitel lösten sich einzelne Haare und standen wirr nach allen Seiten. Sie trug eine graue Flanelljacke, deren Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren, an den festen Armen haftete der Seifenschaum. „Es scheint, daß es ihm gut geht," sagte sie trocken.

Die Cille war scheu und gedrückt. „Lernen tut er einmal, der Bub," murmelte sie nach einer Weile, fast als spräche sie mit sich selber.

„Wird er ein Pfarrer, der Jaun?" fragte Severina, die an der Clari-Marie ihrem Kübel stand und mit der schmalen Hand im Seifenschaum rührte. „Die Mutter sagt, er ist einer wie ein Pfarrer," fügte sie bei.

Die Cille lachte ein wenig. „Ein Doktor wird er am Ende!" sagte sie. „Jesses, du, Clari-Marie," wandte sie sich an diese, „wenn er jetzt gar ein Doktor —"

Die Rede blieb ihr im Halse stecken. Die Clari-Marie sah auf. Sie nahm beide Hände aus dem Wasser und stemmte sie auf den Kübelrand. „Das wird nicht dein Ernst sein, du," sagte sie zur Schwester. Dabei wurde ihr Gesicht hart, der Kopf stand steif im Nacken, sie hatte etwas von dem Klotz, der in eine Straße rollt und sie sperrt: Geh einer vorbei, wenn er kann! „Ein Doktor, der Bub!" stieß sie kurz hervor, so als fehle ihr der Atem. „Was weiß so ein Doktor! Was ist so einer? Im Wald stehen die Kräuter und auf den Matten, da kann einer das ewige Leben auflesen, wenn es der Herrgott einen finden lassen will! Alles andre ist Lug und Trug! Und der Bub soll ein Doktor werden!"

„Du hast auch bei ihnen gelernt, bei den Aerzten," sagte die Cille still, störrisch.

„Gelernt?" sagte Clari-Marie. „In der Stadt bin ich gewesen und bei ihnen, den Doktoren, ja, weil die Regierung es so eingesetzt hat, daß aus jedem Dorf eine geht! Aber gesehen habe ich genug und mein Teil gedacht! Seit ich hier bin, ist kein Doktor mehr in den Isengrund gekommen!"

Die Cille schwieg, wahr war es, was sie sagte, die Clari-Marie, es kam kein Doktor nach dem Isengrund!

Da nahm jene ihre Arbeit wieder auf, langsam packte sie ein Wäschestück und schlug es aufs Brett. „Ein Doktor wird er nicht, der Jaun, oder — oder ins Haus kommt er mir nicht mehr!" sagte sie. Es war halb in den heißen Dunst hinabgemurmelt, aus der Art, wie sie dastand, breit, wuchtig, störrisch, konnte die Cille lesen, was sie nicht verstand. Sie verschluckte einen Seufzer und ging; sie wich immer, wenn die Schwester zürnte; das mußte so sein, war immer so gewesen, das letzte Wort und das gültige lag bei der Clari-Marie.

*

Am Nachmittag liefen der Hansi und die Severina zur Schule, die sie am Morgen, ihres Umzugs halber, geschwänzt hatten. Der Hansi schritt voraus, stampfte mit schwerem Schuhwerk den Boden der Dorfgasse, der vom ersten Frost hart und spröde war, und hielt die Daumen in die Riemen seines Schultornisters gehängt. Der Nordwind kam hinter ihm her gefahren, faßte ihn ruckweise und stieß ihn vorwärts, dann machte der Bub den Nacken steif, stemmte sich und murrte zwischen verbissenen Zähnen hervor: „Jetzt stoß, wenn du kannst!" Der Nordwind pfiff an den Wänden des Rothorns, hoch am Himmel fegte

er hin, und der Himmel wurde fahl, grau; der Wind zog die Schneetücher darüber. Die Tannen über dem Dorfe rauschten, ss-ss, es tönte wie fliegende Atemzüge eines Riesen. Der Wind wirbelte auch die kleine Severina durch die Dorfgasse einher wie ein Läublein; der braune, ärmliche Rock flog um die Beine, deckte die dicken, grauen Schafwollstrümpfe bis an die Knie auf und riß an der Schultasche, die dem Kinde am Arm hing. Das Haar flog ihm um die Wangen, wirr, lang, und das Tuch verschob sich, das ihm die Clari-Marie um den Kopf gebunden hatte.

„Jesses, was für ein Wind," jammerte die Severina weinerlich, und der Hansi, dem das Blut in den Wangen stand, und dem die Augen blitzten, als stehe ihm ein sichtbarer Feind gegenüber, drehte sich, schritt, die Zähne noch immer fest zusammengesetzt, zurück zu der kleinen Schwester und sagte:

„Komm, ich halt dich, dem Kaib will ich schon zeigen." Das Kind an der Hand, ging er seines Weges fürbaß, bei jedem Windstoß schlossen sich seine Finger fest um die Hand der Severina und stemmte er sich zornig lachend gegen die schiebende Gewalt.

Das Schulhaus stand am Dorfende und war eigentlich nur eine Schulstube; denn oben wohnte der Pfarrherr mit seiner Magd und nur unten in dem einen, den gemauerten Unterbau fast ganz füllenden niederen Raum lehrte der Tresch, der Schulmeister, die Kinder vom Isengrund. Dem Pfarrherrn hatten sie den Wohnboden warm verschindelt, braune Laden hingen an den Fenstern, unten war alles kahl und grau, die Kinder hockten eng zusammengepfercht und froren nicht.

Als der Hansi und die Severina dem Schulhaus näher kamen, sah es davor aus, wie es zu Stadt und Land vor den Schulhäusern aussieht, kleines Volk stob durcheinander, stieß sich und schrie, lachte und flennte, nur daß der Wind jetzt unter sie fuhr, hier eine Kappe vom struppigen Kopfe riß und dort einen Fetzen aus einem Schulbuch stahl und sie fortwirbelte, dorfaus, den Fetzen hangan, die Kappe dem Bach zu. Ein kleiner, dicker, rotwangiger Kerl ließ sich vom Winde stoßen und sang dazu, und die kleinen Augen lachten ihm, weil er selber wie ein Ball davonkugelte und der Wind, ihm noch voranspringend langgezogen — ah — ah — die Töne seiner Stimme trug. Die Mädchen waren die empfindlichen, drückten sich frierend an der Hausmauer hin oder stiegen über die zertretene Steintreppe nach der Schulstube.

Ueber die hinter den Dorfhütten ansteigende Lehne, geradeswegs über das weglose Mattenland, zwischen der alten Kapelle und den letzten Häusern herab kam der Kehle-Gisler, der Lätz, mit der Claudi, seinem buckligen Mädchen gegangen. Er trug einen mächtigen Korb auf dem Rücken und hatte zerlumptes Gewand an, Hosen, von denen die Fetzen hingen, einen langen Rock voller Flicken und Risse, an den Aermeln hing ihm das Futter über die dürren, steingrauen Hände, auf dem Kopf trug er einen formlosen Filz ohne Band und ohne Rand, dessen Farben alle Schattierungen zwischen Schwarz und Gelb zeigten. Nur die Schuhe waren fest und schwer beschlagen. Der Kehle-Gisler stieg in die Dorfgasse, hielt die bucklige Claudi an der Hand und sah, den Kopf seltsam, ruckweise drehend, mit kleinen, lustigen Augen in das und jenes Kindergesicht, zwinkerte und lachte und schnitt Grimassen. Die Claudi hatte ein leises Unbehagen im Blick, hielt an und versperrte dem Vater den Weg:

„So, geht jetzt," sagte sie und versuchte ihn nach der Richtung zu drängen, nach der die Straße dorfaus lief. Der Gisler aber hatte den Blick an den Gesichtern zweier Buben hängen, die ihn anlachten.

„Tag, du," rief der eine.

„Tag, Lätz," lachte der andre; und es war, als hätte der Wind das Wort gefaßt und wirbelte es herum.

„Der Lätz," schrie es von allen Seiten, und die Kinder umsprangen den Gisler. Der aber ließ plötzlich die Hand der Claudi fahren, stieß einen Jauchzer aus und hob in der Straße zu tanzen an. Den Korb am Rücken, sprang er herum, jauchzte und sang, schlenkerte mit Armen und Beinen, schoß jetzt auf eine Gruppe von Kindern zu, daß sie kreischend auseinanderstoben, und rannte gleich darauf ein Stück weit auf der Straße davon, daß die Buben mit Spotten und Schreien hinter ihm her jagten. Es war ein Lärm, daß die Fenster der Häuser auf und ein halbes Dutzend Köpfe herausfuhren, daß die Viktorine, die Pfarrmagd, herabkreischte:

„Lasset ihn gehen, Kinder!" und der Pfarrherr selber in die Tür trat und sagte:

„Gehet, Gisler, macht Euch nicht zum Gespött!"

Der Gisler, der just nahe war, mochte die Worte gehört haben, denn er hielt plötzlich inne, taumelte einmal hin und einmal her, weil ihn schwindeln mochte, und zog dann den Filz von dem wirren, langen, sonderbar weiß und schwarz gesträhnten Haar. „Tag, Pfarrherr," grüßte er. Der Mund stand ihm offen, denn sein Atem ging stoßweise. Der Mund war sonderbar spitz, wie ein Ziegenmaul, große Schneidezähne ragten daraus hervor, der lange Schnurrbart hing auf beiden Seiten herab und rann mit dem langen Bart zusammen, der von Wangen und Kinn auf die Brust fiel, und Schnurrbart und Bart waren just so weiß und schwarz gesträhnt, wie das Kopfhaar. Der Gisler hatte ein Gesicht wie eine Ziege.

(Fortsetzung folgt)



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang ...

Nach dem Gemälde von F. Aug. von Kaulbach (München)



Fächer
Allegorie auf den Wind
Von Fr. Aug. von Kaulbach

Fritz August von Kaulbach

Von

Franz Wolter

(Mit 16 Abbildungen)

Große, starke Persönlichkeiten! Auf diese kommt es in der Kunst einzig und allein an. Fritz August von Kaulbach gehört zu diesen. Mit seinem Namen verbinden sich ganz bestimmte Vorstellungen und charakteristische Eigenschaften, deren vornehmste die ist, daß der Träger dieses Namens es wie wenige verstanden hat, die so oft gestellte Forderung, eine jede neue Zeit müsse auch vom Künstler neue Formen fordern, dahin umzuwandeln, überlieferte Formen, die nicht zur völligen Reife gelangt sind, weiterzuentwickeln und mit neuem Leben zu erfüllen. Wer solches kann, vollbringt die gleichen Taten wie alle Mehrer der Kunst im Entwicklungsgange der Kultur von den alten Griechen bis auf die ersten Anfänge der christlichen Kunst, von van Eyck bis auf Rubens und von diesem bis auf Lenbach. Es würde, weil allgemein bekannt, überflüssig sein, die ganze genetische Kultur des Meisters, der als Sohn des hannoveranischen Hofmalers Friedrich Kaulbach schon frühzeitig in die Kunst eingeführt wurde, zu verfolgen und zu sehen, wie er dann später bei dem kraftvollen W. von Diez und unter gleichzeitigem Studium der alten Meister eine Vorliebe für die glänzende Zeit des Mittelalters gewann und eine noch größere für die hoheitsvoll strahlende Renaissance, die, wie in dem Geschmack der damaligen Zeit begründet, einen großen Einfluß auf sein Schaffen ausübte. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, wie Kaulbach schon in den frühen Werken, deren Motive er dem 16. Jahrhundert entnahm, in den Bildern züchtiger Burgfrauen, minniglicher Edelfräulein und sittiger Bürgertöchter das feinentwickelte Gefühl offenbarte, daß er nicht des Kostümlichen, der Tracht wegen diese Gestalten malen zu müssen glaubte, sondern daß er das Hinabtauchen in die Seele seiner Mitmenschen als den eigentlichen tiefergehenden Zweck der Kunst betrachtete. Auch hier, schon in den Erstlingswerken der Kunst, kommt eine künstlerische Eigenschaft hinzu, die Kaulbach später so wundervoll weiterführte, die Verwendung der landschaftlichen Hintergründe, zu denen er die intimsten Studien machte und die als selbständige Landschaften poetischen Inhalts jetzt noch eine Zierde seiner Werkstatt bilden. Immer weiter dringt Kaulbach in das Wesen der alten Kunst ein, namentlich sind es die kraftstrotzenden Niederländer Rubens, Franz Hals, dann der elegante, geschmeidige van Dyck, die er mit dem innigsten Verständnisse studierte.



Fr. Aug. von Kaulbach

Aber auch die glühende Pracht eines Tizian, der wundervolle Zauber des Kolorits, den ein Giorgione, ein Veronese ausstrahlen, die herbere Schönheit der primitiven alten deutschen Meister erscheinen in den Werken Kaulbachs in milderem Glanze, in persönlicher Umwertung zu einem neuen Ideal weitergeführt.

Was ihn aber wesentlich von allen Malern des menschlichen Antlitzes, und das ist er ja zum größten Teil, unterscheidet und worin er als einziger dasteht, ist das formvollendete Gefühl und der erlesene Geschmack, mit dem er die Grazie der Antike und den eigenartigen Zauber der Renaissance mit der Innigkeit germanischer Anschauung am unauffälligsten, organischsten, am selbstverständlichsten verbindet. Ja, an Vornehmheit des Geschmackes, an Feinfühligkeit, an geistreich tiefgehender Betonung des Wesentlichen, vor allem aber an Gemütstiefe übertrifft er die blendendsten französischen Meister. Wir müssen unser ganzes deutsches Empfinden, die Innigkeit und Sinnigkeit, die Liebe, mit der wir auch einen Böcklin genießen können, zum Schweigen bringen, erst dann werden wir die Kunst eines Duran, Lefebvre, Bonnat und Besnard bewundern. Den eigenartigen Zauber stiller, in sich versunkener holdseliger Jungfräulichkeit, ohne Ziererei und Pose, wie sie in dem Bilde der Miß Chippendale (s. S. 35) verkörpert liegt, oder die psychologische Charakterschilderung, die in Mienen und Haltung ganz unauffällig all die innersten Seelenregungen in zartem, schimmerndem Glanze aufleuchten läßt, wie in den Bildern der Guerrero (s. S. 29 u. 37), wird man bei den besten nichtdeutschen Künstlern vergeblich suchen. Hierin ging Kaulbach sogar einen Schritt weiter als die alten Meister, die die Seelentaucherkunst doch mehr oder weniger als Nebensache betrachteten, die ihren Mitmenschen objektiver, sachlicher gegenüberstanden. Den innersten Kern, das Wesen und Weben jeder Faser deutet er mit wenigen anspruchslosen Mitteln an, davon ausgehend, daß der Künstler in seinem Werk nicht alles sagen muß, sondern dem Beschauer auch etwas überlassen soll. Und gerade diese Eigenschaft befähigt Kaulbach vor allen andern, ein Maler der Frauen zu sein. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß er zum männlichen Bildnisse weniger befähigt sei, auch für dieses hat der Künstler eine kraftvolle Formensprache gefunden, das beweisen allein schon die vielen Bildnisse des Prinzregenten, die er geschaffen. Ihn hat er wie sonst niemand von der rein menschlichen, liebenswürdigen Seite wiedergegeben (s. S. 36), denn als oft gebetener Gast zur Tafel und zur Jagd hatte Kaulbach die beste Gelegenheit, den Regenten Bayerns in aller Ungezwungenheit kennen zu lernen. Auch die prächtigen Köpfe Pettenkofers, die ritterlichen Gestalten des Zaren und unsers Kaisers sind hervorragende Beweise von Kaulbachs hehrer Kunst. Aber näher liegt ihm der Frauentypus, insbesondere der aristokratisch-vornehme, melancholische. Es ist charakteristisch für Kaulbach, daß er schon in seinen Jugendwerken diesem gehuldigt und nie volkstümliche beziehungsweise plebejische Gestalten von seinem ersten Bilde an, vom mittelalterlichen Gretchen und Burgfräulein bis zum modernen Damenbildnis, gemalt hat. Er hatte eben das angeborene feine Gefühl, den exquisiten Geschmack, der erkannte, daß die Fülle von Schönheit in der Welt schier unerschöpflich und überall, namentlich jedoch im Frauengeschlechte zu finden ist. Aber auch da kommt es auf den Menschen an, der sie sieht und wie er sie sieht. Kaulbach fand und sah neue Offenbarungen und Schönheiten, die er selbst bei dem schwer zu bewältigenden Repräsentationsbild, wie es nun einmal in den höheren Kreisen verlangt wird, nie preisgab. Gerade in solche Gemälde versuchte er eine größere Innerlichkeit, eine Intimität hineinzutragen, die alles sonstige Kalte und Frostige in liebenswürdige Menschlichkeit verwandelt. Wer das große Bildnis der Kaiserin kennt, der die jugendliche Prinzessin Luise in kindlicher Liebe und Anhänglichkeit entgegeneilt, der begreift auch, wie empfindsam und feinfühlig diese Augen sein mußten, um jenen flüchtigen Moment lieblichster Zutraulichkeit so zu verwerten, daß jeder an sich genrehafte Zug fernblieb. In solchen Werken weiß dann der Künstler mit einem sicheren Gefühl für das Arrangement seiner Gestalten, für die Verteilung der Massen, der Farbwerte, eine dekorativ künstlerische Wirkung zu erzielen, die stets von architektonischem Geiste getragen ist. Zu jenen rein formalen und malerischen Qualitäten, die wir ja auch bei manch andern hervorragenden Künstlern finden, gesellt aber Kaulbach etwas, worin er unerreicht dasteht,



Fr. Aug. von Kaulbach Bildnisgruppe zweier Schwestern



Bildnis der Gattin des Künstlers
Von Fr. Aug. von Kaulbach

und da müssen wir wieder auf seine Frauenbildnisse im besonderen zurückkommen. In der Schilderung von Frauen jeden Alters versteht er es, in die Seele hinabzutauchen, ihr innerstes Wesen aufzudecken, ihre stillen Wünsche, ihre Freuden und Schmerzen, ihre geheimsten Ideen nachzufühlen. Mit einem aristokratischen Taktgefühl gibt er dann seinen holden Wesen Stellungen, die den ganzen Zauber, den köstlichen Reiz des Halses und Nackens, die edeln klaren Linien des Körpers möglichst klar zur Geltung bringen. Und wenn er dann von der unverhüllten Schönheit eines Frauenleibes malerischen Bericht gibt, so erscheint dieser so dezent, so frei von jeder Sinnlichkeit, daß man die Unschuld personifiziert zu sehen glaubt. Vor solchen Gemälden Kaulbachs denkt man an die edelsten Gestalten der Poesie, an die Priesterinnen der Griechen, an die Vestalinnen der Römer, an eine Iphigenie, an die beiden Leonoren. Im Geiste tauchen auf ummauerte stille Gärten mit geheimnisbergenden lauschigen Winkeln, der wildverwachsene Park, vom kunstvoll geschmiedeten Gittertor verschlossen. Hoch ragen die Eichbäume, Pinien und Zypressen herüber. Auf dunkeln Teichen, wo Seerosen blühen, ziehen weiße Schwäne ihre leise Bahn, vorbei an bemoosten Steinbänken und Skulpturen aus längst entschwundener Zeit. Murmelnde, gurgelnde Quellen plätschern unter buschigem Gesträuch über grünbesponnenes Gestein. Weltabgeschiedene Einsamkeit! Das profane Geräusch des Alltags trägt keine schrillen Laute hinein, und nur leiser Geigenklang und verhallende Flötenmelodie wollen die Natur bereichern, in der fein und blaß in mädchenhafter Schüchternheit, in langwallenden Haaren, im rauschenden Brokat und lichten, knisternden Seidenstoffen sich Gestalten bewegen, die mit fragenden großen Augen dich anblicken, mit Augen so lieblich und freundlich und doch wieder so schwärmerisch, melancholisch, ernst. Schlanke, zierlich gebaute, gleich Elfen schwebende Menschenkinder von zartduftigem, weißblondem Ton, denen ein Hauch von Reinheit, Feinheit, Empfindungsadel entströmt, daß man wunschlos, voll Andacht diese Erscheinungen an sich vorübergleiten läßt und ihnen nachblickt mit dem Gefühl, den hellen Abglanz reinster, unschuldigster Weiblichkeit genossen zu haben.

Das organische Zusammenleben von Mensch und unentweihter Gottesnatur, die Verschmelzung seelischer, ethischer Faktoren mit rein künstlerischen, rein malerischen, in vollendeter Grazie, das ist's, was Kaulbachs hohe Kunst ausmacht.

Wenn man dann aber still nachdenkend erforschen will, wie der Münchener Meister das alles uns so vorzaubern kann, dann erhebt sich vor dem geistigen Blicke sein Haus, das ernst, abgeschlossen zur Straße, erst seine architektonische Schönheit zum rückwärts gelegenen Park erschließt. Hier findet man all jene köstlichen Motive, die Kaulbach geistig verarbeitete, wieder. Die grünen, weiten Rasen, umstanden von Buschwerk und hochragenden Bäumen, die lauschigen Winkel, die köstlich duftenden blühenden Blumen. Aus solcher Umgebung, aus solcher Natur scheint denn auch das Bild „Frühlingsreigen" (s. S. 33) seine ersten Anregungen empfangen zu haben, wenn nicht gar ein wirklich Erlebtes den Künstler zu diesem entzückenden Thema begeistert hat. Ein Blick in das Innere des Hauses, in die Flucht der prachtvoll, mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Zimmer voll kostbarer Gerätschaften und Kunstwerke zeigt uns, wie der Meister es nicht nur verstanden hat, diesen eine seltene Stimmung von Gemütlichkeit und Behaglichkeit aufzuprägen, sondern auch, wie aus solchem Milieu heraus er seine Werke für Räume schafft, die den seinigen ähnlich sind. Ein Bild wie das seiner schönen Gattin, der hochgefeierten, geistreichen Frau und Künstlerin der Geige, wird wohl nirgends sich so glücklich dem Raum eingliedern wie hier. In solchen Werken (vergl. d. Abb. a. S. 27 u. 32) kommt die vollendete Meisterschaft Kaulbachs vollständig zur Geltung, weil er da, ohne an Auftraggeber denken zu müssen, seine volle, reiche Kunst an sein Thema mit innigster Hingebung und Liebe verschwenden kann.

Für musikalische Genüsse stets hochbegeistert und durch Frau Kaulbach-Scottas hohe Kunst noch bedeutend



Fr. Aug. von Kaulbach — Putto



Die Tänzerin Guerrero
Von Fr. Aug. von Kaulbach

empfindsamer geworden, versuchte der Meister wie schon früher bei einer St. Cäcilia an der Orgel sitzend, im Spiel versunken, oder bei dem klagenden Engel am Fuße eines Sarkophages (s. S. 39), Phantasievolles und Erlebtes mit glücklichem Griff in der Malerei zu verwerten, so daß es keine Phrase ist, wenn man behauptet, daß manche Bilder von lyrischen, rein musikalischen Stimmungen getragen sind, die nirgends reicher, schmelzender, harmonischer erscheinen, als in den zahlreichen Motiven, denen das Bild der Gattin zugrunde liegt. Wir haben in unsrer Zeit keinen zweiten Maler, der in seinen malerischen Ausdrucksmitteln die zum Gemüte führende Sprache der Musik so sinnig und seelenvoll verkörpert hätte wie Kaulbach, und dies insbesondere in jenen Bildnissen, die in ihrer ganzen Gestaltung keine Porträts an sich, sondern in weit höherem Sinne Stimmungsgemälde erlesenster Art genannt werden müssen. Wie wechselvoll sind da die feinen Nuancierungen des musikalischen Charakters, die sich durch die verschiedenen Stimmungen ausdrücken lassen, in Farben solchergestalt umgesetzt, daß der Beschauer andachtsvoll, im ruhigen, stillen Versenken, in träumerischer Schwärmerei einem weihevollen Andante, einem seelenvollen Adagio lauscht oder in heiterem Entzücken einem Allegro entgegenjubelt. In solchen Bildern schwindet die Erinnerung an die alten Meister vollständig, hier ist der Maler ganz Kaulbach, der als einziger die tiefgehende Macht der Musik, die uns Menschen über die nüchterne Alltäglichkeit hinaushebt, in musikalischen Klängen und Farbenakkorden zu einem harmonischen, einheitlichen Ganzen so verschmolzen hat, daß zugleich poetische, musikalische und rein malerische Empfindungen in der Seele der Mitmenschen ausgelöst werden. Der Musik verwandt ist die Tanzkunst, geheimnisvolle Fäden spielen von dieser zu jener hinüber. Als die Duncan in München ihre eigenartigen choreographischen Studien und später die Madelaine im hypnotischen Schlaf ihre nie gesehenen Tänze vorführten, begeisterten diese Kaulbach, abgesehen von mehrfachen Bildnisschöpfungen im eigentlichen Sinne (Guerrero s. S. 29 u. 37, eines der Bildnisse der Madelaine untenstehend) zu mehreren hochinteressanten Improvisationen, die vom Bewegungsrhythmus ausgingen.

Solche echt poetische Verklärungen der Natur, des Seelenlebens, solche innige Vertrautheit mit allem, was das Leben so reizvoll und köstlich gestaltet, spiegeln sich weiter noch in der herzerfrischenden Liebenswürdigkeit, mit der der Meister das Kinderleben erfaßt. Wie oft hat er seine zwei Lieblinge, die eine ältere Blonde, die dereinst gewiß den Pfaden der Mutter als Künstlerin folgen wird, da sie schon als kaum Fünfjährige das Instrument meisterte, auf dem die Mutter ihre ersten Uebungen begonnen, dann die kleinere Dunkelbraune gemalt, in diese großen, naiv fragenden Augen geschaut und die reine Kinderseele auf die Leinwand gebannt, wie es nur ein ganz großer Künstler, der zugleich der liebevollste Vater ist, wiederzugeben imstande ist. In der Vielseitigkeit seines Schaffens fand und findet dann Kaulbach immer noch Zeit, mit leichter und sicherer Hand, fast spielend die geistreichsten Ideen mit dem Stifte niederzuschreiben. Wer je einen Blick in die „Allotria“-Blätter getan, in denen mit Poesie und Witz, in Wort und Bild, in knappen kritischen Pointen die Künstler sich gegenseitig in wahrer Selbsterkenntnis näherbringen, der weiß, welche Fülle von feinem Humor die Zeichnungen Kaulbachs belebt.



Fr. Aug. von Kaulbach — Die Schlaftänzerin Madelaine

So steht der Meister vor uns als eine feste und eigenartige Persönlichkeit, die, wie sie auch immer die edelsten Schöpfungen der Antike, der altdeutschen Kunst und der Renaissance sichtbar vor Augen hatte, diese doch nirgends kopierte. Lernen kann man von ihm, daß man die hohen Vorbilder, die wie ewig leuchtende Sterne am Kunsthimmel bleiben werden, nicht nachmachen, sondern in ihren Geist, in ihren Sinn, vor allem in die Wahrhaftigkeit ihres Empfindens eindringen soll. Nicht Sklave der alten Meister, auch nicht Sklave der Natur, sondern beider Schüler zu sein, das zeigt uns in seinen hohen Werken Fritz August von Kaulbach.



Fr. Aug. von Kaulbach — Bubi

Abt Davids letzte Tage

Eine Geschichte aus Urkunden

Von

Prof. Dr. Ferdinand Vetter-Bern und Stein a. Rh.

Am 16. Herbstmonat des Jahres Christi 1526, dem Sonntag nach Kreuzerhöhung, herrschte in der kleinen Stadt Stein am Rhein eine lebhafte Aufregung. Man ging nicht, wie sonst um diese Jahreszeit, droben am Klingenberg den Reben nach, um nach den ersten roten Beeren die Aussichten des Herbstes zu bemessen, für den schon um die Stadtbrunnen herum und drunten an den beiden Rheinpförtchen die hohen „Läntergelten" zum Verschwellen stunden. Auf den Bänken, die unter den breiten Vorschirmen der Häuser, unter dem geschindelten Dach der hölzernen Rheinbrücke zur Feiertagsruhe luden, saßen die Alten, auf Markt und Gassen gingen und stunden die Jungen, alle sonntäglich geschmückt und sichtlich bewegt von dem gemeinsam Erwarteten, wonach hin und wieder ein kleinerer Trupp zum Tor hinaus vergebliche Ausschau hielt. „Ob er wohl kommt?" war die Frage, die durch die erregten Gruppen ging, auf allen den alten und jungen Gesichtern zu lesen war.

Schon vor einer Stunde waren über die alte Brücke die Ratsabgeordneten von Zürich eingeritten und durch die gewölbte Pforte an der Rheingasse, wo sie der obrigkeitliche Amtmann als jetziger Hausherr des Klosters empfangen hatte, in den stillen Bezirk der ehemaligen Abtei eingeschwenkt: der Bürgermeister Heinrich Walder, Hans Effinger, Mitglied des Kleinen Rates, und Felix Brennwald, den man als einen der Altgesinnten im Großen Rat den beiden andern beigegeben hatte, um für den beabsichtigten Vergleich zwischen Kloster, Stadt und Regierung das möglichste Entgegenkommen zu zeigen.

Herr David von Winkelsheim, Abt des im vorigen Jahr durch den Schirmort Zürich reformierten Klosters St. Georgen zu Stein, um dessen Person und Ansprüche vorab sich in der alten Rheinstadt der große Kampf des Zeitalters drehte, hatte aus seiner freiwilligen Verbannung zu Radolfzell vor vierzehn Tagen in einem besiegelten Schreiben sein Erscheinen auf dem Tag zu Stein zugesagt, wofür ihm sowohl die Herren von Zürich als seine „lieben und guten Freunde" von Stein ein Geleit zusichern sollten. Frieden und Einigkeit herzustellen — so hieß es in seinem Schreiben —, seines Gotteshauses Nutzen



Fr. Aug. von Kaulbach Lautenspielerin

zu schaffen und seinen Herren dienstlich und gefällig zu sein, wolle er gern das Seinige tun.

Jawohl, seines Gotteshauses Nutzen! Auf den hatte er sich freilich immer verstanden, und schön hatte er sich seinen Prälatensitz eingerichtet, das mußte ihm der Neid lassen! Aber war denn nicht jetzt das ganze Kloster- und Mönchswesen aus Gottes Wort als eitel und trüglich erwiesen? Hatten nicht demgemäß die Herren von Zürich die Klöster zu Stadt und Land aufgehoben und in Schulen und Spitäler verwandelt? Warum jetzt noch so viele Umstände machen mit dem gewesenen gnädigen Herrn, der die Abtei förmlich an Zürich übergeben, dann bei Nacht und Nebel entweichend den Vertrag widerrufen hatte, und nun immer noch für sich und die Seinigen den alten Brauch mit Kuttentragen, Singen, Lesen und Läuten fortsetzen wollte, während draußen im Reich sein Bruder mit Waffengewalt die Gefälle des Klosters für ihn eintrieb? Etwa weil er sich auf die alten Briefe der Stifter berief, die vor fünfhundert Jahren das Kloster errichtet, oder auf den Schirm des Reiches und des Hauses Oesterreich, denen jetzt die Rechte jener Stifter zustünden? Hatte nicht Meister Ulrich Zwingli diese und andere Einsprachen des Abtes aufs trefflichste widerlegt in dem Ratschlag, den die Zürcher Boten schon zu der Verhandlung mit Herrn Davids Vertrauensmännern im Frühjahr mitgebracht? Aber die Herren von Zürich wüßten wohl, weshalb sie dem Abt, der durch seine schlaue Flucht den leider noch unbesiegelten Abtretungsvertrag einseitig und widerrechtlich aufgehoben, so viel Rücksicht erwiesen: ihre Rechte auf das Kloster und dessen Einkünfte seien keineswegs unanfechtbar, und sie hätten dabei nicht bloß den Abt und seine Schirmer, sondern auch die andern Eidgenossen zu fürchten! Hätten sie doch lieber ihnen, den Steinern, freie Hand gelassen mit der Vogtschaft über das Kloster, die ihnen samt den Grundzinsen, der Fischerei, den Weiderechten von Gottes und Rechts wegen zugehöre! Ja sie — sie wollten mit dem Abt und seinen Helfern schon fertig werden: vor zwei Jahren sei man auch mit dem Pfaffennest drüben im Thurgau fertig geworden, und so wie dort sollte man es mit allen Klöstern machen, wenn man auch an der Buße der ungnädigen Obrigkeit für den Ittinger Klosterbrand heute noch zu tragen habe, daß einem das Liegen weh tue, u. s. w.

„Sie kommen, sie kommen!" schollen plötzlich jugendliche Stimmen vom Oeninger Tor her. Und nicht lange, so nahte dort auf der Straße, die aus der Bischofshöri dem See und dem Rhein entlang den Flußübergang bei Stein sucht, der langsame Zug der Erwarteten, von der hoffnungsvollen Stadtjugend geleitet, sich der stark bewehrten, aber heute gastlich offenstehenden Pforte.



Fr. Aug. von Kaulbach — Frühlingsreigen

Den stattlichen Greis, der jetzt hinter den Zürcher Geleitsmännern, neben sich den Radolfzeller Stadtschreiber, zu Roß erschien, begrüßten am Tor auch die, die ihn ungern kommen sahen, nun mit Ehrerbietung. Und in die Hochachtung, die sein würdiges Wesen, sein herablassender Gruß, die Gewohnheit früherer Unterwürfigkeit forderten, mischte sich menschliches Mitgefühl. Herr David von Winkelsheim sah ernster, sah stärker gealtert aus, als man es gewohnt war oder erwarten durfte.

Wie anders war er vor einem Vierteljahrhundert durch dieses Tor eingeritten, da er, mitten in den Stürmen des Schwabenkrieges von den Brüdern zur Abtswürde erhoben und von dem bischöflichen Oberherrn in Bamberg zum Amte geweiht, hier als geistlicher und weltlicher Herrscher von Stein war empfangen worden! Nach altem Brauch hatte er am Tor Halt gemacht, um — wie es die sinnbildliche Auffassung seiner grundherrlichen Rechte wollte — den Bürgern Zeit zu geben zur Wegschaffung der über den Grund seiner Straße herausragenden Oberstockwerke, dann aber — wie es ebenfalls hergebrachte Sitte war — huldvoll die Erlaubnis zur Beibehaltung der Ueberbauten zu erteilen, die infolgedessen als „Fürschütze" und Erker von Abt zu Abt üppiger gediehen. Und heute kam er, seiner Würde entsetzt, aber vom Heimweh und dem Gefühl erlittener Unbill getrieben, in die Stadt, die er fünfundzwanzig Jahre beherrscht, zurück, als Rechtsuchender, aber ohne Aussicht, Recht zu finden!

Der Zug, den nun auch ein Teil der Bürger entblößten Hauptes begleitete, ging stumm durch die enge Gasse auf den Hauptplatz, wo mit stattlicher Front das Gasthaus des Hans Oesterreicher, genannt „Zur Sonne", stund, das in weiten Räumen den Abt und sein Gefolge aufnahm.

Bald kam von den Zürchern aus dem Kloster Herr Effinger, von dem Altschultheißen und dem Stadtschreiber von Stein begleitet, in des Abtes Herberge mit der Einladung, daß er und sein Gefolge ebenfalls in der ehemaligen Abtei Wohnung nehmen möchten, woselbst ihnen die Zürcher in allem den Vorzug einräumen würden. Herr David ließ sich durch den Stadtschreiber von Zell entschuldigen: er wolle den Herren von Zürich, als den zuerst im Kloster Angekommenen, dort nicht lästig fallen und auch seinen Herbergswirt nicht schädigen. Eine Aufforderung, wenigstens die Nebenmahlzeiten während der Dauer des Rechtstages daselbst einzunehmen, beantwortete er selbst sofort freundlich zusagend, während der Zeller Stadtschreiber den förmlichen Bescheid gab: im Verlaufe der Verhandlungen werde es sich vielleicht finden, daß das und anderes, was zur Freundschaft diene, von seiten des Herrn von Stein geschehen möge.

Zum erstenmal schlief Abt David zu Stein nicht in seinen eignen Gemächern, die er sich in besseren Zeiten mit so viel Liebe ausgeschmückt. Ein schmerzliches Gefühl, in der Heimat als Fremder zu weilen, zumal in einer solchen Heimat! Wer sie sich erstreiten könnte wie einst Odysseus! Aber es waren andre Zeiten, und er war kein Odysseus! Und seine Penelope, die Abtei des heiligen Georg, hatten die fremden Freier ihm abwendig gemacht, wohl für immer!

Auf Montag um elf Uhr war die Verhandlung mit den Abgeordneten und Schiedleuten angesagt. Inzwischen hatten die Zürcher noch einen schweren Stand mit den vier Ausgeschossenen der Steiner Bürgerschaft, die für den Vergleich mit dem Abte gewonnen werden sollte. Der Bürgermeister Rapp legte in einer langen Rede die Anliegen und Befürchtungen der Bürger dar. Die Steiner, die so viel Beschwerden, Nachteil und Aergernis durch das Klosterwesen erduldet, hätten mit Besorgnis gehört, es solle dasselbe wieder ins Leben treten, mit Kuttentragen, Gebetemurmeln und dergleichen mehr; solches würde aber, fürchtete der Redner, der dabei zahlreiche Schriftstellen geschickt einzuflechten wußte, zu gewaltigem Aergernis gereichen. Die Abordnung suchte die Bürger zu beruhigen, da es vorerst nur zu hören und erst nachher das Entsprechende zu verfügen gelte, und ging sodann zur Unterhandlung mit dem Abt über, die nun um elf Uhr im Kloster begann.

Mit welchen Empfindungen zog jetzt, da die Rathausuhr mit hell über dem Rhein widerhallenden Schlägen die festgesetzte Stunde meldete, Herr David von Winkelsheim in seine schöne Abtei wieder ein, die er vor zehn, vor zwanzig Jahren zum künftigen würdigen Sitz einer erlauchten Stiftung um- und ausgebaut, die er voriges Spätjahr als Flüchtling verlassen hatte und nun heimat- und aussichtslos wieder betrat! Hier über den spitzbogigen Türen der Prälatur begrüßte ihn vielfach wiederholt als Urkunde der Erbauungszeit sein einfach-schönes Wappen mit dem Winkel, begleitet von den Schilden des Klosters mit dem ritterlichen Drachentöter, des Bistums Bamberg mit seinem schwarzen Löwen, des Römischen Reiches mit dem Adler und mit dem blauweiß gerauteten Herzschild, der an den Gründer Kaiser Heinrich, des Herzogtums Schwaben mit den drei Löwen, die an die ersten Stifter Burkhart und Hadwig zu Hohentwiel erinnerten! Dort die geschnitzte Tür führte hinein in das behagliche, reichgetäfelte Speisezimmer, aus dessen gewölbtem Erkerausbau sich der herrliche grüne Rhein mit der fischenden Mannschaft so schön überschauen und überwachen ließ. Jetzt hielt dort mit Weib und Kind der Zürcher Amtmann Luchsinger Haus, dessen Rauheit und Kargheit ihm einst den Aufenthalt im Kloster völlig verleidet hatten. Darüber der jetzt verlassene Festsaal mit seinem prächtigen Ausblick rheinauf- und abwärts, die Decke geschmückt mit dem überreichen Schnitzwerk des Meisters Peter Vischer von Stein, die Wände rings bemalt mit den Geschichten der erlauchten Städte Rom und Karthago, wie sie der Augsburger Meister mit seinen Gesellen, den munteren Brosi Holbein an der Spitze, in den Formen der neuen welschen Kunst dort, unter Leitung des geistlichen Bauherrn selbst, erstellt hatte! Aber keine zehn Jahre durfte sich der Bewohner seines Werkes freuen: aus der Stube daneben, die ihm nebst der Kammer bei der Aufhebung als Wohnung eingeräumt worden, war er entflohen voriges Jahr am dunkeln Sonntagabend nach Simonis und Judä, als die ihn bewachenden Kriegsknechte, vom neuen Wein benebelt, den Schlafengehenden endlich einmal aus den Augen gelassen hatten. Aber wie bitter war das Brot der Verbannung seither gewesen! Ob ihm nicht doch noch hier, auf und in dem Seinigen, zu wohnen und zu sterben vergönnt war?



Miß Chippendale
Von Fr. Aug. von Kaulbach

Zur Verhandlung fand Abt David nebst den Zürchern die von ihnen bestellten Schiedsrichter versammelt: Herrn Christoffel vom Grüt aus Schaffhausen, Schwager des ebenfalls anwesenden Junkers Effinger, und Herrn Joachim von Watt, genannt Doktor Vadianus, seit kurzem Bürgermeister von St. Gallen. Von den beiden Schiedmännern, die David seinerseits bestellt hatte, war nur einer anwesend: Heinrich von Liebenfels, der Herr der nahen Burg gleichen Namens; der andere, Heinrich Muntprat zu Lommis, hatte ihm, durch sein Podagra verhindert, gestern abend noch abgesagt. Der Abt gab sich jedoch damit zufrieden und hoffte, da die „Gütlichkeit“ walten solle, werde sie wohl auch durch drei Personen gefunden werden.

Da er wider Erwarten nicht mit der Klage begann, so hielten die Zürcher, nachdem man vorerst eine offene Erklärung beider Parteien vorzunehmen gewünscht, einen Vortrag über den schwebenden Handel. Bürgermeister, Räte und gemeine Stadt Zürich hätten, wie männiglich bekannt, nach der klaren Anweisung des göttlichen Wortes eine „Aenderung und Besserung“ mit den Klöstern, der Messe u. s. w. vorgenommen und gedächten, wie bisher, so auch fernerhin mit Ernst und Tapferkeit über der Vollziehung der betreffenden Mandate zu wachen, solange sie nicht aus der Schrift Neuen und Alten Testamentes eines Besseren belehrt würden. Es möchten nun die Schiedleute den Herrn Abt von Stein veranlassen, sich diesen auf das Wort Gottes gegründeten Mandaten zu unterwerfen; das werde man ihm zum Besten vermerken und sich der zeitlichen Güter halben ihm gefällig erzeigen.

Der Vorschlag wäre für einen, dem es nur um die äußere Stellung zu tun war, verführerisch gewesen. David war kein solcher Mietling. Nach einiger Ueberlegung erklärte er: er hätte nichts dagegen, daß anderwärts jenen Mandaten nachgelebt würde; er habe aber mit seinem Amte die Pflicht übernommen, das Gotteshaus in geistlichen und weltlichen Dingen seiner Stiftung gemäß und nach den alten Bräuchen, die er vorgefunden, zu versehen; das möchten ihm seine Herren auch ferner gestatten. Den Inhalt dieser Stiftung darzulegen, wie die Zürcher es wünschten, um daraus zu entnehmen, was mit dem Worte Gottes bestehen könne oder nicht, darauf ließ sich David nicht ein: was konnte eine religiöse Disputation mit den Beauftragten seiner reformatorischen Regierung für einen Wert haben? Dagegen bestund er darauf, daß über die eigentlichen Streitpunkte, über die Gestattung der Messe vor allem, verhandelt werde. Er erklärte seinerseits die Messe bis auf ein allgemeines christliches Konzilium einstellen zu wollen, jedoch unter Vorbehalt der Einwilligung einer Fürstlichen Durchlaucht von Oesterreich, deren Vorfahren dieses Gotteshaus gestiftet hätten: als einstige Landesherren im Hegau konnten ja wenigstens Burkhart und Hadwig für Vorgänger der jetzigen Regierung der vorderösterreichischen Lande gelten.



Fr. Aug. von Kaulbach — Prinzregent Luitpold von Bayern

Diese Berufung auf einen fremden Herrscher und heftigen Feind der Reformation war für die Regierungsabgeordneten kein Boden, auf dem weiter verhandelt werden konnte. Sie ließen Herrn David abtreten und privatim durch die Schiedleute befragen, wie es mit seinem Schirmverhältnis zu Zürich stehe. Das werde von dem Austrag der Sache abhangen, erhielten sie zur Antwort. Für David war die Forterhaltung und Fortführung des Klosters, wie er sie einst beschworen, das einzige, was er erreichen wollte, wenn nötig mit Hilfe der auswärtigen Rechtsnachfolger des Stifterhauses. War sie nicht zu erlangen, so hatten weitere Verhandlungen keinen Zweck. Er trat also ab und diese gingen nun ohne ihn weiter zu den übrigen Artikeln: von den Kutten und Platten der Mönche, vom Glockengeläute, vom „Murmeln“ in der Kirche, und Vadian, vom Grüt und der von Liebenfels suchten sodann in gütlicher Unterredung den Abt zum Verzicht auf seine Forderungen zu bewegen. Der Erfolg war vorauszusehen: David gab „nicht um ein Härlein“ nach.

Die Zürcher sahen endlich ein, daß hier Kosten, Müh' und Arbeit verloren seien. Man begnügte sich damit, dem



Bildnis der Tänzerin Guerrero
Von Fr. Aug. von Kaulbach

Abt noch vierzehn Tage Bedenkzeit zu geben, binnen deren die Schiedsrichter weiter ihre Ueberredungskunst bei ihm versuchen sollten.

Abt David hatte seinen Standpunkt behauptet; er war Sieger geblieben, aber um den Preis des Streitgegenstandes selbst: er hatte seinen Begriff von der Würde und Unantastbarkeit seiner Stiftung festgehalten; die Stiftung selbst war ihm von nun an verloren. Er mußte sich scheidend sagen, daß er seine Abtei am grünen Rhein, die sein Lebenswerk, sein Lebensideal vorstellte, die ihm die großen Zeiten seiner Kirche und mächtiger Herrschergeschlechter verkörperte, nun nicht mehr sehen werde.

Noch ein Blick in den Kreuzgang, in dessen gewölbten Hallen, auf dessen herbstlich buntem Gärtchen die helle Septembernachmittagssonne lag — ein Blick in die hohe Klosterkirche, deren herrlich geschnitzte Chorstühle im Licht der bunten Fenster erglühten — ein stilles Gebet an der Stätte des Altars, der, einst von ihm geschmückt, jetzt mit allen seinen Bildern und Zierden verschwunden war —, und St. Georgen war für seinen letzten Abt, für seinen großen Neuschöpfer und treuen Verteidiger — gewesen.

Fr. Aug. von Kaulbach Ueberrascht

In der Stadt verbreitete sich rasch das Gerücht von dem mißglückten Vergleich. Aber die Hoffnung, die man daraus für die Ansprüche der Bürger schöpfen konnte, gab sich in keiner Aeußerung der Freude kund. Auch in dieser stürmischen Zeit gab es noch Mitgefühl für das Unglück, Achtung für die Standhaftigkeit. Die dem Abt Wohlgesinnten schoben die Schuld auf den Einfluß des Zeller Stadtschreibers und des Dr. Laurenz Schnell, der dem Abte vom Bischof von Konstanz beigegeben war: ihretwegen hätten Seine Gnaden nicht reden dürfen, wie es Ihr Wille und Ihr förderlich gewesen wäre. Man ward damit der versöhnlichen Gesinnung des Prälaten gerecht; aber man verkannte die Macht der Ideen auch über die Gesinnungen. Zwei Welten stunden sich gegenüber in dem Werke des Zürcher Reformators und in dem Werke des Steiner Abtes: dort die Welt der Tat und der Entwicklung, hier die des Beharrens und Genießens; wo diese Welten unabgelenkt und ungehemmt aufeinander trafen, da mußte die raschere und derbere siegen, mußte die bedächtigere, die zartere zugrunde gehen.

Und wie hätte eine Verständigung möglich sein sollen hier im Kloster zu Stein zwischen der Welt Luthers und der Welt des Mediceers Leo, wenn von dorther der große Gelehrte Vadian, der noch vor fünf Jahren seine Satire vom Wolfsgesang gegen die Macht jenes Papstes geschleudert, von hier der kunstliebende Winkelsheimer sich gegenüberstunden, der vor zehn Jahren in den Malereien seines Festsaales mit den der heiligen Jungfrau das Kloster darbringenden Gründern Burkhart und Heinrich die großen Helden des neuentdeckten Altertums — Herkules, Curtius, Lucretia — friedlich zu vereinigen gewußt hatte?

•

Sieben Wochen später erfuhr eine neue Zürcher Botschaft zu Stein, daß der Abt in Zell ernstlich krank sei. Ein rasch abgesandter Bote kam mit der Nachricht zurück, David liege fast hoffnungslos an der Halsbräune danieder; ein zweiter ward sofort heimlich abgefertigt, um an Ort und Stelle abzuwarten, ob es zum Leben oder zum Tode gehe, und die Gesandten erbaten sich von Zürich Weisung für den Fall, daß „Gott über ihn gebieten würde“. Denn um die zwischen den Beschirmern Davids und den Zürchern streitigen Gefälle im Hegau war nach Ablauf der Bedenkzeit neuerdings der kleine Krieg ausgebrochen, den der Tod Davids leicht zum großen anfachen konnte. Und Zürich mußte gegen innere und äußere Feinde auf der Hut sein: hatte doch soeben dort der Unwille und Verdacht gegen die Täufer und die Pensionierer den

alten Jakob Grebel, den Schwäher Vadians von St. Gallen, aufs Blutgerüst gebracht! Und waren doch auch hier in Stein die Gemüter neuerdings sehr erregt und hatte man doch selbst mitten in der arbeitsreichen Herbstzeit zwischen Läutergelten und Trottbetten von nichts als von der Klostervogtei und von der Ittinger Buße reden und munkeln hören!

Am 11. November — es war der Tag des heiligen Kriegsmanns und Bischofs Martin und wieder ein Sonntag — kam ein Landmann von Bühel in der Höri geschäftehalber in Davids Wohnung zu Zell. Er trat in die Stube; nebenan ward laut gebetet. Ein Knabe kam aus der Kammer mit den Worten: „Mein Herr ist hinweg von dieser Zeit." Das Gesinde hieß ihn schweigen: es sei noch Hoffnung auf Erholung. Ungewiß, wie es stehe, verließ der Bauer die Stadt.

Aber der Tod hatte an dem Kranken, der dort in der Kammer, die geweihte Asche nach Ordensbrauch unter dem Haupte, mit ihm rang, sein Werk bereits getan. Das „Proficiscere", das sie drinnen angestimmt, der „christlichen Seele" eine „Wohnung in der heiligen Sion" zu erflehen, geleitete den sterblichen Geist Davids von Winkelsheim auf den Weg, den niemand wiederkehrt.

Ob der Sterbende auch noch seiner schönen irdischen Wohnung gedacht, die er sich am grünen Rhein gebaut hatte und die er jetzt in fremden, seiner Meinung nach wohl unwürdigen Händen zurücklassen mußte? Wenn es geschah — und den Treuen verfolgte gewiß bis zum letzten lichten Augenblicke ein treues Gedenken an das Werk seines Lebens —, dann geschah es, so dürfen wir hoffen, nicht ohne die tröstliche Ahnung einer schöneren Zukunft, in der die Gegensätze der Zeit ausgesöhnt wären in der freudigen Anerkennung alles Menschentums und Menschenwerkes, das unter den verschiedensten Bedingungen und Meinungen je einmal gut und schön gewesen.

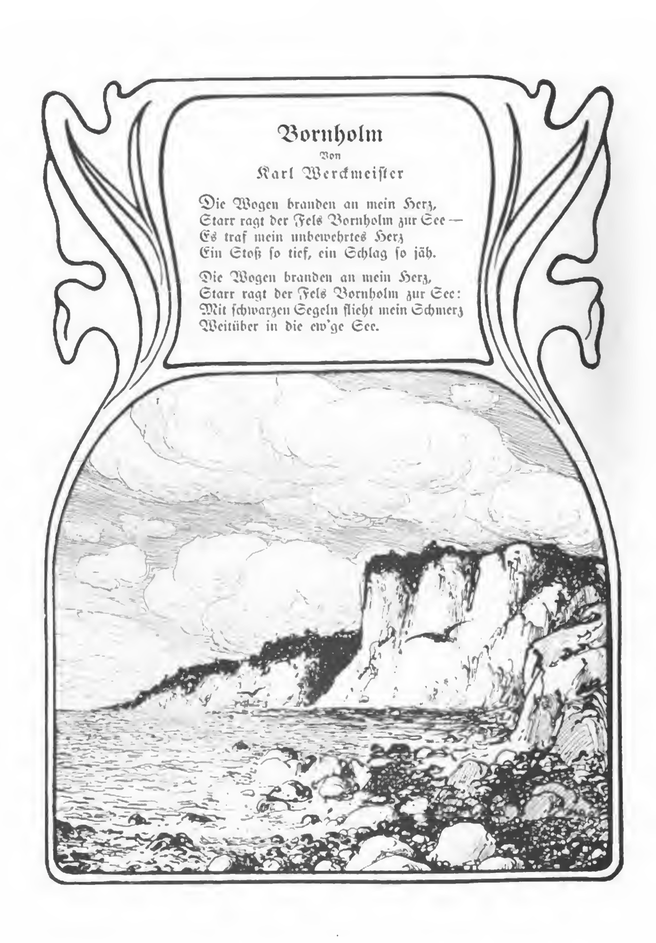
Denn auch über der alten Abtei am Rhein, deren Verlust ihm das Herz gebrochen, und über dem Grab am Zellersee, ob dem noch fast zwei Jahrhunderte lang der Streit um sein Erbe zwischen Zürich, Oesterreich und der Stadt Stein hin und her ging, ist es seither Friede geworden.

Auf der prächtigen ehernen Grabplatte des streitbaren Herrn David im hohen Chor des Münsters zu Radolfzell beklagt zwar noch heute die um das würdige Bildnis des Prälaten herumlaufende Inschrift mit schmerzlichem Vorwurf das Schicksal des dort bestatteten letzten Abtes von Stein, „wölcher zu Erhaltung seines Gotshus Stiftung und Regel daselbst vertriben ward, dem Got genedig und barmhertzig sein wöl".

Aber drunten in Stein am Rhein wandeln nun durch die Räume, die Abt David ausgeschmückt hat und die nach vielfachen Wechselfällen jetzt wieder als ein wohlerhaltenes Denkmal seines Geistes dastehen, die Freunde der Kunst und der Geschichte und segnen das Andenken des Mannes, der im Kampf um ein veraltetes Ideal gefallen, aber dem eine über den damaligen Gegensätzen stehende Zeit nicht bloß „gnädig und barmherzig", sondern — was mehr heißt — endlich gerecht geworden ist.



Fr. Aug. von Kaulbach Engel an einem Sarkophag



Bornholm

Von

Karl Werckmeister

Die Wogen branden an mein Herz,
Starr ragt der Fels Bornholm zur See —
Es traf mein unbewehrtes Herz
Ein Stoß so tief, ein Schlag so jäh.

Die Wogen branden an mein Herz,
Starr ragt der Fels Bornholm zur See:
Mit schwarzen Segeln flieht mein Schmerz
Weitüber in die ew'ge See.

Spaziergänge durch die St. Louiser Weltausstellung

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen von Ed. Cucuel)



Am Eingang der Ausstellung

Wenn man mich in der ersten Zeit der Ausstellung nach dem unvermeidlichen „Clou“ gefragt hätte, wäre ich um die Antwort verlegen gewesen. Jetzt aber habe ich ihn gefunden. Seit acht Tagen hat tatsächlich die Ausstellung einen „Clou“, der das Angenehme an sich hat, daß er nicht, wie sonst Clous pflegen, fest und unverrückt an seiner Stelle bleibt, sondern daß er sich überall auf dem Ausstellungsgelände und sogar in der Stadt St. Louis selbst sehen läßt. Dieser Clou ist aber auch keine Sache, sondern eine Person, und diese Person ist keine andre als — Hut ab! — Ihre republikanische Hoheit Fräulein Alice Roosevelt, die Kronprinzessin der Vereinigten Staaten. Auf meinen Wanderungen und beim Aufenthalte in verschiedenen Ländern habe ich die Erfahrung gemacht, daß man im allgemeinen in den Monarchien viel republikanischer ist als in den Republiken und umgekehrt. So oft irgendein Duodezkönig nach Paris kommt, stehen alltäglich spaltenlange Berichte in den Blättern, und haarklein wird uns jeden Tag erzählt, was die Majestät gegessen und getrunken hat, wann sie aufgestanden ist und welche unvergleichlichen Worte von ihren Lippen gefallen sind. Die Photographen umlagern das Gasthaus des gekrönten Hauptes, und jede seiner Bewegungen wird der bewundernden Mitwelt brühwarm mitgeteilt.

In allen Monarchien, die ich aus längerem oder kürzerem Aufenthalte kenne, ist mir im Gegensatze dazu aufgefallen, wie wenig man sich um das Tun und Treiben der eignen und der zugereisten Fürstlichkeiten kümmert, deren Tageseinteilung entweder gar nicht oder nur im kürzesten Depeschenstil aus den Blättern zu erfahren ist.

In den Vereinigten Staaten aber ist die Sache noch ganz anders als in Frankreich. Hier braucht man kein gekröntes Staatsoberhaupt zu sein, um wie ein Wundertier angestaunt zu werden. Die entfernteste Verwandtschaft mit irgendeinem fürstlichen Hause genügt dazu, und wo die Verwandtschaft ganz fehlt, begnügen sich die amerikanischen Reporter mit irgendeinem Fürsten- oder Grafentitel. Ich glaube, der Grund für das verschiedene Gebaren der in Monarchien und der in Republiken wohnenden Menschen ist einfach darin zu suchen, daß Fürsten in der Monarchie eine alltägliche Erscheinung sind. Wenigstens die Bewohner der Hauptstadt bekommen den Herrscher und seine Gäste alle paar Wochen oder Monate zu Gesicht, ob sie es wollen oder nicht. Nach Paris aber kommen die



Die Gegensätze der Neuen Welt



Das Staatsgebäude von Washington

Oberhäupter fremder Staaten nur selten, nach den Vereinigten Staaten nie. Und je seltener etwas ist, desto höher steht es im Preis.

Nun aber scheinen die Amerikaner, deren imperialistische Neigungen seit einem knappen Jahrzehnt die Welt beunruhigen, auch schon anzufangen, dem heimischen Oberhaupte ebenso nachzulaufen wie den fremden Herrschaften. Gegenwärtig muß der Präsident zwar noch einmal jede Woche im Weißen Hause stehen und zehntausend Besuchern die biedere Rechte reichen, aber vielleicht erleben wir es noch, daß dieser patriarchalische Brauch abgeschafft und dafür österreichisches oder spanisches Zeremoniell eingeführt wird. Sicher ist, daß die Art, wie man in St. Louis hinter der gegenwärtig hier weilenden Tochter des Präsidenten herläuft, schlimmer ist, als was man im Deutschen Reiche mit dem Kronprinzen anfangen würde. Jeden Tag berichten alle Blätter in langen Spalten über ihre Hold- und Leutseligkeit, jeden Tag wird eine neue Photographie von ihr und ihren Begleitern in den Zeitungen gebracht. Ich denke mir, wenn das junge Mädchen bei diesem Klimbim nicht den Kopf verliert, muß sie wirklich von tüchtigem Stamme sein, und ich wünsche ihr, daß es ihr nicht gehen möge wie der verwichenen französischen Prinzessin Lucie Faure, die bei Lebzeiten ihres Vaters von der französischen Presse ebenso umhudelt wurde wie gegenwärtig Fräulein Roosevelt von der amerikanischen, und die nach dem Tode Felix Faures mit einem Schlage in Nichts, in Schweigen und Vergessen zurücksank.

Gestern ist auch mir das hohe Glück widerfahren, von der Sonne der Alice Rooseveltschen Majestät beschienen zu werden, und es war ein unvergeßlicher Augenblick für mich, als ich die hohe Gnade empfand, sie aus einer Distanz von höchstens vier Schritten betrachten zu dürfen. Sie hat ein weder schönes noch häßliches Gesicht, das ich gewöhnlich zu nennen wagen würde, wenn es sich nicht um eine so erlauchte Person handelte, und wenn in ihren Augen nicht etwas sehr Energisches und vielleicht gar Hochmütiges läge. Ihr Gesicht aber hat mir weniger imponiert als ihre Füße. Fräulein Roosevelt ist ein sehr praktisches und verständiges Mädchen. In den letzten Tagen hat es in St. Louis entsetzlich geregnet. Die Straßen der Ausstellung sind Sümpfe und Seen geworden, nachdem die Sonne sie eben erst getrocknet hatte. Mit gewöhnlichen Schuhen ist da nicht durchzukommen, bei gewöhnlichen Gummischuhen würden Kot und Wasser oben hineinlaufen. Die Kronprinzessin aber ist geschützt gegen diese Gefahren, denn sie trägt hohe Kautschukstiefel, die ihr vermutlich bis ans Knie reichen. Ich sage vermutlich, weil ich so hoch hinauf nicht sehen konnte. Aber daß sie bis hoch über die Fußknöchel reichen, kann ich nach eigner Beäugung bekunden. Und diese Stiefel brachten mich auf die Idee, daß Fräulein Roosevelt kein gewöhnliches Mädchen sei. Denn sie waren häßlich, und Fräulein Roosevelt ist jung und weiblich. Ein junges und weibliches Wesen



Der Chinesische Pavillon; dahinter das Gebäude Brasiliens



Alice Roosevelt — Gouverneur Francis, Präsident der Weltausstellung

Eine Gruppe vornehmer Besucher der Weltausstellung

aber, das aus rein praktischen Gründen etwas Häßliches anzieht, ist ein ganz besonderes Menschenkind.

Damit wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, die amerikanische Kronprinzessin und ihre Wasserstiefel gehen lassen und ein wenig zwischen und in den Palästen der fremden Nationen und der amerikanischen Einzelstaaten herumbummeln. Neulich haben wir uns den allgemeinen Plan der offiziellen Hauptbauten angesehen. Die halboffiziellen Häuser der einheimischen und der fremden Staaten haben mit diesem Plane nichts zu tun. Sie liegen nach allen Richtungen hin verstreut und sind mit einer einzigen Ausnahme von der fächerartigen Mittelanlage aus überhaupt nicht sichtbar. Diese einzige Ausnahme ist das Haus des Deutschen Reiches. Die Leiter der deutschen Abteilungen haben überall ihre Plätze mit außerordentlichem Geschick gewählt. Auch Leute, die sonst nicht gut auf Deutschland zu sprechen sind, loben die verschiedenen deutschen Sektionen und erkennen offen an, wie vortrefflich die Plätze überall gewählt und wie ausgezeichnet die deutschen Ausstellungen allenthalben eingerichtet sind. Das Deutsche Haus reckt seine hohe Kuppel gleich neben dem östlichen Pavillon des Wasserschlosses hoch oben auf dem Hügel in die Luft, die krönende Figur auf der Kuppel überragt alle Ausstellungsbauten außer der Mittelkuppel des Wasserschlosses, und der Bau ist wie diese Mittelkuppel selbst von fast allen Teilen des Ausstellungsplatzes sichtbar. Es läßt sich darüber streiten, ob ein ganz moderner Bau nicht vielleicht besser am Platze gewesen wäre, sicher aber ist, daß das vornehme und würdige Werk Schlüters einen herrlichen Eindruck macht, und daß ihm seine Ruhe und stolze Schönheit unter all den etwas unruhigen und protzigen Palästen in seiner Nähe einen ganz aparten und wohltuenden Reiz verleiht. Es steht da, stolz und tüchtig wie etwa der würdige Sproß einer alten und angesehenen Familie unter lauter Emporkömmlingen.

Daß das Deutsche Haus eine freie Wiederholung des Charlottenburger Schlosses ist, daß das anstoßende deutsche Restaurant in der Hauptsache die ebenfalls von Schlüter erbaute Berliner Loge Royal York wiederholt, daß im Innern des Deutschen Hauses einzelne, wiederum von Schlüter hergerichtete Säle des Berliner und Charlottenburger Schlosses kopiert sind, hat schon in allen Zeitungen gestanden, und eine Beschreibung des Baues von außen und innen könnte nur längst von vielen

Gesagtes wiederholen. Innen wie außen kommen dem Freunde unsrer modernen Kunst und unsers modernen Kunstgewerbes ebenfalls die leicht begreiflichen Bedenken, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, unsern heutigen Künstlern diese Gelegenheit zu geben, der Neuen Welt ihre Bestrebungen zu zeigen. Dieses Bedauern aber verschwindet, wenn wir beim Rundgange durch die offiziellen Gebäude zu den Varied Industries gelangen und hier die herrliche Ausstellung des deutschen Kunstgewerbes beschauen. Hier söhnen wir uns ganz mit dem Deutschen Hause aus, das den Ruhm eines der größten deutschen Baukünstler und Bildhauer verkündet und zeigt, was auf diesen Gebieten vor 200 Jahren Herrliches geschaffen wurde, während unten bei den Varied Industries die moderne Kunst Olbrichs und seiner gleichgesinnten und mitstrebenden Kameraden die schönsten Triumphe feiert, die dem heutigen deutschen Kunsthandwerk bisher im Auslande beschert wurden.

Das Deutsche Haus ist der einzige fremde Nationalbau, der sich einer so vorteilhaften Lage erfreut. Alle andern liegen abseits von dem Fächerplane, nordwestlich von dem Wasserschlosse, einige noch auf dem Abhange, die meisten unten in der Ebene, wo man sie erst wahrnimmt, wenn man vor ihnen steht. Von dem Deutschen Hause nach Westen hinübergehend, gelangt man nach Verlassen der hohen Terrasse unten am Hange zunächst an den japanischen Bau, der sich in eine Reihe kleiner Pavillons auflöst und zu dem eine japanische Gartenanlage mit Zwergbäumen und andern japanischen Gärtnerspielereien gehört. Der Inhalt der einzelnen Pavillons ist nicht besonders interessant, zumal für den, der die unvergleichlichen Schätze im Pavillon der Pariser Weltausstellung gesehen hat. Damals hatten die japanischen Schlösser und Museen ihre schönsten Stücke herausgegeben, um den Abendländern zu zeigen, eine wie außerordentlich hohe Kultur die „gelben Barbaren“ seit mehr als 1000 Jahren schon besitzen. Jetzt scheint den Japanern vor allem am Verkaufe gelegen, und sie zeigen fast nur landläufige Ware, die dem Kundigen schon fast anfängt ein Greuel zu werden.

Weiter hinab liegt in der Ebene der Französische Bau, die Kopie des Großen Trianons im Park von Versailles, umgeben von einem riesengroßen Garten, worin kränklich aussehende oder schon ganz verdorrte Bäumchen und Sträucher den französischen Gärtnern, die die Pflanzen mit großen Kosten herübergeschickt haben, ein betrübendes Zeugnis ausstellen. Frankreich hat sein Haus fast ganz mit den Erzeugnissen seiner staatlichen Fabriken, also mit Gobelins, Porzellan aus Sevres, Medaillen aus der Münze, Drucken der Chalcographie des Louvre, ausgestattet. Außerdem sind einige Säle von unbekannten und mittelmäßigen Künstlern ausgemalt, und ein Kunsthandwerker hat eine Ecke modern eingerichtet. Sehr erstaunlich ist, wie ungeschickt die französische Leitung der Kunstabteilung ihre Leute und deren Werke ausgewählt hat. Es gibt in Frankreich ein gutes Dutzend sehr talentierte dekorative Maler. Statt sich an einen davon zu wenden, hat man zwei sehr banalen und alltäglichen Künstlern die Ausmalung der Säle im Nationalhause übertragen, und von den dreizehn großen Skulpturen, die ich in den Gartenanlagen gesehen habe, rühren nur zwei von bekannten und tüchtigen Bildhauern, volle zehn aber von Leuten her, deren Namen ich trotz einigermaßen gründlicher Kenntnis der modernen französischen Kunst und trotz beständigen Studiums ihrer Werke nie vernommen habe.

Brasilien hat einen etwas protzigen hohen Palast errichtet, Siam ein anmutiges kleines Häuschen, Italien ein kleines Renaissanceschmuckkästchen, Belgien eine Art Getreidehalle, die einer umgestülpten Backmulde mit erhöhtem Mittelbau gleicht, England hat das nüchtern und kalt klassische Gewächshaus des Kensingtoner Schlosses kopiert, Holland ist mit einem sehr hübschen holländischen Häuschen aus buntem Backstein mit hohem Treppengiebel vertreten, Schweden hat einen ebenfalls sehr charakteristischen Holzbau aufgeführt, und Oesterreich endlich hat das interessanteste und eigenartigste Nationalhaus errichtet, das es

Illumination des Louisiana-Monuments



Das Deutsche Haus und Umgebung

auf dieser Ausstellung gibt, ganz in modernsten, sogenannten sezessionistischen Formen, wie man in Amerika bisher nichts gesehen hat. Auch das Innere ist ganz modern eingerichtet und ausgestattet, in allen Räumen sind Wände, Decken, Fußboden und Möbel aufs feinste zusammengestimmt, und wäre da nicht der entzückend frische und vornehme kleine Raum, den Professor v. Myrbach für die Wiener Kunstgewerbeschule eingerichtet hat, so wüßte ich nicht, welchem dieser Räume der Vorzug zu geben wäre.

Wie Oesterreich den schönsten, interessantesten und merkwürdigsten Bau von allen Nationen, so hat der kleine Staat Washington das schönste Haus von allen amerikanischen Einzelstaaten errichtet. Alle andern haben ein mehr oder minder hübsches Haus in herkömmlichen Formen hingestellt, das Staatskapitol oder einen historischen Bau kopiert. Nur Wisconsin und Maine haben Waldhäuser erbaut, die das benutzte Material ohne Scheu zeigen, und Washington gebührt der erste Preis für seinen zeltähnlichen Bau aus riesigen Baumstämmen, dessen originelles und dabei anmutiges und imposantes Aeußere den Blick des Besuchers festhält, indem es zugleich für den Waldreichtum dieses im äußersten Nordwesten gelegenen Staates Zeugnis ablegt.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Je mehr ein Mensch Gewohnheiten hat, um so gewöhnlicher wird er.

•

Die Bahnhöfe sind die Kirchhöfe der alten Behaglichkeit.

•

Die Funktion manches Zylinderhuts ist nur die der Verlängerung eines Vakuums nach oben.

•

Daß er vorgezogen wurde, ist der einzige „Vorzug", den mancher aufzuweisen hat.

Das Sterben-müssen wandelt sich manchem zum Sterben-dürfen.

•

Talent geht aus Dur, Genie aus Moll.

•

Unser Urteil über die Welt ist oft nur das Echo ihres Urteils über uns.

•

Man soll nichts übertreiben, namentlich — sich selbst nicht.



Das Englische Haus auf der Weltausstellung zu St. Louis

Gartenansicht des Französischen Hauses in St. Louis



Das Oesterreichische Haus auf der Weltausstellung zu St. Louis

Das Automobil im Kriege

Von

Generalleutnant z. D. v. Reichenau

Mit wachsendem Interesse und staunend ob der erreichten Leistungen hat die gesamte zivilisierte Welt auf das Rennen geblickt, das im Juni d. J. tollkühne Fahrer mit ihren Motorwagen über Berge und Täler des Taunus hat dahinbrausen lassen.

Nachdem der Reiz der Schau-, Sensations- und Wettlust sich etwas gelegt hat, darf die objektive Kritik hoffen, zu ihrem Recht zu gelangen, wenn sie die Frage nach dem bleibenden Wert der gemachten Anstrengungen zu beantworten sucht.

Um einen gründlichen Schutz gegen das Schnellfahren der Automobile zu erlangen, ist mitunter vorgeschlagen worden, nur Fahrzeuge zum öffentlichen Verkehr zuzulassen, deren Konstruktion eine höhere als die gesetzlich zuzubilligende Geschwindigkeit überhaupt nicht zuläßt. Es wird behauptet, daß eine solche Maßregel geboten sei, weil erfahrungsmäßig der Autler zu einer fast unwillkürlichen Beschleunigung des Tempos neigt.

Wie dem aber auch sei, dem Befahren der öffentlichen Straßen in den höchsten Geschwindigkeiten, die die Automobile jetzt zulassen, wird im allgemeinen Interesse auf die eine oder die andre Weise gesteuert werden, und es fragt sich deshalb, ob es noch Wert hat, Fahrzeuge zu bauen, mit denen man weit über 100 Kilometer in der Stunde zurücklegen, also die auf den abgeschlossenen Eisenbahnen verkehrenden Schnellzüge überholen kann.

Die Frage ist mit Entschiedenheit zu bejahen, denn Motorfahrzeuge, wie eine hochentwickelte Technik sie jetzt herzustellen vermag, werden eine große Bedeutung für Kriegszwecke gewinnen.

Im Kriege hat man mit zwei wesentlichen Faktoren zu rechnen: mit Kraft und Zeit. Eine Kraft, die zu spät einsetzt, wird dadurch entwertet, eine kleinere Kraft aber, früher zur Stelle gebracht als eine größere, kann ein Uebergewicht über diese erlangen. Im Bewegungskriege wird die Beweglichkeit immer eine große Rolle spielen, und es liegt deshalb im Interesse einer jeden der kriegführenden Parteien, möglichst schnell über die Bewegungen des Gegners unterrichtet zu werden, um rechtzeitig Gegenmaßregeln treffen zu können.

Hieraus wird ohne weiteres klar, daß ein Fahrzeug, das mit der Geschwindigkeit des Vogels über den Boden dahinfliegt, im Krieg eine Reihe wertvoller Dienste zu leisten vermag.

Die Verwendungsmöglichkeit der Automobile wächst mit der Wegsamkeit des Kriegstheaters, wodurch ihre Bedeutung für die Kulturstaaten zunimmt. So wird man in Frankreich oder Deutschland einen ganz andern Gebrauch von diesen Fahrzeugen machen können als beispielsweise in der Mandschurei, wo ihre Verwendung eine sehr beschränkte sein müßte.

Sicherheitsbedenken, wie der Gebrauch sehr schnell fahrender Automobile sie im Frieden hervor-

ruft, entfallen im Kriege insofern, als hier, wo es gilt, Ziele durch Anwendung von Gewalt zu erreichen, Gewaltmaßregeln nicht allein zulässig, sondern angebracht sind. Gegenüber den Tausenden, die das Feuer niederstreckt, sind doch wohl die Opfer belanglos, die der bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit gehende Gebrauch der Motorfahrzeuge fordern kann. So bildet der Krieg die Atmosphäre, in der die Selbstfahrer zu voller Tätigkeit gelangen dürfen, sofern damit Erhebliches erreicht werden kann.

Die Verwendungsfähigkeit der Automobile im Kriege ist eine mannigfaltige: sie können der Ueberbringung von Befehlen, der Sendung von Meldungen, der Erkundung fern liegender Geländestrecken, Gefechtszwecken verschiedener Art und schließlich auch dem Heranbringen von Munition dienstbar gemacht werden.

Während für den Befehls- und Meldedienst sich auch Motorzweiräder in hervorragender Weise verwenden lassen, werden für die übrigen Zwecke hauptsächlich vierrädrige Fahrzeuge in Betracht kommen.

Die Brauchbarkeit von Verkehrsmitteln im Befehls- und Meldedienst, die die Schnelligkeit der Pferde bei weitem überbieten, ist so einleuchtend, daß kaum noch etwas hierüber gesagt zu werden braucht.

Was die Verwendung von Fahrzeugen für den Aufklärungsdienst anlangt, so vermögen sie zwar die Benutzung der Pferde hier noch weniger wie beim Befehls- und Meldedienst auszuschalten, allein das Motorfahrzeug vermag doch auch hier Dienste zu leisten, die man von einem Reiter niemals verlangen kann. Wie wertvoll wird es beispielsweise sein, wenn es dem Führer gelingt, vermittelst des Automobils rasch und mühelos mit eignen Augen zu sehen, statt sich zu diesem Zweck die Beschwerden eines anstrengenden Rittes aufzubürden. Dieser erschöpft seine Kräfte vielleicht in hohem Grade, während die Benutzung des Automobils ihn in guter Kondition zu seiner Truppe zurückbringt. Und das ist nicht bedeutungslos für seine weitere Tätigkeit. Auch kann ein aufklärendes Hineinstoßen in das Gebiet der feindlichen Armee auf weiten Umwegen, wie sie die Kavallerie nicht einzuschlagen vermag, zu wertvollen Erkundungen über die Masse und Verteilung der gegnerischen Streitkräfte führen.

Ein derartiger Gebrauch der Selbstfahrer rechtfertigt die Zuteilung von Motorzweirädern an die Truppenstäbe bis einschließlich der Regimentsstäbe, während den höheren Stäben von der Division aufwärts auch noch vierrädrige Fahrzeuge beizugeben sein würden.

Sollen die Motorfahrzeuge zu Gefechtszwecken Verwendung finden, so müssen sie in größerer Zahl vorhanden sein. Allerdings wird es immer ausgeschlossen bleiben, auf ihnen ganze Bataillone und selbst Kompagnien zu befördern, denn es wird sich immer nur darum handeln können, kleinere Gefechtskörper rasch an weit entfernte Orte zu bringen, sei es, um wichtige Uebergänge und Engwege zu sperren oder sie für die Truppe offen zu halten, sei es, um den Feind zu beunruhigen, zu überraschen, zu alarmieren.

Das unbemerkte Herankommen an ein Biwak — die Fahrzeuge sind natürlich in angemessener Entfernung unter Bewachung zurückzulassen — besonders in Flanke oder Rücken und das Ueberschütten der lagernden Truppen mit einem Hagel von Schnellfeuer führt zu überstürzten Alarmierungen, die, öfter wiederholt, die Truppen nervös machen und ihnen die nötige Nachtruhe rauben. Besonders könnte eine solche Beunruhigung unmittelbar vor einem zu erwartenden Gefecht dem Gegner nachteilig werden, weil es ihm die für das Gefecht so nötige Frische nehmen würde.

Um die Feuerkraft der kleinen, durch die Motorfahrzeuge beförderten Gefechtskörper zu steigern, könnten auch gepanzerte Maschinengewehre mitgeführt werden. Die Aktivierung dieser schnellfeuernden Maschinen vermag, besonders in der Nacht, über die Stärke des Detachements zu täuschen.

Sehr wertvoll kann die Tätigkeit der Automobile auch zum Heranbringen von Munition werden, da diese Fahrzeuge gefährdete Strecken rasch zu durcheilen vermögen, und überdies nur kleine, schwer zu treffende Ziele bilden. Ferner vermögen sie eine Verbindung zwischen Gefechtstruppe und den Munitionskolonnen zu bewirken, wenn diese noch weit vom Gefechtsfeld entfernt sein sollten.

Da schon diese wenigen Andeutungen zeigen dürften, wie wertvoll die Verwendung von Motorfahrzeugen im Kriege werden kann, so darf die Forderung, die Armee im Besitz einer genügenden Anzahl solcher Fahrzeuge zu wissen, nicht überraschen. Die Aufwendung der beträchtlichen Kosten für eine solche Ausrüstung wird für gerechtfertigt erklären, wer erwägt, daß unter Umständen schon eine rechtzeitig gebrachte Nachricht die Kosten eines ganzen Parkes von Motorfahrzeugen aufwiegen kann.

Soll die Armee den vollen Nutzen aus diesem neuesten der Kriegsmittel ziehen, so müssen die Fahrzeuge bereits im Frieden in den Händen der Truppe sein, um bei den Truppenübungen Verwendung finden zu können. Das ist um so notwendiger, als die schnellfahrenden Automobile mehr aus dem öffentlichen Verkehr verschwinden werden und als die Fahrzeuge für den Kriegsgebrauch eine besondere Konstruktion erhalten müssen.

Die Ausbildung der Motorzweiradfahrer und der Wagenführer im Schnellfahren müßte teilweise auf die Uebungsplätze verwiesen werden, teilweise würde sie auch im Gelände stattzufinden haben, das dann aber, ähnlich wie es jetzt zeitweise für Schießübungen geschieht, abzusperren wäre.

So besitzen also die Wettfahrten, die so viel Kräfte und Mittel in Bewegung gesetzt haben, einen weit über das Sportinteresse hinausgehenden Wert, indem sie sich in den Dienst der nationalen Verteidigung stellen.

Für uns ist es dabei besonders erfreulich, daß unsre Industrie auch in dieser Beziehung auf der Höhe der Leistungen steht, wobei es ganz nebensächlich ist, ob einmal deutsche Fahrzeuge oder die eines andern Landes bei Zurücklegung einer Strecke von Hunderten von Kilometern einige Minuten früher oder später ans Ziel gelangen.



Rosenzeit

Nach dem Gemälde von Wilhelm List (Wien)



Gesamtansicht von Greyerz

Ein unbekanntes Stück Schweiz

Bilder aus dem Greyerzer Ländchen

von

Georg Luck-Bern

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Krenn-Zürich)

„La Suisse inconnue“, so hat Viktor Tissot, nicht ohne Grund, das Greyerzer Ländchen genannt, andre haben es auch „das schweizerische Arkadien“ getauft. Jedenfalls gehört es, trotz seiner landschaftlichen Schönheit und allerlei sonstiger Merkwürdigkeiten, noch lange nicht zu den Gegenden, „die man gesehen haben muß“. Es ist eine stille Ecke, ein ernst-liebliches Bergland im Südosten des Kantons Freiburg, dem Firnenkreis der Berner und Waadtländer Alpen vorgelagert. Im Städtchen Romont, das mit seinen alten Türmen auf steilem Hügel bereits auf Greyerzer Städtebilder vorbereitet, zweigt von der Eisenbahnlinie Bern-Lausanne eine von Touristen nur wenig befahrene Nebenbahn links ab und erreicht in ungefähr einer Stunde den geräumigen Talkessel von Bulle, dem jetzigen Hauptort des Bezirks Greyerz. Nach Bulle, dessen Name, deutsch ausgesprochen, das Wappentier des Städtchens bezeichnet, kommen die Greyerzer Bauern zu Markte.



Partie aus dem Schloßgarten

Allenthalben öffnen sich hier tiefeingeschnittene Alpentäler mit üppig grünen Weiden, die bis an die Gipfel der Berge hinauf von dunkeln Tannenwäldern umsäumt sind. Nur selten begegnet der Blick in diesen Nebentälern einer einsamen Sennhütte, die unter ihrem mächtigen Schindeldach fast verschwindet. Es liegt wie ein Hauch gelinder Schwermut über diesen Landschaftsbildern, eine träumerisch-ernste Stimmung, die nur zuweilen durch kühn aufragende Felspartien mit schäumenden Wildbächen und durch friedlich weidende Viehherden abgelenkt oder gemildert wird. Wir befinden uns im Gebiete der Voralpen; keiner der Berge erreicht die Höhe des ewigen Schnees. Die Gletscherwelt fehlt ganz und gar. Aber diese Greyerzer Berge

haben doch einen ganz eignen Zauber an sich. Sie wirken durch ihre grotesken Formen, die schwungvoll aufstrebenden Gipfel, die düsteren Wälder und stillen Weiden viel intensiver auf die Phantasie als manche firnumleuchtete Hochgebirgslandschaft. Nicht umsonst ist hier noch ein Land der Sagen, Mären und Volkslieder, dieser Erzeugnisse des fabulierenden Volksgeistes, die sonst den französischen oder romanischen Gebieten der Schweiz lange nicht so reich entsprossen sind wie z. B. den deutschen Tälern Graubündens und des Oberwallis.

Es ist aber auch, mit seinen Burgruinen, Schlössern und malerischen Städtchen, ein Land der Vergangenheit, ein altes Grafenland, und der nur eine einzige wirkliche Straße besitzt. Und auch diese ist gewöhnlich recht still und menschenleer.

In jedem echten Schweizerstädtchen rage ein Türmchen seines Schildbürger-Seldwyla, hat Gottfried Keller behauptet. Hier in Greyerz ragen diese Türmchen allenthalben; da ist welsches Seldwyla. In der Abgeschlossenheit ihres alten Hügelstädtchens haben sich diese Greyerzer zu sonderbaren Käuzen entwickelt, wenn sie es nicht von jeher gewesen sind. Man denke, nicht einmal eine Eisenbahn wollten sie; die elektrische Bahn fährt unten am Hügel ohne anzuhalten vorbei. Vergeblich sucht man im Kursbuch die Station Greyerz. Die Greyerzer wollten sie nicht. Ein Schweizerstädtchen, das keine



Das Schloß von Greyerz

Sitz der entschwundenen Herrschaft, das Städtchen Greyerz, bildet noch heute ein fast unberührtes Kleinod mittelalterlicher Baukunst. Man glaubt eine phantastische Märchenstadt vor sich auftauchen zu sehen, wenn man, hinter Bulle auf der Landstraße dahinwandernd, plötzlich auf einem das Tal absperrenden Höhenzuge, aus der Ferne dieses wunderliche Burg- und Städtebild bemerkt, das sich mit seinen weißen Mauern und Türmen wie hingeträumt aus der grünen Alpenlandschaft abhebt. Man glaubt eine ansehnliche, geräumige Stadt vor sich zu haben, und ahnt vorerst nicht, daß diese ganze Miniaturresidenz kaum 50 Häuser und nicht mehr als 400 Einwohner zählt. Auf dem schmalen Hügelrücken sind die Häuser eben nur in einer Doppelzeile geordnet, so daß diese Däumlingsstadt Eisenbahn will, das ist schon etwas ganz Ungewöhnliches.

Diese konservative Gesinnung hat hier aber auch ihr Gutes. Ihr verdankt das Städtchen, daß es mit seinen Ringmauern, Torbogen und Türmen heute noch fast genau so aussieht wie vor dreihundert Jahren. Und diese Greyerz-Seldwyler Türmchen sind jedenfalls von schöner Bauart und der Erhaltung würdig. Wie kokett begrüßen uns gleich beim Aufstieg zur Stadt die Wachttürmchen des äußeren Tores! Es muß ein Künstler gewesen sein, der dieses Bild dieser Torbefestigung ersonnen hat.

Durch den Torbogen gelangt man in einen sogenannten Zwinger, einen mauerumschlossenen Raum zwischen der äußeren und inneren Stadtmauer, und erst aus diesem durch ein zweites festes



Tor in der Stadtmauer mit den alten Wehrgängen

Tor ins Innere der Stadt. Hier fällt vor allem die für eine so kleine mittelalterliche Stadt ganz außerordentliche Breite der Straße auf. Doch ist zu bedenken, daß diese Straße zugleich Hof und Marktplatz, kurz der einzige einigermaßen ebene Boden war, auf dem die Stadtbewohner sich frei bewegen, ihre Gewerbe ausüben und ihre Feste feiern konnten. Die Häuser sind durchwegs sehr einfach und bescheiden; man sieht es ihnen an, daß da niemals besonderer Luxus geherrscht hat. Ihr einziger, aber gediegener Schmuck besteht in schön gemeißelten Tür- und Fensterbekrönungen mit gotischen Spitzbogen. Darin und in den fast ungeheuerlich großen, schwach geneigten Vordächern, die einen ganzen Hausplatz beschatten und beschirmen, liegt die charakteristische Eigenart dieser Häuser. Wie die über den Haustüren eingemeißelten Jahrzahlen besagen, stammen die meisten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie sind alle sehr gleichartig; die einzige Stillosigkeit des Städtchens bildet das moderne Hotel de Ville. Ein Kleinod altertümlicher Baukunst und feinen Geschmackes ist dagegen das am Wege zum Schlosse gelegene Haus Chalamala, das der Erinnerung an den in der lokalen Tradition berühmten Hofnarren des Grafen Peter V. von Greyerz geweiht, aber offenbar bedeutend jüngeren Datums ist als Chalamala, der schon im 14. Jahrhundert gelebt hat. Den hübschen Abschluß der Straße bildet eine Kapelle, die ihren Ursprung einem zu Pestzeiten abgelegten Gelübde verdankt, heute aber anscheinend nur als Feuerspritzenschuppen dient. An dieser degradierten Kapelle vorüber gelangt man nach etwa hundert Schritten zum alten Grafenschlosse, das, durch Tore und Vorwerke vom Städtchen streng geschieden, die höchste Kuppe des Hügels beherrscht. In seiner jetzigen Gestalt stammt es aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Im Vergleich mit den großen deutschen Hofburgen mag sich dieses Greyerzer Schloß bescheiden ausnehmen; imposante Dimensionen hat es nicht aufzuweisen; allein es zeigt, von allen Seiten betrachtet, schöne Ver-



Haus des Hofnarren und Ministers Chalamala

hältnisse, es fügt sich dem prächtigen Landschaftsbilde überaus glücklich ein und ist vor allem eine der am besten erhaltenen Burganlagen der ganzen Schweiz. Abgesehen von dem zugeschütteten Graben und den verschwundenen Zugbrücken auf der Stadtseite ist sozusagen alles, bis in die kleinste Kleinigkeit, getreu erhalten: starke Festungsmauern mit Wehrgängen und Ecktürmen ringsum, vor und hinter dem Schloß wunderbar stimmungsvolle Gärten und Vorplätze, und das Innere der Burg von künstlerischer Hand durchaus geschmackvoll und stilgetreu restauriert.

Auch in der Bevölkerung des Greyerzer Ländchens ist die Erinnerung an seine feudale Zeit noch keineswegs gänzlich ausgetilgt, obwohl seit dem Tode des letzten gräflichen Landesherrn mehr als drei Jahrhunderte verstrichen sind und lange Jahre im Greyerzer Schloß die Vögte der Stadt Freiburg residierten. Und zwar sind diese Erinnerungen — was in einem republikanischen Lande verwundern muß — nicht etwa düstere Geschichten von Unterdrückung und Gewaltherrschaft, sondern vorwiegend lustige Geschichten von dem tollen Treiben jener mittelalterlichen Dynasten. Besonders Graf Peter V. von Greyerz und sein putziger Hofnarr Chalamala, die um 1330—50 gelebt haben, bilden in der Volkstradition noch heute stehende Figuren. Dieser Chalamala hatte eine merkwürdige Stellung inne an dem kleinen Herrscherhofe: er war zugleich Hofnarr, Minister und wirklicher Geheimrat.

Aber selbst einem so schlauen Minister konnten die Launen seines Herrn mitunter gefährlich werden. Eines Tages befragte ihn der Graf um seine Meinung in einer Heiratssache; der Graf gedachte nämlich ein Fräulein von Turm zu ehelichen. Chalamala riet ab, und zwar mit einer Heftigkeit, die den Grafen erzürnte. Als er nun gar hörte, daß sein minnigliches Fräulein „eine häßliche, abscheuliche Person“ genannt wurde, geriet er in helle Wut, fiel über den armen Chalamala her, warf ihn zu Boden und bearbeitete seine Beine und Hüfte derart mit den Sporen, „wie es kaum je dem bösesten Pferde geschehen“. Chalamala kam ganz zerschunden nach Hause, und seine Frau Mermette hatte die größte Mühe, ihm all die blutenden Wunden zu verbinden. Doch der kluge Hofnarr wußte sich zu rächen. Als der Graf nach einigen Tagen wieder im Ratssaale erschien, sah er, daß alle Tische umgekippt waren und so eine Art Brustwehr bildeten, hinter der die Hofleute ihre Beine verbargen. Und alle blickten entsetzt auf des Grafen Sporen und fragten demütig, ob es heute wohl gestattet sei, vor ihrem Seigneur zu erscheinen. Da besann sich der Graf, der seine rasche Tat bereute, nicht lange, sondern löste eigenhändig seine Sporen und schenkte sie vor versammeltem Hofe seinem Hofnarren Chalamala. Es war ein schönes Paar goldener Sporen. Chalamala aber war noch nicht zufrieden. Er rief: „O, Messire, wie freuen wir uns, Euch dieser gefürchteten Dinge entledigt zu sehen. Nun stellen wir die Tische wieder zurecht, und Ihr setzt Euch an den ersten besten, um vor



Die Mauern und Befestigungen von Greyerz

allem das Dekret zu unterzeichnen, daß niemals wieder, weder jetzt noch in Zukunft, ein Herr von Greyerz den Ratssaal betreten darf, bevor er seine Sporen abgelegt hat.“ Der Graf fügte sich und setzte Namen und Siegel unter die Akte, die, wie behauptet wird, fortan auch getreulich beachtet worden ist.

Die Greyerzer Grafen haben ungefähr vier Jahrhunderte hindurch, von 1157 bis 1555, ihr Land beherrscht, ein Beweis, daß doch ein gesunder Kern in der Dynastie war. Man weiß auch, daß etliche Greyerzer zu den Kreuzzügen ins heilige Land aufgebrochen sind.

Die Abgeschlossenheit und der feudal-konservative Charakter von Land und Volk haben es mit sich gebracht, daß sich hier, wenigstens in den abgelegeneren Nebentälern, auch ein Stück altschweizerischen Hirten- und Aelplerlebens noch unberührt vom Zug der Zeit erhalten hat. Das Leben bewegt sich hier noch immer in demselben engen Kreise wie zu Großvaters und Urgroßvaters Zeiten. Das Volk, ein kräftiger, eher hagerer Aelplerschlag, fühlt sich dabei wohl und hält mit eifersüchtiger Treue fest an seinen Ueberlieferungen in Trachten, Sitten und Gebräuchen, in Sprache, Sagen und Liedern. Man erzählt sich manches von den absonderlichen Gebräuchen der Greyerzer Sennen. So ist es in ihren Familien herkömmlich, daß bei der Geburt eines Kindes ein besonders wohlgeratener Käse, mit der Jahreszahl und dem Namen des neuen Erdenbürgers versehen, auf die Seite gelegt wird, um bis zum Tode dieses Familiengliedes aufbewahrt zu werden. Dann erst, am traditionellen Leichenschmause, wird dieser Käse angeschnitten und von den Verwandten und Bekannten, die zur Beerdigung gekommen sind, verzehrt. Diese harten Greyerzer Käse halten sich nämlich ganz gut ein Menschenalter lang. Auf der letzten Schweizer Landesausstellung zu Genf 1896 waren solche Greyerzer „Schicksalskäse“ mit den Jahreszahlen 1826 und 1828 zu sehen. Derselbe Brauch soll früher auch mit dem Weine geübt worden sein. Man legte ein Fäßlein Wein vom Jahrgange des Kindes in den Keller, um ihn bei seinem Ableben „auf die Gesundheit des Toten“ zu trinken.

In die große Welt hinausgetragen hat den Namen und Ruhm des Greyerzer Landes bisher nur sein — Käse. Hier ist das zweite Käseland der Schweiz. Neben dem Emmentaler nennt man als ebenbürtig den Greyerzer. Dieser wird besonders nach Frankreich und Italien ausgeführt, nach Frankreich als weicher, fetter Dessertkäse, nach Italien als Hartkäse, der gerieben oder gekocht werden muß und in erster Linie zum Kochen verwendet wird. In der Schweiz selber ist der Greyerzer fast nur in dieser harten Spielart bekannt, und wenn man ihn im Gasthause bestellt, so bekommt man einen Teller voll Hobelspäne vorgesetzt — Hobelspäne aus Käse natürlich; sie sehen aber aus wie wirkliche hölzerne Hobelspäne aus der Schreinerwerkstatt.



Der Marktplatz in Greyerz



Der Obrist

Eine Geschichte

von

August Sperl

Vier Gewappnete, zwei Herren und, in weitem Abstande hinter ihnen, zwei Knechte, ritten auf ermüdeten Gäulen talaufwärts.

Neben einem breiten Bache lief die erbärmliche Straße. Ueber den roten Weidenbüschen zur Rechten lag es wie grausilberner Hauch, die Wellen murmelten im dunkelgrünen Bette, und am Ufer hoben sich schon die runden, goldgelben Blumen aus den saftstrotzenden Blättern.

In kurzen Stößen fuhr der Märzwind einher, und graue Wolken zogen in endlosen Heeren von Norden nach Süden. Nur zuweilen brach die Nachmittagsonne durch, und schräg her schossen ihre stechenden Strahlen über das kahle Land. Und immer aufs neue flogen die Wolken heran und dämpften das Licht.

Wortlos zogen die Gewappneten fürbaß.

Das Tal ward breiter und breiter, die tannwaldbedeckten Höhen zur Rechten und Linken wichen mehr und mehr zurück. Wieder einmal zerrissen die Wolken, und wieder einmal schwamm das Land im Lichte.

Nun bogen die Männer um eine Ecke, und vor ihnen versperrte ein Flecken mit halb zerstörten Ringmauern und einem ausgebrannten, dachlosen Kirchturme den Weg.

„Ei der Kuckuck, wie sieht das Nest aus!“ rief der alte Herr an der Spitze des Zuges und hielt stille. Sein Begleiter ritt noch ein paar Schritte, dann hielt auch er: „Nichts Besonderes, Herr Obrist — viel Ausgebranntes, zwischen drinnen Geflicktes — ich dächte, wir sind's gewohnt!“

„Grausig, grausig!“ murmelte der Alte und ritt weiter. Plötzlich wandte er den Kopf: „Sind wir nun, Brandtner, sind wir nun eigentlich Anno sechsundzwanzig so weit heraufgekommen?“

„Weiß nicht, Herr Obrist. Kann sein, kann sein auch nicht. Sechzehnhundertsechsundzwanzig — das sind nun siebenundzwanzig Jahre — wer vermag sich alles zu merken?“

„Schon siebenundzwanzig Jahre!“ sagte der alte Herr in tiefen Gedanken. —

Sie kamen nahe an den Flecken.

„Ei, da schau doch Brandtner!“ rief der Obrist abermals, hielt seinen Gaul an und wies mit dem Reitstocke auf das große Ackerland, das sich von der Ringmauer bis an den Wald zur Rechten erstreckte. „So was hab ich denn doch schon lang nimmer gesehen.“

„Zwanzigspännig!“ sagte der andre und lachte lautlos. Dann rief er ein schallendes „Heda“ über den Acker.

Mit Geschrei erhoben sich etliche Raben aus den Furchen und flogen dem Walde zu. Mit einem Ruck hielten die zwanzig Menschen, die den Pflug über die schwere Erde zogen, und wandten die Köpfe. Schräg her fielen die Sonnenstrahlen auf ihre Gesichter. In kurzen Stößen fuhr der Wind einher und zerrte an den Röcken der Weiber und riß an ihren Haaren. „Heda!“ rief der Reiter zum zweiten Male und winkte. Mit Geschrei liefen kleine Kinder vom kahlen Birnbaume, der seitwärts am Raine stand, über die Ackerbeete und verkrochen sich zwischen den Menschen vor dem Pfluge. Und zum dritten Male rief der Gewappnete sein herrisches „Heda!“ Nun ließ der Mann am Pfluge den Sterz fahren, riß die Mütze vom Kopfe und rannte herzu. Keuchend hielt er in sicherer Entfernung und blickte scheu auf die Reiter.

„Wie weit ist's noch auf Breitenburg?“

Der Bauer brachte die hohle Hand hinters Ohr und horchte in unterwürfiger Stellung.

„Auf Breitenburg!“ donnerte Brandtner und fuchtelte mit dem Stocke.

„Zwei gute Stund!“ schrie nun der Bauer und reckte Daumen und Zeigefinger empor. Und der Wind riß ihm die Worte vom Munde und zauste sein Haar.

Der Gewappnete wandte den Gaul und trieb ihn an die Seite des Obristen.

Langsam stapfte der Bauer zurück. Der Sonnenglanz erlosch, und in trostloser Oede ragten die brandgeschwärzten Mauern des Fleckens gegen den grauen, niederen Himmel. Die Kindlein krochen zwischen den Röcken der Weiber hervor, und noch eine Weile glotzten die armseligen Menschen hinüber auf die Straße. Dann spuckte der Alte in die Hände, griff nach dem Pflugsterz und sagte „Hüh!" Die zwanzig Menschen machten kehrt und legten sich stumm wie Zugtiere in die Stränge. „Hüh!" rief der Alte und drückte die Pflugschar tief in die schwarze Erde. Die Kindlein kletterten wieder über die aufgebrochenen Schollen und balgten sich zurück zum kahlen Birnbaume. Die Raben flogen herzu, stolzierten in der langen Furche hinter dem Pflüger, nickten und pickten, und keuchend lagen die Leute in den Strängen. —

„Ich meine, wir sind Anno sechsundzwanzig doch nicht so weit heraufgekommen, Brandtner," sagte der Obrist, als sie zwischen den Häusern und Ruinen des menschenleeren Fleckens dahinritten.

Unablässig spähte der andre in alle Torwege, in alle Seitengäßlein zur Rechten und Linken. „Nein, Herr!" entschied er zuletzt, „nein, wir sind nicht hier oben gewesen."

•

Der Flecken lag schon seit Stunden hinter den Reitern. Statt des Baches von vorhin murmelte nun in enger Rinne neben dem Wege ein Bächlein. Der Wind hatte abgeflaut. Noch einmal vor ihrem Niedergange war die Sonne durchgebrochen, säumte die schwarzblauen Wolken im Westen mit feurigen Borten und überhauchte das Ackerland zu seiten der Straße mit purpurnem Schimmer.

Wieder bogen die Reiter um eine Talecke, da hielt der Obrist und rief: „Brandtner —!"

Sein Begleiter hob sich in den Bügeln und musterte das große Dorf, die plumpe Kirche mit dem neuen, grellroten Ziegeldache und das hochragende fünftürmige Schloß, das abseits zur Rechten auf einem vorspringenden Hügel thronte.

„Das, Brandtner, das muß es sein. Nun pocht aber mein Herz, kann's nicht leugnen."

„Glaub's wohl," sagte der andre, während seine Blicke rastlos umherfuhren.

„Fünf Jahre nimmer gesehen, das gute Kind, fünf Jahre, Brandtner!"

„Und vordem auch nicht allzuoft, Herr Obrist!"—

Ueber die Aecker zur Rechten und Linken zogen sechs, acht Pflüge, alle mit starken Rossen bespannt. Auf der Straße, zwischen den Fremden und dem Dorfe, hielten zum Schutze der Pflügenden drei Berittene. Von den Türmen des Schlosses grüßten schwarzgelbe Fahnen und blähten sich im Windhauche des Abends.

„Hier sieht es anders aus," meinte Brandtner, „hier ist gut wohnen."

„Das Geld, Brandtner, das Geld, viel harte Taler haben's zuwege gebracht!" rief der Obrist und setzte den Gaul in Trab.

Einer von den Berittenen sprengte heran und legte die Hand an die Eisenkappe: „Euer Gnaden kommen um einen Tag früher!"

Der alte Herr parierte den Gaul und nickte.

„Mit Eurer Erlaubnis, ich will's der gnädigen Frau vermelden."

Im Galopp sprengte er von dannen. Im Trabe ritten die Fremden hinter ihm her. Dann klommen sie Schritt vor Schritt den Schloßberg hinan.

Aus dem Tore rannte eine junge Frau; die trug auf dem Arm einen Knaben. „Herr Vater, Herr Vater!"

Wie ein Jüngling sprang der Weißbart vom Pferde. „Vater — Lotte — Großvater —!" klang es durcheinander. Lachend und weinend schloß der Obrist die Tochter und den Enkelsohn an sein Herz.

•

„Es ist ja trotzdem alles bereit, Herr Vater!" sagte die junge Frau mit Stolz und öffnete hochaufatmend das Gastzimmer, die große, runde Turmstube im zweiten Gaden des Schlosses. „Seit vierzehn Tagen schon ist es bereit. Aber wahrhaftig, lange haben wir bitten müssen, ehe sich der Herr Vater zur Reise entschloß!"

„Der Weg ist weit, Lotte, und die Knochen sind mürbe," antwortete der Obrist, trat über die Schwelle, hob die Eisenhaube ab und setzte sie auf den Tisch. „Aber wie schön du mir alles bereitet hast, mein Kind!"

„Nur eines fehlt, Herr Vater," sagte sie traurig. „Mein Eheherr hat's nicht leicht genommen, gerade jetzt nach Speier zu reiten, aber es ging nicht anders, meinte er."

„Wie steht's mit dem Prozesse?"

„O gut, Herr Vater, Gott sei Dank! Und er wird wohl in diesen Monaten noch zu Ende gehen, aber vorher kann Jost nicht nach Hause kommen."

„Ich warte Lotte, ganz geduldig will ich warten. Ihr bringt mich nun so geschwinde nicht aus dem Hause, und ehe die Blätter fallen —"

„Ihr wolltet bei uns bleiben bis zum Herbste, Herr Vater?" jubelte sie und schlang die Arme um seinen Panzer. „Soviel hätten wir im Traume nimmermehr gehofft!"

„Ei laß, Lotte, laß, ich bin staubig, und dein schönes weißes Kleid wird schmutzig, laß!"

„O Herr Vater, was liegt an dem Kleide? Herr Vater, wie habe ich mich gesehnt nach diesem Tage!"

Da legte der Alte die Hände auf ihre Schultern und blickte forschend unter den weißen Brauen hervor auf ihr klares Antlitz: „Bist du glücklich, Lotte?"

„Ganz und gar, Herr Vater," sagte sie einfach, und dabei lachten ihm ihre Augen entgegen.

„Dann sei Gott Dank, Lotte!"

„Aber Ihr habt ihn doch drei Jahre um Euch gehabt, Ihr müßtet ihn ja schon längst kennen, Herr Vater?"

„Kennen?" Der Obrist lächelte nachdenklich. „Was heißt ‚kennen', mein Kind? Wird mit keinem Worte größerer Mißbrauch getrieben, als mit dem Wörtlein ‚kennen'. Ich kannte ihn, jawohl ich kannte ihn, wie der Soldat den Untergebenen kennt, und ich kannte ihn als treu, tapfer und nüchtern. Und dennoch erschrak ich, als er dich zum Weibe begehrte, heftig erschrak ich; denn es ging alles über die Maßen geschwinde."

„Ihr kanntet ihn vielleicht genauer als mich, Herr Vater. Doch sagt, wollt Ihr den Abend in dem schweren Krebse bleiben? Erlaubet —!"

Und mit ein paar Griffen löste sie die Riemen des Harnisches.

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage“

Nach dem Gemälde von Eduard von Gebhardt (Düsseldorf)

(Aus der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf)


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

„Armes Kind, du hast recht, wir zwei haben freilich im Leben noch nicht viel voneinander gehabt," murmelte der Alte. „Im Lager bist du geboren, die Mutter hast du kaum gekannt —"

„Ich war schon vier Jahre alt, als sie starb, Herr Vater!"

„Erst vier Jahre, armes Kind! Und dann bist du aufgewachsen unter Fremden —." Er dehnte sich, von seinem Panzer befreit. „— und als es endlich Friede werden wollte, als ich dich hätte bei mir behalten können —"

„— da kam der andre, und Ihr gabt mich hin. Sollte ich nicht mit besserem Rechte sagen: Armer Vater —?"

„Wenn du glücklich bist, dann bin ich reich, mein Kind. Aber einsam scheint's bei euch zu sein. Habt ihr gute Nachbarschaft?"

„Nicht viel, Herr Vater. In unsrer nächsten Nähe liegen drei Güter öde. Auf dem vierten haust ein alter, wunderlicher Mann; ich habe ihn kaum zwei- oder dreimal gesehen. Aber der Pfarrer im Dorfe drunten ist oft unser Gast —"

„Verheiratet?" fragte der Obrist.

„Nein, Herr Vater, trotzdem ein großer Kinderfreund, unser Daniel hängt sehr an ihm. — Ihr solltet, ach, Ihr solltet ganz bei uns bleiben, ganz und auf immer; dann wär's nimmer einsam. Das hat mein Herr auch schon oft gemeint."

„Ganz hier oben wohnen?" der Obrist lächelte. „Nein, Lotte, in der großen Stadt hab' ich's bequemer."

„Aber sagt, Herr Vater, wer ist denn der schreckliche Mensch, Kapitän Brandtner nennt Ihr ihn, nicht?"

„Schrecklicher Mensch, Lotte? Ein alter, tapferer Soldat."

„O diese Augen, Herr Vater?"

„Sie gefallen dir nicht, Lotte?"

„Nein, Herr Vater!"

„Wenn ich dir aber nun sage, daß diese Augen damals bei Nürnberg, du weißt ja, daß es *diese* Augen waren, die damals über deinem Vater wachten —?"

„*Er* war's, Herr Vater?" rief sie lebhaft. „Ja dann! Aber ich habe ihn doch früher niemals um Euch gesehen?"

„Er hatte vor langen Jahren wegen eines leidigen Handels müssen flüchtig gehen und war auch mir fast in Vergessenheit gekommen. Da klopft es am vergangenen Christabend an meiner Haustüre. Schicke ich hinunter, und siehe, mein alter Kapitän steht drunten. Seitdem lebt er bei mir, besorgt meine Schreibereien, tut, was er mir an den Augen absieht, und, wenn's ihm behagt, mag er bleiben und leben mit mir und den andern Kriegsbrüdern bis an sein oder mein seliges Ende. So hab' ich ihn mitgebracht, und es wird mir lieb sein, wenn du ihn gut hältst, um meinetwillen."

„Er soll keine Klage haben, Herr Vater."

Der Obrist streichelte ihre Wange: „Jetzt aber will ich mir's wohnlich machen bei euch!"

„Herr Vater, es soll ein Leben werden, wie's die Englein führen im Himmel!"

„Unberufen, mein Kind!"

•

„Immer könnt Ihr auch nicht vor Eurer Tochter sitzen von früh bis Nacht, Herr Obrist!" sagte Brandtner am dritten Nachmittage. „Ich hätte vorgeschlagen, wir gehen ein wenig auf die Jagd, aber es ist nichts mit der Jagd, die Bauern haben alles verwüstet im Kriege. So denke ich, wir schießen mit der Pistole, wenn's Euch beliebt."

Und so knallten sie im tiefen Schloßgraben den ganzen Nachmittag.

Gegen Abend trat ein kleiner schwarzgekleideter Mann auf die Brücke, zog den Hut, verneigte sich tief gegen den Obristen und etwas weniger tief gegen den Kapitän und sah den Schießenden eine Weile zu. Dann ging er ins Schloß.

„Wir hätten ihn einladen sollen, den Pfarrer," lachte Brandtner.

„Den Pfarrer?" wiederholte der Obrist, zielte und schoß. „Den wollen wir doch lieber damit unbehelligt lassen."

„Es wäre lustiger zu dritt!" behauptete Brandtner.

Nach kurzer Zeit kam die Schloßfrau mit dem Pfarrer auf die Brücke; zwischen ihnen trippelte der vierjährige Daniel.

„Erlaubet, Herr Obrist!" raunte der Kapitän. Dann rief er laut: „Wollt Ihr nicht auch etliche Schüsse abbrennen, ehrwürdiger Herr?"

Der Pfarrer neigte sich zu dem Knäblein herab und streichelte ihm die Locken. Dann ging er wortlos über die Brücke und stieg in den Schloßgraben.

„Nehmt Euch in acht, Herr Vater!" rief Frau Lotte und drohte lachend mit dem Finger, nahm das Knäblein an der Hand und beugte sich erwartungsvoll übers Geländer.

„Also gilt's, Ehrwürden?" fragte der Obrist höflich.

„Mit Euer Gnaden Verlaub!"

„Bitte, Herr Pfarrer!" sagte Brandtner und reichte dem kleinen Manne eine gespannte Pistole. „Ihr wißt doch, wie man losdrückt?"

„Auf die große Scheibe dort?" fragte der Pfarrer und rührte sich nicht.

„Gewiß, und auf die Luft ringsumher nach Euerm Belieben!" lachte der Kapitän. „Aber so nehmt doch!"

Der Pfarrer lächelte ein wenig, griff unter seinen weiten Mantel und zog eine Pistole hervor.

„Potz —!" rief Brandtner, „Ihr seid bewaffnet wie ein Soldat!"

Lächelnd schüttete der Pfarrer Pulver auf die Pfanne, hob die Pistole und zielte. Aber seine Hand zitterte so heftig, daß die Mündung der Waffe auf und nieder fuhr.

Unverwandt, mit verhaltenem Lachen beobachteten die beiden Soldaten den seltsamen Schützen.

„Na, so wird's kaum gehen, Ehrwürden!" meinte endlich der Obrist mit gutmütigem Spotte.

In diesem Augenblicke krachte der Schuß, und höflich erwiderte der Pfarrer: „Seit fünf Jahren habe ich leider das Zittern; es ist auf einmal über mich gekommen."

„Dem Schießen tut's keinen Abbruch, Ehrwürden, nur allein dem Treffen," bemerkte Brandtner.

„Um Vergebung Herr Kapitän, habt Ihr schon nachgesehen?" fragte der kleine Mann.

„Die Scheibe gefehlt, Ehrwürden."

„Um Vergebung, ich glaube nicht, Herr."

Lachend ging Brandtner zur Scheibe. Aber sogleich rief er zurück: „Potz Blitz — welch ein Zufall — sitzt im Schwarzen!"

„Zielen, fangen und losdrücken, das ist alles," bemerkte der Pfarrer gleichmütig gegen den Obristen.

„Respekt, Respekt!" lächelte dieser ungläubig.

„Weiter!" sagte der Kapitän, nahm eine Pistole aus der Hand des Reitknechts, zielte und schoß in den fünften Ring.

„Herr Obrist?"

Dieser zielte und schoß in den vierten.

„Eine Pistole für den ehrwürdigen Herrn!" befahl Brandtner dem Reitknechte.

„Um Vergebung, es ist doch erlaubt?" sagte der Pfarrer und zog die zweite Pistole unter seinem Mantel hervor.

„Alle Wetter, tragt Ihr eine ganze Waffenkammer mit Euch umher?" rief der Obrist.

„Nie mehr als zwei, aber auch nie weniger, Euer Gnaden," antwortete der Pfarrer mit Bescheidenheit.

„Seht nur, seht," rief der Obrist und deutete nach der Scheibe, auf deren Rand sich ein Spatz niedergelassen hatte, „der freche Kerl!"

„Den gilt's, Herr Obrist!" raunte der kleine Mann.

Und abermals zielte er, heftig zitternd, aber nur ein paar Augenblicke, dann krachte der Schuß.

In Sätzen lief der Kapitän zur Scheibe, suchte, hob einen Flügel des zerfetzten Vogels aus dem Grase und kam langsam heran.

„Zielen, fangen und losdrücken!" sagte der Pfarrer wie vorher. „Und das Fangen ist das Wichtigste bei der Geschichte," setzte er lächelnd bei.

„Respekt!" rief der Obrist mit ehrlicher Bewunderung. „Wie habt Ihr das gelernt?"

„Dreißigjährige Uebung, Euer Gnaden. Wenn nur das beschwerliche Zittern nicht wäre!"

„Wir wollen öfter miteinander schießen!" meinte Brandtner.

„Wird mir eine Ehre sein, Herr Kapitän." —

Mit wichtiger Miene stapfte der kleine Daniel durchs dürre Gras und zupfte den Pfarrer am Mantel: „Du — ich muß dir was sagen, du kommen sollst, die Suppe wird sonst schneekalt, hat die Mutter gesagt."

„Das mußt du dem Herrn Großvater bestellen," antwortete der Pfarrer und beugte sich freundlich zu dem Kinde herab.

„Wenn Ihr da seid, Ehrwürden, gilt der ganze Großvater nichts mehr; das habe ich schon gestern bemerkt," lächelte der Obrist. „Aber beliebt's Euch?"

Mit würdigen Schritten gingen die beiden alten Herren zur Abendmahlzeit, und zwischen ihnen trippelte der kleine Daniel.

*

Das Knäblein auf den Knien des Großvaters war eingeschlummert, und regungslos saß der alte Mann neben seiner Tochter in einem Lehnstuhle. Vornübergeneigt saß Brandtner am Kamine und sog den Rauch aus einer kurzen Tonpfeife, starrte ins Feuer und hatte die Linke aufs Knie gestemmt. Von Zeit zu Zeit hob er den Zinnkrug von den Dielen, bog den Kopf zurück, ohne sich aus seiner Stellung aufzurichten, und tat ein paar kräftige Züge. Der kleine Pfarrer saß zusammengesunken in seinem Stuhle auf der andern Seite der Schloßfrau.

„Gebt mir das Kind, Herr Vater, Ihr könnt ja gar nicht rauchen!"

„Laß ihn, Lotte, er schläft so fest!"

„Ihr habt recht, Herr Obrist," sagte der Pfarrer nach einer Weile, „das ganze Reich ist ein siecher Leib, und ob er wieder einmal gesunden wird, wer kann das überhaupt sagen?"

„Je nun," meinte Brandtner, „die Krüppel kriechen zu Tausenden herum, die werden freilich nimmer ganz. Aber das Reich? Zwei Geschlechter, und man wird alles vergessen haben, wie ein altes Märlein."

„Um so tiefer sitzt es uns noch im Herzen," sagte der Pfarrer. „Wir sind eigentlich alle samt und sonders Krüppel."

„Oho!" rief Brandtner und setzte sich gerade. „Da schaut mich an! Ich habe sechs Schlachten, fünfunddreißig Treffen und Scharmützel hinter mir, habe vierzig Dörfer und Flecken stürmen, zwanzig Schlösser brennen und drei Städte erobern helfen, Brandtner heiß' ich!" Er lachte laut auf. „Brandtner! Und aus all den Gefahren bin ich unverletzt entkommen, nicht einen Streifschuß, nicht eine Narbe trag' ich am Leibe."

„Unverletzt?" fragte der Pfarrer gedehnt. „Da könnt Ihr Gott danken, Herr Kapitän!"

„Er hat immer ein unerhörtes Glück gehabt," sagte der Obrist; „ich glaube, er hat einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, der Brandtner."

„Und dennoch unverletzt?" murmelte der Pfarrer.

„Es muß furchtbar sein, an all die Greuel zurückzudenken," sagte Frau Lotte nach einer Weile.

„Der Soldat denkt nicht zurück," erklärte Brandtner mit Stolz und tat einen tiefen Zug.

„Und sie laufen doch zurück, unsre Gedanken, ob wir wollen oder nicht," warf der Pfarrherr ein.

„Hunde sind's," murmelte der Obrist, „Hunde, die alle Wege zehnmal machen."

Das Knäblein lächelte im Traume, dehnte sich und hob die Aermlein, und das rote Licht aus dem Kamin flackerte gleichermaßen über seine rosigen Wangen, wie über das gelbe Gesicht des Alten. Mit einem leisen „bitte, Herr Vater, nun ist's genug!" nahm Frau Lotte das Kind und trug es in die Nebenkammer.

„Und unverletzt ist keiner aus dem dreißigjährigen Brande entkommen!" wiederholte der Pfarrherr.

„Ich sag's Euch ja, Herr, ich — ich bin ein lebendiges Exemplum!" rief der Kapitän fast drohend und wandte den Kopf nach dem kleinen Manne.

„Ich meine das gleichnisweise," entschuldigte sich der Pfarrer.

„Gleichnisweise?" Brandtner lachte kurz auf. „Das verstehe ich nicht. Nun also, Herr Pfarrer — Ihr selbst? Ihr sitzet nun neunundzwanzig Jahre, nicht? — also neunundzwanzig Jahre auf dieser Pfarre, seid die ganze Zeit nicht fortgewesen, sagt an, habt Ihr auch eine Verletzung?" Er hatte sich aufgerichtet und blickte dem kleinen Manne voll in die Augen. „Keiner ist unverletzt aus dem Brande entkommen, sagt Ihr. Da wäre ich doch neugierig —?"

Der Pfarrer sprach: „An meiner Verletzung

werde ich zu tragen haben, bis sie mich drüben an der Kirche einbetten, und mein letztes Wort wird sein, ‚Gott sei mir armen Sünder gnädig'!"

„Na ja, diese Sprüche gehören so zu Euerm Amte wie das Rad zum Schubkarren," meinte Brandtner und stemmte die Ellbogen wieder auf die Knie. „Das ist die Geschichte vom unverletzten Gewissen, oder wie man's nennt. Habe vor Zeiten auch Religionsunterricht genossen."

„Ja, Herr, das ist's," sagte der Pfarrer mit Nachdruck.

Eine Zeitlang wurde nach diesem kein Wort zwischen den dreien gewechselt. Das Feuer sank zusammen. Die Türe der Nebenstube öffnete und schloß sich leise, Frau Lotte kam geräuschlos zurück.

„Das Gewissen?" rief endlich der Kapitän und schlug mit der Linken in die Luft.

„Ja, das Gewissen, Herr. Und wenn ich Euch nun anvertraue, was kein Geheimnis und vielleicht auch keine Schande ist: das Gewissen quält mich seit siebenundzwanzig Jahren, es geht mit mir zu Bette, es steht mit mir auf, es grinst mich aus der dunkeln Stubenecke und aus dem Kaminfeuer an, es klingt mir entgegen aus dem Abendglockenläuten — ja, Herr Kapitän, dürft's glauben, ich selber bin einer von den Verletzten."

„Aber, Herr Pfarrer, Ihr redet sonderbar und verwunderlich — habt Ihr am Ende einen umgebracht?" fragte der Obrist und versuchte zu lächeln. Aber es gelang ihm nicht, und das Lächeln wurde zum Grinsen.

„Nein, Euer Gnaden, doch Ihr seid nahe dabei: Weil ich einen zur rechten Zeit nicht umgebracht habe, deshalb finde ich keine Ruhe mehr auf Erden."

„Ei, da soll doch — so gottlos Reden hätte ich aus Eurem Munde nimmermehr erwartet!" lachte der Kapitän. „Mich dünkt, Ihr tragt außer den Pistolen noch mehr Geheimnisse unter Eurem Mäntelein?"

„Nicht umgebracht habe?" fragte die Schloßfrau entsetzt.

„Umgebracht, wie man einer Viper den Kopf zertritt, umgebracht, wie man einen tollen Hund niederschlägt," sagte der Pfarrer und umklammerte mit der Linken die Armlehne seines Stuhles.

„Erzählen!" rief der Kapitän und spuckte in die Kaminglut.

„Erzählet, Herr Pfarrer!" bat auch Frau Lotte.

„Erzählen?" wandte sich der Pfarrer zur Schloßfrau. „Ihr wißt, ich habe noch niemals darüber gesprochen, solange wir uns kennen. Aber es kann ja nichts schaden. O nein, es kann nichts schaden. Und am Schlusse möget ihr dann selbst urteilen."

Und er begann:

„Eine Wette war's, so sagten die Leute hernach, eine über die Maßen gottlose Wette. Hernach — was wird nicht alles geredet hernach? Also, mag er gewettet haben, der friedländische Reiter — —"

„Friedländischer Reiter?" unterbrach ihn der Obrist.

„Ein friedländischer Reiter war's, Euer Gnaden, und ich könnte ihn heute noch malen nach siebenundzwanzig Jahren."

„Sind die friedländischen Anno — wann war's doch — ?"

„Anno sechsundzwanzig, Herr Obrist."

„Sind die damals so weit heraufgekommen?"

„Nicht eigentlich, Herr. Sie waren auf dem Durchmarsch und lagen nur zwei Tage lang drunten im Flecken. — Euer Gnaden haben ihn ja auf der Herreise passiert. — Also, um eine Haarlocke von unsrer gnädigen Frau soll die Wette gegangen sein: noch in der Nacht den unbekannten Weg heraufzureiten, vermaß sich der friedländische Reiter, die Haarlocke abzuschneiden und bei Sonnenaufgang seinen Gesellen zu bringen."

„Friedländischer, sagt Ihr?" fiel der Kapitän ein. „I, das können auch Strozzische oder Ferrarische oder Sassen-Lauenburgische gewesen sein!"

„Ein Friedländischer war's, Herr Kapitän, und da in dieser Stube hat sich die Geschichte zugetragen. Eine heiße Sommernacht war's, höre noch in meinen Ohren den Lärm der Frösche aus dem Dorfweiher; denn wir hatten die Fenster geöffnet. Und ich weiß noch, wie wir damals saßen." Er sprang auf und lief in die Mitte der Stube: „Hier stand der Tisch, an diesem Ende saß die gnädige Frau, dort der junge Herr Sohn, und da saß ich." Langsam ging er zu seinem Stuhle zurück. „Und ich las den Herrschaften vor wie fast alle Abende, seit der Herr Obristwachtmeister ins Feld gezogen war. Und ich weiß noch, daß ganz aus der Ferne herauf jezuweilen in mein Lesen der Lärm trunkener Soldateska schlug; denn wir hatten seit etlichen Wochen von wegen der friedländischen Durchzüge eine Tillysche Salvaguardia im Schlosse. Alles weiß ich, als hätte ich's gestern erlebt — warum also sollt' ich nimmer wissen, daß der Reiter ein friedländischer war?"

„Weiter!" sagte der Obrist.

„Also, wir saßen um die Kerze und ich las. Sie hörte gerne lesen, und da hieß es immer: ‚Ei, Herr Pfarrer, habt Ihr nicht ein lustig Buch für den Abend?'"

„Ehrwürden, vergebt, daß ich Euch in die Rede falle, aber sagt, war sie schön?" fragte die Schloßfrau.

„Schön, Euer Gnaden? Ich war damals ein junger Mann, hatte aber auf dreien Universitäten studiert und als Präzeptor ein gut Stück Welt gesehen in Deutschland, Italia und Frankreich. Und sie erschien mir damals vom ersten Augenblicke an als das schönste Frauenbild, das ich je geschaut. Und vergebt" — er lächelte schwermütig — „mich dünkt, ich habe hernach nie mehr so Schönes geschaut wie unsre gnädige Frau. Ich besitze ja auch ein Bild von ihr und ihrem Sohne, es hängt über meinem Schreibtische. Aber was ist ein Bild?"

„Das ist sie?" murmelte die Schloßfrau verwundert. „Dann ist sie freilich schön gewesen, Herr Vater."

„Wäre nunmehr auch schon ein altes Weib, diese Gnädige!" rief der Kapitän ungeduldig und spuckte in die Glut. „Ich vermute nämlich, sie ist gestorben, Herr Pfarrer; denn Ihr sprechet, als hieltet Ihr einen Leichensermon."

„Aber Herr Brandtner!" sagte die junge Frau.

„Um Vergebung, Euer Gnaden, aber ein herzhafter Schwank wäre mir lieber!" entschuldigte sich der Kapitän.

„Weiter!" wollte der Obrist sagen. Doch die

Kehle war ihm trocken geworden. So räusperte er sich nur.

„Ihr habt recht, Herr Kapitän," fuhr der Pfarrer fort; „sie war damals achtundzwanzig Jahre alt, mit fünfzehn hatte sie geheiratet, der junge Herr war zwölf Jahre alt geworden — nach dem natürlichen Laufe der Dinge wäre sie heute allerdings eine alte Frau. Aber sie ist's eben nicht; denn die in ihrer Jugend sterben, die leben mit uns weiter in unveräußerlicher Jugend. Also, ich las an jenem Abend einen Gesang aus dem heidnischen Poeten Homer, ihn unterm Lesen verdeutschend."

Der Pfarrer bedeckte die Augen und sann.

„Es steht dort geschrieben, wie ein Held vor der Schlacht Abschied nimmt von seinem Weibe. Dann wird ihm das Söhnlein zum letztenmal auf die Arme gegeben, und er betet zu Gott, der Knabe möge dem Vater nachschlagen, ja ihn übertreffen. Zuletzt aber klagt der Held, das Unheil ahnend, klagt, man werde einst sein wehrloses Weib fortschleppen in die elende Sklaverei — mächtig schöne Verse! Und ich sitze gebückt über mein Büchlein und lese und lese und vergesse alles um mich her. Da schluchzt es am andern Ende des Tisches auf, und ich sehe hinüber: Hat sie die Hände gefaltet auf der Tischplatte, sitzt vorgebeugt und blickt mich an. Rinnen ihr die Tränen übers Gesicht. Springt der junge Herr auf und legt ihre Wange an sein Gesicht, tröstet sie: ‚nit weinen, Frau Mutter, nit, herzallerliebstes Frau Mutterl, nit weinen!' — Sie aber schluchzt und bringt unter Schluchzen heraus: ‚Ach, ist das nicht gleich wie deines Herrn Vaters Abschiednehmen gewesen, Wolfgang? O bitte, Herr Pfarrer, noch einmal die Worte: Künftig spricht dann wohl, wer dich in Tränen erblicket!' — Ich las die Verse zum zweitenmal bis zu dem Wunsche des kühnen Prinzen Hektor:

Aber mich halte im Tod der gewölbte Hügel umfangen,
Ehe von deinem Geschrei ich gehört —

So las ich. ‚Ei, aber Frau Mutter,' rief da der junge Herr, ‚ist nicht Herrn Hektors Söhnlein noch in den Windeln gelegen? Und hat nicht zu mir der Herr Vater gesagt beim Abschiednehmen, ich solle die Frau Mutter beschützen? Und hab' ich's etwa nicht getan das Jahr her, Frau Mutter? Und' — er trat zurück, strich seine Locken aus dem Gesichte und reckte die feine, schlanke Gestalt — ‚ließe ich Euch wohl fortschleppen in Knechtschaft? Seh' ich so aus?' — Da lachte sie inmitten ihres Weinens, stand auf und legte den Arm um seine Schultern und herzte ihn. ‚O bitte, leset weiter, Herr Pfarrer!' sagte sie und zog ihr Kind mit sich zum offenen Fenster. Ich aber schneuze die Kerze und lese weiter. Dort standen sie!" —

Der Pfarrer wandte sich und wies mit dem gestreckten Arme auf das mittlere von den drei Fenstern, deren runde Scheiblein gerade jetzt im Widerschein der starken Kaminglut wie weitaufgerissene Augen herüberfunkelten.

„Eng umschlungen standen sie, hinaussehend in die mondhelle Nacht, und ich lese weiter. Auf einmal sagt die gnädige Frau: ‚Hörst du nichts, Wolf?' Und sie wendet sich zurück zu mir: ‚O bitte, Herr Pfarrer, wollet einen Augenblick herüberkommen!' — ‚Trappeln hör' ich, Frau Mutter!' sagt der junge Herr und beugt sich weit hinaus. ‚Jetzt nimmer — da, jetzt wieder! — Ich stehe auf und trete ans Fenster nebenhin: ‚Reiter sind's, Euer Gnaden, ihrer zwanzig zum wenigsten nach meiner Schätzung.' — ‚Ganz helle hör' ich's,' ruft der junge Herr; ‚an der Mühle können sie sein.' ‚Um Gottes Barmherzigkeit — Reiter?' sagt die gnädige Frau und geht mit gefalteten Händen an den Tisch zurück. ‚Was wollen jetzt in der Nacht bei uns heroben Reiter?' — ‚Und unsre Musketiere trinken den ganzen Tag!' — rufe ich und renne aus der Stube, renne den langen mondhellen Gang vor, springe die Stiegen hinunter, schlage hin der Länge nach, raffe mich auf und schreie in die Wachtstube hinein. Schreien sie mir entgegen aus dem Qualm, heben ihre Krüge. Trete ich ein, hebe die Hände ihnen entgegen: ‚Um Gottes Barmherzigkeit willen, höret mich, ihr Herren Soldaten!' — ‚Deine Gesundheit, Herr Bruder Pfarrer!' schreit der Korporal, trinkt und bietet mir seinen Krug. — ‚In fünf Minuten ist der Feind vorm Schloß!' schreie ich wieder. Da steht der Korporal auf und kommt schwankend auf mich her, hält mir den Krug unter die Augen und greift mit der andern Hand an seine Wehre: ‚Willst du mir Bescheid tun, Pfaffe?' Da reiß' ich ich ihm den Krug aus der Hand und trinke, renne aus der Stube übern Hof, nach dem Schloßtor zu sehen. Komme ich ans Tor, steht es offen und lungern etliche von den Musketieren im Mondschein auf der Zugbrücke draußen. Schrei ich: ‚Der Feind kommt, herein mit euch!' — Und ganz hell hör' ich die Hufe klappern im Dorf unten, nahe dem Berg. Lallt mir einer was entgegen, kann's nicht verstehen, weiß nur eines, auch diese sind trunken. Pack' ich den nächsten am Arme: ‚Aber hört ihr's denn nicht, der Feind kommt!' — flehe ihn an. Der schüttelt mich ab und greift an seine Wehre: ‚Willst du einen Tillyschen Musketier anrühren?' — Renn' ich ins Schloß, hinauf in meine Stube, hole meine geladenen Pistolen, renne den Gang vor zu den andern. — Herrgott im Himmel, ich werd's niemals vergessen: ‚Wolf, du bleibst!' — ‚Ich tu nach des Vaters Gebot.' — ‚Und ich befehle, du bleibst, Wolf!' — ‚Ist das Tor geschlossen, Herr Pfarrer?' fragt mich der junge Herr. ‚Es ist offen, und die Soldateska ist trunken.' — ‚Dann gilt's, Herr Pfarrer!' — Und damit zieht er die Mutter an einen Stuhl und drückt sie darauf. — ‚Aber Herr Pfarrer!' klagt sie. ‚Muß es denn sein? Wolf will mich einschließen und an der Türe Wache stehen! O barmherziger Gott!' — ‚Ich weiß nichts Besseres,' antworte ich; denn wie ein Alter steht der Knabe vor mir mit dem blanken Degen in der Faust: ‚Vorwärts, Herr Pfarrer! Da rasseln auch schon die Reiter in den Hof, und vom Geschrei der Soldateska wird das hilflose Rufen der Mutter verschlungen. Der Knabe zieht mich, den Mann, aus der Stube und schließt die Türe ab und steckt den Schlüssel in seine Tasche. ‚Ihr an der Stiege — ich hier an der Türe!' befiehlt er. Und ich renne zur Stiege. ‚Wolf, Wolf!' schreit die Herrin und schlägt mit den Fäusten an die Türe.

Der Pfarrer hielt ein wenig inne; dann fuhr er fort:

„Es war eine knabenhafte Veranstaltung, ich

weiß wohl; aber ich hatte damals nichts Besseres gewußt. Und es ging alles geschwinde zu Ende. Drunten schreien sie und schießen aufeinander — zum Scheine und wohl nach den Sternen; denn hernach hatte keiner von unsern Salvaguardia-Brüdern ein Loch im Leibe. Ich stehe an der Stiege mit gerecktem Pistol. Alles, was man hätte tun sollen, alles, was man hätte sollen anders machen, fährt mir durch den Kopf. Und nun rennt einer die Stiege herauf, ein langer Gesell mit blanker Wehre; ich sehe im Mondlichte seine brennrote Feldbinde; es war ein friedländischer Offizier. Und das Wort will mir stecken bleiben im Schlunde; aber ich stoß' es heraus: ‚Halt!‘ Er hält drei Schritte unter meiner Pistole, und ich sehe sein Gesicht; der Mond bescheint's. ‚Platz da!‘ schreit er, ‚ich muß zur Frau!‘ — Ich stehe regungslos, und eine Stimme in mir sagt: Schieße ihn nieder! Und ich habe den Finger am Drücker, ich muß ihn nur krumm machen, und die Kugel sitzt ihm gewißlich im Herzen. Ich stehe, und ich schieße nicht. Und abermals höre ich eine Stimme: ‚Schieße!‘ Aber diesmal ist's nicht die Stimme in mir, diesmal ist's der Knabe am Ende des Ganges. ‚Mach Platz, ich habe ja nur eine eilige Botschaft zu bestellen!‘ höre ich noch, wie der Friedländische sagt. Dann ging's wie der Blitz vom Himmel: der Friedländische schlägt mir den Degen über die Hand, daß der Schuß in die Stiege fährt, und den zweiten Hieb kriege ich über den Schädel — hier!"

Der Pfarrer beugte sich gegen Brandtner, griff an seinen Scheitel und strich seine Haare auseinander.

Der Kapitän stand auf und besah die Narbe mit Kennermiene. „Achtzöllig," sagte er lachend, „das war allerdings eine Verletzung!"

„Was nun hinten an der Türe vorging, weiß ich nicht mehr zu sagen," fuhr der Pfarrer fort, „denn ich lag bis zum andern Mittag ohne Besinnung. Aber das weiß ich, er hat sich mit allen seinen Kräften gewehrt, der junge Herr. Elf Wunden trug er auf Brust, Armen und Antlitz, und ein Herzstich hatte ihm den Garaus gemacht. Und bis auf die Zähne muß er gekämpft haben, der mannhafte Knabe; denn zwischen seinen Zähnen hatte er noch im Tode einen Fetzen von der roten Feldbinde seines Feindes."

„Und die Mutter?" fragte Frau Lotte mit bebenden Lippen.

„Die Türe war erbrochen, die andern Reiter mögen ihrem Leutnant beigesprungen sein — aber die Locke bekam er nicht: als er eindrang, stürzte sich die Herrin aus dem Fenster, zwei Stockwerke hoch hinab in den gepflasterten Hof."

„Und der Offizier?" stieß die Schloßfrau nach einer Weile heraus.

„Der ritt nach einer Viertelstunde vom Hofe. Und als er zu Pferde stieg, ließ er sich für seine Pfeife eine Stücklein Kohle bringen. Ich hab's ja nicht gesehen; denn ich lag noch, von Sinnen, da draußen auf dem Gange. Aber sie haben mir's erzählt. Und das Seltsame war: geplündert ist nicht worden in dieser Nacht; wie sie gekommen, so ritten sie wieder von dannen, die friedländischen Soldaten."

„Welch ein Bube!" seufzte Frau Lotte.

„Eure Schwänke sind unlustig ehrwürdiger Herr," murrte Brandtner, stand auf und klopfte seine Pfeife aus über der zusammengesunkenen Glut.

„Um Vergebung," antwortete der Pfarrer, „es ward gewünscht."

„Ich danke Euch, Ehrwürden," sagte nun der Obrist und reichte dem Pfarrer die Hand. „Aber beliebt's Euch, so wollen wir zu Bette gehen!"

Da wandte sich der Geistliche zur Schloßfrau: „Hätte ich nun, so frage ich Euch, hätte ich schießen sollen, auch ohne den schrecklichen Ausgang des Handels zu wissen?"

Die Männer schwiegen. Die Frau aber sagte: „Wie einen Hund hättet Ihr ihn niederschießen sollen, Herr Pfarrer!"

•

Der Geistliche hatte sich draußen mit tiefen Bücklingen vom Obristen verabschiedet.

„Gute Nacht, Herr!" sagte nun auch der Kapitän, machte ein gleichgültiges Gesicht, hielt seine Kerze seitab und dem Alten die Rechte entgegen.

„Brandtner!" flüsterte dieser. „Auf einen Augenblick!"

Sie standen in der Turmstube wortlos voreinander.

Endlich sagte der Kapitän: „'s ist alter Schnee, Herr Obrist."

„Also da war's, Brandtner!" flüsterte jener.

„Alter Schnee ist's, Herr, ich sag's ja. Und was mußte sie rennen und sich aus dem Fenster stürzen? Er wollte eine Locke. Was ist eine Locke? Hätte sie ihm doch die Locke gegeben. Zum Lachen!"

„Nein, Brandtner, nein — Ihr wißt am besten, was bei diesem Soldatenvolk der Locke Sinn gewesen ist."

„Legt Euch aufs Ohr, Herr, und schlagt's Euch aus den Gedanken, das rate ich."

„Gute Nacht, Brandtner."

„Gute Nacht auch, Herr Obrist."

•

Ein leichter Schritt kam den Gang herunter. Es pochte an der Türe des Turmzimmers: „Väterchen, Väterchen, seid Ihr noch wach?"

„Was willst du, Lotte?" Der alte Herr stand mühsam vom Stuhle auf und schob den Riegel zurück.

„Gute Nacht sagen, sonst nichts, Herr Vater!" Sie trat ein und stellte ihren Leuchter neben den andern auf den Tisch. „Ihr seid so bald gegangen, Herr Vater!"

„Bin müde gewesen, mein Kind."

„Und waret so bleich, Herr Vater!" Sie schaute ihm ängstlich forschend ins runzelige Gesicht. „Seid Ihr unwohl, Herr Vater?"

„Müde, Lotte, sehr müde."

„Ei, dann ruhet aus, und gute Nacht!"

„Gute Nacht, Lotte."

„Und noch etwas, Herr Vater —"

„Was, mein Kind?"

„Ich wollt' Euch nur noch sagen, wie über alle Maßen lieb ich ihn habe, meinen Herrn Vater." Sie hob sich auf den Fußspitzen und legte die Hände auf seine Schultern. Er aber sah sehr alt und hinfällig aus, als er sich bückte und seine Tochter auf die Stirne küßte.

„Gute Nacht auch, tausendmal, Herr Vater!"

Sie nahm den Leuchter vom Tische und ging langsam zur Türe. Dort wandte sie sich: „Und der Pfarrer darf uns auch keine so grausigen Geschichten mehr erzählen, Herr Vater!“ —

Der Obrist stand regungslos und lauschte, bis die Schritte verhallt waren. Dann ging er mit einem tiefen Seufzer zum Fenster und riß es auf. Drunten im Dorfe schlug es elf Uhr, und als die dumpfen Schläge mit Brummen und Summen verklangen, begann es zu Häupten des Einsamen zu rasseln und auch die Schloßuhr rief mit ihrem hellen Stimmlein elfmal hinaus ins Land.

Ein Windhauch zog über die Wälder, und die Wälder rauschten. Im Schloßhofe drunten aber sprudelte Wasser aus einem Brunnen, laut, sehr laut anzuhören in der stillen, mondklaren Nacht.

•

Wiederum stand der helle Mond über dem Tale, und aus weiter Ferne kam es wie leiser Glockenton durch die laue Luft. Unterm Schloßtore schwatzten Knechte und Mägde, und um die Türme flatterten die Fledermäuse.

Da verstummte das Plaudern und Lachen, und die Leute drückten sich scheu zur Rechten und zur Linken an die Mauer. Vom Schloßportale her schritt langsam der Obrist, blieb in der Mitte des Hofes stehen, wandte sich und blickte starr zu einem Fenster des zweiten Stockwerkes empor.

Das Fenster öffnete sich, und eine lichte Gestalt beugte sich weit heraus: „Ihr geht noch fort, Herr Vater!“

„Ein wenig Luft schöpfen, Lotte!“

„Aber Ihr kommt doch bald wieder, Herr Vater?“

„Ja.“

Und langsam ging er durchs Tor, über die Holzbrücke, hinunter ins Tal. — —

„Wenn ich so reich wär', wie der da,“ sagte ein Stallknecht, „hernach ging' ich auch nit so trübselig herum; da müßt' alleweil Kirchweih sein bei mir.“

„Is er 'leicht wirklich so reich?“ fragte eine Magd mit unverhohlener Ehrerbietung.

„Der?“ Nun spuckte der Stallknecht kunstvoll aus. „Der is unmenschlich reich.“

Einer von den Reisigen des Obristen kam sporenklirrend über den Hof gegangen.

„Johann, is es so oder is es nit so?“ fragte der Stallknecht.

„Du Ochs, was kann ich wissen, ob es so is — weiß doch ich nit was!“

„Die da wollen nit glauben, daß er unmenschlich reich is, dein Herr Obrister!“

Johann, der reisige Knecht, stellte sich mit gespreizten Beinen vor die andern hin, schob die Hände in die Hosentaschen und sagte: „Reich? Was wißt denn ihr von reich? Ich sag' euch nur so viel, nur so viel sag' ich euch, wenn ich, und hätt' von jedem Taler, den der da —“ er wies mit einer Kopfbewegung talwärts — „den mein Herr Obrister hat, einen Pfennig, wenn ich hätt', sag' ich, dann tät' ich mir einen Bauernhof kaufen, tät' herrlich leben und in Freuden, und kann sein, ich wüßt' auch, was ich sonst noch tät' —“ Er zog die Rechte aus der Hosentasche und schlug der Obermagd mit vornehmer Gelassenheit auf die Schulter.

„Ei was, er wird dir seine Taler auch noch nit einzeln vorgezählt haben, tu nit so dick,“ meinte der Altknecht ärgerlich, ergriff die kichernde Obermagd am Handgelenke und zog sie näher zu sich.

„Und was wär' denn euer Herr da heraußen, wenn unser Herr nit gewesen wär', mit Verlaub?“ Nun spuckte Johann aus. „Ein armer Fretter, sag' ich. Wer hat denn der gnädigen Frau das Gut da gekauft, wer denn? Von unsers Herrn Obristen Talern ist's gekauft — wovon sonst? Das weiß doch ein jeder. Und sind ihm dabei noch so viele übriggeblieben, daß ich zufrieden wär', ich sag's ja, mit einem Pfennig vom Taler.“

•

Vor der offenen Kirchentüre standen die Läutbuben und warteten auf den Schlag der Turmuhr.

Langsam schritt der Obrist die fast taghelle Dorfgasse herunter.

Da begann es im Turme zu rasseln, und mit hartem Klange fiel der Hammer auf die Glocke. Wie Schatten huschten die barfüßigen Kinder in die Vorkirche und hingen sich an die Stränge. Und mit dem achten Schlage begannen die Glocken zu läuten: die große und die kleine, die helle und die dumpfe, die uralten Glocken, die seit Jahrhunderten Geschlecht auf Geschlecht ins Leben gesungen, durchs Leben begleitet und aus dem Leben geklagt, die Glocken, die sogar den Krieg überdauert hatten.

Ein Schauer fuhr dem alten Soldaten über den Rücken, als er die ausgetretenen Steinstufen zum Pfarrhause emporstieg, und hastig hob er den Klöpfel.

Es rührte sich nichts.

Zum zweiten Male pochte der Obrist. Dann drückte er gegen den Metallknopf, und mit leisem Klirren sprang die Falle vom Bügel.

Im oberen Stockwerke knarrte eine Türe, und Schritte kamen zur Stiege her. Langsam klomm der alte Herr im Mondlichte hinan.

„Jemand da?“ fragte der Pfarrer und beugte sich über das Abschlußgatter.

Da hob der Obrist sein Haupt, und durch das Fenster im Rücken des Pfarrers fiel das helle Mondlicht auf sein Antlitz.

„Herr Jesu Christe!“ stieß der droben heraus.

„Ich bin's, Ehrwürden, ich, der Obrist!“

„Ihr, Euer Gnaden?“ stotterte der droben und hielt sich am Gatter. „Um Vergebung — ich — ich habe Euch nicht sogleich erkannt.“

Der Obrist blieb auf der drittletzten Stufe stehen, und etliche Augenblicke sahen sich die beiden starr in die Gesichter. Nur etliche Augenblicke, nicht lange — und doch sehr lange.

Zuerst raffte sich der Soldat auf und stapfte weiter. „Um Vergebung, Ehrwürden, Ihr habt gestern abend — von einem alten Bilde habt Ihr gestern abend gesprochen.“

„Gehorsamster Diener, Herr Obrist,“ murmelte der andre und riß das Gatter auf; „der Mondschein war's, der ungewisse.“

„Bedaure, Herr Pfarrer —!“ Der Obrist hielt schwer atmend neben dem Geistlichen. „Ich vermute, Ihr seid im Studium begriffen, bedaure. Steile Stiege das! Aber könnt' ich das Bild sehen?“

„Jederzeit zu Euern Diensten, nur eine Ehre, nur eine Ehre,“ dienerte der andre, sah scheu in das bleiche Antlitz, senkte die Augen und mußte

doch alsbald wieder emporblicken. „Steile Stiege. Euer Gnaden wollen die Stiege — um Vergebung, das Bild wollen Euer Gnaden — — zu Euern Diensten, Herr Obrist.“

Als die beiden in der Moderluft der kleinen Stube sich gegenüberstanden, begann der Obrist:

„Ich habe gestört, Herr Pfarrer, ich komme morgen wieder!“ Unschlüssig zwirbelte er bei diesen Worten seinen langen, weißen Schnurrbart.

„Nicht, nicht, Euer Gnaden. Und hier ist das Bild. Um Vergebung, ich will's herunternehmen.“

Der Pfarrer streckte sich über das Schreibtischlein und griff in den dürren Erikakranz des Oelgemäldes, daß die Blüten mit leisem Geprassel herabrieselten auf das Konzept seiner Sonntagspredigt. Doch der Gast zog ihm den Arm zurück. „Nicht, nicht, Ehrwürden, ich habe gute Augen, laßt es hängen!“ Und er nahm das brennende Talglicht vom Tische, hielt es hoch und betrachtete lange das Bild.

Neben ihm stand der Pfarrer mit gefalteten Händen und wandte keinen Blick vom unbewegten Gesichte des Obristen. Und plötzlich schlugen seine Zähne zusammen.

„Es ist noch Winterkälte im Hause,“ entschuldigte er sich.

Der Obrist achtete nicht auf ihn.

„Das war — wie lange war's vor jener — — Tat, Herr Pfarrer?“ fragte er endlich.

„Ein Jahr, Euer Gnaden. Der Maler verfertigte zwei Bilder, ein größeres und ein kleineres. Das kleinere nahm der Freiherr mit ins Feld, das größere — je nun, Herr, als Anno dreiunddreißig alles drunter und drüber ging, nahm ich's an mich.“

„Der Freiherr ist nie mehr heimgekommen, Herr Pfarrer?“

„Einmal noch, Euer Gnaden. Da ließ er mich rufen, und mußt' ihm alles erzählen. Das heißt —“ Er stockte. „Bei Nördlingen ist er dann geblieben, Euer Gnaden,“ fügte er hastig bei.

„Ein gutes Bild,“ sagte der Obrist nach einer Weile und stellte den Leuchter sorgsam auf seinen Platz zurück. „Viel Dank, Herr Pfarrer.“

„Wollen mir Euer Gnaden nicht die Ehre geben?“ Der kleine Mann räumte einen Stuhl ab.

„Viel Dank, habe Euch ohnedies über Gebühr gestört. Ein gutes Bild. Ich kann mir denken, daß es Euch wert ist.“

Der Pfarrer verneigte sich stumm.

•

An einem der nächsten Tage kam Brandtner durchs Dorf gegangen. Wie von ungefähr trat der Pfarrer aus seiner Türe und zog den Hut: „Ihr wolltet meine Waffen besehen, Herr Kapitän — darf ich Euch invitieren?“

„Ein andermal, Ehrwürden,“ sagte Brandtner, griff an seinen Hut und wollte vorübergehen.

„Wenn Ihr erlaubt, Herr Kapitän, so schließe ich mich an.“

„Wenn Ihr nicht verschmäht, mit einem Heiden zu spazieren?“

Der Pfarrer überhörte das Wort und ging mit schnellen Schritten neben dem langen Gesellen durchs Dorf. Er sprach vom Wetter und von der Herrschaft im Schlosse, vom Krieg und von vielem andern und bekam einsilbige Antwort.

Plötzlich warf er in gleichgültigem Tone hin: „Wenn nun, wie Ihr neulich gesagt habt, der Herr Obrist vorzeiten unterm Friedländer gedient hat, dann ist er Anno zweiunddreißig wohl auch vor Nürnberg gelegen?“

„Unterm Friedländer?“ Einen schiefen, feindseligen Blick warf der Kapitän auf den kleinen Mann. „Wer sagt Euch das — ich? Dann habe ich mich versprochen. Unterm Tilly hat er gedient.“

„Unterm Tilly? Um Vergebung, Herr Kapitän, ich hätte gedacht, unterm Friedländer. So, so, unterm Tilly?“

Und dann erzählte er dem Kapitän des langen und breiten von der schrecklichen Feuersbrunst, die Anno sechsundvierzig das Dorf zur Hälfte verzehrt habe.

•

Am Abende dieses Tages aber traf Brandtner den Obristen im Schloßhofe und raunte ihm zu: „Nehmt Euch in acht vor dem Pfaffen. Und daß Ihr's wißt, Herr, Ihr habt niemals unterm Friedländer, sondern unterm Tilly gedient. Er weiß das nicht anders von mir.“

Der Obrist seufzte tief auf und trat unters Portal.

•

Es war in den letzten Tagen des April. Nach langen Regenwochen schien zum ersten Male wieder eine Nachmittagsonne, und in goldenem Lichte erglänzte das junge Grün des Tales und der Höhen.

Aber nicht nur draußen im Wald und auf den Feldern war es helle, sondern auch im alten Schlosse funkelte und gleißte, was zu funkeln und zu gleißen vermochte — vornehmlich das Kupfergeräte in der nie benutzten Prunkküche zu ebener Erde, rechts vom Portale.

Mit verschränkten Armen lehnte die Schloßfrau an der blankgescheuerten Anrichte, und vor ihr stand der Kapitän.

„Ach Gott, ich seh's doch selber all die Wochen her! Sagt, ist er denn — ach Gott, ist er denn immer so seltsam gewesen, der Herr Vater?“

„Er ist ja zuweilen schlechter Laune, Euer Gnaden; aber so — nein, Euer Gnaden, so schwermütig hab' ich ihn noch niemals gekannt. Das beste wäre, Ihr vergebt mir, wenn ich frei rede, das beste wäre, wir machten uns auf und ritten wieder nach Hause. Doch davon will er nichts hören, der alte Herr.“

„Aber, Herr Kapitän, wo denkt Ihr hin? Was täte mein Eheherr dazu sagen nach seiner Heimkehr?“

„Das wäre, um Vergebung, meine geringste Sorge, Ihr könntet ihm ja doch wohl alles haarklein erzählen.“

„Und die Leute, Herr Kapitän, was täten die Leute sagen? Nein, das geht nicht!“

Der Kapitän lächelte spöttisch: „Die Leute! — Mit beiden Händen solltet Ihr uns hinausschieben, sage ich, gnädige Frau. Ich sehe kein gutes Ende dieser Sache. Aber Ihr wollt nicht. Gut, so schaffet uns Divertissement. Mit der Jagd ist's nichts, spazierenreiten kann einer auch nicht den ganzen Tag, zumal bei Regenwetter. Ich will's Euch sagen, gnädige Frau, um Vergebung, aber es ist nicht kurzweilig in dem alten Rattenneste.“

„Ach, Herr Kapitän — kann ich dafür?“ Sie seufzte tief auf.

„Um Vergebung, ein wenig schon, Euer Gnaden; und es bringt ihn um, meinen Obristen. Ich sag' es frei heraus. Wisset, er ist gewohnt, mit seinesgleichen bei einem Becher Weines zu reden von den Weltläuften und von alten Zeiten. Was wir beide einander zu sagen haben, das wissen wir, ehe einer den Mund auftut. Also bitte ich, schaffet Rat!“

„Könnte man nicht den Pfarrherrn des öftern invitieren, Herr Kapitän?“

„Den Pfaffen? Laßt mich, um Vergebung, laßt mich mit dem in Ruhe.“

Sie stand noch immer an die Anrichte gelehnt und dachte nach, wie sie ihrem alten Vater Divertissement bereiten könnte in der großen Einsamkeit.

Plötzlich leuchtete es auf in ihren Augen, sie klatschte in ihre Hände und rief: „Herr Kapitän, ich hab's!“

Und nun berieten die beiden noch lange in der sonnenhellen Küche. —

Am Abende, während der Mahlzeit, begann Brandtner wie von ungefähr: „Morgen will ich verreiten, Herr Obrist; gedenke bis zum Abend wieder hier zu sein.“

Der alte Herr nickte und sagte nach einer Weile: „Nehmt Euch aber den Johann mit, Brandtner.“

„Das will ich, Herr Obrist. Aber Ihr fragt mich gar nicht, wohin der Ritt geht?“

„Denkt nur, Herr Vater,“ mischte sich Frau Lotte ins Gespräch, „wir haben einen Nachbarn drüben hinter den Bergen, der jezuweilen in unser Haus kommt. An den habe ich erst heute gedacht, glaube, er könnte Euch behagen. Wildenest heißt er, Baron Wildenest, und Obristwachtmeister ist er gewesen, wenn ich nicht irre.“

„Bei den Schweden,“ fiel Brandtner ein. „Nicht wahr, Euer Gnaden, Ihr wißt's genau, bei den Schweden?“

„Das weiß ich gewiß,“ antwortete die junge Frau eifrig; „sie nennen ihn ja nur immer den lustigen Schweden. Ach, daß ich an den nicht schon früher gedacht habe!“

„Ein jüngerer Mann?“ fragte der Obrist.

„Zwischen vierzig und fünfzig, Herr Vater, klein, dick und über die Maßen lustig. Ja, Herr Kapitän, Ihr müßt ihn holen.“

Der alte Herr legte sein Handtuch zusammen und lächelte trübe: „Da sollte doch ich ihm zuerst aufwarten, Brandtner?“

„Nicht, Herr Obrist, nicht, das besorge ich; denn Euch entschuldigt das Alter.“

„Der Kapitän muß ihm einen guten Trunk verheißen!“ lachte Frau Lotte. „Dann kommt der Schwede und wenn's acht Meilen wären. Er ist nämlich, müßt wissen, gar sehr auf dem Hunde.“ —

Und des andern Morgens ritt Kapitän Brandtner in aller Frühe über die Berge, den lustigen Schweden zu holen und seinem Herrn Obristen Divertissement zu bereiten.

•

Sie hatte recht gehabt, die Schloßfrau: schon in den ersten Tagen des Mai ritt der lustige Schwede durch die Wälder nach Breitenburg, einen Trunk zu tun mit dem Herrn Bruder Obristen.

Gegen zehn Uhr vormittags kam er an, und der alte Herr ging ihm eilig bis zur Mitte der Schloßbrücke entgegen. Schwerfällig kletterte der Baron vom Gaule, bedauerte weitläufig, daß er jetzt erst von der Anwesenheit des Herrn Bruders Kenntnis erhalten, und begehrte höflich und dringend, der Gnädigen aufwarten zu dürfen.

Als dies verrichtet war, begab man sich in die Ställe und musterte die Rosse, wie sich's gebührte.

„Ein schönes Gut,“ sagte der Baron plötzlich und schaute dem Obristen steif ins Gesicht; „und um ein Bettelgeld habt Ihr's bekommen, Herr Bruder.“

„Man sagt, es sei damals nicht weit her gewesen mit der Schönheit, Herr Bruder,“ antwortete lächelnd der Obrist. „Meine Tochter erzählt mir, daß ihr Herr habe Jungwald roden müssen auf den Feldern vor fünf Jahren.“

„Mag sein, aber ist doch ein schönes Gut, und jammerschade ist's und bleibt's, daß es aus der Ritterschaft gekommen. Um Vergebung,“ setzte er händereibend hinzu, „wüßte mir keinen lieberen Nachbarn als Euern Herrn Schwiegersohn — schade, daß er nicht anwesend ist!“

„Ich denke, er wird der Landschaft keine Unehre machen,“ versetzte der Obrist mit Zurückhaltung.

„Nur meine Meinung, Herr Bruder, nur meine Meinung. Ein ganzer Kerl, der Herr Schwiegersohn. Aber Ihr dürft mir's nicht verargen, wenn es mich grämt, hm — daß uns so viele Güter durchs leidige Kriegswesen aus den Händen gekommen sind.“

„Kann mir's denken, Herr Bruder, das muß einem leid tun,“ sagte der Obrist höflich.

„Die letzte, die hier gesessen, war eine Schwester meines seligen Herrn Vaters, und ist elend um's Leben gekommen. Aber vergebt, es ist mir nur so eingefallen. Lassen wir die alte Zeit. Doch was ist Euch, Herr Bruder? Seid Ihr unpaß?“

„Der Herr Obrist sind seit etlichen Wochen schlechter Leibesdisposition,“ mischte sich Brandtner ins Gespräch. „Zudem stehen wir schon lange, und das ist ihm wenig bekömmlich. Beliebt's Euch, Herr Baron, so wollen wir zu Tische gehen!“ — — —

„Hofbecher — was?“ fragte der von Wildenest den Obristen, als sie zum Portale kamen.

„Ganz nach Euerm Belieben, Herr Bruder. Lasse hierin jedem seine Freiheit. Nur bitte ich, mich zu entschuldigen, habe zurzeit keine Inklination zum Trinken. Um so mehr aber wird —“

„Zu Euern Diensten, Herr Obristwachtmeister!“ fiel der Kapitän ein.

„Na,“ lachte der Baron und musterte Brandtner mit den kleinen Augen, „denke, wir lassen's bei Stengelgläsern bewenden! Vor den Langen und Hagern hab' ich grausamen Respekt, die sind uns Dicken über.“

„Käme auf eine Probe an,“ versetzte der Kapitän und neigte höflich das Haupt.

•

Der letzte Gang der Mahlzeit war abgetragen, die Schloßfrau hatte sich zurückgezogen, und mit roten Köpfen saßen die rauchenden Herren samt dem Pfarrer und den beiden Amtleuten rings um die Tafel.

„Das neue Geschlecht, Herr Bruder!“ sagte der Baron und hob sein volles Glas gegen den Obristen. „Ich trinke die Gesundheit des neuen Geschlechts!“

Feiertag in der Bretagne

Nach dem Gemälde von Charles Cottet (Paris)

Der Obrist brachte sein Glas an die Lippen und trank es zur Hälfte leer.

„Ei, das gilt nicht, Herr Bruder!“ rief der Baron. „Wenn der Spruch lautet auf die Gesundheit eines ganzen Geschlechts, dann darf kein Tropfen im Glase bleiben.“

Der alte Herr goß schweigend den Rest des Weines hinunter.

„Ein schönes Kind, Euer Enkel, Herr Bruder!“ rief der Baron und hob das frischgefüllte Glas. „Herr Kapitän, es gilt die Gesundheit des Enkelkindes!“

„Es gilt!“ antwortete Brandtner und leerte sein Glas.

Unablässig glitten die Bedienten zwischen dem Schenktische und der Tafel hin und her und füllten die Trinkgefäße. Eine dicke Rauchwolke hing über den Zechenden. Immer wieder hob der Gast sein Glas, und zwischen Kriegsgeschichten und Schwänken klang sein Ruf: „Es gilt die Gesundheit —!“ — —

Kapitän Brandtner hatte soeben einen Possen erzählt, und schallendes Gelächter belohnte seine Kunst; sogar der Obrist verzog die schmalen Lippen. Da quoll eine dicke Ader auf des Barons Stirne empor, und mit verzerrtem Gesichte rief er über die Tafel: „Amtmann, du Rindvieh, nun hast du's doch vergessen!“

Erschrocken fuhren die beiden Amtleute am unteren Ende der Tafel von ihren Sitzen auf: „Um Vergebung, haben Freiherrliche Gnaden meine geringfügige Person im Auge?“ stotterte der Breitenburgsche Amtmann.

„Euch?“ schrie der Baron und legte sich zurück und wollte sich ausschütten vor Lachen. „Euch? den meinigen Amtmann doch! Ihr könnt Euch immerhin setzen und könnt warten, bis Euch der eigne Herr den Ochsen an den Kopf wirft.“

Erleichtert sank der Breitenburgsche auf seinen Stuhl zurück. Der Wildeneftsche aber schlug sich an die Stirne, griff in seine Brusttasche und zog ein schmales Buch heraus.

„Gib's!“ rief der Baron. Dann wandte er sich, aufrechtstehend, aber schon ein wenig schwankend, zum Obristen: „Wo hat der Herr Bruder Anno sechsundzwanzig gedient?“

„Unterm Tilly!“ fiel Brandtner ein.

„J was?“ machte der Baron und ließ die Lippe hängen. „Nu hab' ich mich so gefreut, und nu ist's nichts. Hab' ich gedacht, der Herr Bruder müßte unterm Friedländer gedient haben!“

„Tilly,“ murmelte nun auch der Obrist und verneigte sich leicht.

„Wie ist aber der werte Vorname?“ fragte der Baron und begann in dem Stammbuche zu blättern.

„Jakob —“ sagte der alte Herr und trank.

„Nun also, hier steht's doch!“ rief der Baron erfreut, strebte längs der Tafel hin zum Obristen, warf einen Stuhl um und hielt dem alten Herrn das aufgeschlagene Buch unter die Augen: „Jakob Hilmar Kerkuhlen, Leutnant, schreibt dieses seinem Herzbruder Jost Baron von Wildeneft zum steten Gedächtnis —

> Was kommen muß, das kommt,
> Es sei früh oder spat;
> Du, Mensch, regierst es nicht,
> Es geht nach anderm Rat.
> 1626, im Monat Jänner.“

Nun, Herr Bruder? Jost Wildeneft — das war nämlich mein seliger Herr Vater, und der stand unterm Friedländer.“

Der Obrist sah die Schrift unverwandt an und schüttelte endlich das Haupt.

„Der Name kommt öfter vor bei uns im Norden,“ sagte Brandtner.

„Oefter,“ brachte nun auch der Obrist mühsam heraus, hob sein Glas und goß den Inhalt hinunter.

„Aber der Vorname, Jakob —?“ murrte der Baron und tastete sich an seinen Platz zurück.

„Ich hatte einen Vetter des Namens — ich entsinne mich,“ sagte der alte Herr stockend und trank aus dem frischgefüllten Glase.

„Und wenn der Herr Obrist Anno sechsundzwanzig unterm Tilly gestanden ist, so kann er nicht unterm Friedländer gewesen sein!“ lachte Brandtner und hob sein Glas: „Herr Baron, es gilt die Gesundheit aller mannhaften Tillyschen Reiter!“

„Der ganze Spaß ist mir verdorben!“ murrte dieser und griff nach seinem Glase. „Herr Kapitän, es gilt!“

„Man sollte denken, ein Bruder des Herrn Obristen hätte das Sprüchlein geschrieben, so ähnlich ist der Duktus,“ bemerkte der Pfarrherr, der hinter den alten Herrn getreten war und mit halbgeöffneten Augen auf das Stammbuch starrte.

„Eure Gesundheit, Ehrwürdiger!“ schrie ihn Brandtner an und leerte sein Glas.

„Wes Herkommens ist Eure Familie?“ fragte der Baron den Obristen über die Tafel hinüber.

„Mein Vater ist Stadtschreiber gewesen, Herr Bruder, und mein Großvater ein Schmied.“

„Da habt Ihr Fortun gemacht, Herr Bruder, das muß Euch der Neid lassen!“ antwortete der von Wildeneft mit schwerer Zunge, und der Kapitän rief laut: „Herr Obristwachtmeister, es lebe der Krieg!“

„Er lebe!“ sagte der Baron und goß das volle Glas hinunter. „Ist nur die Frage, wem er mehr genutzt hat, der Krieg — euch Bürgerlichen oder uns Junkern?“

Mit diesen Worten begab er sich schwankenden Schrittes aus dem Gemache.

Flüsternd neigte sich der Kapitän zum Obristen: „Es könnte Euch schaden, Herr, Ihr seid solchen Trinkens lange entwöhnt.“

„Laß mich!“ kam die Antwort zurück.

Schweigend rauchten die Herren aus den weißen Tonpfeifen.

„Drunter und drüber ist's gegangen, und wir Junker haben allerorten die Zeche bezahlt!“ schrie der zurückkehrende Baron in der Türe und lehnte sich einen Augenblick an den Pfosten. Dann ging er vorsichtig zur Tafel. „Halt!“ rief er und streckte den Arm aus. „Wer bist denn du? Wohin denn?“

„Der Pastor loci,“ murmelte der Gefragte, schlüpfte mit einer tiefen Verbeugung an dem Trunkenen vorüber und gewann die Tür.

„Und du —?“ Der Baron stand mit gespreizten Beinen an der Tafel, stemmte die Fäuste auf die Platte und starrte dem Breitenburgschen Amtmann ins Gesicht. „Du —?“

„Um Vergebung, der diesseitige Amtmann,“ sagte dieser und fuhr in die Höhe, griff nach seinem

vollen Glase und verneigte sich, so gut es gehen wollte: „Kann ich die Permission haben, Euer Hochfreiherrlichen Gnaden dieses zu fernerer untertäniger Rekommandation meiner Wenigkeit zu bringen?"

„Du —?" lallte der Baron, wandte sich ab und spuckte aus. „Ja, Herr Kapitän — soll — soll denn ich — ich da hieroben jedem Troßbuben Bescheid tun? Pfui Teufel!"

Der Geschmähte stotterte etwas und sank vernichtet auf seinen Stuhl zurück. Brandtner aber rief: „Ei, Herr Baron, das ist ein wackerer Mann und kein Troßbub —!"

„Troßbuben — und — und Stadtschreiber und — und Schmiedsknechte — alles — alles drunter und drüber!" lallte der Baron, setzte sich auf zwei Stühle und legte die Beine auf den dritten.

„Ihr trinkt nicht, Herr Baron!" mahnte Brandtner und gab dem Lakaien einen Wink.

„Drunter und drunter," lallte der Baron. „Wenn da, wenn da einer wollt', wenn einer wollt' nachfragen, wo denn das Geld, wo denn das Geld, wo denn die Stadtschreiber das Geld her — herhaben zum Gü — Güterkaufen — Herr Bruder —?" Schwerfällig wandte er sich zum Obristen.

„Ei, laßt den alten Mann in Ruhe, er schläft, Herr Baron. Ihr seht's doch!" rief Brandtner. „Des Kaisers Gesundheit!"

„Des Kaisers!" wiederholte der andre, tastete nach seinem Glase und nahm einen Schluck.

„Potz Blitz, Herr Baron! Des Kaisers, hab' ich gesagt, und Ihr leert Euer Glas nicht?"

„Des Kaisers!" wiederholte der Betrunkene und goß alles hinunter.

Der Kapitän winkte dem Lakaien, hob immer wieder sein gefülltes Glas, ließ leben, was ihm in den Griff kam, von den Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches bis zu den Guckenkeln des Hauses Wildenest.

„Herr Bruder — Kapitän," lallte der Baron zuletzt und starrte verwundert auf den Breitenburgschen Schloßamtmann, „wer — ist — denn — der —?"

„Unser Amtmann, Herr Obristwachtmeister!" lachte Brandtner.

„Sollst leben, Bruder Amtmann, wa—cke—rer Mann!" brachte der Baron mühsam heraus, griff nach seinem vollen Glase, stieß es um und sank mit Gepolter unter die Tafel.

Nun erhob sich der Kapitän, winkte den Dienern und befahl zum freiherrlichen Amtmann gewendet: „Traget den da sänftiglich in die Gastkammer und morgen reitet ohne Abschied von hinnen. Sagt Euerm Herrn, ich werde ehestens zu ihm kommen und meinem Herrn Obristen Satisfaktion holen!"

Und also schleppte der Amtmann mit den Dienern den Sinnlosen die Stiege hinunter.

Der Kapitän aber nahm das Stammbuch aus einer Weinlache, wischte darüber und schob es in sein Wams. Dann weckte er seinen Herrn und geleitete ihn sorgsam über den Gang in die Turmstube.

•

Des andern Tages blieb der Obrist in seinem Bette, wollte nicht essen und nicht trinken.

In der Abenddämmerung aber betrat Brandtner die Turmstube, stellte eine brennende Kerze auf den Tisch, zog einen Stuhl an des alten Herrn Lagerstätte und begann mit Lachen ein Brieflein vorzulesen, das ihm soeben vom Amtmanne des abreitenden Barons überbracht worden:

„Meinen freundlichen Gruß mit geneigtem Willen zuvor, edler und mannfester, insonderheit geliebter Herr Kapitän. Der großen Ehr' und erwiesenen Guttat tue ich mich hiermit höchlich bedanken mit Bitt', da ich mich etwa in einem und anderm ungebührlich bezeigt, mir es zu verzeihen und meinem großen gehabten Rausche beizumessen.

In Eil vorm Abreiten
meines hochgeehrten Herrn Kapitäns dienstwilliger
Joachim von Wildenest."

„Das war nun der lustige Schwede — ich danke! Werd' ihn aber nach diesem wohl müssen laufen lassen," lachte Brandtner und schob den Brief ein. „Nicht Herr?"

„O geht hinaus, Brandtner!"

„Hinaus? Nein, Herr Obrist! Ihr habt nun ausgeschlafen. Ich denke, Ihr kleidet Euch an und kommt noch auf eine Stunde in die Wohnstube. Nicht?"

Der alte Herr lag regungslos auf dem Rücken, hatte die Hände unterm Kopf gefaltet und sah zur Decke empor. Nun begann er halblaut: „Was kommen muß, das kommt — es sei früh oder spat —. So ist's, Brandtner, ganz so. Hierher hab' ich müssen reiten, und hier oben ist's erwacht."

„Was ist erwacht, Herr Obrist?"

„Das da, Brandtner!" Der alte Mann fuhr mit der Rechten an seine Brust und bohrte den Zeigefinger in die Herzgrube. Dann schob er die Hand wieder unter den Kopf und lag regungslos wie zuvor.

„Unsinn, Herr! Das scharfe Trinken hat Euch geschadet, weiter ist nichts. Und morgen seid Ihr gesund."

„Mag sein, Brandtner. Das da drinnen aber ist älter als der Wein von gestern, und jetzt wacht's auf. Laßt mich liegen!"

„Mit nichten, Herr, ich lass' Euch nicht allein."

„Mich friert."

„So will ich Feuer machen." Er ging in die Küche, brachte auf eiserner Schaufel qualmende, glühende Kohlen und schürte mit Spänen das Feuer im Kamin. Prasselnd schlugen die Flammen empor.

„Das richtige Lagerfeuer!" sagte er und setzte sich wieder an das Bett. „Und nun wollen wir unser Garn spinnen, Herr Obrist, das Garn von Anno neunundzwanzig."

„Das von Anno sechsundzwanzig, Brandtner," murmelte der Greis.

„Nein, das von Anno neunundzwanzig! Weiß noch wie heut', aber den Namen hab' ich vergessen. Wer kann auch alle Namen merken? Sehe vor mir den langen Kerl, den Schultheißen im schwarzen Mantel, und die andern, die Ratsherren. Da hält vor ihnen der Kapitän Jakob Hilmar Kerkuhlen, und hinter ihm halten die Offiziere samt dreien Reiterkompagnien, ihm anvertraut zum Kommando und zur Exekution. Drunten im Grunde liegt das Städtlein. Abend ist's, im Oktober, die Sonne weg, hinter den Bergen. Aber blutrot ist der Himmel über den Bergen, hinter dem Städtlein. Sollen fünftausend Gulden Brandschatzung zahlen und

können nicht, die Tröpfe. Ist nun Befehl zum Brennen gegeben. Stehen da, sehe sie heut' noch, haben fahle Gesichter, schlottern ihre Knie. Und mit einmal stürzt der lange Kerl, der Schultheiß, nieder, nach ihm die andern: rutschen auf den Knien herzu, heben die Hände. Und in ihrem Rücken tut sich das Stadttor auf —"

„O laßt mich, Brandtner!"

„Das Stadttor, und kommt einer heraus, 'n eisgrauer Pfaff, und nach ihm wimmelt's in langem Zuge, zwei und zwei, das kleine Volk. Stellen sich hinter den Ratsleuten auf und fangen an zu singen —"

„O laßt mich, Brandtner!"

„Fangen an zu singen, Herr. Und ich wende mich seitwärts, des Herrn Kapitäns Antlitz zu sehen. Blutrot war's — vom Abendscheine. Und sehe aber auch, wie ihm ein Tropfen die Wange hinunterrinnt — — habe allzeit scharfe Augen gehabt, seh's ganz genau."

„O schweigt, Brandtner!"

„Bin ja schon fertig, Herr Obrist. Hinter mir grollen und murren sie. Vorne aber drängen sich die armen Tröpfe herzu, heben ihre Gören zum Kapitän empor. — Glaub' sicher, heut' noch steht in ihrer Ratsstube der Pokal, in dem hernach der Ehrentrunk gespendet wurde, und darf nie keiner mehr trinken daraus."

„O laßt, Brandtner! Als ob eine Untat könnte wettgemacht werden durch eine gute Tat!"

„Solcher Taten des Herrn Kapitän könnte ich dem Herrn Obristen noch viele erzählen."

„Gebt mir Wasser, Brandtner!"

Der Kapitän stand auf und holte den Krug. Mit tiefen Zügen trank der Obrist. Dann lag er wieder regungslos. Endlich aber sagte er: „Und wovon ist dann dies Gut gekauft, Brandtner? Und mein Stadthaus? Nun? Alles wacht auf."

„Ehrlich erworbenes Beutegeld, Herr Obrist!"

„Mit Blut und Tränen benetzt, Brandtner! Alles wacht auf."

„Des einen Sattheit ist des andern Hunger, des einen Lust, des andern Weh, Herr Obrist. So geht die Welt. Und hättet Ihr's nicht genommen, was Euch gebührte, so wär's in eines dritten Tasche geflossen."

„So hab' ich nun auch für den dritten zu büßen, Brandtner. — Das Gemurmel! Hört Ihr nichts?" Er richtete sich auf und starrte nach der zusammengesunkenen Glut hinüber.

„Es ist der Brunnen im Hofe, Herr."

„So gebt mir Wasser!" — — —

„Ein jeder hat's, Kapitän!"

„Was, Herr?"

„Das da drinnen — das Gewissen."

„Unsinn, Herr! am Abende zuvor — wir reden jetzt von Anno sechsundzwanzig — also, am Abende zuvor hatte ich da drunten in dem Flecken — weiß noch wie heut — ein zweijährig Kind durch den Rauchfang ins brennende Herdfeuer geworfen —"

„Es ist nicht wahr, Brandtner, Ihr seid's nicht gewesen, es ist ja niemals zutage gekommen!"

„Zutage ist's nie gekommen, aber ich bin's gewesen Herr, und heute geb' ich's Euch zum besten."

Der alte Herr hatte sich aufgerichtet und blickte den Kapitän entsetzt an.

„Und wenn Ihr mich fragt, Herr Obrist, ob ich heute irgendwas verspüre da drinnen, ob ich vor etlichen Wochen, als wir den Flecken passierten, etwas verspürte da drinnen — ich sage nein! Siebenundzwanzig Jahre sind's her. Ja, sagt, bin ich nun heute der Leutnant Brandtner, der damals Hunger hatte, Rauchfleisch haben wollte und den Bauern bedrohte, er werde was erleben? Bin ich's, der ihn damals zwang, das Rauchfleisch herauszugeben, wenn nicht unversehens und von ungefähr auch sein zweites Kind ins Feuer fallen sollte? Bin ich's? Ei, fragt die Mädels, ob ich's bin! Ich verspüre nichts davon. Ich bin's nicht."

„Ihr?" murmelte der alte Herr und legte sich zurück.

Es war stille in dem halbdunkeln Gemache. Nur die Taschenuhr am Nagel über dem Bette tickte laut. — — —

„Und es ist doch so, Brandtner," sagte der alte Herr nach einer Weile. „Jeder hat's. Der eine zuvor, der andre hernach. Dem Wasser ist ein kleiner Kopf zu eigen, es dringt durch die engste Ritze. Aber tut mir die Uhr weg!"

Brandtner nahm die Taschenuhr vom Nagel und trug sie hinüber auf den Waschtisch.

Regungslos, mit halbgeschlossenen Augen, lag der Alte auf dem Rücken. „Tut mir die Uhr weg!"

„Sie ist weg, Herr."

„Sie tickt und tickt. Ins Wasser mit ihr!"

Brandtner nahm die kostbare Uhr und versenkte sie wortlos in den Wasserkrug.

„Ihr müßt mich hören, Brandtner!"

„Ich höre, Herr Obrist!"

Also begann der Obrist: „Sie sagen immer das Gewissen, Brandtner. Sie lügen! Die Gewissen müßte man sagen; denn es sind ihrer zwei. Ein kleines, schwaches, mit Flüglein, vielleicht ein Engel — das eine. Das kommt her zu dir, wenn du Böses tun willst, läuft dir stracks vor die Füße, stemmt sich gegen deine Knie. Hört Ihr?"

„Ich höre."

„— kommt und will dich aufhalten. Du aber gehst vorwärts, immer vorwärts und trittst das Kleine, Schwache unter deine Füße. Hab' ich auch getan, Brandtner; jawohl, unter die Füße hab' ich's getreten. Und dann? Ja, dann wimmert's ein wenig und stirbt. Und dann? Dann kommt eines Tages, wo du's am wenigsten vermutest, ein starker, gewappneter Mann, tritt neben dich und schaut dir ins Gesicht. Du treibst ihn fort; er geht. Aber er kommt wieder und geht nicht mehr: ißt aus deiner Schüssel, setzt sich zwischen deine Freunde, legt sich zu dir ins Bette und geht und geht nicht mehr von dir. Siehe, das ist das andere Gewissen. — — — Brandtner, es wird mich erwürgen."

„Gebt mir Eure Hand, Herr, — so! Könnt Ihr wohl schlafen?"

„Weiß nicht."

„Versucht's!"

Regungslos verharrte der Kapitän am Lager des Obristen und saß noch, als dieser längst entschlafen war. Endlich stand er auf, nahm einen Mantel von der Wand, rollte ihn, streckte sich auf den Teppich und schob das Bündel unter seinen Kopf.

Es war um die Mitte des Monats Mai.

Heftig atmend kam Frau Lotte in den Stall gelaufen: „Brandtner, ich bitt' Euch!“ Sie hielt die Hand aufs Herz gedrückt und schaute mit großen, angstvollen Augen zum Kapitän empor. „Brandtner!“ Sie zog ihn am Wamse hinaus in den Hof: „Er ist nun aufgestanden und in die Dirnitz gegangen!“

„Gut, daß er einmal aus dem Bette ist, Euer Gnaden!“

„Nein, Brandtner, nein! Es ist ärger als vordem. Er steht und redet mit jemand, der nicht da ist. Ich bin zu ihm hineingegangen — es war entsetzlich, Brandtner: ich rief ihn an — da warf er mir ein paar Augen zu, als wollt' er mich erwürgen. Da bin ich heruntergelaufen. Helft, Brandtner!“

„Ich will nachsehen!“ sprach der Kapitän, wandte sich zum Portale und stieg die Treppe empor. —

Neben der öden Dirnitz des Schlosses befand sich ein kleines, fensterloses Gemach. Dort hatten sie wohl in alten glanzvollen Zeiten ihre Mäntel abgelegt, die schönen Frauen, und hatten unbemerkt durch die Gucklöcher in der Bretterwand das Festgewühl überschaut, ehe sie eintraten in den Saal.

Nun stand der Kapitän an einem dieser Gucklöcher.

Das gedämpfte Licht der untergehenden Sonne erfüllte den weiten, säulengetragenen Raum. Was noch übrig war von den buntgemalten, wappengeschmückten Fenstern der Westseite, das glühte in satten Farben. Die meisten Fensterhöhlen aber waren mit Brettern verschlagen. Denn seit einem Menschenalter hatte man kein Fest mehr gefeiert in diesem Raume.

Seitab in einer Ecke stand der Obrist und begann grollend: „Du — bist du schon wieder da? Warum bist du so klein und schwach? Her da, her — stell dich in meinen Weg! Was hast du gesagt? Laut! Gewarnt hast du? Noch einmal! Hund, kleiner, geh her!“

Nun kam er mit gesenktem Haupte bis zur Mitte des Saales, blieb stehen und murmelte Unverständliches vor sich hin. Auf einmal warf er den Kopf zurück, riß die Augen auf, streckte die Rechte abwehrend aus und schrie: „Du auch? Fort, sag' ich! Erst der Junge, dann der Alte. Hund von einem alten Gewissen! Ich hab' nun, ich hab' nun lange mit dir Geduld gehabt — fort, sag' ich!“

Die Rechte sank ihm schlaff herunter, ein Zittern überlief ihn. Dann stand er regungslos.

Das Sonnenlicht warf die bunte Pracht der wappengeschmückten Fenster in verzerrten blutroten und himmelblauen und goldgelben Flecken auf die hellen Steinfliesen. Und langsam krochen die bunten Flecken schräghin nach rückwärts und stiegen sachte empor an den weißen Marmorsäulen.

Regungslos stand der Kapitän am Guckloche, regungslos der Obrist inmitten des Saales. Das Gesumme zahlloser Fliegen kam von den Fenstern her und erfüllte den Raum.

Endlich begann der Obrist auf und ab zu gehen und mit geballten Fäusten und weitaufgerissenen Augen in allen Sprachen des Feldlagers zu schelten und zu fluchen auf den Kleinen und auf den gewappneten Großen — — —

Die bunten Flecken waren die Wand hinaufgekrochen, in die vertäfelte Decke geschlüpft. Lautlos schlich Brandtner von seinem Guckloche weg, hinaus auf den Gang, trat fest auf, öffnete die Saaltüre und ging stracks gegen seinen Herrn und Freund: „Ihr seid müde, Herr Obrist. Ich denk', Ihr legt Euch schlafen.“

Wortlos blickte ihm der Alte ins Gesicht und ließ sich willenlos die Treppen hinuntergeleiten.

•

Die ganze Nacht saß der Getreue am Bette des Kranken, der mit geschlossenen Augen auf dem Rücken lag. Die ganze Nacht saß Brandtner und getraute sich nicht, zu schlafen. Gegen Morgen aber konnte er sich nimmer bezwingen und nickte ein.

•

Erschrocken fuhr er in die Höhe. Die helle Morgensonne leuchtete ins Turmgemach, und das Bett des Obristen war leer.

Brandtner stürzte hinaus.

„Herr Kaptähn —!“ Der Türe gegenüber, an der Wand, lehnte der kleine Daniel und machte ein ängstliches Gesicht. „Du — wajum sagt denn der Großvater nix? Da hinten, schau, is an'bunden und sagt nix.“

Mit wenigen Sätzen stand Brandtner vor der Tür des Eßzimmers. Neugierig trippelte der Knabe hinter ihm her.

Der Kapitän sah zurück und hob die Hand: „Mach, daß du weiter kommst!“

Entsetzt wandte sich das Kind und lief schreiend die Stiege hinunter. —

Mit einem Schnitte war's geschehen. Dann schleppte Brandtner den Leblosen in das Turmgemach und schloß sich ein mit ihm. —

Es war zu spät gewesen. — — —

Keuchend stand Frau Lotte vor der Tür und pochte: „Um Gottes willen, was ist denn?“

Der Kapitän öffnete und drängte die junge Frau sachte zurück: „Nicht, Euer Gnaden, jetzt nicht, später!“

„Angebunden, Herr Brandtner — was soll das?“

„Kindergeschwätz! Aber faßt Euch in Geduld — ich will's Euch sagen: Der Herr Obrist war aufgestanden und gedachte wohl ins Eßzimmer zu gehen. Da glitt er aus und stürzte gegen die Tür.“

„Tot, Brandtner?“

„Ich glaube, es hat ihn ein Schlag gerührt.“

•

In der Eßstube des Schlosses lag der Obrist auf der Bahre. Zu seinen Häupten brannten dicke Wachskerzen, zu seiner Rechten und Linken standen die zwei gewappneten Knechte und hielten die Totenwache. Auf einem Schemel zu seinen Füßen kauerte Frau Lotte mit ihrem Söhnlein.

Regenschauer gingen den ganzen Tag hernieder, und eine frühe Dämmerung senkte sich auf das Land.

•

Der Pfarrer war allein zu Hause und arbeitete in seinem Museum. Ueber dem Schreibtische flackerte das Flämmchen einer Kerze, und mit aufgestemmten Fäusten stand der kleine Mann und sah herab auf das spärlich beleuchtete Manuskript seines Leichensermons. Dann richtete er sich empor, nahm den Leuchter und hielt ihn vor das bekränzte Bild. Mit eingekniffenen Lippen stand er lange Zeit und

betrachtete die lieblichen Züge der Mutter und ihres Knaben. Endlich murmelte er unverständliche Worte, stellte den Leuchter zurück, begann auf und ab zu wandern in der engen Stube und hob mit schallender Stimme an:

„Also stehet geschrieben im zweiten Buche Mosis im einundzwanzigsten Kapitel: Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben. Wo jemand an seinem Nächsten frevelt, und ihn mit List erwürget, so sollst du denselben von meinem Altar nehmen, daß man ihn töte. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule. — Und weiter stehet geschrieben im dreiunddreißigsten Kapitel des Propheten Jesaja: Weh aber dir, du Verstörer! Meinst du, du werdest nicht verstöret werden? Und du Räuber! Meinst du, man werde dich nicht berauben? Wenn du dein Verstören vollendet hast, so wirst du auch verstöret werden, wenn du des Raubens ein Ende gemacht hast, so wird man dich wieder berauben. — Jawohl, Andächtige, so wirst auch du verstöret werden, jawohl, so steht es geschrieben. Und dies Wort heiliger Schrift wollen wir an dieser offenen Grube miteinander betrachten. Vor siebenundzwanzig Jahren habe ich Unwürdiger gleichfalls gestanden an dieser heiligen Stätte und habe meines Amtes mit bitteren Tränen gewaltet. Es werden nicht viele mehr vorhanden sein, die mich damals haben reden hören; denn der große Würger Krieg hat mit seiner Buhle Pest und seinem Knechte Hunger die meisten hinweggerafft vor ihrer Zeit aus dem Lande der Lebendigen. Aber ihr alle wisset es, wen ich damals versenkt habe in sein Schlafkämmerlein und stilles Ruhebette, die Alten haben's den Jungen erzählt, und man wird's noch lange erzählen an Winterabenden in unserm Dorfe: Eine vortreffliche gottesfürchtige gnädige Frau ist's gewesen, eure von Gott eingesetzte Obrigkeit, die ein wilder Soldat in den jähen Tod getrieben hatte; und ein junger Held von zwölf Jahren ist's gewesen, den jener Uebeltäter grausam zu Tode gestochen. Und ich habe mir damals den Bissen vom Munde gespart, damit ich den beiden konnte setzen das Epitaphium dort, fein ausgehauen, verziert mit ihrem Wappen und beschrieben mit dem Spruche heiliger Schrift: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. — Nun aber nach siebenundzwanzig Jahren ist wiederum der Boden dieses Gotteshauses geöffnet, und mir dünkt, ich höre eine Stimme aus dem benachbarten Grabe — — nein, ich höre sie nicht aus diesem Grabe, nein, die liegen und schlafen ganz mit Frieden. Der Geist Gottes ist's, der diese Stätte umschwebet und die Erde erfüllet, und aus allen Ecken dieses Gotteshauses und von allen Enden der Erde tönt es gewaltiglich, was geschrieben stehet im zweiten Buche Mosis: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich hassen. Jawohl, andächtige Gemeinde: Gottes Mühlen mahlen langsam —"

Erschöpft hielt der Pfarrer inne und trocknete seine nasse Stirne. Da ertönte ein heftiges Pochen, die Tür ward aufgerissen, und aus der Dunkelheit trat in das Dämmerlicht der Stube der Kapitän.

„Komme, Euch die Zeit zu vermelden, Herr Pfarrer. Morgen Abend um halb neun Uhr wollen wir den Herrn Obristen bestatten."

Der Geistliche verneigte sich leicht: „Ich bin bereit, Herr Kapitän."

„Ihr seid überm Leichensermon, Herr Pfarrer?"

„Ich bin fast zu Ende damit, Herr Kapitän. Ein jäher Tod, ein sehr jäher Tod!"

„Ein Unfall, Herr Pfarrer. Mein Herr Obrist wollte ins Eßzimmer gehen, da glitt er aus — der Lakai hatte wohl ein wenig Fett ausgeschüttet — so kam mein Herr zu Fall, schlug mit dem Schädel an die Tür und gab nach wenigen Zügen seinen Geist auf. So war's!" Die Stimme des Soldaten klang drohend, er schloß die Tür und trat hart vor den kleinen, grauen Mann. „Verstanden?"

Der andre wich keinen Zoll und sagte mit Ruhe: „Man erzählt die Affäre auch anders, Herr Kapitän, man spricht von einem Stricke —!"

„Wer? Ich schlage ihn nieder!"

„Wer? Ein Gerücht, weiter nichts. Und beruhigt Euch, das kümmert mich nicht weiter — bin ja nicht dabei gewesen."

„Ich wollt's dem Herrn auch nimmermehr geraten haben, daß er sich kümmere um unsre Angelegenheiten. Und mit dem Sermone macht's kurz, Ehrwürden, ganz kurz, sag' ich Euch. Er ist ein Reiter gewesen: sprechet ein Vaterunser, werfet drei Schaufeln voll Erde hinunter, und damit fertig!"

„Ich werde meines Amtes walten, Herr Kapitän."

„Kommt nichts 'raus bei den langen Sermonen, Herr Pfarrer. Nichts — oder zuweilen nichts Gutes."

Von des Kapitäns Mantel tropfte das Regenwasser, und auf dem Fußboden entstand eine Lache.

„Um Vergebung, Herr Pfarrer — ein verfluchtes Regenwetter — ich stehe als in einer Blutlache. Ja, diese Sermone an offenen Gräbern! Ich erinnere mich einer alten Geschichte: In unsrer Kompagnie war einer beim Plündern erschlagen worden. Wir hatten ihn gerne gehabt und ließen ihn mit aller Solennität zur Erde bestatten. Weiß noch wie heute —"

Der Kapitän wich bis an die Türe zurück.

„— dort, wo Ihr steht, Herr, stand der Pater und hielt seinen Sermon. Da, wo die Lache steht, war das offene Grab. Und da, wo ich stehe, stand des Erschlagenen liebster Kumpan. Und der hatte unter seinem Mantel eine geladene Pistole — seht, Herr Pfarrer, so — —!"

Er öffnete den Mantel ein wenig und ließ eine Pistole hervorblicken.

Der Pfarrherr stand regungslos, mit gekreuzten Armen an seinem Schreibtische.

„Seht — so! Und als nun der Pater den toten Reiter schmähen wollte, daß ihm recht geschehen, da begab sich's, daß die Pistole von ungefähr losging über das Grab des Erschlagenen und dem andern die Kugel in den Leib. Habt Ihr verstanden, Herr Pfarrer?"

„Herr Kapitän, mir dünkt, der Pater hat getan, was seines Amtes war, und konnte seine Seele Gott befehlen. Der andre aber hatte übel

gehandelt, und seine Strafe wird ihm geworden sein."

„Sie haben ihn aufgeknüpft, ganz richtig, Herr Pfarrer. Doch das hatte er ja im voraus gewußt — Und somit wünsch' ich eine geruhsame Nacht!"

Der Kapitän stampfte die Stiege hinunter und ging hinaus in die Dunkelheit. Der Pfarrherr aber reckte sich, begann wieder auf und ab zu wandern und memorierte unbeirrt mit starker Stimme seinen Sermon.

*

Der kleine Daniel wurde von seiner Mutter zur Beisetzung des Großvaters angekleidet. Doch er wollte nicht stille halten, hatte viel zu fragen und, wenn er konnte lief er ans Fenster.

„Daniel!"

„Gleich, Mutter! Jetzt führen sie Großvater sein Pferd aus dem Stall. Darf denn Großvater sein Pferd auch mitgehen?"

„Das kann nicht fehlen hinter dem Sarge."

„Wajum?"

„Weil's ihn auch zu seinen Lebzeiten getreulich getragen hat in allerhand Not und Gefahr. Doch nun komm, ich muß dir deine Schuhe anziehen!"

Er trippelte eilig heran, setzte sich auf den Stuhl und streckte die zappeligen Füßlein hin.

„Und so viel Kuchen hat die Trude gebacken — einen Haufen — — so hoch, ich hab's ja gesehen, Mutter."

„Hast du den Großvater selig lieb gehabt, Daniel?"

„O, so lieb!"

Er glitt auf den Boden hinab, umhalste die Mutter und küßte sie stürmisch. „So lieb, Mutter! Und sag nur, Mutter, kriegen die Dorfbuben all den schönen Kuchen?"

„Komm, Daniel, setze dich. Bist ihnen am Ende gar neidig, Junge?"

„Ach nein, Mutter, nur möcht' ich auch ein bissel Kuchen haben."

„Den sollst du bekommen. So, nun den andern Fuß her — ei, halte doch stille!"

„Horch, Mutter, jetzt läutet's!"

„Fertig!"

Und nun hüpfte er vom Stuhle und begann umherzutanzen in seinem schwarzen, langen Klagmäntelein, stolperte, fiel hin, sprang auf und tanzte rund um den Tisch: „O, bin ich lustig, bin ich lustig!"

„Aber, Daniel, hast du denn deinen Großvater gar kein bissel lieb gehabt? Hierher komm!"

Und er kam sehr erschrocken getrippelt, sagte leise: „Aber der ist doch im Himmel, Mutter?"

„Du mußt nun ganz, ganz stille sein und mit gefalteten Händen neben mir zur Kirche gehen. Sonst tut's mir bitter weh. Verstanden?"

„Bitter weh?" wiederholte das Kind und sah scheu zur Mutter empor, die den langen Klagmantel übergeworfen hatte, scheu und sehr verwundert, und konnte nicht verstehen, warum es nicht lustig sein durfte beim Begräbnis des lieben Großvaters.

*

Es war ein sonniger Abend. Ueber den blühenden Feldern sangen verspätete Lerchen, von den Waldhöhen leuchteten im Zwielichte die Birken und junggrünen Buchen — und gleich einem schwarzen Wurme kroch fast lautlos der kleine Leichenzug ins Tal hinab.

Vor dem Dorfe hielt der Pfarrer neben dem Kantor und den Schulkindern und übernahm die Führung. Im Dreiklange ertönten die Glocken. Der Kantor begann mit brummendem Basse, und die Kinder sangen:

> Herr Gott, nun schleuß den Himmel auf,
> Mein' Zeit zum End' sich neiget;
> Ich hab' vollendet meinen Lauf,
> Des sich mein' Seel' sehr freuet —

Im Kote der Dorfstraße kroch der Zug fürbaß.

Weit offen stand die Kirchentür, und aus der schwarzen Höhlung flimmerten sechs Kerzen des Altares wie Glühwürmchen hervor.

Die singenden Knaben verschwanden mit dem Pfarrer. Der Sarg begann sich zu bäumen unterm Portale, und keuchend überwanden die Träger die Steinstufen.

Das Schlachtroß ward zur Seite geführt, scheute und hob sich auf den Hinterbeinen, daß die schwarze Decke in den Kot herabglitt.

Langsam kroch der Zug vollends hinein in die Dunkelheit, und bedächtig schloß der Küster die Tür.

*

Mitten im Schiffe, zwischen den beiden Bankreihen, hatte man der Länge nach die Gruft ausgehoben.

Die Kinder sangen, und knarrend glitt der Sarg in die Tiefe.

Zu Häupten der Gruft stand der Geistliche, zu Füßen, hart neben der Schloßfrau, stand im wallenden Klagmantel der Kapitän. Es war beinahe wie gestern, und wie gestern über die Lache des Regenwassers hinüber, so starrten sie sich nun über die Gruft in die Gesichter.

„Mutter —!" lispelte der kleine Daniel und drängte nahe heran. Aber sein Stimmchen ward von den Schlußakkorden der Orgel verschlungen.

Mit furchtsamen Aeuglein blickte der Kleine über die Grube hinweg auf seinen Freund, den Pfarrer. Schon zweimal hatte er ihm zugenickt, so freundlich zugenickt, wie er nur konnte. Aber der schwarze Mann hatte ihn gar nicht beachtet. Aengstlich tastete der Knabe nach seiner Mutter Hand und sagte lauter als vorher: „Mutter!" Da ward seine Hand heftig gedrückt, und verzagt hielt er stille.

Das Orgelspiel klang aus, der Pfarrer warf das Haupt in den Nacken. Brandtner hob die Rechte bis zum Gürtel und griff unter seinen Klagmantel.

Ein verächtliches Lächeln flog über die finsteren Züge des Pfarrers, und mit erhobenem Haupte und starker Stimme begann er in der Totenstille seinen gewaltigen Sermon: „Also stehet geschrieben im zweiten Buche Mosis, im einundzwanzigsten Kapitel — Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben — —"

Zitternd hatte das Kind zu Füßen der Gruft bis dahin den schwarzen Mann beobachtet. Nun aber vermochte es nimmer stille zu stehen, riß sich los von der Hand seiner Mutter, umklammerte ihren Klagmantel an den Knien und schrie: „Mutter, ich fürcht' mich!"

Die Mutter beugte sich herab, flüsterte und suchte ihr Knäblein zu beruhigen. Ringsumher streckten sie die Hälse und murmelten. Kapitän Brandtner allein stand regungslos, mit der Hand unterm Klagmantel, und wandte den Blick nicht von seinem Gegner. Der Geistliche aber hatte innegehalten, sah wie gebannt auf das Kinderköpflein und suchte nach Worten. Und als er fortfuhr zu sprechen, klang seine Stimme so anders als vorher, daß sich das blonde Köpflein zu Füßen der Gruft schüchtern aus den Falten des Klagmantels löste. Und es währte nicht lange, dann lächelte der Knabe unter Tränen: Ei, das war ja doch sein guter, alter Freund, der sich dort herüberneigte und ihn tröstete mit beruhigenden Worten: „Nicht weinen, Kind, nicht, liebes Kind, und auch nicht fürchten!" Und in seinen Tränen nickte der Knabe hinüber zu dem freundlichen schwarzen Manne.

Der aber stand und hatte den Faden seines gewaltigen Sermones unrettbar verloren, faltete die Hände und sprach: „Ein Kind hat uns durch sein ängstliches Weinen den rechten Weg gewiesen, hat uns gesagt, daß wir sollen draußen lassen von diesem heiligen Orte alles, was uns fürchten machen könnte in Zeit und Ewigkeit. Darum wollen wir nicht reden von dem, was uns Furcht erregen müßte beim Anblick einer offenen Gruft, nicht reden vom Zorne Gottes, der auf jedem von uns liegt, ob er nun als Kriegsmann über die Erde geritten ist und Sünde getan hat, oder als Ackersmann die Scholle umwirft mit seiner Pflugschar und Sünde tut. Wohl aber möchten wir reden von dem, der da gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Sintemalen der die Kindlein kommen läßet, hat auch die Sünder kommen heißen. Und so reden wir also von dem, der gesagt hat: Friede sei mit euch!"

Leise hatte Kapitän Brandtner die Hand unterm Klagmantel hervorgezogen, und als nun der Geistliche mit der Gemeinde das Gebet des Herrn anhob, da legte auch der alte Soldat die Hände ein wenig zusammen. Und gleich dumpf murmelnden Wellen schlug das Gebet der Männer und Weiber und Kinder zusammen über der Gruft des toten Obristen.

Am Morgen des vierten Tages ritt Brandtner mit den Knechten seines Herrn reisefertig zu Tale. Am Pfarrhofe hielt er, befahl den andern vorauszuziehen und trieb den Gaul an die Freitreppe.

Im obern Stockwerke öffnete sich ein Fenster, und der graue Kopf des Pfarrers ward sichtbar.

„Gehabt Euch, Ehrwürden!"

„Ihr reiset, Herr Kapitän?"

„Gegen den Türken braucht man Soldaten. Ich lass' mich gebrauchen."

„Herr, auf ein Wort!"

„Wie's Euch beliebt."

Eilig kam der geistliche Herr die knarrende Stiege herunter, öffnete die Tür und trat hart neben den Reiter: „Die da haben's nicht verhindert, Herr Kapitän!" Er sagte es fast drohend und stieß verächtlich mit dem Zeigefinger an die Pistolentasche.

„Weiß ich, Herr," erwiderte der Soldat und griff an die Eisenkappe. „Das Kind ist's gewesen."

„Sein Erbe ist unbefleckt vor den Menschen," murmelte der Pfarrer. „Und also fahrt mit Gott, Herr Kapitän."

„Mit Gott? Je nachdem!" lachte der andre, gab dem Pferd die Sporen und klapperte die Straße hinunter.



Birkhähne. Nach dem Gemälde von Otto Recknagel (München)



Eine Gondelfahrt in Venedig. Nach dem Gemälde von Max Schlichting (Berlin)



Das 40zöllige Fernrohr der Yerkes-Sternwarte in Amerika

Die große Einheit des Weltbaus

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

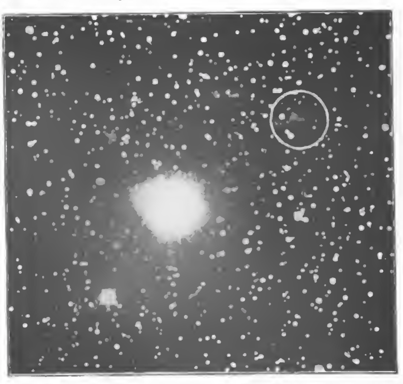
(Hierzu 12 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wie unerreichbar auch die Sterne sind, sie stehen unsrer Seele nahe, und selbst als noch keine Wissenschaft uns etwas von dieser Welt der Welten offenbart hatte, empfanden es bereits die einfachsten unter den Menschen, daß dieses alles ein einheitliches Ganzes, ein Weltgebäude sein müsse. Und wenn ich heute meine Leser hinausbegleiten möchte in diesen großen Organismus, so wollen wir dabei die Welten nicht nur anschauen in ihrer Größe und ihrer Wunderbarkeit an sich, sondern hauptsächlich den großen Zügen der Einheitlichkeit folgen, in der das Wirken jeder einzelnen Welt nicht mehr bedeutet, wie eine Note in einer gewaltigen Symphonie; eine einzige Note, aber die doch auch so notwendig ist zur allgemeinen Harmonie, wie eben jede Note in einem vollkommenen Kunstwerke, ohne die jede Harmonie zur Dissonanz werden müßte. In diesem Sinne gewährt die Betrachtung der Himmelswelten auch einen künstlerischen Genuß. — Wie sehr sich auch im Laufe der Zeiten die



Der neue Stern im Perseus; aufgenommen 20. September 1901

Begriffe vom Weltgebäude geändert haben, immer ist die Ueberzeugung seines inneren Zusammenhanges mit der irdischen Welt vorhanden gewesen und hat sich inzwischen von einer bloßen Empfindung oder Meinung zur streng begründeten Ueberzeugung emporgeschwungen. Anfangs mußte dem Menschen ja das Nächstliegende auch als das Wichtigste und Bedeutendste erscheinen. Die Erde war also der größte Körper im Weltgebäude, und die Sterne nur so wie sie aussahen als kleine Lichtpünktchen an ein festes Gewölbe geheftet, das die Erdscheibe schützend überdeckte. Jenseits dieses Firmamentes war das ewig Unbekannte, lag die Wohnung der Götter. Da, wo der Schimmer der Milchstraße das große Gewölbe rings umfaßte, war die Fuge, wo von der strahlenden Wohnung der Götter ein schwacher Schein hindurchdrang zu den Sterblichen.



Der neue Stern im Perseus; aufgenommen 13. November 1901

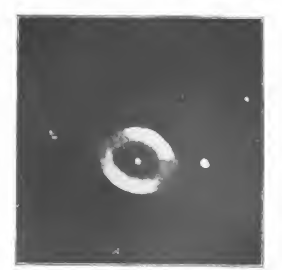
Wie anders hat sich das Bild des Weltgebäudes heute in uns ausgestaltet! Und doch stellt gerade wieder in der modernsten Anschauung vom Weltgebäude der den ganzen Himmel umfassende gewaltige Ring der Milchstraße die allerletzte Grenze unsrer menschlichen Fassungskraft dar. Millionen von Sonnen drängen sich in ihr zusammen zu einem einheitlichen Ganzen, das nach der Meinung unsrer eingehendsten Forscher über den Gegenstand überhaupt alles enthält, was wir am Himmel sehen können, selbst in unsern mächtigsten Ferngläsern. Alle die sonst am Himmel verstreuten Sterne, unsre Sonne, die Erde und wir selbst, alles gehört zum großen, allumfassenden System der Milchstraße. Hinter ihr ist das ewig Unbekannte, Unerforschliche für uns noch ebenso, wie es damals war, als noch die Götter hinter diesem Scheine wohnten. Wollen wir also vor unsern geistigen Augen ein Bild des Weltgebäudes entwickeln, so dürfen wir nicht von unsrer kleinen Erde ausgehen, die ein Nichts in dieser Sonnenwelt ist, sondern von der großen Einheit stufenweise zurückgehen auf das Speziellere und Näherliegende, das wir dann erst als ein Glied des Ganzen verstehen lernen.



Eine Stelle der Milchstraße im Sternbild des Schwans

Was ist also die Milchstraße nach den Ergebnissen unsrer modernen Forschung? Ihr allgemeiner Lichtschimmer löst sich schon in kleinen Fernrohren in eine Unzahl von Lichtpünktchen auf, die man nach vielen Millionen zu schätzen hat. Mit stärkeren Sehmitteln wird das Gewimmel von Sternen unbeschreiblich großartig und schön. Ganz besonders aber die photographische Platte enthüllt uns in wunderbarer Weise diese gewaltige Sternenfülle. Die photographische Platte hat ja ganz besondere Vorzüge vor unserm Auge. Für den

Augenblick nicht so empfindlich wie dieses, kann man dagegen auf ihr die Lichtwirkung sich stundenlang summieren lassen, und man erhält dadurch Eindrücke von so schwachen Sternchen, wie sie das Auge auch in den stärksten Fernrohren längst nicht mehr direkt zu sehen vermag. So durchforschen heute Astronomen die letzten Tiefen des Weltgebäudes, ohne sie im Fernrohre jemals gesehen zu haben. Das Bild a. S. 74 unten ist die Wiedergabe einer ganz kleinen Stelle der Milchstraße im Sternbild des Schwans! Es ist von Professor Wolf in Heidelberg im Juli 1901 bei einer Belichtung von nahezu 7 Stunden erhalten worden. Auf dieser ganzen Stelle befindet sich kein Stern, der mit bloßem Auge sichtbar wäre. Und auch in Fernrohren würde man gewiß hier nur wenige hundert Sterne zählen können. Wer aber zählt die Sterne, die die photographische Platte uns allein auf diesem kleinen Himmelsfleckchen enthüllt!



Ringnebel in der Leier

Schon allein auf diesem kleinen Umkreise sehen wir die Sterne sehr ungleich verteilt, aber doch nicht ganz und gar chaotisch und ohne Regel. Es ist, als ob an gewissen Stellen die Sterne perlschnurartig in Reihen geordnet wären, an andern Stellen ziehen dunkle sternarme Kanäle durch die Sternenschwärme, als ob hier die Materie von einem Eindringling einstmals verdrängt worden wäre. Wieder an andern Stellen gehen von einem größeren Sterne Sternzüge strahlenförmig aus, einen inneren Zusammenhang der ganzen Gruppe verratend. In der Mitte des Bildes sieht man um die hier gruppierten, etwas helleren Sterne herum sich nebelhafte Regionen erstrecken, die nun wieder in dem aufgelösten Bilde der Milchstraße sich wie eine neue Milchstraße ausbreiten. Hier ist ihre Sternenfülle unergründlich selbst für die lichtempfindliche Platte. Solcher Nebelgebilde hat die Himmelsphotographie noch eine große Menge enthüllt, wie zum Beispiel den a. S. 76 unten abgebildeten Nebel, der gleichfalls von Wolf im Jahre 1890 auf der photographischen Platte entdeckt wurde, während er in den besten Fernrohren nur unter den günstigsten Umständen als ein ganz matter Schimmer zu erkennen ist. Ist es nicht durchaus wunderbar, wie ich hier durch die Kunst der Photographie allein imstande bin, meine Leser einen authentischen Blick bis an die letzten Grenzen des Weltgebäudes tun zu lassen, wie ihn ein fernrohrbewaffnetes Auge erst in ferner Zukunft einmal haben kann, wenn sich die Kraft unsrer direkten Sehmittel wesentlich verstärkt haben wird?

Man hat dieses Gebilde den Amerika-Nebel genannt, wegen der ganz erstaunlichen Aehnlichkeit seiner Konturen mit denen jenes Kontinents. Wir sehen deutlich die Landbrücke von Zentralamerika, die sich um den Golf von Mexiko schlingt. Nicht mehr ein bloßes Spiel des Zufalls ist die auffällige Erscheinung, daß sich rings um den Nebel herum eine Zone deutlicher Sternarmut befindet. Man sieht es augenfällig, daß sich die Materie, die dieses Gewimmel von Sternen schuf, auf diesen Nebel mehr und mehr zusammenzuziehen trachtet. Aus der Allgemeinheit, der Gleichförmigkeit beginnt sich ein Weltindividuum auszuscheiden, wenn es auch noch aus Tausenden von Einzelsonnen zusammengesetzt ist, wie unser Körper sich aus Zellen aufbaut, die auch, abgesehen von ihren gemeinsamen



Nebel im Schwan

Aufgaben, jede eine gewisse Individualität behalten hat. Dieser Amerika-Nebel ist bereits ein Organismus im Organismus, und wenn wir uns vorstellen, daß jeder der Tausende von Sternen in ihm eine Sonne ist wie die unsrige, die vielleicht von Planeten umkreist wird wie unsre Erde, und wir nun erkennen, daß dieses Gebilde nur ein ganz kleiner Teil in dem großen Organismus der Milchstraße ist, den wir noch näher kennen lernen wollen, so wird man sich ein Bild machen können von der Größe und Erhabenheit dieses Weltganzen, das, überall von den gleichen Gesetzen zusammengefügt, einer gleichen wundervollen Ordnung entgegenstrebt.

Wie hier auf einem kleinen Gebiete, so sehen wir überall im großen Zuge der Milchstraße die Sternmaterie zu einzelnen Wolken sich zusammenballen, in die sich bei näherer Betrachtung der gewaltige Ring auflöst. Die allgemeine Ordnung ist wie überall in der Natur nur im großen Ganzen vorhanden, im einzelnen läßt sie den Sternen wie uns Menschen ihre individuelle Entwicklung, so weit sie sich ihren großen Aufgaben anpaßt.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung sieht jeder, daß die Milchstraße sich nicht in gleichmäßigem Zuge um den Himmel schlingt. In gewissen Gegenden ist sie besonders breit, dafür aber recht matt leuchtend, in andern ist sie schmäler, aber ihre Sternenfülle unergründlich. Wieder an einer andern Stelle verzweigt sie sich in zwei Arme, die später wieder zusammenfließen. Auf der südlichen Halbkugel befindet sich gerade da, wo sie sonst am hellsten ist, ein großes dunkles Loch, der sogenannte **Kohlensack**; dafür wieder schweben ziemlich weit abseits von dem leuchtenden Gürtel zwei große Lichtballen, die Magelhaenischen Wolken, die sich offenbar von dem großen Zuge einmal losgetrennt haben.



Nebel im Großen Bären

Neben diesen Unregelmäßigkeiten zeigt es sich nun, daß von der Milchstraße eine wunderbare Sternenordnung ausgeht, die den ganzen Himmel umfaßt. Zählt man nämlich die Sterne, von der Milchstraße beginnend, indem man senkrecht zu ihr am Himmel vorschreitet, bis zu den beiden Punkten, die überall gleich weit von dem Gürtel entfernt sind, den sogenannten Polen der Milchstraße, so nimmt man mit Verwunderung wahr, daß dabei in regelmäßiger Stufenfolge die Sterne immer seltener werden. Dies gilt von den schwachen Sternen sowohl wie auch von den ganz hellen, alle gruppieren sich in einer allgemeinen Ordnung um die Milchstraße. Man mußte sich nach diesen Untersuchungen die Form dieses ungeheuern Sternkomplexes wie eine Linse vorstellen, die mit Millionen von Sternen ungefähr gleichmäßig ausgefüllt ist, und in der wir uns selbst etwas außerhalb des Mittelpunktes befinden. Nach neueren und eingehenderen Untersuchungen ist aber die Milchstraße nicht so regelmäßig gebaut, sie muß eine große, mehrfach gewundene und an einzelnen Stellen zerrissene Spirale



Der Amerika-Nebel im Sternbild des Schwans

bilden. Am Himmel nehmen wir noch viele solche Spiralen wahr. Ich stelle meinen Lesern hier in dem Bilde S. 78 unten den berühmtesten und den am längsten bekannten darunter, den Spiralnebel in den Jagdhunden vor, der nach allem, was wir davon wissen, die Form des Universums der Milchstraße am vollkommensten nachahmt. Wir sehen einen Lichtwirbel vor uns, der sich in unregelmäßigen Lichtknoten verzweigt, und etwas außerhalb befindet sich sogar ein Lichtballen, der die Magelhaenischen Wolken vertritt.



Der große Nebel in der Andromeda

Seit die Photographie immer tiefer in das Wesen dieser Tausende von Nebelflecken eindringt, die rings über das Himmelsgewölbe verteilt sind, sieht man immer häufiger diese Gebilde sich in solche Spiralform auflösen, die sich freilich oft unter perspektivischen Verkürzungen versteckt. Der bekannte große Nebel in der Andromeda erscheint in kleinen Fernrohren nur wie ein Lichtfleckchen, von dem man allenfalls nach dem Vorangegangenen vermuten könnte, daß es eine Linse sei, die man gegen ihre scharfe Seite hin sieht. In den größten Fernrohren entdeckte man darin eigentümliche dunkle Kanäle. Man wußte nicht recht, was sie bedeuten sollten. Auf der Photographie aber wurde es sofort klar. Das ganze Gebilde stellte sich als spiralig gewunden dar, und zwar so, daß man die Spirale von der Seite sah. Die Kanäle sind jetzt die dunkeln Zwischenräume zwischen den Spiralen. Auch diesen Nebel begleitet wieder ein kleinerer. Es kann dies kein bloßer Zufall sein, der kleinere Begleitnebel muß im Zusammenhange mit der Entstehung der ganzen Spirale stehen. Wir werden gleich noch sehen, welche interessanten Betrachtungen wir daran zu knüpfen haben.

Ein andres interessantes Objekt, das erst in jüngster Zeit seine spiralige Natur enthüllt hat, ist der a. S. 75 abgebildete Ringnebel in der Leier. Die Photographie hat dargetan, daß er nur der innerste hellste Bogen einer viel ausgedehnteren Spirale ist, deren äußere Zweige, allerdings nur auf der Photographie erkennbar, den inneren Ring wahrscheinlich noch mehrere Male umkreisen.

Aehnliches gilt von dem größten Nebel am Himmel, dem im Orion (Abb. a. S. 79), der selbst schon mit dem bloßen Auge sichtbar ist.

Im eigentlichen Zentralorionnebel erkennen wir ein dunkles Gebiet, das scharf begrenzt in die Lichtwolke von rechts her eindringt; man hat es das Löwenmaul genannt. Gleich dahinter drängt sich dagegen das Licht um so stärker zusammen, und eine Gruppe von Sternen, das sogenannte Trapez, steht zwischen beiden. Kommt man hier nicht ohne weiteres auf die Vermutung, daß es diese Sterne gewesen sein könnten, die, in den Nebel eindringend, diese Lücke des Löwenmaules gerissen und dafür die Lichtmaterie vor sich her um so mehr zusammengedrängt haben? Unter dem Gesichtspunkte der Gegeneinanderbewegung beider Weltgebilde kommt in der Tat mit einem Male eine ordnende Idee in dieses Nebelchaos, durch die wir es verstehen können. Wir sehen, wie von diesem Löwenmaul aus, wo offenbar einmal eine Katastrophe stattgefunden hat, die Materie des Nebels wie auflodernde Flammen in den Weltraum hinausschlägt, von jener dunkeln Stelle hinweg umbiegend.

Wir können uns die Entstehung der spiraligen Natur der Nebel gar nicht anders vorstellen, als daß zwei Körper mit verschiedener Bewegung zusammengestoßen sind. Und solche Weltkatastrophen können deshalb gar nicht so sehr selten sein. Erst vor drei Jahren haben wir das gewaltigste solcher Ereignisse vor unsern Augen eintreten sehen, als im Februar 1901 im Sternbilde des Perseus ganz plötzlich ein hell strahlender neuer Stern aufflammte. Freilich das Ereignis selbst fand schon vor mehreren Jahrhunderten statt, denn die Weltregion, wo dieser entsetzliche Zusammenstoß zweier Welten geschah, liegt so weit von uns entfernt, daß das Licht, das allein uns die Kunde davon bringen konnte, so lange Zeit gebrauchte, um den



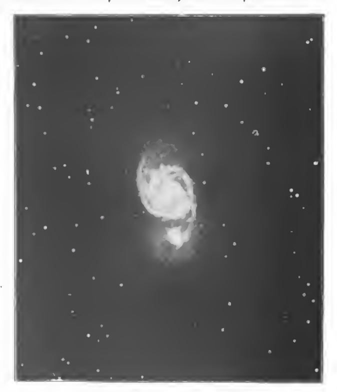
Dumbbell- (Hantel-) Nebel im Sternbild Fuchs mit der Gans (Vulpecula cum ansere)

Weg von dorther zurückzulegen, obgleich es doch bekanntlich 300000 Kilometer in einer Sekunde macht, so daß es die Reise um die Erde in dieser einen Sekunde siebenmal vollenden würde.

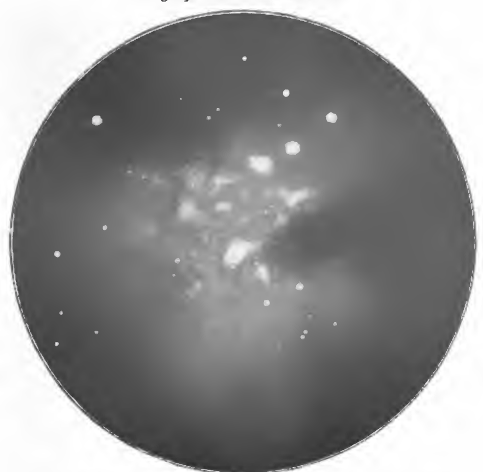
Ganz zufällig hatte man, zwei Tage bevor der Stern so plötzlich aufloderte, die betreffende Himmelsgegend photographiert, aber keine Andeutung von ihm auf der Platte entdeckt. Dann sah ihn am 21. Februar 1901 ein Amateur der Sternkunde, Anderson in Edinburg, zuerst sogleich mit freiem Auge; er war damals 2,7ter Größe und gehörte also unter die hundert hellsten Sterne. Wie schnell er sich von völliger Unsichtbarkeit zu diesem Glanze aufschwang, kann man nicht genau sagen, doch es können höchstens Stunden, vielleicht nur Minuten gewesen sein. Der Stern nahm nun vor den Augen der Astronomen noch immer an Helligkeit zu. Am nächsten Abend übertraf ihn am ganzen bei uns sichtbaren Himmel nur noch Sirius an Glanz. Er war zum zweithellsten Stern geworden. Nur noch einmal haben wir ein Ereignis von ähnlicher Großartigkeit konstatieren können, bei dem neuen Sterne von 1572. Auch neue Sterne von geringerem Glanze gehören immerhin zu den seltensten Erscheinungen am Himmel, wenngleich man deren jetzt immer häufiger entdeckt, seit durch die photographische Platte der Himmel so ungemein genau kontrolliert werden kann.

Was war dort oben geschehen? War dort im Laufe von wenigen Stunden eine neue Sonne geboren? Wie wäre das wohl möglich gewesen? Der Stern nahm nun wieder allmählich ab, sehr viel langsamer, als er zugenommen hatte, aber im Fernrohr oder auf der Platte verriet er zunächst nichts, was das Rätsel seines Aufleuchtens hätte erklären können. Indessen besitzen wir im Spektroskop ein Wunderinstrument, das uns bei leuchtenden Phänomenen Einblicke in ihr innerstes Wesen gewährt. Im Spektroskop kann man nicht nur sehen, welche Art von Stoffen in jenen fernsten Sternen glühen, deren Abstand von uns man längst nicht mehr messen kann, es verrät uns noch außerdem die Geschwindigkeit, mit der sich uns die betreffende Lichtquelle nähert oder von uns entfernt, und zwar in Kilometern per Sekunde. Da ergab sich nun für jenes Phänomen im Perseus, daß es nicht **ein** Stern, sondern deren zwei waren, die mit einer ganz ungeheuern Geschwindigkeit gegeneinander gerannt sein müssen. Der eine Stern flog in jeder Sekunde 20 Kilometer in der einen Richtung; der andre dagegen machte in derselben Zeit nicht weniger als 1000 Kilometer in der andern Richtung. Tausend Kilometer in der Sekunde! Kann man sich auch nur im entferntesten eine Vorstellung von der Kraft machen, die eine ganze Sonnenmasse mit solcher Geschwindigkeit zu treiben vermag? Unsre kräftigsten Geschosse machen einen halben Kilometer in der Sekunde, das ist zweitausendmal weniger; sie bewegen sich noch nicht einmal wie Schnecken gegenüber diesen kosmischen Geschwindigkeiten. Selbst bei andern Himmelskörpern hatte man Aehnliches vorher nicht wahrgenommen.

Und mit dieser unausdenkbaren Kraft rannten zwei Weltkörper gegeneinander. Da mußte alles zertrümmert werden. Waren es vorher feste Massen, so mußte die ungeheure Hitze, die der Zusammenstoß entwickelte, sie fast momentan in leuchtende Gase verwandeln, ja, es scheint, daß der größte Teil der Materie sich in ihre allerkleinsten Uratome auflöste. Man sah mit Erstaunen, wie sich im Laufe der nächsten Monate nach dem Erscheinen des neuen Sternes ein leuchtender Nebel rings um ihn mit ungeheurer Geschwindigkeit ausbreitete. Auf S. 73 u. 74 sind zwei Aufnahmen dieses Nebels abgebildet, die im September und November 1901 auf der berühmten Licksternwarte in



Spiralnebel in den Jagdhunden



Die inneren Teile des großen Orionnebels, aufgenommen durch das Yerkes-Fernrohr

Kalifornien gemacht worden sind. Ein gewisser Lichtknoten ist hier mit einem Kreise umgeben. Merkt man sich seine Lage gegen die benachbarten Sterne, so kann man auf den beiden Aufnahmen deutlich erkennen, wie der Lichtknoten in der Zwischenzeit weiter hinausgerückt ist. Aus dieser scheinbaren Verschiebung war die wirkliche Bewegung seiner Nebelmasse von dem Mittelpunkte der Weltkatastrophe natürlich leicht zu berechnen, sobald man ihre wahre Entfernung von uns kannte. Diese fand man nun zwar fast unmeßbar groß, aber man konnte doch eine untere Grenze mit relativ großer Sicherheit angeben, unter der sich die Entfernung nicht befinden konnte, und diese geringste Entfernung ergibt immer noch die Geschwindigkeit, mit der die leuchtenden Nebelmassen den aufflammenden Stern verlassen haben müssen, gleich der Geschwindigkeit des Lichtes: 300 000 Kilometer in der Sekunde, das ist also noch 300mal mehr als die, mit der jener Zusammenstoß stattfand.

An dieses schier unmögliche Resultat, daß ausgeschleuderte Massen mit der Geschwindigkeit des Lichtes wetteifern könnten, wollte niemand glauben. Es war nach allem, was man bisher in der Natur wahrgenommen hatte, innerlich unwahrscheinlich. Man meinte schließlich, daß man es nur mit einem Scheineffekte zu tun habe. Danach hätte der Nebel um den neuen Stern schon immer existiert, längst vor der Katastrophe, nur konnte man ihn nicht sehen, weil er nicht selbst leuchtete und sich keine ihn beleuchtende Lichtquelle in seiner Nähe befand. Nun strahlte der neue Stern auf, und sein Licht breitete sich nach allen Richtungen in den Weltraum aus. Er beleuchtete nach und nach immer entferntere Partien des ihn umgebenden Nebels, die uns deshalb also nur schrittweise sichtbar werden konnten, soweit eben das Licht schon bei ihnen angekommen war. An sich war diese Erklärung wohl möglich. Nichts kann unter diesem Gesichtspunkte eindrucksvoller die unfaßbare Gewaltigkeit der Himmelsräume direkt vor die Augen stellen, als diese beiden photographischen Aufnahmen hier. Jenen Weg zwischen dem Orte der Lichtwolke in beiden Aufnahmen (auf den Abbildungen wenige Millimeter groß und am Himmel noch viel kleiner) hätte das Licht erst in 54 Tagen durchlaufen, viel langsamer über die Himmelsdecke hinkriechend wie das langsamste Infusor, dieses Licht, das den Weg um die Erde siebenmal in einer Sekunde durchmißt und acht Minuten gebraucht, um die 150 Millionen Kilometer zwischen Sonne und Erde zu durchwandern! Zwischen jenen beiden Stellen am Himmel liegt in diesen Entfernungen der Raum für 300 unsrer Sonnensysteme, bis zum Neptun gerechnet, die dort mit ihrer Schar von Planeten um Sonnen kreisen könnten! Eine Haaresbreite verdeckt hier alles Glück und alle Schmerzen vielleicht von Tausenden von Welten wie unsre Erde!

Alle diese Betrachtungen bleiben an sich richtig, auch nachdem die nähere Untersuchung der Sachlage ergab, daß man trotz aller Unwahrscheinlichkeit an das wirkliche Ausschleudern von Massen mit Lichtgeschwindigkeit aus dem Zentrum jenes entsetzlichen Zusammenstoßes glauben mußte.

Der Erklärung dieses Wunders ist man nun in jüngster Zeit durch ein andres Wunder wenigstens auf die Spur gekommen, das auf einem ganz andern Gebiete liegt: durch das Wunder des heute so populär gewordenen Radiums.

Zu den vielen Rätseln, die das Radium aufgibt, gehört auch seine ganz erstaunliche Eigenschaft, genau ebenso wie jener neue Stern einen unter Umständen leuchtenden Stoff mit Lichtgeschwindigkeit von sich auszuschleudern. Beim Radium hat man es mit aller Bestimmtheit nachweisen können, daß es nicht selbst Licht oder irgendeine Aetherschwingung ist, die von ihm ausgeht, sondern wirklich materielle Teilchen, und auch an ihrer ungeheuern Geschwindigkeit kann keinen Augenblick gezweifelt werden. Die heute ganz erstaunlich sicheren Forschungsmethoden der Physik lassen keine andre Deutung zu. Die Atome des Radiums sind allerkleinste Weltkörper in unsern Händen, unter denen beständig ganz ähnliche Zusammenstöße stattfinden müssen, wie wir es dort oben im Sternbilde des Perseus gesehen haben. Von jedem Stückchen Radium geht ein leuchtender Nebel aus, und was dort am Himmel zu uns herableuchtet, jene sich so rasend schnell ausbreitende Lichtwolke, ist vielleicht ihrerseits Radium, oder vielmehr der Stoff, in den es zerfällt.

Wie ist es aber wohl möglich, Atome mit Weltkörpern, das Allerkleinste mit dem Allergrößten zu vergleichen? Verlieren wir uns dabei nicht allzusehr in bloße interessante Parallelen, die unser Verständnis der Dinge kaum noch zu fördern imstande sind?

Die moderne Physik hegt keinen Zweifel mehr darüber, daß alle Dinge, alle Materie überhaupt aus vielfach zusammengesetzten Systemen allerkleinster Körper bestehen, die in bezug auf ihre Größe ebenso weit voneinander entfernt sind wie am Himmel die Sonnen unter sich, und daß diese kleinsten Körper einander umkreisen wie jene großen Welten. Ein Molekül und selbst ein chemisches Atom ist bereits ein kompliziertes Weltsystem mit oft Tausenden von Planeten.

Das alles läßt sich nachweisen, obgleich wir niemals ein Instrument erfinden werden, das uns diese Weltensysteme der Atome vor Augen führt wie jene am Himmel. Was wir an der Materie wirklich wahrnehmen, läßt sich eben nicht anders erklären.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem ganz und gar ungewöhnlichen Gedanken! Eine ungeheure Perspektive eröffnet sich uns bei diesem. Aus jenen Uratomen, den sogenannten Elektronen, die fortwährend vom Radium ausgeschleudert werden, bauen sich bereits Weltsysteme auf, die Atome des Chemikers, die bei weitem das allerschärfste Mikroskop noch nicht zu sehen vermag. Es ließ sich zeigen, daß das kleinste Atom des Chemikers, das des Wasserstoffs, noch immer aus etwa 2000 jener allerkleinsten Materienteile, den Elektronen, besteht, die in geordneten Bewegungen den Mittelpunkt des Wasserstoffatoms umkreisen müssen; das Radiumatom aber enthält eine halbe Million solcher kleinsten Weltkörper, solcher Atomplaneten! Das Allerkleinste also, was wir in unsern Mikroskopen wirklich sehen, ist ein ganz gewaltiges Milchstraßensystem in diesen Welträumen der Atome, und wir selbst, wir Menschen, die wir uns ein einheitliches Ganze dünken, wir sind ein wandelndes Weltgebäude von Myriaden Weltgebäuden, in denen die Bewegung jedes Atoms sich harmonisch in die aller andern fügt zu einem wundervollen einheitlichen Organismus.

In allen diesen Stufenfolgen herrschen dieselben Gesetze der Natur. Deshalb müssen sie sich alle einander in ihren großen Zügen ähnlich sein, während nur im Besonderen eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit waltet. Eben diese großen Züge wollen wir ja auf unsrer Wanderung durch die Weltenräume verfolgen, und deshalb war es auch notwendig, den Leser wenigstens einen kurzen Ueberblick in diese Welt der Atome tun zu lassen.

Wir haben gesehen, wie unser neuer Stern im Perseus bei dem Zusammenstoß sich in einen Nebelfleck verwandelte, und bei näherem Hinblick erkannte man weiter, daß die vom Stoßzentrum ausgehende Masse sich spiralig zu winden begann. Wir sahen also vor unsern Augen einen jener zahlreichen Spiralnebel sich bilden, von denen ich vorhin sprach. Alle diese Spiralnebel sind offenbar einmal auf dieselbe Weise entstanden. Es müssen zwei Weltkörper gegeneinander gerannt sein. Nun verstehen wir auch manche Einzelheiten an den vorhin vorgeführten Nebeln, z. B. dem Löwenmaul im Orionnebel; hier ist offenbar einstmals der Fremdkörper eingedrungen. Und dann auch wird uns der auffällige Umstand verständlich, daß man in der Nähe dieser Spiralnebel so häufig noch einen andern kleineren Nebelballen findet; dieser war es eben, der einst mit der Hauptmasse zusammenstieß.

Auch die ungeheure Spirale des Milchstraßenringes muß einmal durch solches Zusammentreffen zweier allergrößten Massenansammlungen entstanden sein. Obgleich das Milchstraßensystem das ganze Universum in unsrer Erkenntnis einschließt, muß es doch noch etwas außerhalb desselben geben, woher jener andre Massenkomplex kam, dessen Zusammenstoß die vereinigten Massen zu dieser wirbelnden Bewegung veranlaßte.

Auch hier sehen wir wieder, wie *ein* Weltsystem immer im andern steckt. Alle die übrigen Spiralnebel sind nur kleine Nachbildungen der allergrößten Milchstraßenspirale und zugleich Teile von ihnen: Atome im Molekül.

Inmitten dieser Nebelmassen sehen wir oft Tausende und Abertausende fertiger Sonnen, und jede Sonne, die, wie die unsrige, Planeten formte, mußte auch ihrerseits einstmals ein Spiralnebel sein, denn aus den spiraligen Windungen formten sich Ringe und aus diesen die Planeten. Hier überblicken wir also drei Stufen von ähnlichen Weltorganisationen: die Wirbel, die Sonnensysteme bilden, dann die Spiralnebel, in denen Tausende solcher Sonnen bis auf diese große Zusammengehörigkeit selbständig geworden sind, und endlich die alles umfassende Milchstraßenspirale, die als das gewaltigste Symbol der großen Einheit des Ganzen das Himmelsgewölbe umschlingt.

Und jedes Atom hat seine Aufgabe in diesem Ganzen und arbeitet rastlos an seiner Vollendung.



Zar Peter III. vor dem gefangenen Iwan VI. Antonowitsch in Schlüsselburg
Nach dem Gemälde von Th. L. Burow (Text auf Seite 95)



Die übliche Tanzmusik

Schwedische Volkstänze

Von

August Ahman

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gesang, Musik und Tanz waren schon in den grauen Vorzeiten die beliebteste Erholung der schwedischen Landbevölkerung nach des Tages Arbeit. Im Nationalcharakter der Schweden liegt ein tief poetischer und musikalischer Zug. Wie könnte es auch anders sein? Leben sie doch in einer seltsam reichen Natur, um sie webt der tiefen Wälder und der weiten Einöden geheimnisvolle Musik; des langen Winters weiße Stille und der Sommernächte lichte Dämmerung läßt ihre Phantasie nie zur Ruhe kommen. Dieser poetische und musikalische Trieb ist vor allem in den schwedischen Volksliedern zum Ausdruck gekommen, einem Nationalschatz, wie ihn wohl nicht viele andre Völker besitzen. Die Lieder haben einen hohen poetischen Gehalt, Kraft, Klarheit und Klangfülle der Sprache und eine melancholische Schönheit der Melodie. Aber es handelt sich nicht nur um Vokalmusik. Noch vor einigen Jahrzehnten hing fast in jeder Bauernstube die Geige an der Wand, und in allen Teilen von Schweden fand man Spielleute aus dem Volk, die an musikalischer Begabung, Geschmack und Erfindungsgabe ihresgleichen suchten. Hauptsächlich war es Tanzmusik, die diese Musiker ausübten. Denn in den hellen Sommernächten und nicht nur um den kranzgeschmückten Maibaum beim Johannis- und beim Erntefeste, sondern an Sonn- und Feiertagabenden tanzte man und tanzt man

Eine Tour aus dem Wingaker Tanz



Schwedisch-Schottisch



Ochsentanz

noch überall auf dem Lande in Schweden. Aber auch wenn der Winter mit seiner Schneedecke alles in glänzendes Weiß gehüllt, hörten Spiel und Tanz nicht auf. Weihnachten, Neujahr, Ostern und alle möglichen Familienfeste wurden mit Tanz gefeiert. Und boten sich die Gelegenheiten nicht oft genug, so wußte die Jugend sich zu helfen durch Einrichtung einer „Lekstuga“ (Tanzabend, wörtlich Spielstube), d. h. man bat sich einen Saal aus, was selten verweigert wurde, bestellte die Musik, und dann ging der ländliche Ball los.

Aber die letzten fünfzig Jahre haben hierin so manches geändert und zerstört. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zog der Pietismus durch Schwedens Gaue und drohte alle Lebensfreude und Lebenslust zu ersticken. Statt sich auf Tanzböden oder zu unschuldigem Spiel in Wald und Feld zu sammeln, drängte jung und alt sich in dumpfen Kammern zu langen Gebetsübungen zusammen, wo fanatische Laienprediger Spiel und Tanz und Scherz und Spaß als Teufelswerk verdammten und denen, die die Tanzböden besuchten, mit der Hölle Schwefel drohten. Die Tanzböden standen leer, die früher so gefeierten Spielleute wurden mit einem Male nunmehr als „des Teufels Handlanger“ betrachtet. So hingen sie endlich die Geige an die Wand oder schlugen dieses „Teufelswerkzeug“ entzwei. Als das schwedische Landvolk, das im Grunde kerngesund und vernünftig ist, endlich anfing, aus diesem religiösen Rausch zu erwachen, waren nur noch wenige Vertreter der alten musikalischen Tradition da. Die alten Violinvirtuosen waren meist nicht mehr, und nur wenige hatten Schüler hinterlassen. Die Geige lockte jetzt nicht mehr zum Tanz, die Ziehharmonika trat an ihre Stelle. Was früher eine Kunst gewesen, konnte nun zur Not ein jeder erlernen, wenigstens soweit, um zum Tanz aufspielen zu können. Aber nicht alle Melodien ließen sich auf dem „Handklavier“ ausführen, wie man oft, und nicht mit Unrecht, in Schweden die Ziehharmonika nennt. Was sich spielend leicht von den alten Spielleuten auf der Geige ausführen ließ, zeigte sich unmöglich für das neue Instrument, und so drohten die alten lieben Tanzmelodien gänzlich auszusterben. Und gleichzeitig auch die alten Volkstänze, halb vergessen in den trüben Tagen des Pietismus, waren sie jetzt nicht mehr „fein“ genug für die Landleute, die lieber die Tänze nachahmten, die der seit langem herrschende französische Einfluß in das Gesellschaftsleben der andern Klassen eingeführt hatte. Vielen Freunden der altschwedischen Sitten verursachte dieser Verfall großen Kummer, und hier und da ging man deshalb daran, einen Teil der Melodien aufzuschreiben, die bereits anfingen, in Vergessenheit zu geraten. An die uralten Volkstänze und Spiele, welche die Feste der schwedischen Landleute belebt hatten, dachte aber keiner, bis ein junger Student der Medizin an der Universität Upsala, N. Sundström, Ende der siebziger Jahre anfing, in Wort und Schrift für sie zu agitieren. Seine Agitation bewegte sich in zwei Richtungen: Sammlung und Aufzeichnung schwedischer Volkstänze und Tanzspiele nebst ihrer Musik und ferner die völlige Umgestaltung des schwedischen Gesellschaftslebens, indem er darauf ausging, die gewöhnlichen Tänze durch Volkstänze zu ersetzen.

Seine eifrige Arbeit gerade in letzterer Hinsicht brachte dem jungen Agitator viel Spott ein, und im Anfang bestand der Erfolg dieser reformatorischen Arbeit nur darin, daß sie ihm den Spitznamen „Tanzluther" eintrug. Dies minderte indes seinen Eifer keineswegs, und ganz allmählich gelang es ihm, die Gemüter soweit umzustimmen, daß er einen kleinen Studentenverein gründen konnte, der sich die Sammlung und Erhaltung der schwedischen Volkstänze und Tanzspiele zum Zweck setzte. Der Verein gab sich den Namen „Philochoros", Freund des Tanzes. Dieser Verein, der während vieler Jahre unter der Leitung des bedeutenden Physiologen Professor Dr. Frithiof Holmgren in Upsala stand, hat im Laufe der Zeit eine erhebliche Arbeit geleistet. Beinahe jedes Jahr hat der Verein musikalisch begabte Mitglieder nach verschiedenen Teilen der schwedischen Provinzen gesandt mit dem Auftrag, ländliche Spielleute und andre Personen aufzusuchen, bei denen man Beschreibungen von Volkstänzen und Tanzspielen erhalten oder Volksmelodien aufzeichnen konnte, und auf diese Art glückte es, ein musikalisches Archiv von mehreren tausend Volksmelodien zu sammeln. Auf Rundreisen suchte man ferner sowohl theoretisch durch Vorträge wie praktisch durch öffentliche Tanzvorstellungen die Allgemeinheit für diese Bestrebungen zu interessieren. Durch die Ausgabe von Beschreibungen schwedischer Volkstänze und mehrere Sammlungen der besten und charakteristischsten Tanzmelodien führte man nach und nach die alten Tänze in weitere Kreise ein. Außerdem gründeten eifrige Mitglieder, welche die Stadt der Gelehrsamkeit am Fyris verließen, überall in Schweden Töchtervereine, die eifrig denselben Zweck verfolgen. Sogar in Berlin findet sich ein solcher Verein innerhalb der dortigen skandinavischen Kolonie, von dessen Aufführungen unsre Bilder stammen.

Im Grunde genommen ist „Tanzluthers" Traum heute nahezu erfüllt. In den allerbesten Gesellschaftskreisen in Schweden, sowohl in Stockholm wie in der Provinz, beginnt man mehr und mehr dieses ewige Einerlei von Walzer, Polka, Quadrille und Lancier aufzugeben, das die Bälle so tödlich einförmig macht, um statt dessen zu den alten Volkstänzen zurückzukehren, die, bald geschmeidig graziös, bald kraftstrotzend, bald humoristisch, oft mit ganz verwickelten Touren, weit mehr Abwechslung und Vergnügen bieten. Nicht zum wenigsten dürfte zu der jetzigen Popularität der schwedischen Volkstänze der Umstand beigetragen haben, daß sie immer und überall in den gleichzeitig kleidsamen und praktischen schwedischen Volkstrachten getanzt werden, durch deren Buntheit der Ballsaal Glanz und Farbe erhält und schon dadurch zur Munterkeit stimmt.

Und nun, verehrter Leser, folge mir zur „Lekstuga" beim „Philochoros" in Upsala. Einmal im Monat wird eine solche im größten Nationslokal (nation



Fryksdalspolska

= Korps) der Stadt abgehalten. Beim Glockenschlag sieben finden wir uns ein, wenn möglich in schwedischer Volkstracht. Keine Zeremonien, keine feierlichen Anordnungen, einfach und verständig, wie es jungen Studenten und deren Börsen zukommt. Aber das hindert nicht, daß sowohl Damen wie Herren bei bester Laune sind, denn hier gibt es keine faulen Kavaliere, keine gezierten Damen. Der Tanz ist die Hauptsache, und kaum ist das akademische Viertel vorbei, so beginnt die Musik, gewöhnlich nur Klavier und eine oder zwei Geigen, eine muntere Tanzmelodie, den humoristischen Dalekarlientanz (Dalkarlspolska). Die Kavaliere in blendend weißen Hemdärmeln, roten Westen und gelben oder weißen Kniehosen stellen sich mit übergeschlagenen Armen in tiefen Kolonnen auf, die Damen zur Rechten analog dazu, und der Tanz beginnt. Mit kräftigen Tritten wird der Takt markiert, die Herren, immerzu mit übergeschlagenen Armen, tanzen um die Damen herum, die stolz mit den Armen in den Seiten ihre Touren ausführen. Aber der Stolz legt sich, die Damen fallen auf die Knie nieder, und die Kavaliere markieren die männliche Ueberlegenheit und Stärke, indem sie über die Köpfe ihrer Damen wegspringen, was sich ungemein lustig ausnimmt. Dann folgen natürlich noch viele weitere Touren. Einer der graziösesten und hübschesten schwedischen Volkstänze ist ferner der Wingåkerstanz, so genannt nach einem Kirchspiel in Schweden. Er wird von zwei Damen und einem Herrn getanzt. Beide Damen kokettieren eifrig mit ihrem Kavalier, beide versuchen ihn an sich zu locken, aber er bleibt unentschlossen. Bald tanzt er mit der einen, bald mit der andern, bald kniet er vor der einen, bald vor der andern, der Kampf ist schwer und kommt natürlich nicht zum Austrag. Andre schöne und graziöse Tänze sind Fryksdalspolska und Östgötspolska nebst Gotlandskadrilien, während andre, wie Skråläten (auch ein Polska) und Halling, hauptsächlich auf der Körperkraft und Behendigkeit des Kavaliers beruhen. Einer der allerburleskesten Tänze ist der Ochsentanz, der bis in die jüngste Zeit von den Schülern des Karlstad-Gymnasiums geübt wurde. Es ist wirklich ein Anblick für Götter, diese jungen männlichen Paare in großen Filzhüten und langen schwarzen Mänteln zu sehen, wie sie unter lautem Stampfen die Zunge herausstrecken, lange Nasen machen und einander ohrfeigen. Wie die Sitten in alten Zeiten, so war auch der Tanz ein wenig ungeschliffen, durchaus nicht salonfähig, aber dafür komisch.

Es würde zu weit führen, hier mehrere von den vielen schwedischen Volkstänzen zu schildern. Aber wer Stockholm zur Sommerzeit besucht, sollte nicht versäumen, auf „Skansen", Stockholms großem nordischen Freiluftmuseum, auch diese Volkstänze anzusehen, die in ihrer Anordnung und Ausführung ebenso originell wie hübsch sind. Deutschland, ja ganz Europa haben in letzter Zeit so viel Anregungen von der skandinavischen Halbinsel empfangen, vielleicht werden auch einmal die schwedischen Volkstänze vorbildlich für unsre Geselligkeit. Heute ahmen wir ja bereits mit Feuereifer die amerikanischen Tänze nach. Das schwedische Beispiel könnte uns lehren, in unserm eignen Vaterlande nach alten Tänzen zu suchen, die immer neu bleiben.



Wingaker Tanz



Damen und Herren in schwedischer Volkstracht beim Dalekarlientanz



Prozeß-Schulze auf Reisen

Eine juristische Humoreske

von

Dr. jur. Ernst Grüttefien

Ich hatte verabredet, meine Ferienreise mit meinem Freund Schulze und seiner werten Familie gemeinsam zu unternehmen. Schulze ist eine Seele von Mensch; für seine Freunde gibt er das Letzte hin. Aber er hat leider einen großen Fehler: er muß in jedem Streit, und bei Schulze fehlt es nie an Streit, recht behalten. Es steckt so ein Stück Michael Kohlhaas in ihm. Er könnte wegen fünf Pfennig einen Prozeß anfangen, der monatelang dauert und Hunderte kostet. Sein Anwalt bezieht eine beneidenswerte Pfründe von ihm. Schulze führt daher bei uns längst den Spitznamen Prozeß-Schulze.

Wir hatten also beschlossen, die Reise mit dem Nachtschnellzug anzutreten. Ich war pünktlich zur Stelle, wer aber nicht kam, war natürlich Schulze. Der Zeiger der Uhr rückte der Stunde der Abfahrt schon bedenklich nahe, und unruhig spähte ich nach Freund Schulze aus. Endlich rasselten zwei Droschken vor, in denen ich mit Recht die lang erwartete Familie Schulze vermutete. Schulze sprang heraus, so schnell es seine Leibesverhältnisse erlaubten, und an seinem geröteten Pausbackengesicht, das ein glänzendes Zeugnis von der finanziellen Wohlhabenheit Schulzes ablegt, aber der Nase nur um so geringeren Spielraum zur Entwicklung läßt, merkte ich sofort, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Hastig lohnte er die beiden Vehikelsführer ab, und die Familie Schulze, sechs Köpfe stark, nebst zahlreichen Koffern und Taschen entstieg dem bäuchigen Innern der Fuhrwerke.

Zu Fragen war jetzt keine Zeit. Mit Mühe und Not erreichten wir den Zug, und erst als die ganze Gesellschaft im Schlafwagen untergebracht war, erschien mir der Augenblick gekommen, des Rätsels Lösung herbeizuführen. Schulze kam mir jedoch zuvor, indem er ingrimmig zwischen den Zähnen hervorstieß: „Der verdammte Kerl kann zufrieden sein, daß er mir nicht noch die Schlafwagenbilletts bezahlen muß.“

„Hast du einen Streit gehabt?“ fragte ich sanft.

Schulze sah mich bitterböse von der Seite an und stieß dann in kurzen hastigen Sätzen etwa folgendes hervor: „Die Sache fängt gut an. Habe ich mir doch gestern, um ganz sicher zu sein, bei Lehmann zwei Droschken zu halb acht Uhr bestellt, und binde dem Kerl noch auf die Seele, ja recht pünktlich zu sein, da wir eine Masse Gepäck haben. Es schlägt halb acht Uhr, und wer nicht da ist, ist natürlich Lehmann. Ich warte und warte, endlich um dreiviertel reißt mir der Geduldsfaden. Ich schicke die Minna, zwei andre Droschken zu holen, und kaum sind wir eingestiegen und unser Gepäck aufgeladen, wer meinst du, kommt da?“

„Lehmann natürlich,“ warf ich ein.

„Richtig,“ sagte Schulze, „und der Kerl hatte die Frechheit, von mir zu verlangen, daß ich mein Gepäck wieder ausladen und mit seinen Karren fahren solle. ‚Nee, Männeken,‘ sagte ich, ‚so was gibt's nicht. Aber ich mache Sie für den Schaden verantwortlich, den ich durch Ihre Verspätung erlitten habe.‘ Der Kerl kann noch von Glück sagen, daß wir noch mit dem Zuge mitgekommen sind, sonst hätte er mir unfehlbar die vorausbezahlten Schlafwagenplätze erstatten müssen. Ich bin gespannt, ob er mich wegen des vereinbarten Fuhrlohns verklagen wird. Frech genug ist der Kerl dazu. Aber dann gratuliere ich ihm.“

„Diesmal hast du recht, Schulze,“ antwortete ich; „wenn du dir einen Wagen bestellst, um nach der Bahn zu fahren, so ist das ein Werkvertrag. Im Bürgerlichen Gesetzbuch —“

„Kenne ich,“ warf Schulze verächtlich ein, „kenne ich alles janz genau.“

In der Tat, Schulze kannte das Bürgerliche Gesetzbuch ganz genau. Mit einem Eifer, den man ihm sonst gar nicht zugetraut haben würde, und der zu seinem friedfertigen Berufe (sein Metier ist, die Menschheit zu beschirmen und zu behüten, er ist nämlich Schirm- und Hutfabrikant) gar nicht paßt, hatte er sich in die tiefsten Tiefen dieses unergründlichen Buches versenkt, vermutlich, um bei



Der Neue Markt in Amsterdam. Nach dem Gemälde von H. W. Jansen (Amsterdam)

(Aus der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf)



etwa auftretenden Streitfragen am Stammtisch immer recht zu behalten. Und so wußte Schulze natürlich auch, daß ein Vertrag über Personenbeförderung ein Werkvertrag ist. Ich wagte daher nur ganz schüchtern fortzufahren, daß nach § 636 der Besteller eines solchen Wagens, wenn der Fuhrherr den Wagen nicht rechtzeitig stellt, vom Vertrage zurücktreten kann.

„Zurücktreten?" schnaubte Schulze, „nee, schadenersatzpflichtig kann ich den Kerl machen."

„Richtig," gab ich zu, „aber nur, wenn den Fuhrherrn oder seine Kutscher, für die er natürlich wie für sich selbst haften muß, ein Verschulden an der Verspätung trifft; war er dagegen ohne sein oder seiner Kutscher Verschulden, z. B. durch höhere Gewalt, etwa durch unvermutete Straßensperrung, die zu einem weiten Umweg nötigte, oder aus ähnlichen Gründen verhindert, rechtzeitig zur Stelle zu sein, so kann der Besteller des Wagens lediglich vom Vertrage zurücktreten und sich andre Droschken nehmen, aber keinen Schadenersatz beanspruchen."

Natürlich war Schulze andrer Meinung, und wir waren schon auf dem besten Wege, uns über diese Rechtsfrage in die Haare zu geraten, wenn nicht Frau Schulze schließlich gesagt hätte: „Kinder, nun ist es aber Zeit, schlafen zu gehen."

Schulze schlief denn auch bald den Schlaf des Gerechten, und als wir dann am andern Morgen an unserm Bestimmungsort angekommen waren und in Eile und Hast bei kurzem Aufenthalt den Zug verlassen mußten, rieb sich Schulze noch ganz verschlafen die Augen. Plötzlich sagte er: „Herrgott, Donnerwetter, wo ist denn meine Brieftasche?"

Und alsbald begann auf dem Bahnsteig in allen Koffern eine wilde Suche nach der vermißten Brieftasche. Natürlich war sie nirgends zu finden.

„Aber du mußt doch wissen, wo du sie zuletzt stecken gehabt hast," sagte ich zu Schulze.

„In meinem Rock, wo denn sonst?" schnauzte Schulze mich an.

„Und den Rock hast du natürlich nachts ausgezogen."

„Denkst du, ich werde im Schlafwagen mit dem Rock schlafen," knurrte Schulze.

„Na, nun ist es klar," sagte ich, „vermutlich wird die Brieftasche dir aus der Rocktasche gestohlen sein. Wie viel hast du denn drin gehabt?"

„Einen Braunen," sagte Schulze, „und die Eisenbahn muß mir dafür haften. Das wäre ja noch schöner, wenn man hier auf deutschen Eisenbahnen nicht mal eine Brieftasche bei sich führen dürfte."

Ich forderte Schulze, um seinen Zorn etwas zu besänftigen, zunächst auf, mit in den Wartesaal zu kommen und ein Glas Pilsener zu trinken, und versuchte dann, ihm folgendes auseinander zu setzen: „Für abhanden gekommenes Reisegepäck haftet die Eisenbahn nach § 465 des Handelsgesetzbuches nur, falls es zur Beförderung aufgegeben ist. Für Reisegepäck, das nicht aufgegeben ist, also für das sogenannte Handgepäck, das der Reisende mit in den Wagen nimmt, haftet die Eisenbahn bei Verlust oder Beschädigung nur dann, wenn ihr ein Verschulden zur Last fällt. In diesem Falle mußt du aber der Eisenbahn ihr Verschulden beweisen."

„Werde ich auch," antwortete Schulze grimmig. „Ich wende mich an den Minister Budde."

„Das wird dir nicht viel nutzen," warf ich ein, „aber vielleicht ist es für dich günstig, daß dir die Brieftasche nicht in einem gewöhnlichen Eisenbahncoupé, sondern in einem Schlafwagen abhanden gekommen ist. Die Schlafwagengesellschaft ist nämlich ein selbständiger Unternehmer, und es haben schon einige Gelehrte gemeint, daß die Schlafwagengesellschaft genau so haften müsse wie ein Hotelier. Der Schlafwagen sei ein auf Rädern laufendes Hotel, und die Schlafwagengesellschaft nehme darin Fremde gewerbsmäßig zur Beherbergung auf. Allerdings ist diese Frage vorläufig noch eine juristische Streitfrage."

„Ach was, ihr mit euren Streitfragen," brummte Schulze, „ich verlange Ersatz für meine Brieftasche, nicht mehr und nicht weniger."

„Ja," sagte ich, „aber selbst, wenn man sich auf den für dich günstigsten Standpunkt stellt, daß die Schlafwagengesellschaft genau so haftet, wie ein Gastwirt, so ist es doch noch sehr zweifelhaft, ob du für deine Brieftasche und deine tausend Mark Ersatz erhältst. Allerdings bestimmt § 701, daß ein Gastwirt, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen hat, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Unter diesen Umständen haftet der Gastwirt auch für Geld, Wertpapiere und Kostbarkeiten, wenn auch nur bis zum Betrage von eintausend Mark; das würde ja für dich noch gerade genügen. Nun kommen aber die beiden Haken. Zunächst fragt es sich, ob die Brieftasche, die du da in deiner Rocktasche getragen hast, als „eingebracht" anzusehen ist. Als eingebracht gelten nur solche Sachen, die der Gast dem Gastwirt oder Leuten des Gastwirts, die zur Entgegennahme der Sachen bestellt oder nach den Umständen als dazu bestellt anzunehmen waren, übergeben oder an einen von diesen angegebenen Ort oder in Ermanglung einer Anweisung an den hierzu bestimmten Ort gebracht hat. Wenn du z. B. auf der Bahn dem Portier des Hotels oder dem Kutscher des Hotelwagens deinen Koffer übergibst, so ist der Koffer eingebracht, und wenn er dann auf der Fahrt abhanden kommt, so muß der Gastwirt dafür aufkommen."

„Wozu haben denn aber die Kerle Kleiderhaken im Schlafwagen," warf Schulze ein, „doch damit ich meine Sachen, Rock und Mantel und, wenn ich will, noch mehr daran aufhänge. Indem ich also meinen Rock an den Kleiderhaken im Schlafwagen hing, habe ich ihn an den hierzu bestimmten Ort gebracht, und mein Rock war mindestens von diesem Augenblick an eine eingebrachte Sache."

„Das möchte ich bezweifeln," warf ich ein.

„Bezweifle, was du willst, ich klage doch."

„Das laß lieber sein," sagte ich, „diesmal liegt die Sache nicht so gut wie mit Lehmann; da ist nämlich noch ein zweiter Punkt. Die Ersatzpflicht des Gastwirts und der Schlafwagengesellschaft tritt nämlich nicht ein, wenn der Schaden von dem Gaste, einem Begleiter des Gastes oder einer Person, die er bei sich aufgenommen hat, verursacht wird, oder durch die Beschaffenheit der Sachen oder durch höhere Gewalt entsteht. Wenn du z. B. aus irgendwelchen Gründen eine fremde Person

mit dir ins Hotel nimmst, und diese Person dir deine Brieftasche stiehlt, so würde natürlich der Gastwirt dafür nicht aufzukommen haben."

„Ich verbitte mir deine Anzüglichkeiten," rief Schulze, „ich werde doch als Familienvater keine fremden Personen mit ins Hotel nehmen."

„Ich meine das doch nur beispielsweise. In deinem Fall liegt die Sache so. Der Schaden ist von dir selbst dadurch verursacht worden, daß du die Brieftasche in dem Rock hast stecken lassen, als du ihn an den Haken hingst, und dadurch ist schon von vornherein ziemlich sicher jede Haftpflicht der Schlafwagengesellschaft ausgeschlossen. Was andres wäre es gewesen, wenn du die Brieftasche in eine Handtasche gepackt hättest und dir die Handtasche aus dem Gepäcknetz gestohlen worden wäre. So wie die Dinge jetzt liegen, bleibt dir nur ein schwacher Hoffnungsschimmer, von der Schlafwagengesellschaft Ersatz zu bekommen, wenn du beweisen könntest, daß dir die Brieftasche von dem Personal des Schlafwagens gestohlen wäre."

„Ich beweise alles," sagte Schulze. Und da er inzwischen sein Pilsener geleert hatte und Frau Schulze zum Aufbruch mahnte, wurden die erforderlichen Droschken bestiegen, um die ganze Gesellschaft ins Hotel zu bringen.

„Es scheint hier am Ort schon sehr voll zu sein," meinte ich, „wer weiß, ob wir noch einen Platz im Hotel kriegen?"

„Ach was," erwiderte Schulze, „ich bin doch nicht wie du; als Familienvater habe ich mich schon vorgesehen und habe telegraphisch im Hotel zum goldenen Löwen drei Zimmer bestellt. Eins für dich gleich mit. Es ist dir doch hoffentlich recht?" und er lachte im Vollgefühl seiner Ueberlegenheit.

„Wenn wir sie nur bekommen, bestellen ist das wenigste," warf ich ein, und da waren wir auch schon vor dem „Goldenen Löwen" angelangt, und diensteifrig holten Hausknecht und Kellner die vielen Sachen der Familie Schulze aus den Droschken heraus und stapelten sie im Hausflur auf. Siegesgewiß betrat Herr Schulze das Hotel und verlangte seine reservierten Zimmer.

„Reservierte Zimmer haben wir nicht," bemerkte ein Piccolo grinsend. Aber ein Blick Schulzes genügte, ihm den Mund zu stopfen.

„Oberkellner," rief Schulze, „wo sind meine Zimmer, die ich telegraphisch bestellt habe, Schulze aus Berlin?"

„Aha, Herr Schulze," sagte der Kellner, und ein satanisches Lächeln überflog seine Züge; „richtig, Sie haben uns telegraphiert, aber wir bedauern sehr, Ihnen keine Zimmer reservieren zu können. Wir reservieren auf telegraphische Bestellung überhaupt keine Zimmer, besonders wenn unter der Depesche nur Schulze steht. Schulzes gibt es in Berlin genug, und wenn Sie nachher nicht gekommen wären, hätten wir ja gar nicht wissen können, an welchem von den vielen Schulzes in Berlin wir uns für die Zimmerkosten schadlos zu halten hätten. Inzwischen sind nun alle Zimmer besetzt, und wir bedauern aufrichtig, Ihnen, sehr geehrter Herr Schulze, diesmal nicht dienen zu können." Wieder flog das satanische Lächeln über das Gesicht des Obers.

Nun war es aber mit Schulzes Geduld zu Ende. „Das wäre noch schöner, wenn man sich noch in Depeschenunkosten stürzt und trotzdem kein Zimmer kriegen sollte. Nein, mein Herr, das weiß ich besser. Sie scheinen Schulzen noch nicht zu kennen, aber ich garantiere Ihnen, Sie werden ihn kennen lernen. Ich fahre jetzt in das erste Hotel im Ort, nehme mir dort Zimmer, ganz egal, was sie kosten; für den Mehrbetrag mache ich Sie regreßpflichtig, und die Droschkenfahrt von hier ab müssen Sie mir auch bezahlen. Das wäre ja eine nette Wirtschaft. Nein, so was gibt's nicht. Ich sage Ihnen, Sie werden noch an Schulze denken. Kinder los." Damit schob Schulze stolz wie ein Spanier zur Tür hinaus und wir alle hinter ihm her. Familie Schulze nebst Koffer und Kisten wurde wieder in die Droschken verstaut, und die Fahrt ging unter dem schadenfrohen Grinsen des Personals vom goldenen Löwen weiter.

Da die Gasthöfe meist überfüllt waren, mußten wir erst eine lange Rundfahrt antreten, bis wir endlich in einem andern Hotel ein Obdach fanden. Vorläufig schwieg ich wohlweislich still, denn mit Schulze war nicht gut Kirschen essen. Aber als schließlich alles glücklich untergebracht war, und wir im Restaurationszimmer bei einem neuen Glas Bier und einer feinen Zigarre saßen, hielt ich doch den Augenblick für gekommen, Schulze vorsichtig auf das Verfehlte seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen. Da kam ich aber gut an.

„Das wollen wir doch erst einmal sehen," sagte Schulze, „ob die Bande mein Telegramm einfach in den Papierkorb werfen kann; wozu braucht man sich denn überhaupt telegraphisch Zimmer zu bestellen?"

„Ja," sagte ich trocken, „manchmal nutzt es, und manchmal nutzt es nicht. Die telegraphische Bestellung von Zimmern ist zweifellos als eine Offerte anzusehen. Durch eine Offerte bindet sich aber nur derjenige, der sie macht, nicht aber auch derjenige, der sie empfängt. Der Empfänger ist nur dann an den Vertrag gebunden, wenn er die Offerte angenommen hat. Natürlich muß er in der Regel die Annahme der Offerte dem Offerenten anzeigen. Es gibt nun aber einen Paragraphen im Bürgerlichen Gesetzbuch, wonach ein Vertrag durch die Annahme einer Offerte zustande kommt, auch ohne daß die Annahme dem Antragenden gegenüber erklärt zu werden braucht, nämlich dann, wenn eine derartige Erklärung nach der Verkehrssitte nicht zu erwarten ist. Nach der Verkehrssitte gilt dies bei der Bestellung von Hotelzimmern, namentlich bei der telegraphischen Bestellung. Als der Wirt dein Telegramm erhielt, konnte er sich also entscheiden, ob er deine Offerte annehmen wollte oder nicht. In keinem Fall brauchte er dir aber davon eine Mitteilung zu machen. Wolltest du ganz sicher sein, so hättest du ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort schicken sollen. So, wie die Sache jetzt lag, konnte der Wirt, auch ohne dir Bescheid zu geben, deine Offerte annehmen, z. B. dadurch, daß er dir die gewünschten Zimmer einfach reservierte, oder aber auch ablehnen."

Schulze schwieg auf meine etwas langatmige Rechtsbelehrung sonderbarerweise zunächst ganz still, aber ich merkte bald, daß er in seinem Hirn irgendeinen verteufelten Plan ausheckte. Es dauerte denn auch nicht lange, da stand er auf, nahm



Studie zur „Wissenschaft" am Schweinfurter Rückert-Denkmal
Von Wilh. von Rümann (München)

Stock und Hut und sagte, er werde einen kleinen Spaziergang machen. Als er schließlich zurückkam, blitzte sein Auge, und er sagte nur trocken: „So, jetzt habe ich ihn."

Natürlich war dadurch meine Neugierde aufs höchste gespannt, und es dauerte auch nicht lange, so wußte ich alles. Schulze hatte mit Hilfe eines Zweimarkstückes einen Piccolo des bewußten Hotels bestochen und von ihm erfahren, daß der Wirt auf Schulzes Depesche zunächst drei Zimmer reserviert, dann aber, als später andre Gäste kamen, diesen Schulzes Zimmer überlassen hatte.

Allerdings, nun hatte sich Schulzes Situation erheblich verbessert. Dadurch, daß der Wirt nachweisbar die von Schulze bestellten Zimmer reservierte, hatte er die Offerte Schulzes angenommen, auch ohne daß Schulze davon Kenntnis hatte. Damit war der Vertrag zwischen Schulze und dem Gastwirt zustande gekommen. Der Gastwirt hatte dann diesen Vertrag gebrochen, indem er die für Schulze reservierten Zimmer andern Gästen überließ, und Schulze war berechtigt, den Gastwirt wegen Nichterfüllung des Vertrages auf vollen Schadenersatz zu verklagen.

„Na, siehst du, alter Knabe," sagte Schulze, und seine gute Laune war für diesen Tag wieder hergestellt.



Blick auf das Wohnhaus Okuras

Zu Besuch bei einem japanischen Millionär

Von

Franz Woas

(Hierzu 4 Bilder nach phot. Aufnahmen des Verfassers)

Es muß schon ein recht vielfacher Millionär sein, dieser Okura*), der hier in Tokio wohnt; denn er bewohnt einen Palast, der allein eine Million wert ist, und ist ferner im Besitz einer Sammlung von Altertümern, wie sie sonst in der Welt überhaupt nicht vorkommt, und hat diese Sammlung obenein noch in einem besonderen Gebäude untergebracht, das ihn sicherlich auch eine Million gekostet hat; er hat aber auch eine volle Million dem Staate geschenkt, daß eine Handelsschule errichtet und unterhalten wird — kurz, die Millionen reißen gar nicht ab! Um so interessanter war es mir, diesen Mann kennen zu lernen, der all diesen Reichtum nicht etwa ererbt, sondern durch die Arbeit eines Kaufmanns und Unternehmers erworben hat.

Die Equipage der deutschen Gesandtschaft führte mich hin, der Dolmetscher der Gesandtschaft begleitete mich; der Gesandte hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, mich Herrn Okura zu empfehlen und mich bei ihm einzuführen. Als der Wagen durch das breite Hoftor einfuhr, erinnerte ich mich, dieses Tor schon gesehen zu haben; es war mir im Vorbeigehen aufgefallen, da es an unsern „Jugendstil“ erinnert: ein Tor, mehr aus rohen Steinblöcken als aus Werksteinen hergerichtet, ganz als ob es die Natur selbst und nicht eines Werkmeisters Hand gefügt hätte. Dahinter aber öffnete sich erst ein Vorhof, der rechts und links mit Gebäuden echt japanischen Charakters besetzt war, während gerade vor uns erst die eigentliche Pforte lag; denn freilich gehörte all dies umfangreiche Gelände Herrn Okura, aber als echter und rechter Geschäftsmann hatte er den vorderen Teil mit gut bezahlten Mietshäusern besetzt, während er den inneren Teil für sich und seine Wohnanlagen benutzt hatte. Es blieb ihm so immer noch ein mittelgroßes Stadtviertel, groß genug, um das umfangreiche Wohngebäude und das Museum aufzunehmen und dann immer noch Platz für einen großen Garten, sowie auch einen bequemen Hof zu lassen, wo ein Dutzend Equipagen bequem wenden und an die hundert Diener sich tummeln können.

Wohnhaus, Museum und Garten lagen bei der Einfahrt in diesen Hof übersichtlich vor mir, und alles war so großartig, so überwältigend schön, dabei aber auch so eigenartig, daß meine Bewunderung keine Grenzen fand. Von dem tiefliegenden

*) Der Ton liegt auf der ersten Silbe, wie dies bei den meisten dreisilbigen japanischen Worten der Fall ist; es heißt also Osaka, Nāgoya u. s. w., während wir den Ton fälschlicherweise auf die vorletzte Silbe zu legen pflegen.

Hofe aus war alles allmählich in die Höhe gebaut, alles ragte himmelhoch in die Lüfte; selbst der Garten, der zur Linken lag, stieg wie ein Berg in die Höhe, bis er schließlich in einer großen vergoldeten Buddhastatue gipfelte; bei Wohnhaus und Museum aber türmte sich Stockwerk auf Stockwerk, und das Museum endete schließlich auch in einem richtigen Turme. Museen sind von außen meist recht nüchtern anzuschauen, es sind große Kasten mit einer Unmenge von Schubladen. Dieses Museum aber war überaus reizvoll anzusehen; es reizte in der Tat dazu, es sich inwendig anzusehen, es versprach unendlich viel.



Herr Okura im Kreise seiner Hausgenossen

Unser erster Gang galt auch dem Museum. Der Besitzer, dem wir unsre Karten hatten übergeben lassen, ließ sich zunächst nicht sehen, sondern ließ uns zuerst durch Diener in das Museum führen. Der Weg dazu war wunderlich genug; er führte von der Haupthalle des Wohngebäudes treppauf und -ab, durch viele enge und niedrige, dabei aber wunderbar schön und kostbar ausgestattete Flure, Gänge und Hallen zu einem mäßig großen Innenhofe, und von da aus betraten wir das Museum endlich selbst.

Der japanische Stil bringt es mit sich, daß alle Innenräume meistens klein, jedenfalls aber immer niedrig und ziemlich dunkel sind. Das ist nun für ein Museum nichts weniger als praktisch, und so kam es für den Baumeister hier darauf an, zu vermitteln, denn japanisch sollte und mußte der Bau sein, da zunächst japanische, wenn auch außerdem chinesische und indische Altertümer darin untergebracht werden sollten. Die Absicht ist gelungen; man glaubt trotz der großen Abmessungen und der Helligkeit der Räume sich in einem echt japanischen Bau zu



Die Besitzung Okuras in Tokio; links das Museum, rechts das Wohnhaus



Vorzimmer im Museum altjapanischer Kunst

bewegen, wenn man hier von Raum zu Raum, von Schrank zu Schrank geht. Ich will nun aber nicht aufzählen, was da alles in langen Jahren voll Sammlerfleißes zusammengetragen worden ist, sondern nur feststellen, daß hier das Seltenste und Beste in altjapanischen, chinesischen und indischen Altertümern vereinigt ist, und daß es kein Museum der Welt gibt, das der Sammlung in dieser Beziehung gleichgestellt werden könnte.

Auf den Socken behutsam hin und her schlürfend, führten uns die Diener von einer Kostbarkeit zur andern, bis endlich nach einer vollen Stunde der Reichtum erschöpft war. Nun hieß es noch den Namen in das ausgelegte Fremdenbuch eintragen, und dann ging es wieder denselben verzwickten Weg zurück, hierauf aber in eine lange Halle hinein, aus der uns eine behagliche Wärme entgegenquoll. Ich hatte schon an den überall sorgsam aufgestellten Heizkörpern bemerkt, daß das ganze Wohnhaus mit Dampfheizung versehen war: hier in dieser Halle war die Heizung in Tätigkeit, aber auch die Sonne schaute durch die Glasbedeckung in die Halle hinein und machte den Aufenthalt darin um so angenehmer. Ueberall standen wohlgepflegte Blumen; Sessel, Korbstühle, belegt mit schwellenden Kissen, luden zum Sitzen ein; sogleich erschienen auch Dienerinnen in bunten seidenen Gewändern, um Tee und Kuchen zu präsentieren.

Vom Hausherrn war nun bis dahin immer noch nichts zu sehen gewesen; endlich kam ein kleiner, schmächtiger Herr bescheiden die kurze Treppe herab, die in die Halle führt; mein Tolmetscher stellte mich vor: richtig, es war Herr Okura. Ein Mann, der Millionen verdient, und sei es auch von Armee und Marine — wie es bei Herrn Okura der Fall war —, und der zudem noch ein so bedeutendes Museum angelegt hat, kann kein gewöhnlicher Mensch sein; Herr Okura, so anspruchslos auch seine Erscheinung, ist sogar ein ganz ungewöhnlicher Mensch; er hat es aus nichts heraus zu seinem Vermögen und zu seiner Stellung gebracht. Seine ganze Art, sich zu geben, war liebenswürdig über alle Maßen; er zeigte sich aber auch ungemein unterrichtet über Kunst und Geschichte, selbstverständlich auch über Handel und Wandel; er war zweimal in Europa gewesen, allerdings vor langen, langen Jahren, wußte sich aber vieler Einzelheiten zu erinnern. Von Berlin sprach er mit Anerkennung, vom Rhein aber, von seinen Weinen und seinem — Lachs mit Begeisterung.

Er zeigte mir, da er mein Interesse an seinem Palaste wohl zu würdigen wußte, diesen nunmehr selbst bis in die letzten Zimmer hinein, sein eignes Schlafgemach nicht ausgeschlossen. Hier waren alle Zimmer, mit Ausnahme eben dieses Schlafzimmers und der Halle, in der wir saßen, in der üblichen einfachen japanischen Weise eingerichtet und ausgestattet, aber alles, was sich darin befand, war vom Kostbarsten, was überhaupt nur zu haben ist. Die Zimmer waren hier niedrig und dunkel, aber der Glanz des Goldes, von dem sie erstrahlten, und die bunten Farben, von denen Wände, Decken und Vorhänge leuchteten, erhellten sie. Auch hier waren viele Altertümer untergebracht, auch solche, die aus einem alten Palaste der Schogune — der alten Beherrscher Japans — stammten. Dieser Palast stand früher im Shibaparke zu Tokio, wurde dann in der Revolutionszeit niedergelegt, den kostbaren Inhalt aber hatte Herr Okura im ganzen erworben.

Es war bei all dem Schauen und Bewundern Mittag geworden. Herr Okura lud mich zu einem japanischen Mahle ein, was ich dankbar annahm. In der erwähnten Halle, jedoch um einige Stufen erhöht, stand ein langer europäischer Tisch, und hier nahmen wir Platz. Herr Okura klatschte leicht in die Hände, und sogleich erschienen Dienerinnen, die

vor einen jeden von uns ein viereckiges Brett setzten, auf dem der Speisefolge erster Teil gleich mit einemmale stand, nämlich Reis in Porzellannäpfchen, Suppe in Lackschälchen, gegen Abkühlen sorgsam durch zierliche Deckelchen gewahrt, Gemüse in einem feinen Porzellanwännchen; hölzerne Eßstäbchen lagen dabei. Späterhin brachten die Dienerinnen aber auch Fisch mit der Hälfte einer Orange, sowie Lendenbraten. Alles war selbstverständlich in tadelloser Weise zubereitet und hergerichtet, und es schmeckte auch durchaus nicht etwa absonderlich. Schließlich kam noch Obst auf den Tisch, und auch Tee wurde präsentiert.

Die Sonne lachte während des langen und unterhaltsamen Mahles liebevoll zu uns durch die Scheiben des Glasdaches herein; ich war ihr um so dankbarer für ihre Gegenwart, als ich im stillen vorhatte, sie mir in Dienst zu stellen. Sie sollte mir helfen, die Bilder dieses Tages nicht nur im Gedächtnis, sondern auch auf dem Papier festzuhalten. Meine eigens dazu mitgebrachten Apparate lauerten schon darauf in einem stillen Winkel. Die Erlaubnis und Zustimmung des Hausherrn wurde mir zuteil, und so wandelte sich darauf die japanische Halle in ein europäisches Photographenkabinett.

Auch das Erscheinen der Dame des Hauses, die bisher nicht sichtbar geworden war, wurde erbeten und bewilligt. Sie sitzt rechts auf dem Bilde. Alle Dienerinnen hüpften herbei, von der goldbebrillten Haushofmeisterin bis hinunter zur staubwischenden sechzehnjährigen Lehrlingin, und gruppierten sich malerisch unter Blumen und Palmen: knips, knaps — es war geschehen, und wenn die Erinnerung an all die seltsame japanische Herrlichkeit mich doch einmal im Stiche lassen sollte — ich habe sie schwarz auf weiß, kann sie getrost nach Hause — ja „über Land und Meer“ tragen.

Peter III. und Iwan VI. Antonowitsch

(Zu dem Bilde auf Seite 81)

Am 24. August 1740 gebar die russische Großfürstin Anna Leopoldowna ihrem Gemahl, dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern, einen Sohn, der gleich nach seiner Geburt von der regierenden Kaiserin Anna Iwanowna, der Tante der Großfürstin, als Sohn angenommen wurde. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger, und am 28. Oktober 1740 wurde dem kleinen Prinzen als Kaiser Iwan VI. Antonowitsch gehuldigt. Doch schon am 6. Dezember 1741 bemächtigte sich Peters I. Tochter Elisabeth durch eine Palastrevolution des Thrones, und der junge Iwan wurde nun anfangs zu Iwangorod bei Narwa, seit 1756 aber auf der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten. Zu Anfang des Jahres 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, und ihrer Anordnung gemäß bestieg nunmehr ihr Neffe Peter Feodorowitsch unter dem Namen Peter III. den Thron. Den neuen Zaren wandelte die Lust an, seinen Verwandten im Kerker zu sehen, und so kam sein Besuch des Gefangenen von Schlüsselburg zustande, den unser nebenstehendes Bild darstellt. Der mächtige Zar aller Reußen steht dem Fürstensohn, der statt des Thrones einen Kerker gefunden hatte, gegenüber, beide aber sind, ohne daß sie es ahnen, bereits vom Tode gezeichnet. Peter wurde am 17. Juli 1762 ermordet, und der unglückliche Iwan fand bald nachher gleichfalls einen gewaltsamen Tod. Als ein Leutnant Wassily Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, am 5. Dezember 1764 den Versuch machte, Iwan aus seiner Zelle zu befreien, um ihn zum Zaren ausrufen zu lassen, wurde der Gefangene von den für einen solchen Fall instruierten Wächtern getötet.

Literatur

Von dem großen künstlerischen Unternehmen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben“, liegt jetzt der dritte Band vor. Er ist dem größten Meister der venezianischen Kunst, Tizian, gewidmet und enthält 230 technisch trefflich gelungene Abbildungen nach den Werken des Meisters, die bisher noch nirgends in solcher Vollständigkeit gesammelt waren. Wenn sich so das Werk dieses ein Jahrhundert umfassenden Künstlerlebens als eine große Einheit übersichtlich vor unsern Augen darstellt, so erfaßt uns staunende Bewunderung über den unerschöpflichen inneren Reichtum, über die auch im höchsten Alter nicht zum Stillstand gekommene Entwicklungsfähigkeit und -freude dieses Mannes, dessen Jugend vom herben, frischen Morgenglanz des Quattrocento bestrahlt ist, während wir im Abendrot seines Lebens schon die schwere, schwüle Pracht des Barock heraufsteigen sehen. Eine Einleitung aus der Feder Oskar Fischels gibt uns in knappem Rahmen ein klares, mit ebensoviel innerer Anteilnahme wie gründlichem Wissen ausgeführtes Bild von Tizians individueller Größe und historischer Bedeutung. Zu den mit derselben Genauigkeit wie in den beiden ersten Bänden gegebenen Bezeichnungen der Bilder nach Entstehungszeit, Aufbewahrungsort und Größe treten am Schluß des Bandes noch streng sachlich gehaltene „Erläuterungen“, die viele wichtige Nachweisungen und Aufschlüsse über einzelne Bilder enthalten. Der Preis des Werkes ist wieder als ein für die Fülle des Gebotenen sehr mäßiger zu bezeichnen; er beträgt für den stattlichen, schön gebundenen Band nur 6 Mark.

— Alpinisten, Bergsteiger und Naturfreunde seien aufmerksam gemacht auf die jetzt in ihrem IV. Jahrgang stehende, bei Gustav Lammers in München zum Vierteljahrspreise von 3 Mark erscheinende „Deutsche Alpenzeitung“, die es mit Geschick verstanden hat, sich an die Spitze aller ähnlichen Unternehmungen zu stellen, und der nicht mit Unrecht das Lob einer alpinen Musterpublikation gespendet wird. Welch große Fülle belehrender und unterhaltender, dazu auch reich und gut illustrierter Artikel aus der Bergwelt sich in dieser Zeitschrift vereinigt, das zeigt so recht das Durchblättern eines Halbjahrbandes. Die ganze Aufmachung der „Deutschen Alpenzeitung“ stellt der Rührigkeit der Redaktion und des Verlages ein glänzendes Zeugnis aus. Es steht zu erwarten, daß der Freundeskreis dieser Zeitschrift sich dauernd erweitern wird.



Zur Jahrhundertfeier Eduard Mörikes

Am 8. September 1804 hat Eduard Mörike, Schwabens größter Lyriker und überhaupt einer unsrer größten Lyriker nach Goethe, in Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt. Noch vor 30 Jahren war der Kreis der Kenner und Verehrer Mörikes recht klein, seitdem aber hat er sich immer mehr erweitert, und man darf sagen, eine sehr große Gemeinde hat jetzt den 100. Geburtstag des nun in voller Geltung stehenden schwäbischen Dichters gefeiert. Mörikes Leben ist äußerlich gar still verlaufen: nachdem er — um kurz die Hauptdaten hervorzuheben — die gewöhnliche Bildungslaufbahn eines schwäbischen Theologen durchgemacht, wurde er Vikar und Pfarrverweser an verschiedenen Orten und endlich 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg. 1832 erschien sein Roman „Maler Nolten“, 1838 die erste Sammlung seiner „Gedichte“, denen er 1846 seine „Idylle vom Bodensee“ mit ihrer Fülle köstlichsten Humors, 1855 das herrliche Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“ mit der darin enthaltenen „Historie von der schönen Lau“ und 1856 die reizvolle Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, das Kabinettstück eines Rokoko-Genrebildes, folgen ließ. 1843 zwang ihn Kränklichkeit, sein Pfarramt niederzulegen, 1845 zog er sich nach Mergentheim zurück, siedelte aber nach seiner Verheiratung 1851 nach Stuttgart über, wo er als Lehrer am Katharinenstift tätig war, bis ihn 1866 ein Halsleiden auch zur Einstellung der Lehrtätigkeit nötigte. Eduard Mörike starb am 4. Juni 1875 und wurde am 6. Juni auf dem Pragfriedhofe zur letzten Ruhe gebettet.



Eduard Mörike

Zur Verlobung des deutschen Kronprinzen

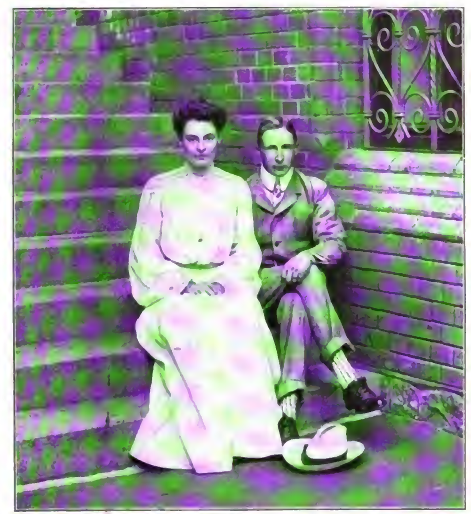
Der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin trafen am 1. September nachmittags 4 Uhr auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin ein. Zum Empfange waren erschienen der Kaiser, die Prinzessin Friedrich Leopold, der Kronprinz und alle anwesenden Prinzen des Königlichen Hauses, das Hauptquartier, die Generalität, der Ehrendienst und der mecklenburgische Gesandte v. Oertzen. Die Begrüßung war sehr herzlich. Die Fürstlichkeiten begaben sich alsdann mit einer Eskorte von Gardekürassieren nach dem Schlosse. Dort empfing die Kaiserin die hohen Gäste. Am folgenden Tage war die Parade des Gardekorps auf dem Tempelhofer Felde, die bei prächtigem Wetter aufs glänzendste verlief. An der imposanten Heerschau nahmen außer dem großherzoglichen Paar von Mecklenburg-Schwerin von fremden Fürstlichkeiten noch die Großherzöge von Oldenburg, Hessen, Sachsen-Weimar, der Kronprinz von Sachsen, der Erbgroßherzog von Baden und der Fürst von Hohenzollern teil. Der Kaiser ernannte den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zum Chef des Infanterieregiments Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. brandenburgisches) Nr. 24 und die Großherzogin zum Chef des Leibgrenadierregiments König Friedrich Wilhelm III. Nr. 8 und gedachte dieser Ehrung auch in der Ansprache, die er bei der Paradetafel im Weißen Saal des Königlichen Schlosses hielt. — Die Gerüchte, die anläßlich dieses Besuches des großherzoglichen Paares von Mecklenburg-Schwerin in Berlin über eine bevorstehende Verlobung des deutschen Kronprinzen verbreitet waren, haben rasch ihre Bestätigung gefunden. Am 3. September wurde gemeldet, daß der Kronprinz Wilhelm, zugleich mit dem Prinzen und der Prinzessin Christian von Dänemark, in dem Jagdschloß Gelbensande (bei dem gleichnamigen Dörfchen an der Bahnlinie Stralsund-Rostock) eingetroffen sei, und schon am Abend des 4. September verkündete Kaiser Wilhelm II. in Altona bei der Festtafel für die Provinz Schleswig-Holstein, daß „in diesem Augenblick“ sich der Kronprinz mit der Herzogin Cecilie zu Mecklenburg verlobt habe. Die hohe Braut ist die jüngere Schwester des regierenden Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin; sie ist am 20. September 1886 in Schwerin geboren, feiert also demnächst ihren achtzehnten Geburtstag. Ihr Vater, Großherzog Friedrich Franz III., ist am 10. April 1897 gestorben; die Mutter der Braut, die Großherzogin-Witwe Anastasia, ist eine geborene Großfürstin von Rußland, eine Tochter des noch lebenden Großfürsten Michael aus seiner Ehe mit der 1891 verstorbenen Prinzessin Cecilie von Baden. Die Urgroßmutter der Braut, Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, war bekanntlich die Schwester Kaiser Wilhelms I.

Eduard Hanslick †

Zu Baden bei Wien verschied am 6. August nach längerem Leiden der berühmte Musikkritiker Hofrat Professor Dr. Eduard Hanslick in dem hohen Alter von beinahe 79 Jahren. Am 11. September 1825 in Prag geboren, genoß er während seines juristischen Studiums an der dortigen Hochschule auch vier Jahre hindurch Unterricht in Klavierspiel und Theorie bei Tomaschek. Er trat dann in den Staatsdienst ein, habilitierte sich aber, nachdem er durch seine 1854 erschienene Schrift: „Vom Musikalisch-Schönen“ allgemein bekannt geworden war, 1856 als Dozent für Aesthetik und Geschichte der Musik an der Wiener Universität, wo er 1861 zum außerordentlichen und 1870 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; 1886 erhielt er den Titel Hofrat. 1896 trat er als akademischer Lehrer in den Ruhestand. Den größten Einfluß übte Hanslick durch seine geistreichen, formvollendeten Kritiken, zuerst in der „Wiener Zeitung“, seit 1855 in der „Presse“ und seit 1864 in der „Neuen Freien Presse“, die er neben selbständigen Schriften und einer zweibändigen Selbstbiographie auch als Bücher erscheinen ließ. Er bekämpfte Richard Wagner und die Neudeutschen in einseitiger und gehässiger Weise, während er namentlich für Brahms mit Wärme eintrat. Einer der glänzendsten Vertreter deutschen Rezensententums ist in ihm dahingegangen.



Eduard Hanslick †



Phot. R. Breithaupt, Ribnitz

Der deutsche Kronprinz mit seiner Braut Herzogin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Zur Verlobung im deutschen Kaiserhause: Schulkinder gratulieren dem Brautpaare in Gelbensande

P. M. Waldeck-Rousseau †

Mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau, der am 10. August in Paris den Folgen einer Leberoperation erlag, ist einer der hervorragendsten französischen Staatsmänner der Gegenwart dahingegangen. Pierre Marie René Ernest Waldeck-Rousseau entstammte der Bretagne, wo er am 2. Dezember 1846 als Sproß einer alten Republikanerfamilie zu Nantes geboren wurde. 1873 ließ er sich in Rennes als Advokat nieder und wurde 1879 in die Abgeordnetenkammer gewählt. Vom 14. November 1881 bis 26. Januar 1882 war er im Kabinett Gambetta Minister des Innern, vom 21. Februar 1883 bis 31. März 1885 im Kabinett Jules Ferry; im Juni 1899 trat er an die Spitze eines Ministeriums, das zunächst die Dreyfusaffäre zum vorläufigen Abschluß brachte und dann die Maßnahmen gegen die Kongregationen einleitete, die zu dem gegenwärtigen Kulturkampfe in Frankreich geführt haben. Nach seinem ganz unvermuteten Rücktritt am 28. Mai 1902 zog er sich auf seinen Landsitz bei Corbeil zurück. Die Beisetzung fand am 13. August nach einer Trauerfeier in der Kirche St. Clotilde auf dem Friedhofe von Montmartre statt.



Pierre Waldeck-Rousseau



Der XIV. Internationale Amerikanistenkongress in Stuttgart

Ein spanisches Sprichwort sagt: „Jeder Mensch ist eine Welt.“ Wenn nun viele Welten zusammenkommen und wenn es gerade die Besten sind, die sich zu wissenschaftlicher Arbeit und ernster Forschung zusammentun, sollte da nicht ein glänzendes Gelingen sicher sein? Der XIV. Internationale Amerikanistenkongreß hat es bewiesen, daß das Zusammenwirken aller Nationen von größtem Nutzen sein kann. Zuerst drängt sich zwar der Gedanke auf, daß ein so gewaltiges Zusammenwirken geistiger Kräfte etwas wie einen Zyklopenbau oder einen Turmbau von Babel geben müßte. Aber durch Sprachverwirrung gab es keine Ungelegenheit. Es waren statt fünfundzwanzig glücklicherweise nur fünf Sprachen für die Vorträge erlaubt, und zwar deutsch, französisch, englisch, italienisch und schließlich spanisch. Die Organisation des XIV., in Stuttgart tagenden Kongresses war Graf Carl v. Linden, Professor Karl von den Steinen, Professor Eduard Seler und Oberstudienrat Professor Kurt Lampert anvertraut. Graf Linden hat als Präsident des Vereins für Handelsgeographie in Stuttgart und als Gründer eines prächtigen ethnographischen Museums für Länder- und Völkerkunde einen berühmten Namen mit internationalem Klang erworben. Es sind Elitekräfte, die sich dieser Arbeit widmeten. Der geistvolle Gelehrte Karl von den Steinen erwarb sich durch seine Forschungen im Stromgebiet des Amazonas, insbesondere des Xingu, einen hochgeachteten Namen, und Professor Eduard Seler hat in unermüdlicher Weise die archäologische Feinarbeit, verbunden mit mühevollen Ausgrabungen im früheren Aztekenreich vollbracht. Es stand ihm dabei als Mäcen der Herzog von Loubat zur Seite, der Geist und Geld für die edelsten Zwecke verwendete. Zu den interessantesten Erscheinungen des Kongresses zählte auch Prinzessin Therese von Bayern. Sie ist Doctor phil. honoris causa und wurde nun zur Ehrenpräsidentin des Kongresses ernannt. Als hervorragende Amerikanisten müssen des weiteren Prinz Roland Bonaparte und Graf Eugen Zichy genannt werden. Der Kongreß wurde am Vormittag des 18. August von dem Protektor, Seiner Majestät dem König von Württemberg, in dem Saal des Königsbaues eröffnet, und die liebenswürdige Ansprache des hohen Herrn bildete gleichsam das harmonische Präludium zu dem herrlichen Fest, das am Nachmittagg desselben Tages in dem stilvollen maurischen Saal der Wilhelma stattfand. Die Amerikanisten werden kaum jemals wieder eine so glänzende und doch intim wirkende Folie für ihr Fest finden wie hier. Daran reihte sich noch eine Serie von reizenden Festen. Ein großer Empfang in dem prächtigen Heim des Grafen Linden, wo die liebenswürdige distinguierte Hausfrau Gräfin Marie von Linden in zuvorkommendster Weise die Gäste empfing und bewirtete. Ein Konzertabend mit glänzender Illumination wurde im Stadtgarten von der Stadtgemeinde Stuttgart gegeben. Ein gemeinsamer Tagesausflug führte die Teilnehmer nach Schloß Lichtenstein. Im Anschluß an den Kongreß fand sodann noch eine Fahrt nach Friedrichshafen statt, wo die Majestäten in liebenswürdigster Weise im Garten des Schlosses die Mitglieder des Kongresses empfingen.



Phot. Leon Bou[illegible], Paris

1. Ministerpräsident Combes — 2. Senatspräsident Fallières — 3. Unterrichtsminister Chaumié — 4. Kriegsminister André — 5. Maruéjouls — 6. Delcassé

Vom Begräbnis Waldeck-Rousseaus: Die Gruppe der Minister im Leichenzuge



Duc de Loubat — Prinzessin Therese von Bayern — Prof. Karl von den Steinen — Prof. Ed. Seler

Phot. Hans Hildenbrand, Stuttgart

Vom XIV. Internationalen Amerikanistenkongreß in Stuttgart: Gruppe der Teilnehmer bei einer Soiree beim Grafen Linden

Vom Aufstand in Deutsch-Südwestafrika

Am 11. und 12. August hat endlich General v. Trotha den sorgfältig vorbereiteten Schlag gegen die am Waterberg umstellten Herero geführt, zu dem alle Vorbereitungen mit großer Umsicht getroffen worden waren. Dieser Erfolg ist in Deutschland mit großer Befriedigung begrüßt worden; schmerzlich zwar sind die Verluste, welche die verschiedenen Gefechte an den beiden Tagen gebracht haben, doch müssen sie im Vergleich zu dem, was dadurch erreicht wurde, als mäßig bezeichnet werden. Bemerkenswert ist, daß der Verlust an Offizieren gegenüber dem an Mannschaften einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz darstellt. — Der am 11 August im Gefecht am Waterberg mit so vielen andern tapferen Kameraden als Held gefallene Leutnant Wolf Werner Graf v. Arnim ist ein Sohn des freikonservativen Grafen Arnim-Muskau, der für die Kolonien stets ein warmes Interesse bewiesen hat. Der Verstorbene gehörte bis vor wenigen Monaten dem Regiment der Gardedukorps an. Er war am 11. April 1876 geboren und im August 1897 im 2. Kürassierregiment Offizier geworden. Im folgenden Jahre zu den Gardedukorps versetzt. war er 1900 mehrere Monate zur Botschaft in Washington kommandiert. Der Schutztruppe gehörte er seit April d. J. an. — Leider sind nach jenen blutigen Kämpfen doch noch zahlreiche Hererobanden durchgebrochen, und zwar nicht in der ursprünglich eingeschlagenen Richtung, sondern wider Erwarten nach Südosten, so daß die sie verfolgenden deutschen Abteilungen zum Teil kehrt machen und zurückeilen mußten, um den Gegnern das Ausbrechen nach Osten oder gar das Eindringen in die Gegend von Owikokerero zu verlegen.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Der in Südwestafrika gefallene Leutnant Graf Arnim mit seinem Vater und Bruder bei der Ausreise

Das norwegische Geschwader im Hamburger Hafen

Zum ersten Male ist am 15. August ein norwegisches Panzergeschwader im Hamburger Hafen vor Anker gegangen. Das unter dem Kommando des Vizeadmirals Sparre stehende Geschwader, das im Jonas-Hafen vertäut wurde, bestand aus den Panzerschiffen „Eidsvold“ (Admiralschiff) und „Tordenskjöld“, die den deutschen Panzern der „Beowulf“-Klasse ähnlich sehen, den Panzerkanonenbooten „Frithjof“ und „Sleipner“ und den Torpedobooten „Säl“, „Skrei“, „Hai“, „Delfin“, „Hauk“, „Djerv“, „Glimt“ und „Snar“. Nachdem am Mittag des 17. August die Vertreter des Hamburger Senats dem Geschwader einen Besuch abgestattet hatten, besichtigten die norwegischen Offiziere den Kaiser-Wilhelm-Hafen und die Kaianlagen der Hamburg-Amerika-Linie. Daran schloß sich ein von dieser Gesellschaft veranstalteter Imbiß auf dem Schnelldampfer „Moltke“. Am Abend fand zu Ehren des Geschwaders im prächtig



Phot. Strumper & Co., Hamburg

Das norwegische Geschwader im Hamburger Hafen



Das deutsche Waisenhaus in London

Gebäude 880000 Mark, für die innere Ausstattung 100000 Mark für das Direktorenwohnhaus 100000 Mark, für Hof- und Straßenanlage 60000 Mark. Dazu tritt noch das Kessel- und Maschinenhaus und das Laboratorium, die noch gebaut werden sollen, mit 60000 Mark, so daß die Gesamtkosten 1200000 Mark betragen. Begonnen wurde der Bau im Herbst 1901, die Bauzeit betrug also 2½ Jahre. Entwurf und Ausführung war der städtischen Hochbauverwaltung übertragen und stammte von dem Ratsbaumeister Klimm.

Das deutsche Waisenhaus in London,

oder, wie es mit dem richtigen Namen heißt, die Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Waisenkinder in London, feierte vor kurzem sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Das Waisenhaus wurde im Jahre 1879, als Kaiser Wilhelm das Fest seiner goldenen Hochzeit beging, auf Anregung unsres in London wohlbekannten Landsmannes, Baron v. Schroeder, von einer Anzahl angesehener Deutscher gegründet und unter das Protektorat des Deutschen Kaisers gestellt. Auch der jetzt regierende Kaiser ist Protektor dieses Waisenhauses. Im März des Jahres 1880 bezog man zwei große Häuser im Norden Londons, die man aber damals nur mieten konnte. Das Rauhe Haus in Hamburg stellte die Hauseltern, Herrn und Frau Schreiber. Am 11. Oktober 1883 hatten sich die Verhältnisse so weit gebessert, daß der Grundstein des auf unsrer Photographie dargestellten Hauses gelegt werden konnte. Die Anstalt umfaßt neben Schul-, Eß- und Schlafzimmern Werkstätten für die Knaben und nach englischer Art auch einen großen Spielplatz. Im Jahre 1880 wurde noch ein bedeutender Anbau errichtet. Als Hauseltern wirken gegenwärtig Herr und Frau Hiltpold. Innerhalb der 25 Jahre wurden 133 Zöglinge durch die Anstalt in das Leben eingeführt.

geschmückten Kaisersaal des Rathauses ein vom Senat gegebenes Festmahl statt, wobei Bürgermeister Dr. Burchard die Gäste herzlich willkommen hieß. Er wies auf den stetig steigenden Reiseverkehr nach dem Nordland hin, der besonders durch das Interesse des Deutschen Kaisers für dieses gefördert werde, und wünschte, daß die zwischen den Herrschern beider Länder bestehende herzliche Freundschaft für die beiden Völker vorbildlich sein möge. Er schloß mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser und auf König Oskar. Der Geschwaderkommandant dankte in seiner Entgegnung für den schönen Empfang des Geschwaders, betonte die innigen Beziehungen, die stets zwischen Hamburg und Norwegen bestanden, und schloß mit einem Hoch auf die Stadt Hamburg. Am Vormittag des 20. August hat das norwegische Geschwader den Hamburger Hafen wieder verlassen, um sich nach Christiansund zu begeben und dort seine Uebungen fortzusetzen.

Die neue Kgl. Maschinenbauschule u. Baugewerkschule in Breslau

Die Stadt Breslau hat am Waschteich einen stattlichen Bau errichten lassen für die Kgl. Maschinenbauschule und Baugewerkschule, dessen feierliche Einweihung unlängst stattgefunden hat. Das neue Gebäude, dessen Portal sich an der Ecke Lehendamm und Bockstraße befindet, enthält 26 helle Zeichen-, Lehr- und Arbeitssäle neben Laboratoriums-, Bibliothek-, Wohnräumen und der im dritten Stockwerk gelegenen, mit Holzgewölbe gedeckten und durch bunte Glasfenster geschmückten Aula. Die Bauverwaltung ist dabei bestrebt gewesen, viele Konstruktionen und Techniken zur Anschauung zu bringen, die bestimmt sind, auf die Schüler vorbildlich einzuwirken. Aller Luxus ist vermieden, wenn man nicht etwa die Fenster der Aula als solchen bezeichnet. Das sind aber Stiftungen verschiedener Innungen, ehemaliger Schüler und eines Stadtverordneten. Die Baukosten betrugen für das



Phot. Ed. van Delden, Breslau

Die neue Baugewerkschule in Breslau



Der Rodin-Saal der Düsseldorfer Kunstausstellung

Rodin und Bartholomé

Mit einem kräftigen Ruck hat sich Düsseldorf vor zwei Jahren in die erste Reihe der deutschen „Ausstellungsstädte“ vorgeschoben und jetzt den damals eroberten Platz auch mit der Kunst- und der Gartenbauausstellung dieses Sommers behauptet. In der ersteren sind es besonders zwei Kollektionen, die in hohem Maß das Interesse der Besucher fesseln. Bieten sie doch einen Ueberblick über das Lebenswerk der zwei bedeutendsten und meistgenannten französischen Plastiker der Gegenwart: Aug. Rodins und Alb. Bartholomés. — Rodins Weltruhm datiert von der Weltausstellung 1900: nicht innerhalb, aber unmittelbar an den Schranken der „grande foire“ hatte er damals seine Werke teils im Original, teils in Abgüssen vereinigt, und die völlige Eigenart, die unerschöpfliche Gestaltungskraft des Künstlers drängte sich jedem Beschauer in unvergeßlichen Eindrücken auf. Rodin hat eine lange, innerlich durchaus folgerichtige Entwicklung durchgemacht: von den einfach-mächtigen, in großen Umrissen sich erhebenden Einzelgestalten des „St. Jean-Baptiste“ und des „Age airain“ zu den seltsam verschlungenen Gruppen stark bewegter Leiber, in denen das wunderbar reiche, intensive Leben der einzelnen Formen, im toten Stein mit einer bis dahin vielleicht noch nie erreichten Meisterschaft wiedergegeben, dem Bildhauer bei weitem wichtiger ist als die plastisch bestimmte Klarheit des Gesamtbildes. Man hat von diesen Gruppen nackter Frauenkörper nicht mit Unrecht gesagt, daß sie fast mehr für die nachfühlende Hand als für das zusammenfassende Auge geschaffen seien. Daß es sich dabei aber nicht etwa um einen Verfall des eigentlich statuarischen Sinns bei Rodin handelt, beweisen seine machtvoll wirkenden Porträtbüsten, die Figuren des „Balzac“ und des „Denkers“, seines neuesten Werkes. — Nicht in solcher Isoliertheit wie Rodin steht Alb. Bartholomé vor uns. Er verlangt nicht, daß wir uns in ganz neue Ausdrucksweisen der Plastik erst eingewöhnen, seine Schöpfungen sprechen auch zu dem empfänglichen Laien mit rasch überredender Kraft. Sein großes „Monument aux morts“ auf dem Père Lachaise hat ihn zu einem der populärsten Künstler Frankreichs gemacht. In einem höheren Sinn und in edleren Formen als in den mittelalterlichen Totentänzen ist hier die Macht des Todes und der Sieg des Lebens gefeiert. Die große formale Begabung aber die aus jenem figurenreichen Werk spricht, hat Bartholomé auch in zahlreichen kleineren Schöpfungen betätigt, die, bald von einem edeln Gedanken beseelt, bald einfach die Schönheit des menschlichen Körpers verherrlichend, immer den ernsten, reichen Künstler erkennen lassen.

Eine kühne Rutschpartie

Der Salève ist ein bis 1379 Meter hoher Bergrücken an der Grenze des Kantons Genf, der wegen der schönen Aussicht von Genf aus viel besucht wird. Am Abhang des Salève ist neuerdings ein Steinbruch eröffnet worden, und zum Transport der Steine dient ein Stahlkabel, das von dem in 700 Meter Höhe gelegenen Bruch bis zum Fuß des Berges, in das Tal von Genf nach Veyrier, reicht. Auf diesem Kabel hat nun kürzlich ein Herr Chapuis, Präparator an der Genfer Universität, ein Bravourstück ausgeführt, das ebensoviel Mut wie Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit erheischt. Er ist nämlich darauf in der aus unsrer Abbildung ersichtlichen Weise heruntergefahren und hat die ganze Tour frei, ohne irgendeine Schutzvorrichtung für den Fall eines Sturzes ausgeführt. Mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit legte er die Fahrt in die Tiefe auf dem gespannten Stahldraht zurück, die er bisher schon dreiundzwanzigmal ausgeführt hat, wobei er stets nur vier Minuten brauchte, um die 500 Meter lange Strecke zu durchmessen. Die verwegene Rutschpartie verlief immer ohne Unfall; ein einziges Mal verlor Chapuis allerdings das Gleichgewicht und drehte sich um sich selber, er vermochte sich jedoch noch mit einer Hand an dem Kabel festklammern, sonst wäre er an den Felsabhängen des Salève, die 300 Meter unter ihm lagen, zerschmettert worden. Chapuis verfügt nicht bloß über bedeutende Muskelkraft, sondern er weiß diese auch so geschickt zu betätigen, daß ihm ein solches Wagestück gelingt, vor dem vielleicht selbst der berühmte Seiltänzer Blondin zurückgeschreckt wäre. Man hat Chapuis aufgefordert, seine Kunst auch in Paris zu zeigen; es soll für diesen Zweck dann ein Kabel vom Eiffelturm nach



Ein Blick in den Bartholomé-Saal der Düsseldorfer Kunstausstellung

irgendeinem Punkte unten in der Stadt gespannt werden. Wenn dieser Plan zur Ausführung gelangt, so wird man in der Seinestadt ein aufregendes Schauspiel zu sehen bekommen.

Ein „gelehrtes“ Pferd

Blutige Schlachten, Feuersbrünste und ähnliche Ereignisse haben in diesem Sommer die Seeschlange gänzlich überflüssig gemacht. Trotzdem hat uns Berlin noch eine besondere Sommersensation gebracht, von der alle Zeitungen voll sind, nämlich ein „gelehrtes“ Pferd, einen russischen Traberhengst namens Hans, den sein Besitzer, Herr von Osten in Berlin, durch jahrelange Bemühungen zu intellektuellen Leistungen gebracht hat, die in der Tat erstaunlich sind. Kürzlich gab z. B. in Gegenwart des preußischen Kultusministers, von Gelehrten, Sportsleuten und Offizieren der Rapphengst, zunächst auf Aufforderung seines Herrn, kleinere Experimente zum besten, so unter anderm bezeichnete er durch Klopfen mit den Hufen genau das Datum; auf einer von Geheimrat Möbius (vom Naturwissenschaftlichen Museum) hingehaltenen gewöhnlichen Taschenuhr konnte er die Zeit, nämlich $11\frac{5}{6}$ Uhr, ganz genau angeben. Minister Dr. Studt nahm selber Gelegenheit, die Fähigkeit des Tieres auf eine Probe zu stellen, einmal durch Zahlenversuche und dann durch Experimente mit einer Harmonika. Das gelehrige Pferd wußte ganz genau den Ton, den der Minister dem Instrument entlockt hatte. Noch überraschender waren die gelungenen Versuche mit drei Photographien, die der bekannte Afrikaforscher Schillings sich von den Anwesenden erbat. Aus einer Reihe von aufgestellten Personen konnte das Pferd diejenigen herausfinden, deren Photographien ihm vorgezeigt wurden. Den Beschluß bildeten die interessanten Angaben des Pferdes über Erinnerungstage. So wurden die Geburtstage des Kaiserpaares, des Kronprinzen, die Tage von Sedan, Weihnachten mit einer Präzision angegeben, die geradezu in Erstaunen setzte. Das Tier markiert auch die Buchstaben durch Schläge mit den Hufen. Es „arbeitet“ nicht bloß mit seinem Herrn, sondern auch mit Fremden, nur nicht so sicher, wie mit jenem, was ja selbstverständlich ist.



Eine Luftreise am Salève bei Genf

Zwei künftige Könige

Der älteste Urenkel des Prinzregenten Luitpold von Bayern, der seinen Namen trägt und einst der Träger der bayrischen Krone sein wird, ist ein direkter Vetter des kleinen Prinzen Leopold, der als Erstgeborener des belgischen Thronfolgers Prinzen Albert dazu berufen ist, dereinst in Belgien den Thron zu besteigen. Die Mütter dieser beiden zukünftigen Könige sind Schwestern: Töchter des Herzogs Karl Theodor in Bayern. Die ältere von ihnen, Herzogin Elisabeth, wurde am 2. Oktober 1900 zu München mit dem Prinzen Albert von Belgien vermählt, dem sie am 3. November 1901 den ersten Sohn, Prinz Leopold, schenkte. Ihre jüngere Schwester, die Herzogin Marie Gabriele, die das Bindeglied zwischen der königlichen und der herzoglichen Linie der Wittelsbacher ist, reichte am 10. Juli 1900 dem Prinzen Ruprecht von Bayern ihre Hand, und am 8. Mai 1901 wurde der kleine Prinz Luitpold zu Bamberg geboren. Ein zweites Kind des fürstlichen Paares, die kleine Prinzessin Irmengard, geboren zu Bad Kreuth am 21. September 1902, wurde den hohen Eltern am 21. April 1903 in dem Schloß der Großeltern zu Tegernsee wieder entrissen, während jene noch auf ihrer großen Weltreise in weiter Ferne weilten.



Ein Berliner Ereignis: Der „gelehrte“ Traberhengst Hans

Die Technische Hochschule zu Danzig

Die preußische Regierung fährt in ihren Bemühungen zur kulturellen Hebung der östlichen Provinzen unermüdlich fort. Nachdem erst kürzlich in Posen eine Akademie errichtet worden, wird im Herbst d. J. in der westpreußischen Hauptstadt Danzig eine neue Pflanzstätte moderner deutscher Wissenschaft eröffnet werden. Die Technische Hochschule ist in dem idyllisch gelegenen Vororte Langfuhr erbaut worden, und der imposante Monumentalbau hat an einem sanften Bergabhange eine sehr glückliche Lage. Die Giebel glänzen von hellem Stein, und auf der Spitze des zierlichen Dachreiters thront die „Wissenschaft“ mit leuchtender Fackel. Eine neue Allee, nach dem verstorbenen Oberpräsidenten und Staatsminister Goßler-Allee benannt, führt direkt auf das Hauptgebäude zu. In der Formengebung knüpfen sämtliche Gebäude an Danziger Renaissancevorbilder an. Ein prächtiger Portalbau mit breit vorgelagerter Freitreppe, reich geschmückt mit Skulpturen und geziert mit dem vergoldeten Bronzerelief des Stifters der Hochschule, Kaiser Wilhelm II., ladet zum Eintritt. In dem Hauptgebäude sind in vier Stockwerken u. a.: Hörsäle, Bibliothek, Sitzungssaal des Senats, Rektorzimmer, eine imposante Aula und ein 50 Meter langer Schnürboden für die Abteilung Schiffsbau untergebracht. Letzterer ist mit einem Riesenreißbrett ausgestattet, auf das die Studierenden des Schiffsbaues die Konstruktionslinien der Schiffe in natürlicher Größe aufzeichnen können. Im Dachgeschoß sind auch zwei vollständige photographische Ateliers eingerichtet. Oestlich vom Hauptgebäude erhebt sich das chemische Institut mit den drei Laboratorien: eines für anorganische Chemie und Elektrochemie, eines für organische und eines für Nahrungsmittelchemie und landwirtschaftlich-technische Gewerbe. Westlich vom Hauptgebäude ist ein elektrotechnisches Institut und ein maschinentechnisches Laboratorium, letzteres mit einem originellen Wasserturm und Schornstein, errichtet. Die Danziger Technische Hochschule wird sechs Abteilungen umfassen, und zwar: 1. Architektur und Hochbau; 2. Bauingenieurwesen und Eisenbahnbau; 3. Maschinenbau und Elektrotechnik; 4. Schiffsbau und Schiffsmaschinenbau; 5. Chemie und 6. allgemeine Wissenschaften. 29 Professoren und 10 Dozenten werden an der Anstalt ihre Lehrtätigkeit ausüben. Erbauer der Hochschule ist der Königl. Baurat Carsten. Der Kostenaufwand betrug 5½ Millionen Mark.



Phot. Jäger & Goergen, München

Zwei künftige Könige: Prinz Luitpold von Bayern und Prinz Leopold von Belgien

Der russisch-japanische Krieg

Nicht eine Entscheidungsschlacht ist bei Liaujang geliefert worden, wie vielfach erwartet und vorhergesagt worden war, sondern die Russen haben allerdings eine schwere Niederlage erlitten, dann aber ihren Rückzug in nördlicher Richtung auf Mukden trotz aller Anstrengungen der Japaner vollzogen. Es war eine ungemein schwierige Operation, die General Kuropatkin auszuführen hatte, und wenn ihm südlich vom Taitseho kein „zweites Sedan“ bereitet wurde, sondern es gelang, ein Heer von beinahe 200000 Mann in ziemlich unwegsamem Gelände und unter dem Feuer eines scharf nachdrängenden Feindes über einen im Rücken der Stellung befindlichen Fluß auf eine rückwärtige Position zurückzuführen, so hat dies der russische Feldherr in erster Linie der heldenhaften Tapferkeit seiner Nachhut zu danken gehabt. Den Russen gelang es, vor der Einnahme von Liaujang den weitaus größten Teil ihrer Verwundeten auf der Bahn nach Mukden, bezw. nach Charbin zu transportieren. Auch die Hälfte der Nahrungsmittel und fast die gesamte Kriegsmunition wurde noch rechtzeitig weggeschafft, der Rest verbrannt. — Inzwischen ist Großfürst Boris in St. Petersburg eingetroffen; er langte dort in demselben gepanzerten Waggon an, der ihm zuerst in Port Arthur, dann in Kuropatkins Hauptquartier als Wohnstätte gedient



Phot. H. Thiß

Die neue Technische Hochschule in Danzig



Phot. Colliers Weekly

Wegweiser für das japanische Militär auf dem Kriegsschauplatz

hatte. Nach der Ansicht des Großfürsten braucht Kuropatkin dringend junge, talentvolle Untergenerale. Gerade unter den letzteren habe der Tod seine Opfer gesucht, und Keller und Romanow bedeuteten schwere Verluste. Der Großfürst erzählte, daß er spätestens Anfang Oktober auf den Kriegsschauplatz zurückzukehren gedenke. — Die in großem Stile angelegte japanische Offensive war seit dem 3. August völlig zum Stillstand gekommen; bis fast zum Schluß des Monats standen dann die Heere des Marschalls Oyama der mandschurischen Armee des Generals Kuropatkin gegenüber, um erst am 24. und 25. August ihren Vormarsch gegen die russische Hauptstellung bei Liaujang wieder aufzunehmen. Die Russen standen ihnen dort in einer seit Monaten angelegten und immer stärker aufgebauten Verteidigungsstellung gegenüber, in der der russische Ingenieurgeneral Welitschko ein „mandschurisches Plewna" herzustellen bemüht gewesen war. Die Schanzenreihe zerfällt in zwei große Abschnitte: einer auf den Höhen unmittelbar südlich der Stadt Liaujang; der zweite und wichtigste auf den weiter vorgelagerten Höhen im Südosten. Während der angeführten Ruhepause blieben die Japaner natürlich keineswegs untätig, sondern sie holten ihre schwere Artillerie und ihre letzten Verstärkungen heran und ordneten sich zu dem bevorstehenden Entscheidungskampf. Ihre Front, die sich vor etwa Monatsfrist von Taschikiao an der Eisenbahn bis Inschuling am Taitseho und noch darüber hinaus erstreckte (100 bis 120 Kilometer), war inzwischen durch Vorwärtskonzentrieren bis etwa auf die Hälfte verringert worden, denn bei Wiederaufnahme der Offensive stand Oku mit dem linken Flügel bei Anschantschan, Kuroki mit dem rechten bei Anping und Nodzu in der Mitte zwischen ihnen. Die Eröffnung der japanischen Offensive geschah am 24. August bei der Armee Nodzus in der Mitte der Front gegen Peihuan; am 25. trat dann Kurokis Heer gegen die russische Avantgardenstellung von Liandiansan (Lanhosan) an. Bei den Kämpfen am 26., die sich gegen das Zentrum und die linke Flanke der Russen richteten, rückten die japanischen Kolonnen, ohne zu feuern, heran und griffen dann mit dem Bajonett an. Ganze



Phot. Colliers Weekly

Gruppe japanischer Offiziere; dahinter verwundete Russen

Kolonnen von ihnen wurden niedergemacht, aber alle Augenzeugen auf russischer Seite heben die fanatische Tapferkeit der japanischen Soldaten hervor; man sah, wie viele Verwundete sich selbst entleibten, um nicht in die Hände des Gegners zu fallen. — Auch in den erbitterten Einzelkämpfen, die der endgültigen Räumung der mandschurischen Gebirgspässe durch die Russen vorhergingen, hat das Bajonett die Hauptrolle



Phot. Colliers Weekly

Der japanische General Michi, Führer der 2. Division am Motienpaß



1. Großfürst Boris — 2. Adjutant des Großfürsten — 3. Kommandant des Hauptquartiers

Großfürst Boris von Rußland auf dem Kriegsschauplatz in Liaujang

gespielt. Als die Russen den Motienpaß zum erstenmal räumten, hielt ihn, wie ein Korrespondent des Daily Chronicle berichtet, eine kleine japanische Abteilung auf der Seite nach Liaujang besetzt. Die Russen beabsichtigten nun, diese Abteilung gefangen zu nehmen oder niederzumachen. 180 Meter von dem Hause entfernt, wo sie ihren Stützpunkt hatte, stand abseits der Landstraße eine Schildwache. In der frühen Morgendämmerung, als ein schwerer grauer Nebel alles umhüllte und alle Dinge auf kurze Entfernung unsichtbar machte, hörte die japanische Schildwache den gleichmäßigen Tritt marschierender Soldaten auf der Landstraße herankommen. Bald darauf erschien im Nebel die Spitze der herankommenden Abteilung. Der Anruf: „Tomare, Tare Da!" (Halt! Wer da?) waren die letzten Worte, die der Japaner noch rufen konnte. Ein russischer Soldat stand schon vor ihm und durchbohrte ihn im nächsten Augenblicke mit dem Bajonett. Nun stürzten die japanischen Soldaten aus dem Hause, das sie bereits von den Russen umringt fanden. Im Zwielicht des aufdämmernden Morgens fand ein verzweifelter Nahkampf zwischen Russen und Japanern statt, in dem als Keulen benutzte Gewehrkolben und aufgepflanzte Bajonette furchtbare Arbeit taten. Schließlich wurden die Russen zurückgeschlagen. Die Japaner hatten 18 Tote und 30 Verwundete, die Russen 35 Tote und 44 Verwundete.



Phot. Colliers Weekly

Japanische Infanteristen mit dem Ordnen der Beute beschäftigt

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I

Von Dr. **F. Binder** in Weimar (Neu)

Schwarz (5 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem vierten Zuge matt.

Partie Nr. I

Gespielt zu Buenos Aires am 24. August 1903

Französische Partie

Weiß: A. B. Haugh — Schwarz: E. Zaumbio.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	13. d4×c5[5])	De7×c5
2. d2—d4	d7—d5	14. Lf1—e2	Le8—d7
3. Sb1—c3	Sg8—f6	15. Le2—h5†?	g7—g6
4. Lc1—g5	Lf8—e7	16. Lh5—e2	Ta8—c8
5. e4—e5	Sf6—d7	17. Td1—d2	d5—d4
6. Lg5×e7	Dd8×e7	18. Sc3—b1	Sc6—b4
7. Dd1—g4[1])	f7—f5[2])	19. Dh3—b3	Ld7—c6
8. Dg4—h3	a7—a6[3])	20. Le2—f3	Lc6—e4
9. f2—f4	c7—c5	21. Lf3×e4	f5×e4
10. Sg1—f3	Sb8—c6	22. Th1—d1	e4—e3!
11. 0—0—0	b7—b6	23. Td2×d4[6])	Dc5—c2†
12. Sf3—h4[4])	Sd7—f8	24. Db3×c2	Sb4×a2 matt.

[1]) Besser ist 7. Sc3—b5, worauf Schwarz Ke8—d8, Sd7—b6, Sd7—f8 oder (am besten) De7—d8 ziehen kann.

[2]) Besser Rochade nebst c7—c5.

[3]) Auch hier verdient, wie Taubenhaus in der „Strategie" ausführt, die Rochade nebst c7—c5 den Vorzug. Sc3—b5 verbietet sich dann wegen a7—a6 (Sb5—d6 c5×d4; Sb5—c7 Ta8—a7 nebst b7—b6 und Springergewinn).

[4]) Die Drohung Sh4—g6 ist zu durchsichtig und leicht abzuwehren. Den Vorzug verdiente 12. g2—g4 g7—g6! 13. Sf3—g5.

[5]) Außerdem kam nur noch 13. Sh4—f3 in Betracht.

[6]) Auf 23. Td2—e2 folgt Dc5×c2† 24. Te2×c2 Tc8×c2† 25. Db3×c2 Sb4×a2 matt. — Der Schluß ist von Schwarz ausgezeichnet gespielt.

Wortspielrätsel

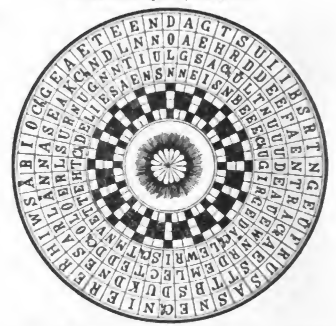
Willst mein Wesen recht erkennen,
Mußt durch tiefen Schnitt du meinen
Anfang von dem Ende trennen.
Also warn' ich alle kleinen
Sünder durch ein Wortspiel ehrlich:
Hütet euch, ich bin gefährlich! G. P. P.

Anagramm

Mein Stein nicht unter jenen liegt,
Die gern du aus dem Wege räumst,
In edle Fassung eingefügt
Wohl lieber ihn als Schmuck erträumst.

Doch gibt sein Innerstes er fort,
Und zwei der Laute rühren sich,
Führt nach Italien nun das Wort,
Mahnt an des Korsen Siege dich. M. Sch.

Dechiffrieraufgabe „Stickmuster"



Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur, nach Maßgabe des Musters richtig verbunden?

Homonym

Zu meinem Freunde wollt' ich gehn,
Der war es!
Beim Händler wollt' ich Ware sehn,
Die war es!
Mein Ueberzieher blau und fein,
Der war es!
Das Feuer in dem Stübchen mein,
Das war es! F. M.-S.

Aus der guten alten Zeit

Hauptmann. „Huber, wie schlecht hast du deine Stiefel geputzt! Spiegeln sollte man sich in ihrem Glanze können."
Soldat: „Hauptmann, sei net so eitel!"

Briefmappe

Frau J. G. in München. Erst im nächsten Jahre wird nach der letztwilligen Verfügung Leos XIII. dessen Leichnam in der Erzbasilika St. Johann im Lateran beigesetzt werden, der jetzt bekanntlich im schwebenden Sarge in St. Peter ruht. Das großartige Denkmal für Leo ist nach dem Beschlusse der Kardinalskommission dem römischen Bildhauer Julius Padolini zur Ausführung übertragen worden. Die Vollendung des Monuments ist auf den 20. Juli 1906 festgesetzt.

Oskar P. in Wien, J. W. in Kassel, Paul C. in Berlin. Unser Rätselvorrat ist noch so groß, daß wir die uns freundlichst angebotenen Beiträge mit bestem Danke ablehnen müssen. Zugleich wiederholen wir die schon häufig gemachte Mitteilung, daß wir uns auf eine Rücksendung unverlangt uns eingesandter Rätsel und Gedichte unter keinen Umständen einlassen können.

Josef M. in Bonn. Sie haben ernsthaft genommen, was ironisch gemeint war, deshalb gestatten Sie uns die rückhaltlose Erklärung, daß Ihre Gedichte für uns nicht brauchbar sind. Wer — wie Sie in Ihrem „Talesfrieden" — zu reimen vermag:

„Gar Mancher, der von Not gepreßt,
Zog ein in deinen Kessel,
Und ach, die Trän' war bald genetzt,
Verflogen war der Nessel,"

sollte als Wirklich Geheimer Dichter in Pflicht genommen werden.

Fr. H. in Leipzig. Ein Ausschuß, zu dessen Mitgliedern zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten gehören, Künstler, Aesthetiker, Schriftsteller, Gelehrte u. s. w., erläßt einen Aufruf zum Bunde gegen den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses. Es heißt darin: Wir erheben Protest gegen das in unsrer Zeit verheerend herrschende Prinzip einer Zerstörung oder Fälschung des Alten zugunsten der Betätigung einer handwerklichen Virtuosität, die mit äußerlich bestechenden Mitteln auf die oberflächliche Schaulust eines vom Schein leicht zu täuschenden Publikums spekuliert! Und wir erheben den Ruf: unter keiner Bedingung und in keinem Teile eine Erneuerung des Schlosses, lieber dessen allmählichen Verfall! In solcher Gesinnung fordern wir alle für die alte deutsche Kunst Begeisterten auf, zu einem Bunde sich zu vereinigen, der dazu bestimmt sein wird, dem historischen und künstlerischen Geiste nicht allein bei dieser, sondern auch bei andern Gelegenheiten zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Beitritt zu diesem Bunde geschieht ohne Geldbeitrag durch bloße Anmeldung (per Postkarte mit Angabe der Adresse) bei einem der unterzeichneten Mitglieder der beiden Ausschüsse und bei geeigneten Vereinen, die hiermit um Sammlung von Unterschriften dringend gebeten werden. Alle gesammelten Beitrittserklärungen bitten wir an Prof. C. Sutter (bis Ende September: Schloß Lichtenberg im Odenwald, Post Groß-Bieberau, danach: Mainz, Taunusstr. 43) zu senden.

Oberlt. v. K. in Wien. Das ist ein Irrtum: in der deutschen Kavallerie tragen allein die Husarenpferde ungestutzte Schweife; alle übrigen Kavalleriepferde, ebenso die Offizierspferde — auch die der Husarenoffiziere — haben mehr oder weniger starkgestutzte Schweife.

E. K. in Leipzig. Das sind Torturen, denen man in allen Städten ausgesetzt ist, obwohl die Folter längst abgeschafft wurde; es ist leider nichts dagegen zu machen, wenn gütliche Vorstellungen nicht verfangen. Ein Paradies für nervöse Städter ist übrigens das Val d'Anniviers (Eifischtal) in den Walliser Alpen, wo weder Hundegebell noch Klaviergeklimper ihre Ruhe stört, da die Annivtarden keine Hunde besitzen und ganz und gar unmusikalisch sind.

G. v. K. in Mannheim. Wie aus Wildbad gemeldet wird, betrug dort neuerdings die Zahl der an einem einzigen Tage abgegebenen Thermalbäder 1697, eine Ziffer, die dort noch nie zuvor erreicht worden ist.

Camilla in U. O nein, wir hatten die einst so berühmte Dichterin nicht vergessen. Ihr Wiedererscheinen hat uns sehr erfreut, noch mehr Befriedigung aber werden wir verspüren, wenn Sie sich entschließen können, mit Rücksicht auf den ziemlich knapp bemessenen Raum unsrer „Briefmappe“ etwas kurzer zu dichten.

Ungenannt T. T. T. T. Lassen Sie Ihre „Harfe“ ruhig lange noch „leise“ fortschluchzen, abdrucken können wir das Gedicht aber nicht.

O. H. in Tübingen. Dem genialen Schwaben Friedrich List, dessen Name untrennbar mit der Geschichte des deutschen Zollvereins wie mit der unsers Eisenbahnwesens verknüpft ist, soll auch an dem Orte, wo er sein reiches Leben endete, in Kufstein, ein Denkmal errichtet werden. In dem von Professor Dr. K. Th. Eheberg, Erlangen, Professor Dr. H. Zimmerer, Ludwigshafen a. Rh., und Bürgermeister Dr. Josef Praxmarer, Kufstein, unterzeichneten Aufrufe heißt es: „Nach dem einstimmigen Beschluß der Gründungsversammlung, die am 29. März in Kufstein stattfand, soll dem großen Denker und Kämpfer an weithin sichtbarem, herrlich gelegenem Platz nahe der Stätte seines Todes ein Denkmal errichtet werden, das der Nachwelt seinen Ruhm verkünden und Zeugnis ablegen soll von unsrer dankbaren Verehrung. Wird, wie wir wünschen, das Denkmal aus edlem Material hergestellt, so ist eine Summe von 50–60000 Mark erforderlich — eine große Summe, aber doch klein im Verhältnis zu den Verdiensten Lists und der Dankesschuld, die das deutsche Volk an ihn abzutragen hat.“ Ein schöner Entwurf des bekannten Bildhauers Norbert Pfretzschner, Charlottenburg, eines geborenen Kufsteiners, der seine Kunst uneigennützig zur Verfügung gestellt hat, ist am 29. März in seinen Grundzügen gutgeheißen worden. Beiträge werden erbeten an den Ortsausschuß in Kufstein, die oben genannten Unterzeichner oder die sonstigen Ortsausschüsse.

Abonnent in Troppau. Wir können Ihnen die gewünschte Bezugsquelle leider nicht angeben, da der fragliche Apparat hier nicht bekannt ist.

A. Ph. in Leipzig. Eine Bühnenbearbeitung von Schillers „Don Carlos“ (von C. W. Schmidt) enthält die neueste Serie der Hendel-Bände. Außerdem: Currer Bells „Jane Eyre“, den 2. Band von R. Benedix' „Haustheater“, Byrons „Werner“ und Karl Spindlers „Jesuit“.

Fr. Z. in Frankfurt a. M. Sie erhalten darüber jede wünschenswerte Auskunft durch den „Landesverband für Fremdenverkehr in Niederösterreich“ (Wien I., Rubenring 20), der in der nächsten Zeit eine Reihe von genußreichen Wiener Wochentagsausflügen für Fremde veranstaltet.

H. B. in Baden-Baden. Sehr günstige Ergebnisse hat fortgesetzt die Volkshochschule in Straßburg i. E. aufzuweisen. Mittelschüler, Gewerbeschüler und Tertianer bestanden nach zwei Semestern die Einjährigfreiwilligen-Prüfung; Einjährige, Obersekundaner und Primaner nach ein bis drei Semestern das Abiturium. Näheres besagt der Prospekt, den der Begründer und Direktor der Anstalt, Prof. Bartholdy, Preußischer Realschuldirektor und Kaiserlicher Lyzealoberlehrer a. D., auf Wunsch gratis zusendet.

O. F. in Görlitz. Auch in der diesjährigen Saison wird Bad Salzbrunn i. Schl. stark frequentiert. Bis Mitte August betrug die Zahl der Kurgäste mit Begleitung 7581 Personen, der gemeldete Fremdenverkehr 5877 Personen; somit der Gesamtbesuch 13458 Personen.

Franziska Sch. in Sommerfeld, Paul H. in Berlin. Wir müssen bestens dankend ablehnen, da wir, wie an dieser Stelle schon öfter mitgeteilt wurde, mit Rätseln reichlich versehen sind.

B² in W. Ihre „Sprüche“ verkünden sogenannte Binsenwahrheiten in mangelhafter Form; „verschlungen schon hat sie der schwarze Schlund“.

Viktor M. in Budapest. Bestens dankend abgelehnt.

Wilhelm St. in Heidelberg. Auch Ihnen gilt die vorstehende Antwort.







M. L. in München. Die Gedichte in dem uns übersandten Bändchen bekunden ein inniges, liebevolles Gemüt, auch eine gewisse formale Begabung des jugendlichen Verfassers. Dagegen reichen sie in keiner Weise aus, um darauf die Hoffnung „auf erfolgreiche literarische Betätigung“ gründen zu können.

Hermine W. in G., Steiermark. Sie schreiben: „Als Freundin des Dichters habe ich wohl ein etwas befangenes Auge, aber ich meine, auch fremde Menschen müssen diesen ‚Frühling‘, diesen ‚Herbst‘ schön finden.“ Wir gestatten uns, unter Berufung auf Lessings „Kein Mensch muß müssen“, andrer Meinung zu sein und können Ihnen daher leider die erhoffte „frohe Botschaft“ nicht senden. Wie schon oft erklärt, schicken wir einzelne Rätsel und Gedichte, die uns unaufgefordert zugehen, nicht zurück.

G. A. in Aachen. Dergleichen Fälle sind durchaus nicht so selten, wie Sie anzunehmen scheinen; an den Küsten Norwegens, auf Island und im nordwestlichen Schottland treten die Wintergewitter sogar häufiger auf als die Sommergewitter. Auch in Frankreich hat der Februar mehrere Gewitter, zum Teil mit interessanten elektrischen Erscheinungen, gebracht, und eines davon bot den Anlaß zu einer ergötzlichen Münchhausiade. Das „Petit Journal“ ließ sich aus Nantes melden, daß auf dem See von Grandlieu ein furchtbares Unwetter mit Sturm, Donner und Blitz geherrscht habe. Die Fischer suchten in aller Eile das Ufer zu erreichen, als plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag ertönte. Im nächsten Augenblick sah einer der Fischer, Garreau von Passay, in sein Schifflein eine ganze Anzahl gebratener, zum Teil verkohlter Wildenten hineinfallen. Der Blitz hatte einen Flug Enten getroffen und in der Luft gebraten ... Es ist zu dumm, daß die gebratenen Enten den Fischern nicht gleich ins Maul geflogen sind.

Martha M. in Frankenberg. „Der Traum vom Glück“ ist gar zu lang, aber das zweite, kürzer geratene Kind Ihrer Muse wollen wir hier abdrucken:

Das Glück!

Das Glück gleicht einer Fee mit Locken von Gold,
Das Glück gleicht einer Kugel: es rollt und rollt,
Das Glück gleicht dem blühenden Rosenstrauch:
Es blüht und duftet und — weh tut's auch.
Es fährt wie ein Schiff unsicher dahin,
Einem bringt's Herzleid, dem andern Gewinn.
Das Glück wandelt dahin durch das Weltenall,
Das Glück gleicht dem wärmenden Sonnenstrahl.
Kommt's heut noch zu dir, wohl morgen schon geht —
So halt es doch, denn ach, wie bald ist's zu spät!
Dann hast du Herzleid und sehnst es zurück,
Und nur noch im Traume kommt zu dir das Glück!

Wenn Sie diese Reimerei nach einiger Zeit einmal wieder durchlesen, werden Sie vielleicht selbst einsehen, wie sehr Goethe recht hat mit seinem Ausspruch: „Der Dilettant verhält sich zum Künstler wie ein Pfuscher zum Handwerk.“

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

C. A. in T., Böhmen. Der ganze Duktus Ihrer Schrift ist lebhaft und bewegt, aber Zeichen von starker Energie und Konzentrationsfähigkeit fehlen (wenig Keulenendungen), und das Ende eines Wortes steht in der Regel tiefer als der Anfang. All dies beweist, daß Sie wohl einen lebhaften, mitunter auch despotischen Willen haben, daß es ihm aber — wie schon bemerkt — an Energie und Konzentrationsfähigkeit fehlt und Sie meist mehr unternehmen, als Sie schließlich durchführen. Die Lage ist eine ungleiche, oft finden sich in einem Wort rechtsschräge, senkrechte und rückwärtsgestellte Buchstaben (siehe „Zeilen“: Ze rechtsschräg, i senkrecht, l sehr schräg, en rückwärtsgestellt). Sie sind also innerlich erregbar, unruhig und unharmonisch. Kopf und Herz geraten bei Ihnen häufig in Konflikt. Sie geben immer wieder nach, auch wo Sie es prinzipiell nicht wollen (Kombination von obigem und den häufigen Rundungen am Fuße der kurzen Minuskeln: Zeichen von Nachgiebigkeit und Weichheit, event. Schwäche). Die i- und ü-Zeichen sind ungenau und ziemlich willkürlich geformt und plaziert (siehe „früheren“ und „übermitteln“). Sie haben es immer eilig und fliegen gern mit Ihren Gedanken der Gegenwart voraus, auch nehmen Sie es nicht allzu genau mit der Ordnung und der Pünktlichkeit. Die Rollungen im u-Zeichen bedeuten auch Verschlossenheit, und ihre dick anfangende, dünn endende, von rechts nach links gehende Form, ebenso wie der säbelstrichartige Endstrich im d Kampfesgeist.

A. F., St. Petersburg. Sie sind nicht frei von Eitelkeit. Ihr Urteil ist nicht immer objektiv und klar, Sie sind zu sehr geneigt, über dem Nebensächlichen die Hauptsache zu vergessen und sich zu zersplittern. Ihr Wille ist lebhaft, aber wenig konzentrationsfähig. Ihr Empfindungsvermögen lebhaft, aber nicht vertieft.

F. B., Bayern. Weder ein raffinierter Genußmensch, noch ein Salonheld, sondern ein Gemütsmensch mit Bedürfnis und Sinn für behagliche Häuslichkeit und bescheidene Geselligkeit, sind Sie selbst einfach und anspruchslos, gewohnt, sich zu geben, wie Sie sind, ohne das Verlangen, für besser oder anders angesehen zu werden. Sie sind sparsam, wissen ziemlich gut einzuteilen und machen keine unüberlegten Ausgaben. Sie sind bieder von Charakter, gutherzig und wollen gern andern zu einer Freude verhelfen, aber in erster Linie denken Sie doch in echt menschlicher Art an Ihr eignes Wohl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.


OF THE
UNIVERSITY
OF



Zum Feste geschmückt

Nach dem Gemälde von Georg Papperitz (München)

Die Clari-Marie

Roman

von

Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Die Dorfbuben hatten sich vor dem Pfarrherrn verzogen; der letzte verschwand in der Schulstubentür. Pfarrherr und Strahler glotzten einander sekundenlang an, dann trat jener kopfschüttelnd ins Haus zurück. Der Gisler lüftete noch einmal den Filz, strich mit der einen Hand über die feucht gewordenen Haare und sah sich nach der Claudi um. Das Kind kam von der Schultreppe, an deren Fuß es gezögert hatte, herüber, hatte in den übergroßen Augen ein nasses Glitzern und in den Wangen ein heißes Rot, streckte dem Vater die Hand hin und sagte:

„Ade! Geht jetzt!"

Der Gisler schnaufte noch einmal tief auf, dann schloß er den Mund, die Zähne glitten unter dem Schnurrbart zurück, die Lippen setzten sich zusammen und das Gesicht des Strahlers war plötzlich wie ein andres, männlich, von ebenmäßigen Zügen, fast ehrwürdig. Nur das lustige Funkeln war in seinen Augen geblieben. Er murmelte etwas in den Bart, das klang wie: „So geh, lern jetzt brav," und seine Hand wühlte derweilen in dem braunen Haarwust der Claudi. Die sah sich scheu um, blinzte nach den Fenstern, dahin, dorthin, in denen noch ein paar müßige Weiber lagen, und sagte dann hastig und leise:

„Ihr müsset nicht mehr so tanzen, Vater!"

„Warum nicht?" lachte der Gisler leise in sich hinein, „haben sie nicht Freude gehabt, die Kinder!" Und er nahm das bucklige Menschlein, die Claudi, schob sie zur Schultreppe hin, fuhr ihr noch einmal mit rauhem Griff über den Kopf halb wie zur Strafe, halb zur Liebkosung, dann drehte er sich ab und tappte auf seinen Klapperschuhen dorfaus.

Die Claudi trat still in die Schulstube. Gleich hinter ihr kam der Tresch, der Schulmeister, alt, weißhaarig ‚von stämmiger Gestalt' gegangen.

Der Kehle-Gisler aber hatte bald das Dorf hinter sich, der Wind stieß ihn in den Rücken, die Haarsträhne flogen ihm im Luftzug, und der Filz wollte ihm vom Kopfe fahren. Da nahm er ihn herunter und warf ihn in den Tragkorb. Dann sang er eins, halblaut, und sah die grüne Welt an und das Funkeln war noch in seinen Augen, lustig, frei, als wäre auf der grünen Welt keine Sorge für ihn, den Lätz! Und der Mensch, der, die Zufriedenheit im Gesicht, so dahin trottete, der Kehle-Gisler, den sie den Lätz schalten, war der beste und waghalsigste Strahler im ganzen Tellenland, kannte die Berge im Umkreis wie seinen Tragkorb, kletterte mit der Gewandtheit des Grattiers an Stellen, vor denen jeder andre sich bekreuzigte, hatte einen Blick scharf und rasch wie der Adler, war aber ein Armer unter den nicht Reichen und hatte kein Ansehen im Isengrund; denn er ging nicht zur Kirche, kümmerte sich wenig um Dorf und Bauern und machte sich zum Narren zuzeiten. Nur die Städter, die ins Tal kamen, um das wundervolle Rothorn und andre Stöcke zu zwingen, und deren einer den Kehle-Gisler in seiner Hütte gefunden hatte, hatten seit einiger Zeit den Narren an ihm gefressen, suchten ihn heim dann und wann und ließen sich von ihm Führerdienste leisten, obwohl er kein Patent besaß.

VIII

Ueber die vom Isengrund ging die Zeit hin. Unsichtbar kam das gerollt wie ein mächtiges Rad, unsichtbar rollte es davon und nur, was zurückblieb, war zu sehen: hochgeschoben einer dort, der sonst im Kot und in der Armut der Straße gesessen, gequetscht und verwundet ein andrer, den das Rad im Rollen gefaßt, tot der Dritte, still, voll ewiger Geduld, mochte nun nahen und gehen, was wollte.

Den Löwenwirt, den Dickwanst, der an sich selber schwerer trug, als an seines Schicksals Tagen, hatte es emporgehoben und hatte ihn auf einen Sack voll Geld gesetzt. Sein Gasthaus war das einzige am Ort, und wer im Tal handelte und wandelte, stieg zur Rast oder doch zu einem Trunke bei ihm ab. Weil aber nicht nur sein Geldsack, sondern auch sein Leib zunahm, und eine angeborene Bequemlichkeit in eine mächtige Faulheit ausartete, weil zudem seine beiden Buben nicht Lust zum Geschäfte hatten, sondern — eine Seltenheit an einem vom Isengrund — in die Welt hinausstrebten, so suchte der Löwenwirt seit einiger Zeit nach einem Liebhaber für sein Geschäft, suchte aber gemächlich und nur mit halbem Ernst, denn er war dabei wie die Schnecke, die die Fühlhörner ausstreckt. Stößt sie an, so zieht sie sie eilig zurück, und vor jedem ernsthaften Käufer verzog sich Jost Trachsel, der Wirt, in sein Schneckenhaus, eine hohe Kaufsummeforderung.

Außer dem Löwenwirt hatte das Glück im Isengrund keinen besonders angestrichen, auch den Rottalbauern nicht und sein Weib; die mühten sich und schacherten und heimsten langsam, langsam ein. Ein paar Tote hatte die Clari-Marie in ihre vier Bretter gebettet, sss, sss ging die Säge des Töni täglich in ihrer Werkstatt, sie hatte die Bretter geschnitten, die die Clari-Marie für das letzte Haus der Strahlegghüttlerin fügte, derselben, deren einziges, spätes Kind sie empfangen und nicht am Leben zu erhalten vermocht hatte. Das Weib hatte gekränkelt seither, dann war sie gestorben. Claudi, das Buckeli, hatte ihr abgewartet, niemand sonst, denn das Buckeli war dem Strahlerweibe die nächste Nachbarin oben am Berg, wo die Hütten verstreut und verloren stehen, und das Buckeli war eines von denen, die die rollende Zeit wachsen ließ, daß sie langsam an die Grenze kommen, wo das Kindsein aufhört.

Einen schönen, festen Sarg aus starkem, gesundem Holz hatte die Clari-Marie gefügt für die schöne, feste, starke und gesunde Frau, die dem Jakob Jacki, dem Wildhüter, starb, mitten im Leben wie vom Blitz erschlagen, von einem Fieber in einer Nacht hingerafft. Und — seltsam — der Strahlegghüttler sowohl wie der Jacki, der Hüter, als sie, Hut in Händen, am Totenbett ihrer Weiber gestanden hatten, am Bett einer Dulderin jener, dieser am Lager einer jäh Gefällten, hatten den trüben Blick von den bleichen Zügen der Gestorbenen genommen und auf die Clari-Marie gerichtet, die für die Tote in der Stube zu tun hatte. Sie hatten barhaupt mit derselben Andacht das lebende wie das tote Weib angesehen, weil ihnen im zähen, rauhen Leibe das nicht leicht weich werdende Herz zitterte vor Staunen und Wundern, wie die da — die Clari-Marie — einem Menschen, der in den letzten Nöten lag, über die Brücke zu helfen wußte, den fürchterlichen Steg aus dem Leben zum Tod. Mit den Händen stützte sie die Hände der Kranken, und dazu stand sie selber stark und aufrecht am Bett und betete immer, und wenn sie auch immer dieselben vorgeschriebenen Formeln sagte, so war es doch, als spräche sie Worte, die so stark und aufrecht waren, wie sie selbst. So stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich. Mit einem Lächeln, das sagte: es ist nicht so schwer, starben die beiden Weiber. Das Lächeln war das Verdienst der Clari-Marie; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöten zu helfen.

So war der Tod im Isengrund hinter die geraten, deren Zeit noch nicht aufgezehrt war; andre, die wie faules und aus lang vergangenen Herbsten zurückgebliebenes Laub waren, konnten nicht sterben. Der Ziegler-Chrisostomus und sein Weib lebten noch immer. Aber sie saßen nicht mehr am Ofen, sie hatten sich noch ein Stück weiter hinaus aus dem Leben der andern verkrochen. In der großen Kammer neben der Wohnstube standen drei Schlafstellen, zwei so von der einen kahlen Wand in den tannenen Boden hinaus, daß ein schmaler Gang zwischen ihnen war, die dritte von ihnen entfernt in der Fensterecke. In den zwei nebeneinander stehenden Betten lagen der Chrisostomus und sein Weib, das letztere vergraben in rotbedruckten Decken und Kissen. Ein Büschel weißes, wirres Haar war zwischen dem Bettzeug sichtbar, und eine dünne Stimme kam manchmal aus den Kissen: Jere-ja! jere-ja! Das war das Ganze, was der Chrisostomus noch von seinem Weibe hatte, war die ganze Antwort, die er bekam, wenn er sich auf seinem Bett aufrichtete und aus Langeweile nach dem andern hinüberschwatzte, wo die Anni lag. Der Chrisostomus war noch ein stattlicher Schloßbau im Vergleich zu der Ruine, die sein Weib vorstellte. Zweimal des Tages kam für ihn eine große Stunde, da streifte er die Schafwollhose an, die neben seinem Bette lag, und die Clari-Marie kam herein, band ihm ein dickes Tuch kreuzweise um den Oberkörper und setzte ihn am Bettrand zurecht. Dann kramte er die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, und die Clari-Marie zündete sie an. Da aber diese, die vielgeschäftige, nicht immer genau die Stunde einzuhalten vermochte, da überdies der Ziegler in dem steinalten Leib noch viel junge Ungeduld hatte, geschah es, daß er oft in die Hose schon viel und viel zu früh fuhr, sich einen Platz am Bette erarbeitete und da hockte, wartend auf das, was noch sein Glück war. Er lebte noch grausam gern, saß auf dem Bettrand und qualmte und tuschelte in sich hinein, während sein Weib vom Nachbarbett her eifriger, ihm zur Begleitung ihr „Jere-ja" jammerte.

Die Clari-Marie, wenn sie in die Kammer der Alten trat, hatte jedesmal die drollige Empfindung, daß sie zu Kindern gehe, lachte innerlich, daß das Leben sich wendete und aus dem Kinde die Mutter für Mutter und Vater geworden war, genoß aber wiederum unbewußt jene sonnenscheinartige Freude, die die Mutter in der Nähe ihrer spielenden Kinder ankommt, und hatte so in dem Dasein der Alten etwas in ihrem Leben, was die Cille, die weniger ihrer Pflege sich widmete, nicht empfand und was wie ein Glück war.

Seit mehr denn einem Jahre teilte die Clari-Marie auch nachts die Kammer der Alten; die im Isengrund schrieben es allein ihrem Wissen und ihrer Heilkunst zu, daß die zwei grabreifen Menschen immer und immer noch lebten.

Die rollende Zeit brachte auch Nachricht vom Jaun ins Zieglerhaus, nicht allzu häufige, denn Jaun stand im Joch schwerer Arbeit, und die

Zieglerschwestern waren nicht schreibselig und gaben ihm nicht Anlaß, allzu spärlichen Schreibens sich schuldig zu fühlen. Nachricht war gekommen, daß er noch immer über die Maßen gern zu St. Felix sitze und nicht weniger gern im Haus des Apothekers weile, dieser wiederum aber und seine Familie, insbesondere jedoch Kirchhofer, der Aeltere, eine seltsame Anhänglichkeit an den hatten, der als ein unbeholfener Bergbub zu ihnen gekommen war. Zwischen den Zeilen des Jaun vermochten selbst die zwei ungelehrten Frauen, die Clari-Marie und die Cille, zu lesen, daß sein Durst nach allerlei Wissen und Können, das lange nicht mehr zum Stand eines Bergbauern paßte, immer noch mächtiger wurde; wenn sie diese Briefe las, bekam die Cille ein Herzbangen und engen Atem, die Clari-Marie aber faltete die Stirne, sagte lange nichts, bis sie eines Tages die Hand schwer auf einen Brief legte, der eben gekommen war, und in strengem Ton, zur Cille gewendet, begann: „Es ist Zeit, daß er heimkommt, der Jaun. Er wird wohl stark genug sein jetzt, daß er die Bergluft verträgt." In den letzten Worten zitterte der Spott. Die Cille hatte keine Antwort, aber die andre fuhr fort:

„Und dann — er braucht nicht auf den Taglohn zu gehen hier, er kann hier eine Handlung einrichten mit allerlei Zeug, wie sie es in St. Felix in der Apotheke feil halten. In der kleinen Hinterstube kann er das. Du gibst etwas daran und ich gebe etwas daran. Was er zum Leben braucht, verdient er damit; mehr hat er nicht nötig. Kannst ihm schreiben, wie wir es im Sinne haben."

Die Cille, sagte dazu nicht viel, aber sie schrieb, und das Herz wurde ihr nicht leichter dabei. Dann kam die Antwort, nicht vom Jaun — von Kirchhofer, dem Jungen. Der schrieb fast zornig. Sie sollten sich nicht in den Weg stellen, wenn der Jaun auf der Wanderschaft nach dem Glück sei, sein rastloser Fleiß verdiene einen andern Lohn als eine Krämermühsal in einem Nest wie Isengrund. Sie sollten sich's wohl überlegen, ob sie es verantworten könnten, des Buben Unglück gewollt zu haben.

Auch dieser Brief machte der Cille Herzklopfen, machte ihr den armen, nicht an vieles Denken gewöhnten Kopf müde und dumpf und jagte ihr eine Unruhe in die Glieder, die sie tagelang nicht verließ. Die Clari-Marie schwieg, sah nur die Cille immer so sonderbar an, als frügе sie: Weißt nicht, was du jetzt zu tun hast? Wollte diese aber ihre Meinung wissen, blickte sie an ihr vorbei und sagte: „Tue, was du willst! Was ich denke, weißt du." End' aller Enden blieb der Brief unbeantwortet, und in St. Felix taten sie, als sei ein Bescheid nicht nötig. Der Jaun blieb, wo er war.

Nun löste das Frühjahr den Winter ab, einen, der grimm gehaust hatte und dessen Schneewuchten, unter denen er die vom Isengrund beinahe erstickt, noch in schweren Ueberresten in allen Felslöchern, an jedem Schattenfleck, an den Hängen und über den Bergkämmen lagen. Da trug der Briefträger den Ziegler-Schwestern einen Brief vom Jaun ins Haus, der herzlich und ungestüm war und in der noch halb winterlichen Stube hauste wie der Föhn im Schneetal.

„Jetzt kann ich es euch sagen," schrieb der Jaun, „ich habe das Examen gemacht. Mit dem neuen Semester beziehe ich die Universität!" Zu dem Satz waren zwei Worte, die die Ziegler-Schwestern nicht verstanden: Semester und Universität. Aber den Jubel verstanden sie, der durch des Jaun ganzen Brief klang; es war fast, als stände jener vor ihnen in der Stube und erzählte und jauchzte dazwischen und erzählte wieder mit zwanzig „denket" und „höret" und „wisset". Was anfangs unklar war, das klärte ihnen die Fortsetzung des Briefes auf. Da stand „Medizin werde ich studieren! Ein Doktor werde ich, Base Clari-Marie, ein Doktor, wie Ihr einer seid, nur einer, wißt Ihr, der ein bißchen mehr lernen muß! Der alte Herr hilft mir, der alte Herr Kirchhofer! Wie soll ich es ihm einmal vergelten! Das ist einer, der alte Herr! Stolz ist er, daß ich es soweit gebracht habe und — ich verdiene auch selber etwas mit dem, was ich mithelfe in der Apotheke, aber nachher, wenn ich die Universität bezogen habe, wird das nicht mehr angehen. Aber später zahle ich ihm alles zurück, dem alten Herrn! Beim Eid tu' ich es! Und freuet euch, Mutter und Clari-Marie. Ihr sollt es gut bekommen, wenn ich einmal ein Doktor bin. Sie verdienen viel Geld, die Doktoren."

Die Clari-Marie und die Cille standen inmitten der Stube, steif, wie an einen Fleck gebannt, der Cille hing der Kopf auf die Brust, die Clari-Marie sah geradeaus und hatte ein Wetterleuchten in den Augen. Sie hatten beide den Brief gelesen und lasen auch den Zettel noch, der dabei lag und der die festen, klaren Schriftzüge eines bedächtigen, alten Mannes trug. „Ja, ihr zwei Frauen da oben im Berg," schrieb der alte Herr Kirchhofer unter anderm, „euch wünsche ich Glück zu dem Buben, dem Jaun. Seit er hier ist, hat er keine Minute eines einzigen Tages müßig vorbeigehen lassen. Er ist nicht fett und nicht rotbackig geworden; aber er bringt etwas zuwege, was mehr wert ist, als Speck ansetzen. Sein Studium wird euch nichts kosten; ich habe das mit meinem Sohne abgemacht, und Jaun vergilt es reichlich durch seine Treue und Anhänglichkeit und seinen Fleiß. Seit langem habe ich mich auf den Augenblick gefreut, da ich euch die Freude ins Haus melden könnte. Wäre ich noch der junge Springer wie zu der Zeit, da ich in einer Woche zweimal auf euer Rothorn stieg,

wäre ich wahrhaftig selber zu euch hinaufgekommen, damit ich euch hätte sagen können, was für einen braven, stillen Menschen ihr aufgezogen habt."

Die Cille hielt diesen Zettel in Händen, die Clari-Marie hatte zwischen den harten Fingern den Brief des Jaun, und er knisterte sonderbar. In der Nebenstube schliefen die Alten; das Arbeiten des Gesellen scholl aus der Werkstatt herüber.

„Nun?" sagte die Clari-Marie, sie strich die spärlichen, glatten Haare am Scheitel noch glatter, ihre Hand zitterte ein wenig.

„Ich, ich — will ihn holen," sagte die Cille.

„Gut," gab die Clari-Marie zurück. „Sag ihm, er soll noch heim kommen, so lange er kann." Während sie das sagte, ging sie schon nach der Tür, aber sie sprach so, als wären ihre Worte Nägel und sie stünde in der Werkstatt, einen Nagel um den andern — pang — mit schwerem Hammer in ein Brett zu schlagen. Vielleicht trafen die Worte die Cille wie Nägel. Sie blickte halb auf und der Schwester nach. Die wendete sich in der Tür. „Hätten wir ihn nicht gehen lassen, in die Stadt — zu — zu dem Volk!" sagte sie.

„Eben ja," sagte die Cille. Sie tat einen Schritt vorwärts, hob die dürren Arme halb auf, als wollte sie sie vors Gesicht schlagen, ein Flennen sprengte ihr den herben Mund, aber im nächsten Augenblick war es, als reue sie alles oder als besinne sie sich. Sie nahm den Schürzenzipfel, fuhr sich hart ins eine, dann ins andre Auge; dann starrte sie die Tür an, durch die die Schwester hinausgegangen war, und starrte und sann, sann und starrte und war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, daß der Jaun in die Stadt gekommen. Aber, daß sie hinab mußte zu ihm, wußte sie.

An dem Morgen klang das Werkeisen schärfer als sonst von der Werkstatt herüber; die Clari-Marie half bei der Arbeit, und sie schlug und sägte und schlug und sägte den Groll in sich tot. Aber als der Hansi und die Severina, jener vom Taglohn, diese aus der Schule, heimkamen, sahen sie doch noch wie scheu und von der Seite in das breite Gesicht der Truttmannin, und über dem Essen fragte die feine Severina, deren schlanke Gestalt sich streckte und rundete, mit ängstlichem Blick: „Seid Ihr zornig, Base Clari-Marie?"

„Nein," sagte diese und sprach mit dem Töni und mit dem jungen Volk wie alle Tage, es war nur, daß ihre Stimme spröd war und die Worte kurz und scharf tönten, wie wenn Stück um Stück von einer Glasscheibe gebrochen wird. Die Cille saß mit schmalen Lippen, wortkarg und bedrückt am Tischende.

IX

Am nächsten Tage ging die Cille Ziegler nicht nach St. Felix. Am frühen Morgen stand die Clari-Marie an der Kammertür des Töni und pochte: „Steh auf, du, du mußt den Pfarrer holen. Mit der Mutter ist es nicht recht."

„Ja, sogleich," antwortete es von innen. Dann pochte die Clari-Marie bei der Cille an. Die war schon auf, tat die Türe auf und knöpfte noch an der grauen Jacke.

„Du kannst nicht fort; mit der Mutter ist es nicht recht," sagte die Clari-Marie.

„Was ist denn?" fragte die Cille.

„Es könnte etwas geben," gab die andre zurück, und sie standen einen Augenblick voreinander und sahen einander an, und jede wußte, daß die andre in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Sie waren einander auch sonderbar ähnlich, während sie sich mit den dunkeln, scharfen Augen aus den bleichen Gesichtern maßen, und auch das mochte ihnen auffallen; nur war die breite, untersetzte Gestalt der Clari-Marie vor der langen, zähen andern wie ein Steinblock neben einer Tanne; von dieser ist nicht zu sagen, ob sie nicht inwendig morsch und schwach ist, jener aber steht, und die Wetter haben ihm wenig an.

Die Clari-Marie ging hinunter und verschwand wieder in der Kammer, wo die Alten lagen. Die Cille folgte ihr bald, und dann war an dem Morgen ein Aus und Ein in jener Tür; der Pfarrer kam mit dem heiligen Oel, der Sigrist mit dem Rauchfaß ging neben ihm, und nachher kam die Pfarrmagd, die Viktorine gelaufen, nach der Mutter zu sehen. Eine Weile war die Kammer voll Murmelns, aus dem die klare Stimme der Clari-Marie sieghaft hervorbrach. „Vater unser" und „Gegrüßt seist du, Maria, Mutter Gottes!" Der Töni, der Gesell, stand Hut in Hand unter der Tür der Kammer, die nur angelehnt war, und murmelte mit, und der Hansi und die Severina kamen, drängten sich neben den Alten und steckten die Köpfe hinein; dann hoben auch sie zu beten an. Nach einer Weile trat der Pfarrherr heraus, die Cille geleitete ihn. „So müsset ihr es halt hinnehmen," sagte er mit salbungsvollem Seufzer, tat als wischte er eine wirkliche Träne aus den wässerigen Augen und streichelte der Cille die Hand, die diese ihm reichte, streichelte sie mit rührsamer Teilnahme, bis das hagere Mädchen in der Tür stehen blieb und die weiche, samthafte Hand von ihrer harten abglitt.

Die Stuben waren voll betäubenden Weihrauchduftes, als der Pfarrer und der Sigrist hinausgegangen waren. Die Cille ging hin und riß ein paar Fenster auf; dabei war ihr, als müßte sie mit dem alle Sinne einschläfernden Duft noch etwas hinauslassen, was süßlich roch, des Hochwürdigen Mitleid und Trostbereitschaft! Aus der Nebenkammer klang noch immer das Beten der Clari-Marie. Hansi und die Severina knieten jetzt bei ihr am Bett der Großmutter, nebenan aber schlief der Chrisostomus so fest, daß er weder des Pfarrers gewahr geworden, noch

durch das Murmeln gestört wurde. Er schlief viel in der letzten Zeit, der Chrisostomus.

Der Töni war nach der Werkstatt an die Arbeit gegangen.

Nach einer Weile brach das Beten ab. Die Clari-Marie kam in die Wohnstube, rief nach der Cille: „Mach mir jetzt Wasser, heißes," dann heizte sie den Ofen, obwohl es schon scharf an den Maimonat ging, richtete aus Decken und Kissen ein Lager darauf und trug den Chrisostomus heraus, der, eben erst erwacht, mit erstaunten Blicken um sich sah. Ihn bettete sie auf dem Ofen zurecht.

„Er braucht nicht zu wissen, daß es mit ihr nicht geht wie sonst, mit der Mutter," raunte sie der Cille zu und fügte hinzu: „Aber — es ist mir — am Ende überhaut sie es wieder, die Mutter."

Den ganzen Tag war sie dann um die Alten beschäftigt. Am Abend kam der Hansi von der Arbeit heim. Er war der Schule entwachsen, arbeitete die eine Hälfte der Woche in seines Vaters Dienst, die andre, weil dem Rottalbauern das Lohngeld seines Buben lieb war, in fremdem Taglohn und wohnte noch im Zieglerhaus, einmal weil es bequemer lag als die Hütte auf der Rotfluh, zum zweiten weil die Clari-Marie an ihm hing, obgleich sie sich wenig davon merken ließ, zum dritten, weil seine Alten auf der Rotfluh herausgefunden, daß sie zu zweien billiger hausten, als wenn die Kinder mit ihnen am Tische saßen.

„Was macht sie, die Großmutter?" fragte der Hansi. Er trug einen Korb voll Streumoos am Rücken und stellte ihn ab, dabei strafften sich die Sehnen seiner Arme, der Körper bog sich geschmeidig und voll junger Stärke, seine voller gewordenen Wangen färbten sich kaum ob der Anstrengung.

„Gut geht es," gab ihm die Clari-Marie Antwort und blieb bei ihm stehen. Ihr Blick haftete an seiner Gestalt, die in die Breite wuchs. Der Hansi kniete und hantierte am Tragband seines Korbes. Die Clari-Marie strich mit der festen Hand über sein dichtes Haar, aus dessen dunkler gewordenem Braun noch immer die weiße Strähne leuchtete. „Nicht einmal heiß hast," sagte sie und ging von ihm; sie ließ sich nicht merken, daß die Lust sie befallen hatte, des Hansi Kopf zwischen die Hände zu nehmen und zu sagen: „Jesses, was bist du für einer geworden, Bub, wie ein Baum einer! Und der Zaun, der noch älter war als du, ist unter dem Korb zusammengefallen!"

Sie faltete die Stirn, als ihr der Zaun zu Sinn kam, der Groll kam wieder über sie. Eine Stunde später, als sie in der Wohnstube mit den andern zusammen war, sagte sie aus diesem Groll heraus zur Cille: „Morgen kannst gehen, du."

„So meinst, es gibt nichts mit der Mutter?" fragte diese zurück.

„Es gibt nichts, sie ist wieder wie sonst," antwortete die Clari-Marie.

Am Morgen fiel Regen. In Faden, langgezogen, als klebte Tropfen an Tropfen fest, strich es aus tief hangenden, grauen Wolken nieder. Die Straße, die aus dem Dorfe lief, glänzte vor Nässe, da und dort lag noch schmutzig und hart eine Schneekruste; auf den Matten war mehr Schnee, aber das Grüne brach durch und schimmerte dunkel und saftig zwischen den trübweißen Stellen. Die Cille, die den Weg nach St. Felix antrat, stand in der Haustür der Zieglerhütte, hatte einen weiten, alten, schlichten Mantel um und spannte den Schirm auf, der schwer war und für ein kleines Volk gelangt hätte. Die Clari-Marie trat zu ihr. „Schön ist es nicht," sagte sie trocken.

„Ade," sagte die Cille und trat in den Regen hinaus.

Langsam, vornübergebeugt, den Schirm auf die Achsel gestützt, ging sie davon, ihre schweren Schritte klatschten auf dem nassen Weg.

Der Regen fiel an diesem Tag unablässig; wenn die Clari-Marie aus dem Fenster blickte, sah sie es wie Schleier zwischen Himmel und Erde hängen, und das Grau war tief und endlos, kein Berg war sichtbar. Die schlanke Severina verließ das Haus und ging zur Lehrschwester, bei der sie, aus der Alltagsschule entlassen, noch Unterricht genoß; auch der Hansi ging bald nach ihr weg und nach der Rottalhütte hinauf. Die Stille des Hauses bedrängte die Clari-Marie; eine Last fiel ihr aufs Herz, es war ihr, als müßte sie tief, tief atmen, damit ihr leichter werde. Sie ging dann zu den Alten hinein; beide lagen still und schliefen. Da verlangte sie nach einer geregelten Arbeit, und sie tat in der Küche, wo sonst die Cille waltete, was da zu tun war. Die Stubentür stand offen, zuweilen horchte sie hinein und dann fiel ihr ein: nachmittags darf sie nicht mehr fort, die Severina! Nicht einmal jemand zum Fortschicken hast, wenn es irgend etwas gibt! Sie arbeitete weiter. Der Regen schlug ans Küchenfenster, gleichmäßig, tipp, tipp, und dann rann es in Bächen über das Glas. Plötzlich war ihr, als hörte sie ein Husten aus der Kammer der Alten, sie achtete kaum darauf, aber einen Augenblick später ging sie, unruhig geworden, doch hinein. Als sie an die Kammertür kam, tat sie zwei große Schritte. „Nun, was ist denn, Vater?" sagte sie.

Der Ziegler kniete aufrecht in seinem Bett, hielt sich an der Wand zu dessen Häupten und sah mit weitaufgerissenen Augen nach dem Bett seines Weibes hinüber. Er trug noch das Tuch um die Brust geschlungen, das ihm die Clari-Marie immer umlegte; es war verschoben und am Halse stand das rauhe Leinenhemd weit offen. Die Augen, die sonst halb eingetrocknet in den Höhlen lagen, quollen hervor. Die Lippen bewegten sich und stammelten verworrenes Zeug:

„Was — was ist jetzt — he, Anni, Anni, he!“ Zwischenhinein hüstelte er manchmal.

Die Clari-Marie schob ihn in die Kissen zurück: „Was ist denn, Vater?“ wiederholte sie, aber gleichzeitig blickte sie nach dem Bett der Mutter und sah ein fahles, kleines Gesicht, zwei gebrochene Augen: „Jesus!“ entfuhr es ihr.

„Gelt, sie ist tot?“ sagte der Chrisostomus, ganz klar und dann wieder weinerlicher: „Gelt, sie ist tot, die Anni, die arme?“ Dann fing er zu flennen an, kindisch, der alte Leib hatte nicht mehr Kraft für große Wallungen. „Gelt, sie ist tot?“ schluchzte er und: „gelt, jetzt ist sie doch noch vor mir, gelt?“ So kam es in kleinen Ausbrüchen wie Wellen auf müdem Wasser aus ihm heraus.

Die Clari-Marie trat zwischen ihn und die Tote. „Vater unser“, begann sie und drückte der Alten die Lider über die Augen. „Kommet, Vater, wir wollen beten,“ sagte sie dann, hob ihn mit starken Armen aus den Kissen und stützte ihn und hielt ihn unwillkürlich fest gegen sich, so daß seine Runzelstirn sich an ihre klare, glatte lehnte; zu reden war nicht viel, aber das sollte ihm wohltun, daß sie ihn ihre Nähe fühlen ließ.

„Gelt, gelt — jetzt ist sie tot,“ stammelte er. Und dann — „Jesses,“ schrie er ein wenig auf, die Augen wurden wieder groß, mit den Händen fuhr er in die Brust, dann sank er nach vorne ein.

„Vater,“ mahnte die Clari-Marie und noch einmal hastiger, schon mit etwas wie Erkenntnis in der Stimme: „Vater!“ Der Körper des Alten hing kraft- und leblos in ihren Armen. Es überlief sie kalt, sie ließ ihn in die Kissen zurückgleiten, riß ihm das Hemd an der Brust auf und horchte. Das Herz schlug nicht. Da blickte sie in das Gesicht des Chrisostomus, strich auch ihm die Lider über die Augen, sah von ihm nach dem andern Bett hinüber und schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht. Dann ging sie in die Wohnstube hinaus; sie wußte nicht warum, noch was sie wollte, langsam ging sie an der einen Wandseite hinauf und an der andern hinunter und wieder in die Nebenkammer zurück. Dabei empfand sie nichts als die Totenstille, die im Haus war, und ein Gefühl, als sei jenes ganz leer für immer und sie allein übrig geblieben. Sie nahm eine Stabelle, schob sie zwischen die zwei Betten und setzte sich, den einen Arm legte sie auf dieses Bett, den andern aufs andre, ganz ruhig, als ob sie sagen wollte: „So, Vater, Mutter, kommt, gebt mir die Hand.“ Dann saß sie lange, den schweren, breiten Oberkörper vorgeneigt, mit sinnendem Blick auf den Boden starrend. Das Licht in der Stube war düster, die Umrisse ihrer schwarz gekleideten Gestalt flossen mit dem Dunkel, das zwischen den zwei Bettstellen lag, zusammen, aber ihr festes, gelbbleiches Gesicht mit den scheinenden Augen und den Hautsäcken darunter leuchtete aus dem Dämmer. Eintönig spritzte der Regen an die Fenster, in der Stube selbst war eine fröstelige Kühle. Die Gedanken der Clari-Marie, die anfangs wirr gewesen, wie ein Strom brodelnd und gestaut von dem einen Empfinden: Mein Gott, jetzt bist ganz allein! wurden allmählich still, klar fließend, in Wellen zog es daher, und als die Clari-Marie inne ward, daß es gleichsam wie Bilder an ihrer Seele vorüberzog, war es ihr eignes Leben.

Das war ganz richtig: Viele waren schon aus diesem Leben hinausgegangen, drei ältere Brüder zuerst; den einen, den ältesten, hatte der Branntwein und das böse Leben früh vorweg genommen, den zweiten fällte die Tanne im Fallen, die seine eigne Axt umgeschlagen, der dritte, der jüngste, war schwächlich gewesen von Kind an. Sie, die Clari-Marie, hatte ihn noch gepflegt, als sie selber heranwuchs; er war der erste, von dem sie im Isengrund gesagt hatten: Wenn die Clari-Marie nicht gewesen wäre, wäre er viel früher gestorben! Damals — unversehens — war ihr Ruhm aufgewachsen, wie sie selber und die Schwestern erwuchsen. Starke Mädchen sind sie, die Zieglerischen, und rechtschaffene, hieß es im Dorf. Sie suchten die Viktorine auf, als der neue Pfarrer ins Dorf kam vor vielen Jahren und ließen ihr keine Ruhe, bis sie die Magdstelle bei ihm annahm. Und so ließen sie bei ihr, der Clari-Marie, nicht nach, bis sie zusagte und das Hebammenamt übernahm. „Eine aus dem Dorf muß hinunter in die Stadt und den Kurs mitmachen, und du bist dafür, Clari-Marie“, mit derlei Reden fingen sie an und mit allerlei Versprechungen hörten sie auf. End' aller Enden, auf alles Zureden hin nahm sie das Amt an, das sie sich schwer dachte und das doch noch schwerer war. Sie war damals schon über die ersten Jungfernjahre hinaus. Fünfundzwanzig war sie alt, als sie aus St. Felix zurückkam und ihr Amt antrat. Ein Jahr später kam der Truttmann, der Schreiner, ins Dorf, groß, schwarzbärtig, ein stattlicher Mensch, schien ruhig und recht und mietete die Werkstatt, die neben des Vaters Haus stand. Gleich nach den ersten Wochen hieß es im Dorf: Jetzt wird er wohl eines von den Zieglermädchen nehmen, der Schreiner. Was hätte er da eine von den jüngern nehmen sollen, wenn sie, die Clari-Marie, noch unversorgt war. Sie hatte sich nicht groß um die Mannsleute gekümmert, aber den Truttmann, als er ihr schönzutun begann, sah sie nicht mit Widerwillen an. Er arbeitete fleißig und hatte eine überlegene Art, die er sich im Talland geholt haben mochte. Zweimal, an Sonntagen, hatte ihr geschienen, er habe einen sonderbar weinroten Kopf und glänzende Augen, aber als er sie ums Heiraten fragte, war der Gedanke Meister in ihr: „Auswahl hast nicht im Isengrund, Clari-Marie! Warum sollst ein altes Mädchen werden,

wenn du es anders richten kannst!" Damit nahm sie den Truttmann ohne viel Bedenken. Das Aufgebot erging, zwei Wochen später gab der Pfarrherr sie zusammen. Es war nicht viel geändert durch die Heirat — nur, daß der Truttmann mit im Hause wohnte und sie, die Clari-Marie, die sich mit Arbeit nicht genug tun konnte, anfing, in der Werkstatt mitzuhelfen, wie ein Gesell. Ein paar Wochen ging das gut und schön; die gemeinsame Arbeit und das Vorwärtskommen, das sich auftat, war, was ihr zusagte. Da kam sie dahinter, daß der Truttmann öfters neben die Arbeit ging. Im „Löwen" hockte er und spielte; bald spielte und trank er halbe Nächte hindurch. Sie war keine zum Nachgeben. Es gab harte Worte; als er mit Worten nicht Meister wurde, wollte der Truttmann die Fäuste reden lassen. Aber er kam an die Unrechte. Ein halbes Jahr lang war ein Streiten im Haus, ein Aneinanderaufstehen, daß der Vater und die Mutter, die zwei kleinen, ängstlichen Leute, verschüchtert beiseite standen. Dann half ihr, der Clari-Marie, ein böser Kampfgenosse, der Branntwein. Sie dachte die Scheidung zu erzwingen, der Branntwein schied sie gleich so, daß kein Gericht mehr zu sprechen brauchte. Aber vorher kam das Unglück mit der Cille und daß die, still, brav und verschlossen, wie sie immer gewesen war, an einem jungen, glutäugigen Welschen, der eine Zeitlang im Dorf gewesen und nachher auf und davon ging, verunglücken mußte. Als es offenbar wurde, war denen in der Zieglerhütte, als müßte der Himmel einstürzen und sie alle begraben; auf die Cille hätten sie alle geschworen. Vater und Mutter verloren sich selber, sie warfen sich über den Tisch und flennten; zu helfen und zu raten wußten sie nicht. Der Truttmann fluchte und lachte abwechselnd. Die Cille flennte nicht, die war bleich und hatte verfallene Züge, wie ein Schatten schlich sie umher. Eines frühen Morgens schlich sie dorfaus, den Blick und die Gedanken hatte sie auf den See in der Tiefe gerichtet. Sie, die Clari-Marie, folgte ihr und brachte sie zurück. „Heim kommst, ja wohl, es wird der Sünde wohl genug sein," sagte sie dann zu ihr. Sie empfand, daß sie seit jenem Tage Macht über die Schwester hatte; die Cille war ihr folgsam, als sei sie noch ein Kind und sie die Mutter. Ja, und dann fand sie, die Clari-Marie, einen Ausweg: Vor den Leuten sollte das Kind, das kommen wollte, als das ihrige gelten! Sie sprach mit dem Truttmann unter vier Augen; in seiner knurrigen Art, die er angenommen hatte, seit sie ihm über war, schien er auf ihren Vorschlag einzugehen. Als das Kind da war, brüllte er es im Rausch im „Löwen" aus:

„Uns soll das Wurm gehören, mir und der Clari-Marie! Haha, wißt ihr's, wie das ist? Die Heimliche, die Scheinheilige, die den Herrgott noch getragen hat an der letzten Prozession, die Cille, hat das angestellt!"

Seit dem Tag konnte sie, die Clari-Marie, den Namen ihres Mannes nicht mehr hören; von da an war ihr kein Mensch so zuwider wie der, der die Schwester, Vater und Mutter, sie und sich selber verunehrt hatte. Ein Vierteljahr später war der Branntwein Meister, und traf den Truttmann der Schlag.

Wieder einer weniger im Zieglerhaus! Ein Jahr darauf nahm die Trine den Furrer vom Rottal zum Mann; da blieben die vier zurück, von denen heute abermals zwei abfielen, Vater, Mutter, die Cille und sie, die Clari-Marie! Jetzt — —

Draußen ging die Haustüre, die Clari-Marie hob unwillkürlich den Kopf, der ihr schwer war, halb nach außen lauschend, halb noch ganz von dem erfüllt, was in ihr war, blickte sie ins Leere. Da kam leise, zaghaft die Severina über die Dielen der Wohnstube; die Kammertür ging auf.

„Base Clari-Marie, jesses, sitzet Ihr da? Es ist so still im Haus, fast zum Erschrecken!" sagte sie, streckte erst das schmale, bleiche Gesichtlein herein, und schwang dann die biegsame Gestalt nach in die Stube. Die Clari-Marie fuhr zusammen. Dann stand sie mit einem Ruck vom Stuhl auf, schritt, in ihrem Wesen die schweigende, schwerfällige Kraft, mit der sie immer an alles Schwere ging, zur Severina hinüber und schob sie aus der Türe.

„Du mußt zum Pfarrer laufen," sagte sie halblaut, „er soll läuten lassen."

„Ist die Großmutter tot?" fragte die Severina und hatte furchtsame Augen.

„Beide, der Großvater auch!" sagte die Clari-Marie.

„Beide!" stieß das Mädchen heraus, fast hätte sie aufgeschrien vor Schrecken.

Die Clari-Marie nickte nur, ungeduldig. „Der Viktorine sagst, daß sie gleich kommt," trug sie ihr weiter auf, „und jemand soll sie zu deiner Mutter hinauf schicken, noch bevor sie kommt, die Viktorine."

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen; sie sah die Clari-Marie noch immer voll Schrecken und Traurigkeit an. Aber diese drängte: „Gehe, rasch!"

Die Severina, als sie nachher durch den Regen dem Pfarrhaus zueilte, wunderte sich, ob die Base Clari-Marie nie flennte wie andre Weiber, die die Toten doch mit reichlichen Tränen zu Grab schwemmten.

X

Die Totenstube im Zieglerhause war voller barmherziger Seelen. Das halbe Dorf saß da und betete. Die Stube war schön geschmückt, eine Menge Kerzen brannten rund um die zwei Betten. Die Rottalbäuerin saß in ihrem schwarzschäbigen Sonntagsstaat da, und die Pfarrmagd

saß neben ihr, auch der Furrer stand Hut in Hand, stammelnd, in einer Ecke, in einer andern lehnten nebeneinander der Hansi, im neuen weißen Hemd und Feiertagsgewand, blond und breit, und die Severina. Nur die Clari-Marie maß in der Werkstatt mit dem Töni Sargbretter zurecht.

„Ganz gleich müssen sie werden," sagte die Clari-Marie. „Nimm dieses Holz hier, das harte, saubere," sprach sie gleich darauf und zog eine Anzahl aneinander gelehnte Bretter aus einer Ecke. Der Töni schob die staubige Kappe aufs linke Ohr und schlarpte zu ihr hin. „Ja," sagte er und nickte, „ja". Aber die Arbeit schien ihm Bedenken zu machen.

„Such das neue Beschläg hervor, das schwere, versilberte," befahl sie wieder.

„Ihr habt es dem Fabrikanten zurückschicken wollen," warf der Töni ein.

„Jetzt brauchen wir's!" sagte sie.

Der Töni tuschelte in sich hinein, strich mit der Hand über die feuchte Stirn und legte langsam Hand an die Bretter.

„Der Hansi kann zum Maler-Toni gehen; morgen früh kann der kommen, bis dahin sind wir fertig."!

„Wie ich bis morgen fertig werde, weiß der Teufel."

„Meinst etwa nicht?" sagte die Clari-Marie, die schon unter der Türe stand. „Wenn wir zu zweien arbeiten, wird es wohl rücken." Sie schob das schwarze Tüchlein zurecht, das sie um den Hals gebunden trug, drehte sich ab und ging. Der Töni schnaufte schwer, spuckte und ging an die Arbeit. —

In der Stube sprachen sie von der Cille. Ob sie es schon wüßte? Ob sie in der Nacht zurückkäme?

„Ich habe ihr berichtet," sagte die Clari-Marie, die eben eintrat.

„So wird es der Jaun auch wissen?" fragte eine der neugierigsten unter den Weibern.

„Sie bringt ihn mit," gab die Clari-Marie zur Antwort. Sie trat zu den Betten der Toten, stand vor jedem eine ganze Weile still und betete. Der rote Kerzenschein umhüllte ihre schwarze, schwere Gestalt wie ein scheiniger Mantel, und messerscharf zeichneten sich die Ränder ihres Profils gegen den roten Schein. Aus den Reihen der andern fuhr manchmal ein Blick zu ihr hinüber, scheu, als müßte einer fragen: He, du dort, wann gehst wieder?

Sie blieb nicht lange. „Ich muß dem Töni helfen gehen," sagte sie leise zur Pfarrmagd, als sie die Stube wieder verließ; dem Hansi winkte sie, daß er mitkomme. Dann schickte sie diesen zum Maler. Sie selber ging nach der Werkstatt hinüber. Der Regen fiel noch immer; in braunen Lachen stand das Wasser zwischen Haus und Werkstatt, die Dächer troffen; in den Lüften war rieselndes, ödes, einschläferndes Geräusch. Und die Nacht kam; es dunkelte rasch, als ob eine Riesenhand über das Bergdorf griffe: da, zugedeckt bist!

Diese ganze Nacht hindurch war im Zieglerhaus ein ewiges Aus und Ein; es war kaum einer und eine im Dorf von denen, die gesunde Glieder hatten, die den verstorbenen Hundertjährigen nicht die Ehre antaten, am Totenbett zu beten. Zuweilen kam die Clari-Marie aus der Werkstatt herüber, sie sagte nicht viel dabei, mit kurzen Schritten trat sie an die zwei Betten, betete und ging wieder. In der Werkstatt stand sie nachher wieder stundenlang an der Hobelbank. Neben ihr arbeiteten der Töni und der Hansi; sie hobelten und hämmerten und maßen. Ihre Oberkörper neigten und hoben sich. Kurz, zitterig, mühsam sich aufrichtend bewegte sich der des Töni; zuweilen ächzte der Alte. Der runde, breite Rücken der Clari-Marie beugte sich schwerfällig langsam, aber ihr Hobel schnitt wuchtig; an ihren Handgelenken standen die Sehnen dick heraus. Der Hansi arbeitete, als hätte er eine Feder im Rückgrat. „Seht Ihr, Base, wie es rückt," sagte er, wenn er Brett zu Brett legte. Seine Augen glänzten dabei, als wäre heller Morgen statt nachtschlafender Zeit.

Am Morgen standen zwei fertige Särge mit Zierleisten und feinem schimmernden Beschläg auf dem Werktisch. Der Maler-Toni strich sie an und zog einen feinen Lack über die Farbe. Als sie fertig waren, riß der Töni die Werkstattür auf und ließ mit dem regengrauen Morgen die Schulkinder in die Werkstatt schauen, die gekommen waren, nach Ortssitte bei den Toten ein „Vaterunser" zu sagen, ehe sie zum Unterricht gingen. „Jesses, wie schön," entfuhr es dem ersten, der die Totenbäume sah. „Jesses, wie schön," durchlief es die ganze kleine Schar, aber die Clari-Marie kam, schnitt das Kinderhäuflein, das vor ihr auseinanderwich, mitten entzwei und hieß den Töni und den Maler anfassen. „Tragt die Särge in die Stube," sagte sie.

Als sie mit dem ersten aus der Tür traten, schloß sie diese. „Zum Großtun sind sie nicht da, die Totenbäume," sagte sie, „nur denen zu Ehren, die hineinzuliegen kommen." Dabei sah sie weder die Sargträger noch die Schulkinder an; so wußten sie nicht, zu wem sie gesprochen hatte; aber die Kinder und die Männer waren kleinlaut nachher.

In der Totenkammer ließ die Clari-Marie die Särge niedersetzen, dann faßte sie selber an und legte die Toten hinein.

Das Beten und Ab- und Zulaufen der Dörfler dauerte bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam der Pfarrherr wieder, der schon mehrmals dagewesen war. Er kam würdig durch die Tür hereingeschoben, nahm, was er an demselben Tage schon dreimal getan hatte, die Hand der Clari-Marie, die eben an ihm vorbeigehen wollte, blinzte



Im Herbst

Nach dem Gemälde von Franz Hoch (München)



sie mit feuchten Aeuglein zutraulich an und sagte, was er schon dreimal gesagt hatte: „Mußt es halt ertragen, Clari-Marie, weil es Gottes Wille ist."

Die Clari-Marie löste ihre Hände aus den seinen; nachher war es dem Hochwürdigen, als könnte er seine Worte, von ihr abgefallen, am Boden zusammenlesen. Er trat zu seiner Magd und sprach mit ihr, dem Rottalbauern und andern von der Cille. „Jetzt ist sie immer noch nicht da," wendete sich die Viktorine zur Clari-Marie; ihr feistes Gesicht schimmerte rot vor Fett und Zorn.

„Das Begräbnis wird sie hoffentlich nicht versäumen, die Cille," entrüstete sich der Hochwürdige.

Die Clari-Marie zuckte die Schultern.

Bald nachher verließ die Verwandtschaft und Freundschaft das Haus. Nur zwei Betweiber hockten die letzte Nacht bei den Toten.

Am frühen Morgen kamen die Gemeindeältesten und trugen die Särge auf den behördlichen Achseln zur Kirche und Grube. Den Rothornweg hinunter und die Dorfgasse entlang wälzte sich eine dunkle Schlange von Menschen, Männer und Weiber. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße war verschwemmt und durchweicht, die schweren Schuhe der Dahinstampfenden machten ein klatschendes Geräusch. Der Himmel hing herab wie ein graues, wassergetränktes Tuch, von dem jeden Augenblick ein Guß, die Poren sprengend, niederschießen kann. Im Leichenzug flennte keines so laut wie sonst, nur die Trine und die Viktorine, die zuvorderst im Weiberzuge und nebeneinander gingen, hatten rote Nasen und Augen und drückten die Sacktücher fleißig ins Gesicht. Die Clari-Marie und die Severina, die hinter ihnen schritten, hatten bleiche Gesichter, dabei war das strenge der breitschultrigen Truttmannin krankhaft gelb und das des blutjungen Mädchens durchsichtig wie schönes, klarweißes Wachs. Die Cille war nicht im Zuge.

Von der „Gräbt" kamen die Leidtragenden im Knäuel zurück, saßen nachher in der Wohnstube im Zieglerhaus beim Leichenschmaus, aßen und tranken und lachten. Die Rottalbäuerin wartete den richtigen Augenblick ab und fing an in der Nebenkammer nach Erbbarem zu stöbern. Die Clari-Marie wurde mitten im Leichenmahl zu einem kranken Weibe weggeholt.

Als sie zurückkam und vom Altdorf her dem Hause zuschritt, sah sie, noch ehe sie die paar Schritte am Rothornweg hinaustat, die Cille daherkommen. Diese kam, wie sie ausgegangen war, im schwarzen Staat, stützte sich auf den großen Schirm und hatte nicht große Eile, obwohl sie lange Schritte machte, so daß der Oberkörper hin und her pendelte. Die Clari-Marie sah scharf hinüber, setzte die Lippen zusammen, und ihre Brauen rückten näher aneinander. Langsam ging sie gaßauf, hielt auf der Schwelle des Zieglerhauses an und sah nach der Cille zurück, die unten in die Gasse einbog. Dann legte sie die Hand auf den Türdrücker, aber als sie die Stimmen der Tafelnden aus der Stube schallen hörte, blieb sie stehen und ließ die Cille herankommen.

Das trübe, graue Tageslicht war nicht stark genug, die Gasse hell zu machen, es lag ein traurig stimmendes Düster über dem steilen, steinigen Weg, und darin standen die zwei schwarzgekleideten Frauen, oben die Truttmannin, ein paar Schritte unterhalb der Haustür, noch verschnaufend, die Cille.

„Tag," sagte diese, sie blickte der Schwester mit einem fremden Mut gerade ins Gesicht, so als habe sie sich lange auf die Stunde vorbereitet und gestärkt.

„Wo ist der Jaun?" fragte die Clari-Marie. Beide standen nun am Hause und sprachen halblaut, mit einer langsamen Hast, als drängte es sie, das Wichtige zu besprechen, ehe ein dritter sich einmengte.

„Er ist unten. Noch in St. Felix ist er," gab die Cille Bescheid. Die andre blieb stehen, sagte nichts, nur über ihre breite Stirn war ein eigentümlich wolkiger Schein gebreitet, von dem sich nicht sagen ließ, woher er kam, und in ihrer ganzen Haltung lag ein ungeduldiges: „Nun, sprich weiter."

„Die Gräbt — ist — ist sie schon gewesen?" fragte die Cille; dabei fuhr sie sich mit der Hand unter die Augen und strich mit einem Finger eine Träne weg, eine wie sie zu ihr paßte, kurz, herb wie sie selber.

„Ja, warum bist nicht gekommen? Ich habe dir doch berichtet," sagte die Clari-Marie.

„Ich bin nicht weggekommen," gab die andre zurück. „Zuerst wollte ich gehen; und da war das grausame Wetter, und sie ließen mich nicht. Und dann sagten sie, daß es nun doch zu spät sei und dann — ich muß es selber sagen — es wäre zu spät gewesen und — der Jaun — hat mich behalten wollen und — dann — lebendig hätte ich sie doch nicht mehr gesehen den Vater und die Mutter — und —"

Wieder fuhr sie sich unter die Augen, preßte auch die Lippen zusammen und schluckte, als würge sie einen schweren Bissen hinunter.

„Ja, und wann kommt er, der Jaun?" fragte die Clari-Marie mit ihrer scharfen Stimme. Da hob die Cille den Kopf, der ihr vornüber gesunken war und sah die Schwester an wie zu Anfang mit etwas wie Mut und Trotz.

„Er kommt nicht," sagte sie.

„Was?" fragte die andre.

„Er — ich — wir, ich und du haben uns das alles ganz anders und ganz falsch vorgestellt.

Er — ich muß selber sagen — es wäre eine Sünde, ihm jetzt im Wege zu sein."

„So?" An den scharfen Backenknochen der Clari-Marie war ein Wallen des Blutes, auf einmal standen ihr zwei braunrote Flecken im Gesicht. Die Augen bekamen einen eignen Glanz, ihre Brust fing an zu arbeiten. Die Cille ihr gegenüber verlor gleichermaßen die Ruhe, auch ihr stieg das Blut langsam zu Kopf; keine von beiden konnte verleugnen, daß ein Sturm in ihrem Innern anhob, beide packte es langsam, aber mächtig, und in der Art, wie ihr halblautes Reden hastiger wurde, verriet sich deutlich, wie die Erregung sie meisterte.

„Sie haben ihm den Kopf verdreht, dem Bub, in St. Felix," sagte die Clari-Marie.

„Nein," gab die Cille zurück, „der hat es gut da unten wie noch nie in seinem Leben."

„Und du hast dir den Kopf auch verdrehen lassen."

„Tu mir den Gefallen und gehe eines Tages selber hinunter und laß dir erklären —"

„Ich wollte, daß ich müßte!"

„Aber jetzt im Ernst — —"

„So hast es denen zugegeben, daß er dort bleiben kann, der Jaun?"

„Ja. Er hat es jetzt einmal in sich, daß er ein Studierter werden will und kann."

„Ein Studierter!" die Clari-Marie lachte halb.

„Ein Doktor," sagte die Cille.

„Dann bleibt er also in der Stadt?"

„Hier oder doch im Kanton will er doktern, wenn er einmal darf."

„Hier aber nicht," sagte die Clari-Marie.

„Nicht?"

„Nicht, so lange ich etwas zu sagen habe!"

Jetzt sah die Cille der andern wieder in die Augen, erstaunt, zornig, heimlich voll Angst. Der Zorn wurde Herr. Sie krampfte die dürren Hände um den Schirm. „Meinst er könnte dich ausstechen?" fragte sie. Als es heraus war, erschrak sie selber über die Worte. Die Clari-Marie sagte kein Wort, es lief nur ganz sichtbar ein fahler Schein über ihr Gesicht, als erkalte sie innerlich. Dann drückte sie auf die Klinke und trat ins Haus.

Die Cille folgte ihr. In der Stube hob ein großes Fragen und Schwatzen an, als die Cille hereinkam. Die Clari-Marie ließ sich dort erst sehen, als jene schon unter den Gästen am Tisch saß und dahin und dorthin Rede stand.

Und just hinter der Clari-Marie, als diese, einen frostigen Zug im Gesicht, sich an den Tisch zu den andern stellte, kamen die Kinder des kranken Weibes hereingestoben, die sie schon einmal weggeholt hatten. „Ihr sollt gleich kommen, Clari-Marie. Es ist wieder schlimmer mit der Mutter."

Die Clari-Marie stand einen Augenblick, als hörte sie nicht. Sie sah mit ihren schwarzen Augen die Cille an, fast als fragte sie: „he, du, was sagst?" Die Cille wurde rot, das altgewohnte Ducken kam sie an.

„So kommet doch," drängten die Kinder, der Knabe zog die Clari-Marie am Rock, die Tränen schossen ihm aus den Augen.

Die Clari-Marie sah mit einem seltsamen, leuchtenden Blick über den Tisch hin. „Ich muß wohl," sagte sie, „solange er noch nicht hier ist, der andre, der Doktor!" Es rann wie ein Zittern über ihre starke Gestalt, und die Stimme klang voll Hohn. Dann ließ sie sich von dem Buben hinausziehen.

Die Gäste sahen einander an. „Was hat sie jetzt?" fragte eine Frau.

„Warum ist sie jetzt so im Zorn?" erkundigte sich der Rottalbauer. Da stand die Cille vom Tisch auf, ganz bleich, mit von innerer Qual verzerrtem Gesicht. Die Arme hingen ihr lang herab. Jetzt hob sie sie ein wenig.

„Er — er will Doktor werden, der Jaun," sagte sie mit bebenden Lippen „und sie ist nicht zufrieden, die Clari-Marie."

XI

Die kleine Welle, die im Lebenssee derer vom Isengrund entstanden war, als die zwei Ueberzeitigen, der Chrisostomus Ziegler und sein Weib, gestorben waren, glättete sich wieder. Im Zieglerhaus kamen sie am längsten nicht ins Gleise. Dort lag ein paar Tage eine Schwüle auf den Inwohnern. Der Hansi und die Severina vergaßen das Schwatzen. Der Töni stand von den Mahlzeiten früher als gewöhnlich auf und rauchte seine Pfeife in der Werkstatt statt am Tisch in der Wohnstube. Zum Hansi meinte er: „Du Bub, jetzt kann's denn wieder besser Wetter geben da bei euch, sonst, beim Eid, laufe ich davon." Der Hansi tat, als höre er nicht. Er hing an der Clari-Marie und schwieg, weil er nicht wußte, mit was er sie verteidigen sollte. Daß sie an dem heimlichen Unfrieden schuld war, ließ sich nicht leugnen. Die Cille ging umher wie eine Geschlagene. Wenn sie meinte, allein zu sein, schoß ihr das spärliche Wasser in die Augen, wie das so war bei ihr, und sie würgte an ihrem heimlichen Kummer. Die Clari-Marie lebte ihr nicht zuleid, aber sie gab ihr nur die Worte, die sie mußte, daneben tat sie laut, mit einer hallenden Bestimmtheit, ihr Tagwerk, es war, als schäle sich aus der sonst so stillen, ängstlichen, zurückhaltenden Frau langsam eine andre, herrische heraus. Aber auch die Schwüle im Zieglerhaus löste sich allmählich. Die Dorfnot, die immer und wie vorher an die Tür der Clari-Marie klopfte und die auch die Cille stets mit hatte lindern helfen, half den Schwestern wieder zusammen.

Drei Tage nach dem Begräbnisse wagte die Severina eines Morgens beim Frühstück die Frage:

„So kommt er also gar nicht mehr heim, der Jaun?"

Das war nicht klug gefragt, aber die Neugier plagte die feine Severina, und bisher war keines im Hause darüber klar geworden, was im Tal unten mit dem Jaun, dem Buben, der schon so lange fort war, vorging. Die Frage war nicht klug.

„Nein, hier ins Haus kommt er nicht mehr, der Jaun," gab die Clari-Marie zur Antwort.

Die Cille bekam einen roten Kopf und neigte sich tiefer über ihre Milch.

„Es ist schad," sagte die Severina, „ich habe ihn gern, den Jaun."

„Der wird wohl anders geworden sein in der Zeit," warf der Hansi ein.

„Ein Herr," sagte die Clari-Marie hart.

Dann standen sie vom Tisch auf.

Der Hansi stieg nach dem Estrich hinauf, als er herabkam, trug er ein schweres Beil auf der Schulter. „Ade," rief er in die Küche hinein.

„Ade," gaben die Cille und die Severina von dort zurück. Er verließ das Haus, schob drüben die Werkstattüre zurück und blickte hinein. Die Clari-Marie und der Töni standen an der Arbeit.

„Ich gehe jetzt, ade," sagte der Hansi.

Die Clari-Marie sah ihn zerstreut an. „Wohin?" fragte sie.

„Heute ist doch Dienstag," gab er zurück, „ich muß doch ins Holz mit dem Vater."

„Jaso," sagte die Clari-Marie. Dann trat sie hinter der Hobelbank hervor und zu ihm in die Tür. Sie zupfte ihm das blaue Ueberhemd am Halse zurecht. „So geh halt," sagte sie und dann — gleichgültig — „schön Wetter ist heute," stand neben ihm und schaute den Rothornweg hinauf, über den herab das Gold eines hellen Morgens quoll.

Der Hansi streckte ihr die Hand hin, die schwielig und breit und stark war und leuchtete sie mit den heiteren Augen nahe und fröhlich an. Sie nahm seine Hand. Dann ging er, und sie blieb unten am Weg stehen und sah ihm nach.

Mit den schweren Schritten derer vom Isengrund stieg er bergan, das war immer, als zwinge jeder eigensinnig und beharrlich widerspenstigen Grund unter die Füße, wo die zu steigen anhoben. Er trug hellblau gestricheltes Kattungewand, die Hose, die über die Wadenmuskeln straff gespannt saß, und das Stallhemd, das, in die Hose gepackt, sich fest um die schlanken Hüften legte. Der nackte Fuß steckte in Holzsandalen. Der braune Kopf war bloß, und die weiße Locke schien, als liege eine Lichtflamme auf dem vollen Haar. Er war breitschultrig geworden, und das Gesicht war jetzt fest und gesundfarbig. An den Schläfen und an der Oberlippe sproßte der blonde Flaum.

Höher und höher stieg er, jetzt erreichte er die Stelle, wo die haarscharfe Grenze zwischen dem Schatten des Talgrundes und dem Goldschein in der Höhe lief. Da sah er sich um. Warm umfloß es seine kräftige Gestalt. Er winkte hinab und jauchzte.

Die Clari-Marie stand noch immer dort; sie sah seine hellen Augen blitzen. Er aber konnte nicht wissen, daß in den ihren etwas wie Sehnsucht stand und daß hinter ihrer Stirn ein Gedanke arbeitete: ‚Wirst mir auch verloren gehen wie — wie der Jaun?'

*

Der Hansi setzte seinen Weg fort. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse. Als er auf die Bergrippe trat, wo der Rottalgaden stand und der Weg nach seines Vaters Hütte hinüber abzweigte, stand drüben seine Mutter und rief ihm das „Tag" zu. Er grüßte zurück. Darauf schrie sie herüber: „Der Vater hat auswärts müssen, du sollst allein hinauf gehen; es ist alles Holz angezeichnet, was geschlagen werden soll."

„Gut," gab er zurück; dann im Weiterklimmen fiel ihm etwas ein, was ihm das Blut ins Gesicht trieb: Nicht einmal herüberkommen hat sie dich lassen, die Mutter! Damit — damit sie dir nichts zu essen mitgeben muß! Er griff in die Hemdfalten; da steckte Brot und Käse, die ihm jeden Morgen bereit lagen, ehe er zur Arbeit ging. Das spendete die Clari-Marie; die andre aber, die eigne Mutter, war froh, daß sie keine Kinder mehr zu füttern hatte. Pfui!

Als er unter die Waldstämme trat, vergaß er den Groll. Der Wald duftete, der blaue Himmel sah hier und dort herab, leuchtend und hoch, und der Sonnenschein lag auf glänzenden Tannenästen. Manchmal stieg aus dem Kranz dunkler, goldübergossener Kronen ein grauer Felsturm, ein moosumsponnener Block und Flämmlein Lichtes brannten an ihm, wo er eine Glimmerschuppe trug. Allmählich lichtete sich der Wald, das Rothorn schimmerte durch die Bäume, mächtig, hoch, den fahlen Mantel seiner Gletscher wandelte die Sonne in ein silberbrennendes Meer. Drunten lagen die grünenden Alpweiden, weit streckte es sich über Berg und Berg. Der Hansi machte Halt, er streifte die Aermel seines Hemdes an den weißen, festen Armen hoch, legte die Kattunbluse unter einen Baum, das Eßzeug darauf; dann sah er sich um, eine Anzahl der nahen Tannen trugen weiße Schlagzeichen, das Harz floß aus ihnen; wer näher zusah, konnte des Rottalbauern Namenzeichen erkennen. Der Hansi stellte sich vor den nächsten, schwang einmal die Axt wie zur Probe, dann holte er weit aus, sausend fuhr sie in den Stamm. Schlag auf Schlag folgte, der junge Körper wand sich in schönem, gleichmäßigem Vor und Zurück; wenn ein Schlag saß, ächzte das Holz und fuhr jedesmal

ein Laut über Hansis Lippen, der fast wie ein kurzes, frohes Lachen war, sein Gesicht rötete sich, auf der Stirn standen Schweißtropfen. Als die Tannenkrone zitterte und zu schwanken begann, hielt er inne. Langsam neigte sich der Stamm. Da legte der Hansi das Seil um ihn, das er um den Leib getragen hatte und zog. Ein Splittern und Krachen, die Nachbarbäume griffen mit hilfreichen Aesten nach dem stürzenden Genossen, der aber peitschte sie mit den seinen und fuhr zwischen ihnen hindurch zu Boden. Da ängten vom Alpsaume her ein paar Ziegen nach dem Holzer; der sah sie und lachte ob der neugierigen Gesellschaft; sie mochten von einer Weide herübergestrichen sein; er hatte sie vorher nicht bemerkt. Als er sich an das Entästen des Baumes machte, stand der Kehle-Gisler, der Lätz, bei den Ziegen, und sein Gesicht mit der langen Nase und dem weißschwarzen, langen, dünnen Spitzbart war kaum von den Ziegenköpfen zu unterscheiden. Nach geraumer Zeit erst erkannte ihn der Hansi, lachte laut auf und hielt in der Arbeit inne. „Bist du's?" fragte er hinüber.

Der Gisler lachte mit, daß die gelben Zähne breit aus dem Munde standen, dann brach er langsam samt seinen Geißen durch das Unterholz herein. „Tag," sagte er.

„Tag," gab der Hansi zurück. „Hütest?" fragte er.

„Ja," sagte der Gisler und stützte sich auf den Haselstock, den er in der Hand hielt und an dem eine Peitschenschlinge befestigt war.

Der Hansi fuhr in seiner Arbeit fort, aber der Gisler setzte sich auf einen Moosfleck unter einer Tanne, zog eine Pfeife aus der fleckigen und flickigen, uralten Hose und stopfte sie. Die langen, dürren Beine steckte er ins Grünwerk des Bodens. Dornen stachen fröhlich durch den dünnen Hosenstoff, Gras und Blattwerk schmiegte sich an das armselige Gehgestell, auf dem einen erdgrauen Holzbodenschuh tummelten sich Ameisen, auf dem andern schwarzbraunen Fuß, wo dieser nackt aus dem Holzschuh trat, lag eine weiße Waldblüte fest in den Lederriemen geklemmt, lag da wie das erste Flöcklein Schnee auf dunkelm, gesprungenem Erdgrund. Die Ziegen nagten an den Büschen, da eine, dort eine, inzwischen kamen der Alte und der Bub in ein Gespräch, das so kurz und abgehackt klang wie Hansis Beilschläge.

„Bist am Sonntag mit einem Stadtherrn auf dem obern Tierstock gewesen, scheint's?" fragte jetzt der Hansi. Der Gisler schmauchte.

„Ja," nickte er.

„Das ist ein böser Berg," meinte der Hansi.

„Leicht ist er nicht," gab der andre zurück. „Es kommt auch darauf an, wie man ihn anpackt." In langen Pausen fuhr er weiter fort: „Wenn du einen mit dir hast, der das Klettern versteht und nicht Angst hat, kommst überall durch. — Der Herr vom letzten Sonntag ist schon einer gewesen, der gehen kann. — Aber nachgeben hat er doch müssen, wie es durch die Wildflühen hinaufgegangen ist." Bei diesen Worten zog der Gisler die Zähne ein. Ein Ausdruck stiller Freude und verborgenen Stolzes lag in seinem Gesicht, in seinen Augen besonders. Hansi hielt inne; es zwang ihn etwas, daß er den Gisler ansehen mußte.

„Er ist dir nicht nachgekommen, meinst?" fragte er.

„Ja, ja," sagte lachend und nickend der andre. Dann drehte er sich, sprang auf wie ein Junger und stieß einen eigentümlichen Lockruf aus. Der Hansi schlug die letzten Aeste vom gefällten Stamm, kahl und lang lag dieser da. Der Gisler lockte noch immer. Zweige knackten, nacheinander brachen die Ziegen, die sich unter den Stämmen verloren hatten, durch das niedere Reisig. „Lug, der Teufel, der Teufel ist wieder fort," schimpfte der Gisler und knallte mit der Peitsche, dann ging er dem Waldrand zu, sah sich um, trat weiter in die Alpweide hinaus und spähte; seine Brauen standen wie Ecken, und unter ihnen fuhr ein Blick hinaus wie Feuerzüngeln. „Komm, sieh," schrie er jetzt nach dem Hansi hinüber. Der legte die Axt weg und kam zu ihm.

„Sieh dort! Die hat beim Eid einen Gemsbock zum Vater gehabt und keinen Geißer, die! Alleweil vergeht sie sich, alleweil ist sie an jeder Stutzwand oben," sagte der Gisler. Er wies westwärts, wo Wald und Alp wie abgeschnitten waren und ein schroffer Felskegel turmgleich in den Himmel hinauf stach. Auf seiner dem offenen Alpgrund zugewendeten Seite hingen da und dort grüne Grasbüschel aus dem rissigen, grauen Gestein, da war ein Band und dort eines, hoch in den leuchtenden Morgen hinaus hing vom Fels wie ein Fähnlein eine schwankende, weiße Hauswurzdolde, und oben, noch höher, so hoch, daß einem das Genick weh tat, wenn man hinaufschaute, zuckte es golden und wie Feuer, als schmiedete einer die Sonnenspieße, die von allen Seiten auf den nackten Felskopf stachen. In der Mitte der senkrechten Wand, auf breiterem, grünem Sims stand eine weiße Ziege und meckerte, stand da, ging einmal vorwärts und einmal zurück und konnte nicht weiter.

„Hinauf kommt sie immer, der Teufel, der Teufel," schalt halb lachend der Gisler, „aber zurück —"

„Solltest nicht glauben, daß es möglich wäre, daß eine da hinauf käme," sagte der Hansi.

„Ich sage ja, von einer Gemse kommt sie her, die, eineweg."

Er ging in den Wald zurück. „Wir müssen von hinten hinauf, von hinten ist er nicht so stutzig, der ‚sonnig Kögel'!" rief der Hansi ihm nach. „Kannst mich von oben herunter seilen."

Da stand der Gisler schon wieder am Waldsaum. „Das kann ich allein, Bub," sagte er. „Gibst mir dein Seil?" fragte er, hielt schon das dünne, feste Hanfseil in Händen und murmelte: „Es ist lang genug." Eine Antwort wartete er nicht ab, ging zwischen Wald und Alphalde hin und hatte auf einmal einen seltsamen Schritt, groß, weit, daß die Holzschuhe nicht mehr klapperten und der ganze hagere Mensch wie aus angespannten Sehnen gebaut schien. Der Hansi ließ sich ins Gras nieder, breit, behäbig, als meinte er: „Gern sehen will ich, was jetzt werden will."

Nach einer Weile kam der Gisler von hinten herum am Felskegel herangestiegen; einen Augenblick schien es, als schreite er auf den spitzen Tannengipfeln, die sich wie neidig und mit gereckten Hälsen neben der Felswand emporstreckten. Mit unheimlicher Schnelligkeit klomm er die Wand hinan, das Seil hatte er um den Leib gewunden, jetzt hackte er die Finger in einen Spalt, jetzt setzte er den runden Rand des plumpen Holzschuhs auf ein halbhandbreites Steingesims. Nicht einmal abgelegt hatte er sie, die Schuhe.

„Herrgott," sagte der Hansi, stand auf und dehnte die Brust und hatte Herzklopfen, halb vor Freude, halb vor Angst. Als er es gesagt hatte, stand der Gisler schon bei seiner Ziege; er stieß einen kurzen Jauchzer aus. Dann legte er das Seil in einer Schlinge dem Tier um den Hals. Das andre Ende band er sich wieder um den Leib und maß die Höhe der Wand. Schwarz stand sie vor ihm auf. Mit derselben stillen, zähen und jähen Sicherheit, mit der er den ersten Weg überwunden hatte, klomm er den oberen Teil der Wand empor. Jetzt straffte sich das Seil.

„Ju — hu — huhu," jauchzte der Gisler; der Hansi sah, wie er am Seil nestelte und dann auf der Platte des Felsens mit einem Ruck sich über den Rand hineinwarf. Einen Augenblick später tauchte dort sein seltsamer Kopf auf, das spärliche Seilende steckte ihm zwischen den Zähnen. Dann griffen seine Arme herab, die Ziege schwebte, am Halse angebunden und zappelnd, in der Luft; in wenigen Augenblicken hatte er sie oben bei sich und riß sie auf den Felsknauf hinauf, wie vorher sich selber.

„Herrgott," sagte unten der Hansi noch einmal, dann ging er nach seinem Arbeitsplatz zurück, holte Brot und Käse aus der Tasche und machte sich ans Mittagsmahl. Er war noch nicht zu Ende, als der Gisler mit der Ziege bei ihm stand.

„Hinten herab ist der ‚Kögel' weich wie ein Schlittweg, unten bist, bevor du's denkst," sagte er.

„Du bist schon einer, an der jähen Wand da hinaufzugehen," sagte der Hansi.

„Ja, gehen kann ich," sagte der Gisler ganz schlicht, „das sagen die Stadtherren auch." Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Willst sehen, was sie mir schicken und schenken, die Stadtherren?" fragte er. Auf die Antwort wartete er nicht, lockte die Ziegen und stieg durch den hängenden Wald eine Strecke bergab. „Komm," winkte er dem Hansi.

‚So lang du Mittagszeit machst, kannst mitgehen,' dachte der Hansi, packte die Restbissen zusammen und schritt kauend und langsam dem Kehle-Gisler nach.

XII

Eine „Kehle" war in den Berg geschnitten, eine breite, grüne Rinne, in der da und dort ein Steinbrocken lag. Diesseits und jenseits trat der Wald zurück, als hätte Wildwasser sich Raum geschaffen, aber es fuhr nur manchmal im Winter ein sanfter, kurzer Schneerutsch die Rinne hinab; der alte Wald stand, wie ihn der Herrgott hatte wachsen lassen. Ueber der Kehle lag ein Block, ein haushoher Steinkerl, der irgendwo in der Höhe seinem Mutterfels abgesprungen, über den weichen Alpboden gehüpft war und mit dem letzten faulen Ruck sich nah an die Grasrinne herangewälzt hatte. So nah, doch nicht näher stak der Steinkerl da oben im Alpboden, daß des Gislers Hütte noch Raum hatte zwischen ihm und dem abschüssigen Rand. Angelehnt an den Stein und wie ein ängstliches Jungding bei ihm unterkriechend stand dort das, was der Gisler ein Haus nannte. Es war ein Gefüge von Balken und senkrechten Brettern, ein schiefes, halbes Schindeldach hing unter dem Felsen hervor. Die tannenen Bretter waren grau; wo sie im Alpgrund fußten, morschten sie übel, und keine Deckleiste schloß die Fugen zwischen Brett und Brett. Hoch oben, nah unterm Dach, war ein kleines, ganz sauberes Fenster; weil die Bretterwand schief gegen den Fels stand, war das Fenster nicht mehr dem weiten Taljenseits, sondern fast mehr nach oben, dem Himmel zugewendet, und da war es nun, daß es schien, als tue die armselige Wohnstatt aus dem Fenster einen offenen, gläubigen, fröhlichen Blick zum Himmel auf. Den Eingang in die Hütte hatte der Kehle-Gisler von der Westseite, da war eine fürnehme Tür. Ehemals war es eine Schranktür gewesen, das Verschlußbrett an einem so elenden Wackelgestell, daß der Dorfwaibel vom Isengrund es des Pfändens nicht wert gefunden, als er vor Jahren den Lätz um seine ganze Habe gebracht hatte. Jetzt stand es von außen angelehnt an die zwei Hüttenseiten, inwendig waren vier Nägel geschlagen, an denen Schnurschlingen hingen. Blies der Sturm, so hingen sie von innen die Tür fest, damit sie nicht fortgetragen wurde.

Der Gisler, als er mit dem Hansi daherkam, schob das Türbrett beiseite. „Komm, so komm," sagte er, bückte sich und schlüpfte in den Bau. Dem Hansi verschlug es beim Eintritt den Atem; eine Stickluft strömte ihm entgegen. Als er

zwischen den Türpfosten hindurch trat, war ihm, er müßte die breiten Schultern einziehen, damit er sich durchzwänge. Als er drinnen war und die Augen sich an das sonderbare, vom Rauch gestörte Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, gewöhnt hatte, fand er, daß der Gisler besser wohnte, als er erwartet hatte und als die vom Isengrund immer ihm nachlästerten.

„Komm und setz dich an den Tisch," sagte der Lätz, „wenn du noch magst, kannst mit uns Imbiß haben."

„Tag, Hansi," sprach da jemand aus einem andern Hüttenteil, und während der Lätz, der eine lehnenlose Stabelle fand, um sich zu setzen, sich umwandte, sah jener wie die Hexe im Märchen die Claudi, das Buckeli, die mit der Severina zur Schule gegangen war, in einer Art Schlupfwinkel stehen. Dort stand ein roher, steingeschichteter Herd, dessen Töpfe nicht hoch sein durften, weil sie sonst an die Felswand stießen. Das Herdfeuer brannte. Ein rostiges, zwischen Herd und Steindach gezwängtes Blech wehrte notdürftig dem Rauch, in die Hütte vorzudringen, und ein ebenso rostiges Rohr half ihm nach hinten irgendwo ins Dunkel hinaus abzuziehen. Die Claudi rührte in einer Pfanne, stand in einem rotbraunen, dünnen Rock, der am Halse offen war, in einem Dunstqualm und hatte das schmale Gesichtlein ihm zugewendet. Es war rosig von der Herdhitze, und das braune Haar hing feucht und wirr um beide Seiten, aus diesem schmalen, rosigen Rund mit dem Haargewirr darum schauten die Augen; wäre es noch dämmeriger gewesen, hätte einer meinen können, zwei Lichter schienen im Dunkel.

„Tag, Claudi," sagte der junge Furrer ganz spät; er war fast verlegen und wußte doch, daß die vom Isengrund den Gisler, den „Lätz", geringer achteten als ihr Rindvieh.

„Du bist, meine ich, noch gar nie bei mir gewesen, solang wir uns schon kennen," sagte der letztere jetzt, saß am Tisch und sägte mit seinem Sackmesser an einem Roggenbrotlaib. Der Tisch stand da wie auf Gichtbeinen, war klein, wackelig, tannen; aber er war sauber wie die beiden Stühle. Viel andres enthielt die kleine Hütte nicht, nur an Schnüren und Stangen hingen und auf Bretterregalen lagen eine Unmasse neue, herrliche Dinge, warme Strümpfe, warme Kappen, Hosen, Röcke, feste Schuhe, ein paar neue Gletscherseile, ein halbes Dutzend Eispickel und dergleichen mehr. Auf denen fuhr jetzt des Hansis Blick herum, während die Claudi in der Pfanne die Suppe herbeitrug und sie in zwei Blechteller schüttete, die der Gisler aus der Tischschublade gezogen hatte.

„Beim Eid, noch nicht hier gewesen bist," wiederholte dieser.

„Nein, nein," sagte der Hansi. Daß du mir dem „Lätz" nicht nachlaufst, dem Gottlosen, der nie in eine Kirche geht, hatte ihn die Clari-Marie schon immer gewarnt.

„Willst jetzt Suppe?" fragte die Claudi; sie hielt noch einen Rest in der Pfanne zurück und sah den Hansi frei an. Wie sie jetzt dastand, erschien sie ganz groß gegen vorhin; sie wuchs auch wie die Severina und war schlank, von weichen Gliedern, nur der Kopf saß tief im Nacken, der Rücken hatte sich nicht ausgewachsen, der war hoch und gewölbt.

„Nein, dank," sagte Hansi, die Suppe zurückweisend; da schüttete die Claudi dem Vater den Rest in den Teller und stellte die Pfanne hinten in die Steine. Gleich kam sie zurück an den Tisch und hob an mit dem Gisler im Zweitakt die Suppe zu löffeln.

„Ja, siehst jetzt," sagte der Alte unterm Essen zu dem Hansi und wies auf die Regale und Stangen. „Da siehst, wie sie's gut meinen, die Stadtherren."

„Bei Gott, ein ganzer Kaufladen," sagte der Hansi.

„Gelt, er könnte das verkaufen, der Vater!" warf die Claudi ein, „es gäbe gerade ein schönes Stück Geld."

Das will ich nicht!" sagte der Gisler; dabei blitzten seine Augen ganz stolz. „Das sind so gut wie Zeugnisse, sind sie, die Dinger da; wenn sie nicht zufrieden gewesen wären, die Stadtherren, hätten sie nichts geschickt."

Die Claudi tat darauf etwas Sonderbares, strich dem Gisler über die runzelige, graue Stirn, strich ihm die schwarzgelben Haarsträhne zurück und schmeichelte an ihm herum, als müßte sie ihm etwas abbitten. „Ja, ja," sagte sie dabei. Den Hansi lächelte sie an, als wollte sie fragen: Gelt, das ist einer? Dann stützte sie sich mit beiden Ellbogen auf des Alten Schultern, daß sie wie eins mit ihm war und der Hansi sehen konnte, was die vom Isengrund schon alleweil sagten: Wie eine Klette hängt das Buckeli an ihrem Vater.

Jetzt kamen die Ziegen durch die Tür gestrichen, die Claudi fütterte sie mit ein paar Brotstücken, trieb sie dann wieder hinaus und hägte mit der Tür den Eingang wider sie ab.

Der Gisler war aufgestanden, kramte auf einem Wandbrett und holte ein in schwarzes, vergriffenes Leder gebundenes Buch herab. „Siehst, jetzt," sagte er zutraulich, „das muß ich dir noch zeigen, da kannst lesen! Wenn ich schon das Patent nicht kaufen kann, sie sind eineweg gut wieder heimgekommen, die Herren." Er blätterte in seinem Führerbuche. Seite an Seite war in Bleistift und Tinte beschrieben. Der Hansi sah in das Buch und las Zeugnis um Zeugnis. „Ja, ja," sagte er. Das Staunen über all das Gute, das in dem Buche stand, klang in seiner

Stimme. Des Gislers Gesicht war ganz von Freude durchzündet. Plötzlich lief er vor die Tür hinaus, stellte sich vor den Türpfosten, wo die Halde sich steil senkte und der Blick frei in alle Welt flog. Dort fing er an zu jodeln, schrill zuerst, fast wild, dann sanfter und schön, langgezogen und zart, daß die Töne waren wie singende Kindlein, die Hand in Hand in langer, stiller Reihe ins Blaue hineintrippelten, aufwärts an die eisweißen Berge, hin über Gletscher, hin über leuchtende Kämme ins Unendliche hinaus.

Die Claudi stand an ihrem Herd und reinigte die Pfanne, sah dabei mit den tiefliegenden Augen nach dem Hansi, der, ihr den Rücken wendend, befangen und unbeholfen dasaß.

Als der Gisler nicht zurückkam, erhob sich der Bub. „Ja, so will ich jetzt wieder an die Arbeit," sagte er. Draußen erstarb just das Jauchzen.

„Gelt, er jodelt schön, der Vater?" sagte die Claudi und sah versonnen geradeaus.

„Ja," sagte der Hansi und dann: „Jetzt muß ich aber —" damit wendete er sich ab und ging hinaus.

„Willst wieder hinauf?" fragte der Gisler, als er über die Schwelle trat.

„Ja, jetzt will ich wieder," gab er zurück, ging an dem Alten fast so demütig vorbei, als ob er ein Herr wäre, und wußte doch selber nicht warum. „Ade," grüßte er, Schritt für Schritt sich drückend, „und Dank," fügte er über die Achsel zurückblickend hinzu, dann bog er hinter dem Felsen ab dem hängenden Wald zu. Er vernahm, wie der Gisler die Ziegen lockte; nach einer Weile konnte er hören, wie er die Tiere in einer andern Richtung bergan wieder zur Weide brachte. Er selber machte Beine, daß er auf seinen Holzplatz kam. Ungestüm machte er sich an die Arbeit. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse, krempelte die Aermel wieder zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn und das dichte, wollige Haar. Nach einer Weile glitt sein Blick zufällig ins dunkle Unterholz unfern der Stelle, wo er stand; er stutzte einen Augenblick, dann arbeitete er, in sich hineinlachend, weiter. Es war ihm gewesen, als hätten aus dem gründunkeln Buschwerk zwei Augen gesehen, just so, wie in des Kehle-Gislers Hütte die der Claudi aus der Herdecke geleuchtet hatten! Die Splitter flogen vom Baume. Er schlug und schlug. „Beim Eid," entfuhr es ihm dann plötzlich, und er ließ den Axtgriff fahren und ging auf einen Busch zu. „Bist es oder bist es nicht?"

Da sprang dahinter die Claudi wie ein Wetterhexlein auf und lachte.

„Was willst?" fragte er, drehte sich um und tat, als müßte der ganze Wald noch am gleichen Abend liegen.

„Ein wenig zuschauen habe ich wollen, wie du schaffst," sagte die Claudi, trat auf den von Spänen besäten Platz und legte die Arme leicht übereinander. Er kümmerte sich kaum um sie, zog aus und schlug zu.

„Kraft hast denn noch," sagte die Claudi. Da mußte er lachen, und ihre zutraulichen Augen machten ihm warm. Heimlich wunderte er sich, wie lang die Claudi noch dastehen würde. Die wiegte sich ein wenig hin und her, der alte Rock schlug ihr um die Beine, die blauen, mit schwarzer Wolle gestopften Strümpfe waren sichtbar darunter, der Rock reichte just bis an die knapp ansitzenden rauhen Schäfte der zerrissenen Schuhe. „Es ist jetzt schon ganz lang her, daß wir nicht mehr in die Schule gehen," begann sie wieder. „Wie alt bist jetzt?" fragte sie dann.

„Einundzwanzig," gab er zurück. „Dieses Frühjahr habe ich die Rekrutenschule gemacht."

„Und ich fünfzehn," plauderte die Claudi. Ihr Gesicht lebte, wenn sie sprach, und ihre ganze Gestalt redete gleichsam mit, denn es war Bewegung in jedem Gliede. Der Hansi konnte nicht helfen, daß sie ihn mit ihrem Schwatzen ansteckte.

„Jesses, weißt noch, der Tresch, wie der manchmal geflucht hat?" sagte sie jetzt. Als sie auf den Lehrer zu sprechen kamen, kamen beiden die Erinnerungen.

„Jesses, weißt das noch?"

„Und das?"

Allmählich wurden sie eifrig; er stützte sich auf das Beil. Nach einer kleinen Weile schielte er nach einer Sitzgelegenheit, ging zu dem dicksten der geschlagenen Stämme und ließ sich darauf nieder. Nicht einen Augenblick standen ihnen die Mäuler still derweilen, die Claudi besonders war wie aufgezogen, die lachte und lachte.

„Komm, setz dich auch," sagte der Hansi, Sie sah den Stamm an, der ihr zu dünn zulief.

„Das ist mir zu niedrig," sagte sie. Dann streifte ihr Rock sein Knie. Sie kicherte. „Ich kann mich ja dir aufs Knie setzen."

„Komm nur," sagte er ganz ernsthaft.

„Ah bah," zierte sie sich.

„Komm," wiederholte er und streckte den Arm nach ihr aus. Aber sie entwischte. Einen Augenblick schwiegen sie, sahen sich nur mit lustigen Augen an; aber die Claudi wußte gleich wieder Neues und als sie sprach, kam sie unwillkürlich näher. Da faßte der Hansi zu und zwang sie, daß sie sich ihm aufs Knie setzte, sie stieß einen kleinen Schrei aus, er legte die Finger um ihren Arm und stützte sie. Dann fügte sie sich willig; eine Weile plauderten sie weiter. Warum ihnen die Worte seltener wurden, wußten sie nicht.

Die Sonne stand jetzt mehr westwärts; die Hitze des Tages wich aus dem Forst, ein leiser Wind rührte die Kronen, der Wald atmete wie in tiefen, friedlichen Zügen. Der würzige Atem strich den beiden an den heißgewordenen Wangen

vorüber und kühlte ihnen das Blut. Sie wurden still und ernsthaft. Eine wohltätige Helle war in der Lichtung. Mit großen Augen sahen sie hinein, die Stirnen wurden frei und die Herzen groß: am Ende saßen sie ganz andächtig da.

Dann sank die Sonne tiefer. Nun brannte der Himmel hinter den Bäumen, und das Rotgold strahlte durch die Waldlücken, lag auf schwarzgrünen Aesten wie klebriges, träufelndes Blut und lag im Widerschein auf der Claudi stillem, rundem Gesichtlein. Der Hansi sah es von der Seite an. „Du brennst,“ sagte er.

Sie lachte, und er bog ihren Körper etwas weiter zurück, um sie besser ansehen zu können. Dabei fiel ihm auf, wie klein und leicht sie war. Wie ein Vogel war sie in seinen festen Armen. Wie einen Vogel hob er sie dann, stand auf und stellte sie ab.

„Mächtig stark bist,“ sagte sie; das Gefühl wie fast verloren sie in seinen Armen gewesen war, kam ihr erst jetzt.

„Ja, gelt?“ sagte der Hansi; in den Augen stand ihm der Uebermut. Dann packte er die Axt und das Seil. „Jetzt geh' ich heim,“ sagte er.

„Ich auch, ade,“ gab sie zurück, dann nickte sie flüchtig und trat in die Büsche.

Der Hansi staunte ihr nach, dann machte auch er sich auf den Weg. Im Hinabsteigen war ihm der Kopf ganz wirr. Er mußte sich besinnen, ob es wirklich gewesen, daß er da oben mit der Claudi im Holzschlag gesessen, oder — — nun lachte er. Gewesen war es! Hei, und nun sollte noch einmal einer übel von ihnen reden, von der Claudi und dem — dem Lätz!

XIII

Liebe Base Clari-Marie!

Ihr zürnt mir noch immer, wie ich höre, und mich verlangt danach, mit Euch Frieden zu haben. Ihr könnt es dem einfältigen und unbeholfenen Buben, über dessen Schwäche Ihr oft gelacht und gespottet habt, nicht verzeihen, daß er ohne Euern Rat und ohne Eure Hilfe einen besonderen Weg gegangen ist! Ihr seid eine starksinnige und festgewillte Frau und gewohnt, daß man Euch im Isengrund Gehorsam leistet, da will es Euch nicht in den Kopf, daß der schwache Jaun Euch gleichsam ungehorsam entlaufen ist. Aber Ihr sollt nicht den Ungehorsam ansehen, mit dem er davonlief, sondern den Gehorsam, mit dem er wiederkommt. Liebe Base Clari-Marie, ich bin Euch davongelaufen, um eine Freude für Euch zu holen, und ich komme wieder zurückgesprungen mit der Freude in Händen und bringe sie Euch: Seht, das habe ich für Euch gefunden! Meine Freude ist mein Beruf! Die letzten Examen stehen vor der Tür; nicht lange mehr, und mein Studium ist beendet, werde ich die Doktorprüfung mit Ehren bestanden haben. Dann will ich heimkommen zu Euch, Base Clari-Marie! Ihr habt ein schweres Amt da oben im Isengrund, Ihr seid nicht mehr jung, und dann gibt es Dinge, die Euch noch fremd sind, und die Wissenschaft ist weit fortgeschritten im letzten Jahrzehnt, ich kann Euch manches Neue und Große sagen. Darum will ich heimkommen nach dem lieben Isengrund und mit Euch zusammen arbeiten und sorgen und über dem Gesundsein unsers kleinen Volkes wachen. Ich freue mich, eine starke und verläßliche Gehilfin zu haben, wie Ihr es seid, Base Clari-Marie, und Ihr, wenn Ihr erst wissen und sehen werdet, wie ich es meine, werdet nicht mehr zürnen, sondern willkommen heißen

Euren Jaun Ziegler.

Diesen Brief nahm die Clari-Marie, als sie ihn gelesen hatte, und zerriß ihn langsam und mit harten Fingern in kleine Fetzen. Als sie es tat, war niemand in ihrer Nähe; aber die Cille, die den Brief hatte liegen sehen, ließ ein paar Tage lang der Schwester verstohlene Blicke folgen und wartete auf ein Wort von ihr, auf irgend eine Nachricht: das und das hat er geschrieben, der Jaun. Sie wartete umsonst. Während sie aber die Clari-Marie schärfer als sonst beobachtete, war ihr, als bemerke sie eine Veränderung an jener. Es war doch nicht, daß Leute im Alter der Clari-Marie noch wuchsen, sonst hätte ihr geschienen, die Schwester sei größer geworden. Sie hielt sich sonderbar aufrecht, der Kopf, dessen dunkles Haar einen grauen Schimmer bekam, saß mehr im starken Nacken, und um den Mund war ein Zug, den die bescheidene Frau ehemals nicht gehabt hatte.

„Siehst, was sie für ein Gesicht macht,“ sagte der alte Töni, der immer Mut hatte, wenn die Clari-Marie nicht da war, sagte es einmal, als jene eben die Stube verlassen hatte, zur Cille, „die wird eigensinnig auf ihre alten Tage.“

„Schweig,“ sagte die Cille, aber heimlich war ihr, der Töni habe das rechte Wort gesagt.

Und die Zeit ging. Es kam ein neues Jahr. Das schüttete in seinem ersten Anfang schon Neuigkeit über Neuigkeit über die vom Isengrund aus. Zuerst wurde wahr, was so lange erlogen gewesen, daß es keiner mehr glaubte: der Löwenwirt verkaufte sein Gasthaus. Von heute auf morgen! Ein paar Tage später sahen die vom Isengrund, mit wem der Jost Trachsel gehandelt hatte; der neue Löwenwirt zog so rasch auf sein Besitztum, als wäre in der ganzen Welt sonst kein Obdach für ihn gewesen.

„Ein Pfarrer, habe ich gemeint, kommt ins Dorf, als ich ihn gesehen habe,“ sagte der Spottvogel, der Werner Jacki, des Bergführers Bub.

„Einen Bart hat er von jeder Backe herunterhängen, jeder noch einmal so lang als meinem Geißbock seiner,“ lachte ein Bauer aus dem Unterdorf.



Vor dem Stierkampf

Nach dem Gemälde von M. A. Dubroca (Paris)



Die Sache war die, daß der Gasthauskäufer ein Fremder war, einer, der als Oberkellner an irgendeinem Fremdenort sich ein kleines Vermögen erlächelt hatte. Die vom Isengrund mochten ihn wohl begaffen und über ihn lachen. Einer aus dem Bergtal und der Herr Huber, der neue Wirt — der Geier und das Haushuhn waren nicht verschiedener. Der Herr Huber, als er im „Löwen" einzog, hatte ein schwarzes, feierliches Gewand an, einen Gehrock bis ans Knie hinab, einen steifen, schwarzen Hut auf dem schön gescheitelten Kopf und ein wunderbar weißes Hemd. Er war sehr lang und sehr hager, hatte einen langen, blonden Kotelettenbart und ein Stadtherrengesicht mit einer großen, scharf geschnittenen Nase. Die Bauern waren verlegen, wenn sie mit ihm zu tun bekamen, er selber aber schien nicht recht zu wissen, was er mit den Bauern anzufangen habe. Er gab sich jedoch alle Mühe, freundlich zu sein, drückte dem und jenem flüchtig die Hand und hatte den klugen Einfall, in die Armenkasse vom Isengrund fünfzig Franken einzulegen. Da schnupperten die Bauern: Es scheint ein Rechter zu sein, der neue!

Von da an kam Huber, der Wirt, nicht mehr aus der Leute Mund. Im Löwen fand eine Umwälzung statt. Dort wurde, während der Winter langsam in den Frühling überging, gebaut und geputzt und geändert und verschönt. Eines Tages brachte ein Händler zwei Maultiere ins Dorf und stellte sie dem Huber in den Stall, ein paar Tage nachher erzählten zwei Dorfbuben: „Der Löwenwirt hat uns eingestellt. Zur Schifflände hinunter müssen wir von jetzt an fahren, Gäste holen mit den Maultieren."

Gäste! Außer den Hochgebirgstouristen, die zu Fuß nach dem Isengrund stiegen, hatte sonst niemand das Dorf besucht. Die Bauern waren neugierig, was werden sollte. Dann wurde bekannt, der Huber, der Wirt, habe das große Wort gesagt: „Nächstes Jahr muß eine Fahrstraße vom Dorf zum See hinab sein. Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkönnen, die Fremden!"

„Oho, da sind wir auch noch da," sagte der Gemeinderat vom Isengrund darauf. Vierzehn Tage später meinten dieselben großen Herren: „Schön wäre es, beim Eid, so eine Straße." Da hatte der Huber sie in seiner Gaststube regaliert.

So war das Frühjahr angerückt. Zu Ostern, als die vom Isengrund aus der Kirche kamen, steckten sie die Köpfe zusammen. „Habt ihr's gehört: Der Löwenwirt hat die Gunter-Rosi eingestellt, des Fluhbauers Kind, Zimmermagd soll sie sein in den neuen Fremdenzimmern, die er hat einrichten lassen."

Da streckte die Zopp-Sephe, die dicke, etwas dämliche, achtzehnjährige Sigristentochter, die Nase zwischen die Sprechenden und erzählte lachend: „Ja, und ich komme jetzt auch zu ihm, zum Löwenwirt, in die Küche komme ich zum Geschirraufwaschen."

„Dem läuft jetzt bald das ganze Dorf nach," sagte eine scharfe Stimme hinter der Schar, die sich auf dem Kirchweg staute; die Clari-Marie ging vorüber. Sie wichen und gaben ihr Raum, nickten und sagten es ihr nach: „Ja, ja, es ist wahr, das ganze Dorf läuft ihm bald nach."

Kaum eine Woche nachher hatten die Bauern vom Isengrund schwer einen Taglöhner aufzutreiben. „Der Teufel hol's!" schimpfte einer, „jetzt schaffen zwanzig Mann beim Löwenwirt, der will am Hang hinterm Haus einen Garten anlegen."

So ging es fort in den Sommer hinein, des Löwenwirts Wirtsstube — er hatte jetzt eine besondere Stube für die Isengrunder Bauern und einen Saal für seine Talgäste — war Sonntags immer voll; dafür vergaß mancher, daß unweit davon die Kirche stand.

Mit dem Sommer kamen die fremden Gäste. Jeden Tag trugen die Maultiere Gepäck von der Lände herauf. Frauen und Kinder kamen geritten. Eine Sommerfrischlerkolonie siedelte sich im Isengrund an. Huber, der Wirt, verstand seine Sache, er gab eine Menge Geld aus, als ob er ein steinreicher Mann sei; aber er nahm auch wieder Geld ein. „Was der verdient!" posaunten die zwei Isengrunder Mädchen aus, die er in Dienst hatte.

Plötzlich ging das Gerücht: mit der Fahrstraße vom Dorf nach der Schifflände soll es noch diesen Sommer ernst werden!

„Ja, wer zahlt sie denn?" fragten einige. Die Antwort gab am gleichen Tag ein weißer Anschlagzettel am Schulhausbrett, der die Gemeindeversammlung zusammenberief. Diese Gemeindeversammlung hatte über den Straßenplan zu entscheiden. Der Gemeinderat riet zu einem kleinen Beitrag. Alles übrige, hieß es, trägt der Löwenwirt. Und, hieß es weiter, lauter Einheimische sollen am Straßenbau arbeiten. Geld kommt ins Dorf damit, Geld wie Heu! Das entschied. Plan und Beitrag wurden gutgeheißen. Der Huber konnte morgen mit dem Bau beginnen, wenn er wollte. Als das Mehr zugunsten des Straßenbaus gefallen war, stand in der Schulstubentür, wo die Versammlung stattfand, die Clari-Marie. Breit, daß die geraden, festen Achseln die Pfosten der Tür berührten; im schwarzen Rock und schwarzen Kopftuch stand sie da. Das gelbe Gesicht war ein wenig heiß, die Lippen zuckten leise; denn es war nicht alltäglich, daß Weiber sich in die Dorfversammlung drängten. Sie strich mit der harten Rechten hastig über den glatten Scheitel rückwärts, daß das Kopftuch in den Nacken sank. „So," sagte sie in ihrem kürzesten Ton. „So

ihr Mannen, jetzt habt ihr dem Dorf das Unglück beschlossen."

Dann wendete sie sich und ging davon. Nachher wurde über alle Wirtstische hin geeifert, ob es recht oder unrecht gewesen sei, was heute die Gemeindeversammlung getan, und aus den Schenken ging der Streit in die Häuser und Hütten. Gegen die Einmischung der Truttmannin fiel kein Wort. In einem kleinen Wirtshaus, das nur die alteingesessenen Bauern vom Isengrund besuchten, schlug ein Alter mit der Faust auf den Tisch, hatte ganz leuchtende Augen und sagte: „Die darf bei Gott noch sagen, was sie denkt, die Clari-Marie."

Nach ein paar Tagen ging von den Hütten ein Wind aus. Die Weiber mochten zuerst geblasen haben. Jetzt hoben auch schon Männer, Alte, Stockeingesessene vor allen, die Köpfe: „Ja, es ist dann noch nicht erwiesen, ob es von gutem für das Dorf ist, was der Fremde, der Löwenwirt, da alles anstellt!"

„Der Unfrieden kommt uns mit dem Fremdvolk ins Haus," eiferte eine Bäuerin, die eine gute Zunge hatte. „Die Clari-Marie, sagt es auch," fügte sie hinzu.

„Die Clari-Marie sagt, den Unglauben bringen uns die Fremden," berichtete eine junge Frau mit ernstem Gesicht. „Es soll nur einer in die Kirche sehen, wie leer die Bänke sind, gegen früher. Sie hat recht, die Clari-Marie," schloß sie.

Dazwischen hinein ging eine Geschichte von Mund zu Mund. „Habt ihr gehört, was sie getan hat, die Clari-Marie? Bei der Treschin, dem Dorfvogt seiner Frau, hat sie jetzt drei Tage und drei Nächte gewacht. Jetzt hat die Treschin das fünfzehnte Kind und lebt noch, wenngleich der Doktor in Schattdorf unten ihr beim Vierzehnten den Tod angekündigt hat."

Inzwischen tat die Clari-Marie einen Gang. „Zum Pfarrer muß ich jetzt wieder einmal," sagte sie zur Cille.

„Sein Namenstag ist heute," gab die Cille zurück, „richtig, kannst ihm gleich Glück wünschen."

„Hol mir eine von den Schaffseiten herunter, vom Estrich," sagte die andre, machte sich sauber für den Gang, knüpfte das Kopftuch unterm Kinn zusammen und strich die schwarz gehäkelten, fingerlosen Handschuhe über die starken Hände. Indessen brachte die Cille das Fleisch und schlug es in Papier, die Clari-Marie warf ein Tuch über den Arm und verbarg das Paket darunter. So ging sie.

Der Abend brach herein. Der Himmel war noch hell, aber an den zwei Tallehnen verdunkelte sich das Schwarz der Tannen, und zwischen die Dorfhütten sanken Schatten. Die Clari-Marie schritt inmitten der Straße mit ihrem schweren, bedächtigen Gang und sah an den Boden. Wenn, was alle Augenblicke geschah, ein „Tag" neben ihr klang, sah sie flüchtig auf und gab einen kurzen hastigen Gegengruß, als habe sie Eile. Dabei fühlte sie, daß viele Blicke mit ihr gingen und daß sie hinter ihr von ihr sprachen, wenn sie vorüber war. Das war ihr nie so lästig gewesen als jetzt. „Du hast dich zu viel aus der Reihe gestellt, in der letzten Zeit, Clari-Marie," sagte sie zu sich selbst; die Bescheidenheit, die der Grundzug ihres Wesens war, die Scheu vor allem Sichvordrängen wehrte sich in ihr um ihr Recht. Unwillkürlich wurde ihr der Gang durch die Dorfgasse leid und neigte der Kopf sich tiefer vornüber. Nach einer Weile stand sie vor der Pfarrhaustür und schellte.

Die Nacht war schon nah. So schrill die Glocke innen scholl, so kam doch niemand, der auftat. Endlich, nachdem sie wieder geläutet hatte, ging oben ein Fenster auf, und der rote, dicke Kopf der Viktorine wurde sichtbar. „Ja," rief diese, unterm Fenster liegend, sah dabei mit glänzenden Augen auf die Schwester nieder und lachte sonderbar. „Mach auf," sagte die Clari-Marie ungeduldig; erst da besann sich die Viktorine und kam über die Treppe nieder. Die Clari-Marie hörte die hölzernen Stufen knarren, dann riegelte die Viktorine eine ganze Weile inwendig am Schloß, lachte hörbar dazu und gluckste dazwischen. Endlich ging die Tür auf.

„Guten Abend," sagte die Clari-Mari.

„Guten Abend," grüßte die andre.

„Ist der Pfarrherr oben?" fragte jene.

— „Ja — ja," schluckte die Viktorine und lachte; ihr Gesicht war tiefrot und glänzte wie ein gewichster Boden.

Die Clari-Marie sah sie gerade an. „Was hast?" fragte sie. Ihr Blick schien die Schwester zu stechen; diese nahm sich zusammen. „Nichts, es wird eines wohl noch lachen dürfen!" gab sie zurück. Da ging die Clari-Marie ihr vorauf die Treppen hinan und klopfte an des Pfarrherrn Wohnstubentür.

„Herein," scholl es sanft und gemessen von innen. Als sie eintrat, saß der Pfarrer am langen, wachstuchbedeckten Tisch und hatte eine Anzahl Flaschen und zwei Gläser dastehen. Er sah aus wie immer, seine hohe hagere Stirn glänzte ein wenig und so die Nase unter ihr. In den Gläsern seiner Brille war ein leiser Rotschein; vielleicht warf ihn der abendrosige Berg, die Nase, in die zwei stillen Seen, die Gläser.

„Kommst auch wieder einmal," sagte der Pfarrer langsam und würdig, stand aber nicht auf, wie er sonst wohl getan hätte, sondern reichte der Clari-Marie nur die Hand über den Tisch hin. „Noch ein Glas, Viktorine," gebot er seiner Magd, die eben durch die Türe kam.

„Den Namenstag habt Ihr! Ich wünsche Euch Glück," sagte die Clari-Marie und reichte dem Hochwürdigen die Hand.

„Ja, ja, dank'," sagte er; unter der Brille liefen ihm die Tränen hervor. Da zog sie plötzlich die Hand zurück, schob das Paket weg, das sie auf den Tisch gelegt hatte und sagte: „Ich bin wegen etwas Ernstem gekommen."

Die Viktorine zündete die Lampe an und füllte die Gläser, ihre Hand war unsicher, das eigne Glas goß sie so voll, daß es überlief. „Was willst jetzt? Der Namenstag ist, dem Herrn seiner! Was willst jetzt da Ernstes mitten drin?" lachte sie.

Die Clari-Marie schob sachte den Stuhl zurück, den sie ihr hingegeben, sachte bog sie um den Tisch. Als sie den zweien gegenüber stand, die mit verstaunten, schwimmenden Augen nach ihr hinsahen, sah ihr bleiches Gesicht aus, als hätte es beinerne Züge. „Habt Ihr nicht gemerkt," begann sie mit verhaltener Stimme zum Pfarrherrn, „daß Euch fast nur noch die Weiber in die Kirche kommen, am Sonntag? Und die nicht alle?"

Der Hochwürdige schwitzte; die salbungsvolle, feierliche Art ging ihm verloren. „Ich weiß," stammelte er.

„So — so denkt nach, ob es nicht Zeit ist, daß Ihr die zur Pflicht mahnt, die sie vergessen haben," sagte die Clari-Marie. Dann litt es sie nicht. Kein Wort sprach sie weiter, ging nur hinaus und hinab. Vor der Tür unten lief ein Schauder über ihre feste Gestalt. Sie schüttelte den Kopf, ließ die Arme hängen und hielt, während sie langsam durch die dunkel gewordene Gasse heimschritt, die Fäuste geballt, als hielte sie sich an etwas fest. Es war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, der Boden auf dem die vom Isengrund wohnten, samt und sonders. Was ist denn — was ist denn mit dir, Dorf, willst zusammenfallen? ging es ihr in hastigen Gedanken durch den Kopf. Fremdes kommt herein, lauter Fremdes! Aus der Kirche bleibt das Volk! Und der Pfarrherr! Ja, der und die Schwester! Daß er manchmal sich vergaß und bei Festanlässen und dergleichen eines über den Durst nahm, das war im Isengrund nicht fremd. Aber heute, das heimliche, einsame Gelage! Pfui!

Und ist keiner, der mahnt, so lange es Zeit ist? Die Bauern, daß nichts Gutes von den Fremden kommen kann! Die Lässigen, daß in der Frommheit allein das Heil liegt! Den Pfarrherrn, daß . . . .

Auf einmal blieb die Clari-Marie stehen, mitten am Weg, die Gasse war leer; sie hatte nur noch wenige Schritte bis zum Zieglerhaus zu gehen. Wenn es denn keinem einfällt, sprach es in ihr, mußt selber heraus aus deinem Winkel, Clari-Marie! So leid es dir sein mag! Eher als das Dorf zugrunde gehen lassen! Viel eher!

XIV

Die Weiber vom Isengrund reckten die Hälse. Gestern hat sie mit dem Präses gesprochen, die Clari-Marie! Letzthin ist sie auch hinter dem Waisenvogt gewesen! Es ist wahr, es sind bald mehr Fremde als Einheimische im Tal! Auch fremde Arbeiter hat er jetzt angestellt, der Huber, der Löwenwirt.

Dergleichen Neuigkeiten gingen im Isengrund herum. Die Clari-Marie war schuld, daß es im Dorfe gärte. Sie ließ sich auch jetzt nicht viel sehen, stand nicht seltener daheim an der Hobelbank wie früher, ließ auch kein Weib und keinen Kranken warten, aber sie war es doch, die allmählich die Wand zwischen das schob, was im Isengrund fremd und was einheimisch war. Es bildeten sich zwei Lager, in dem einen, kleinen hockte der Huber, der Löwenwirt, hatte auf seiner Seite die Fremden und von den Einheimischen ein paar, die ihren offenkundigen Vorteil bei ihm fanden. In dem andern stand die Clari-Marie, still, halb versteckt unter dem großen Haufen ihrer Anhänger, die selber kaum wußten, daß sie die eigentliche Führerin war.

*

Die Clari-Marie und der Pfarrherr kamen von einer Schwerkranken hoch im Berg. Sie waren im Gespräch. Der Zufall hatte sie am Bett zusammengeführt; aber es war nicht ihr erstes Zusammentreffen, seit die Clari-Marie im Pfarrhaus gewesen war. Der Pfarrherr kreuzte ihren Weg jetzt oft; sie empfand, daß er es mit Willen und Eifer tat, als läge ihm daran, eine Scharte auszuwetzen. Er vergaß selbst den feierlichen Ton in ihrer Gesellschaft, kam in die Hitze, wenn er mit ihr sprach; er übertat sich auf einmal in seinem Priestereifer. „Die vorletzte Predigt hat gewirkt," sprach der Hochwürdige im Niedersteigen. „Die Kirche ist nicht leer gewesen am Sonntag."

„Es muß besser kommen," sagte die Clari-Marie.

Unterdessen führte sie der schmale Mattenpfad, den sie gingen, gegen das Gotteshaus hinab; an diesem mündete der Fußsteig in die Straße. Auf der Straße sahen sie von weitem den Kehle-Gisler vom See heraufsteigen, er trug das Führerbeil; hinter ihm ging ein Fremder mit Seil und Pickel. Die Clari-Marie hemmte den Fuß und sah den Pfarrherrn an. „Da habt Ihr einen, den Ihr bei Jahr und Tag nicht in der Kirche seht," sagte sie.

„Den Lätz, meint Ihr?" fragte jener.

„Lätz oder nicht, zum Frommsein ist keiner zu dumm."

„Ja, ja."

„Und sein Mädchen, die Claudi, nicht einmal getauft ist sie."

Der Pfarrherr stand still und hielt die Hände auf dem Rücken. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Ja, ja," sagte er wieder und schoß einen zornigen Blick hinter dem Gisler, der mit dem Fremden dorfein schritt. „Ich will ihm kommen," fügte er hinzu.

Dann gingen sie weiter. Als sie an der Kirchenpforte vorüber sollten, drehte die Frau sich ab,

als sei ihr Begleiter nicht da, und trat in die Kirche. Der Pfarrherr sah ihr befangen nach. Der bist nicht mehr über, durchfuhr es ihn. Fast kleinlaut setzte er den Weg fort und schritt in seinem sonderbaren Schiebegang dem Dorf zu.

Die Clari-Marie betete indessen. Sie betete viel in letzter Zeit, viel gegen früher und war doch schon immer eine fromme Frau gewesen. Es war etwas Leidenschaftliches in der Art, mit der sie den Geboten ihrer Religion folgte, obwohl äußerlich an dem festen, breiten, bäurischen Weibe keine Leidenschaft war.

Als sie eine Weile später die Kirche verließ und dem Dorf sich näherte, stand der Löwenwirt, der Huber, unter der Tür; er mochte sie von weitem haben kommen sehen. Er nickte, strich freundlich den schönen Bart und sagte ein lautes „Guten Tag“. Sie gab ein kaum hörbares „Tag“ zurück, sah nicht auf und nicht zur Seite und stand nicht still, obwohl er sich hörbar räusperte und ein „Mit Verlaub, Frau Clari-Marie“ hinter ihr her sprach. Er errötete, zog seine feine weiße Weste zurecht, dann seinen Rock und sah der Frau nach. Daß sie ihm feind war, war ihm nicht fremd; aber er wußte auch, daß ihm ihre Freundschaft not tat.

Wie sehr er das wußte, lehrte die allernächste Zeit. Eines Tages trug ein Mädchen aus dem Gasthaus einen Korb voll guter Dinge, Wein, Eßwaren, selbst Leinwandstoff der Clari-Marie ins Haus. „Weil Ihr eine so Gute seid, weil Ihr so viel tut für das Dorf, schickt Euch das der Herr, und Respekt habe er vor Euch.“

Als die Magd das ausrichtete, sah die Clari-Marie sie durchdringend an. „Willst mich foppen?“ fragte sie herb.

„Beim Eid nicht. Was meint Ihr denn?“

„So sag dem Löwenwirt, es seien Arme genug im Dorf, da soll er austeilen lassen!“

Damit hieß sie das Mädchen den Korb nehmen und gehen.

Eine Woche später versuchte der Huber es anders. Es wären manchmal weibliche Gäste da, die froh wären, jemand zu haben, der in Krankheitssachen Rat wisse, entbot er der Clari-Marie, „ob sie nicht einmal vorbei kommen möchte, damit sie miteinander besprächen, wie sich ein regelmäßiges Vorsprechen der Dorfärztin im Gasthaus machte.“

Die Clari-Marie lachte bei diesem Vorschlag kurz und rauh auf. „Wenn mich einmal eine braucht, von der ich weiß, daß es ihr not tut, ist es noch früh genug, zu kommen. Jetzt habe ich im ‚Löwen‘ nichts verloren.“

Seit diesem letzten Bescheid wußte der Löwenwirt, daß die Freundschaft der Clari-Marie nicht zu kaufen war.

Inzwischen hielt von der Kanzel der Pfarrherr seine Zornreden gegen die, die nicht in die Kirche kamen. Der Kehle-Gisler war der erste, dessen Namen er laut und vor allen Andächtigen nannte, als einen, der wie ein Heide sei und wie ein Heide sein Kind aufwachsen lasse. Einige andre Namen nannte er schonender; schon am folgenden Sonntag saßen die meisten von denen, die er gemahnt hatte, wieder unter den Gläubigen in der Predigt. Der Gisler, der Lätz, war nicht gekommen. Auf ihn schalt der Geistliche aufs neue, und die vom Isengrund horchten auf. Bisher hatten sie den „Lätz“ wohl als blutarmen, im Kopf nicht ganz richtigen Menschen gekannt, jetzt war es ihnen wie eine Entdeckung, daß der wie ein Heide unter ihnen herumlief. In ihrem neuen Eifer, fromm zu sein, und weil sittliche Entrüstung eine wohltuende Empfindung gibt, schlugen die meisten die Hände über dem Kopf zusammen. „Der ist einer, der Lätz, ein Grundbodenschlechter!“ schimpften sie.

„Es muß eine andre Ordnung werden im Isengrund,“ eiferte der jäh scharf gewordene Pfarrherr weiter. „Wer nicht tun will, wie ein braver Mensch tut, dem soll man die Gemeindegrenzen verbieten.“

Die Rede ging auf den Gisler, und es waren willige Ohren da, sie zu hören. In einer Schenke, in die der Lätz trat, um — was selten geschah — ein Glas zu trinken, rempelte ihn ein paar Tage später ein betrunkener junger Bauer an: „Du Heide, du, aus der Stube mit dir!“

Der alternde Mann stellte sich. Der Zorn faßte ihn über die Schmähung. Der Betrunkene und zwei andre, die an einer rohen Tat Freude hatten, warfen sich auf ihn, blutend wurde er in die Straße gestoßen. Seither, wenn er ins Dorf kam, steinigten ihn die Schulkinder. Wie die Alten so die Jungen!

Als die Clari-Marie von dem Vorfall hörte, zog sie die Stirn in Falten, aber sie schwieg dazu. Die Cille mischte sich ein: „Das ist doch zuviel und zu grob, wie sie es dem Gisler machen.“

Da warf die andre das flüchtige und sonderbare Wort hin: „Der Gisler soll dem Herrgott geben, was dem Herrgott gehört, dann ist er niemand mehr zum Aergernis.“

In diesen Tagen war die Rottalbäuerin krank und rief nach der Schwester. Die Clari-Marie stieg mit der Severina hinauf zu ihr, fand sie elend wie eine, die schlecht genährt ist, und schwach, weil sie sich überarbeitet hatte. Sie schmälte: „Du mußt besser zu dir sehen, Trini, mit Schaffen allein kommt eines nicht durch die Welt.“

Die Furrerin, die im Bett lag, die Hände auf der Decke gefaltet, einen Rosenkranz zwischen den Fingern, betete erst drei Vaterunser, dann bat sie die Schwester, ihr Fleischbrühe zu schicken, als ob sie keine herzustellen vermöchte. Die Clari-Marie sagte ihr die Brühe zu, ordnete an, daß sie im Bett bleibe und sich Ruhe gönne, und wußte, daß die Schwester in ein paar Tagen wieder würde

hinter der Arbeit sein können. Die Severina hieß sie bei der Mutter bleiben. Das war das erstemal, daß das Mädchen daheim haushalten sollte, und es begann mit Unfreude.

Die Clari-Marie indessen wendete sich wieder auf den Heimweg. Vor der Tür traf sie auf den Furrer, der ein paar frisch gekaufte Schafe den Berg hinauftrieb. Eben erreichte er mit dem letzten Tier die Höhe. Mit den harten Knien stieß er das vor sich her. Die Clari-Marie sah, daß es auf drei Beinen hinkte und beim mühsamen Gehen die Augen vor Schmerz verdrehte. Der Bauer grüßte nicht einmal. Sein bleiches Gesicht war heiß, der Schweiß stand auf der knochigen Stirn und an den schlaffen Schläfen. „Da hast du wieder einen Handel," knurrte er. „Jetzt habe ich die Schafe gekauft und unterwegs muß mir das beste abfallen und ein Bein brechen."

Er riß die Tür an einem ans Haus gebauten kleinen Schuppen auf und trieb die Tiere hinein, dem kranken, das mit hinein wollte, krallte er die zähen Finger ins Vlies. „Da bleibst," sagte er. Mit dem langen Arm griff er ins Schuppeninnere und brachte einen Blecheimer zum Vorschein. Dann nestelte er in seiner Hosentasche und zog ein Messer, das er griffest stellte.

Die Clari-Marie zögerte unwillkürlich. „Nun — nun," sagte sie, „was will das geben?"

Der Furrer stieß einen Ton aus, der vielleicht ein Lachen hätte sein sollen. Er zerrte das kranke Schaf zu dem Kessel. Es war kein Jähzorn an ihm. Sein Gesicht blieb so gelb wie sonst und alles, was er tat, tat er mit zäher Langsamkeit. Ein einziges Wort verriet, daß der Zorn ihn innerlich stachelte. „Stirb," zischelte er, als er dem Schaf sein Messer in den Hals bohrte. Das Tier stieß einen gurgelnden Laut aus, er hielt es mit der Linken fest, sein Griff war voll roher Kraft, aber die Art, wie er das Messer in der Wunde des sterbenden Tieres drehte, war wie Mordgier.

„Nun, nun," sagte die Clari-Marie lauter, sie wollte reden, aber die Worte fehlten ihr vor Entrüstung. Der Furrer aber richtete sich auf, strich seine blutigen Hände am Gras sauber und sagte gleichgültig: „Kannst kein Blut sehen? Auf drei Beinen habe ich es nicht noch lange lassen herumlaufen können, das Tier!"

„So schlachtet einer nicht, so," sagte die Clari-Marie. Kopfschüttelnd drehte sie sich ab und ging. Zum andernmal fiel ihr ein, daß es besser sei, wenn die Furrerkinder nicht daheim waren; und diesmal empfand sie etwas wie Mißtrauen gegen den Schwager, dem sie bisher alle Härten und Fehler verziehen um der bitteren Zähheit willen, mit der er sich um ein bißchen Wohlstand mühte.

Drei Tage später kam die Severina ins Zieglerhaus zurück. Auf einmal stand sie in der Küche bei der Cille, das schmale Gesicht bleicher als sonst, die Augen groß und glänzend. „Die Mutter ist gesund, da bin ich wieder," sagte sie. „Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte sie dann.

Da trat diese eben in den Hausflur, und sie ging hinaus zu ihr und hing sich ihr an den Arm. „Tag, Base," sagte sie und drängte die schlanke Gestalt dicht an die schwere, plumpe der andern; sie zitterte dabei und war, was nicht Bauernart ist, zärtlich und wie nach Liebe gierig.

„Was hast denn?" fragte die Clari-Marie fast erschreckt, als sie darauf in die Stube traten und das Kind noch immer ihren Arm umklammert hielt. Die Severina hob das elfenbeinreine Gesicht und hatte Tränen in den Augen. „Froh bin ich, daß ich wieder da bin," sagte sie.

„Es ist recht," sagte die Clari-Marie und machte ihren Arm frei. Die Severina aber stand noch immer in ihrem braunen, weich um die feinen Glieder sich schmiegenden Gewand mitten im Zimmer, sah auf ihre Schuhe und flüsterte: „Es würde mir nicht mehr gefallen da oben, bei Vater und Mutter."

Die Clari-Marie konnte nach dieser Rede nicht helfen, daß sie dem Furrer und der Schwester gram war. Aber am folgenden Sonntag saßen die von Rottal zuvorderst in den Kirchenstühlen und waren von denen, die am spätesten die Kirche verließen. Da war dem strengfrommen Weibe, der Clari-Marie, sie seien so schlimm nicht, wie ihr geschienen.

Um diese Zeit schrieb auch der Jaun wieder. An die Cille war diesmal der Brief gerichtet. Ob sie sich gewundert hätten, daß er nicht gekommen sei? Wohl nicht! Wo einer nicht willkommen sei, brauche er sich nicht zu eilen, hinzukommen. Das letzte Examen sei längst gemacht, „magna cum laude" wie man das nenne, „gut" möchten sie sich denken! Sie könnten jetzt ruhig das „Doktor" vor seinen Namen setzen, wenn sie an ihn schrieben. Und er wohne jetzt nicht mehr bei den Kirchhofers, Assistenzarzt sei er am Kinderspital von St. Felix. Bis daß er zu Hause wieder eher gelitten sei, habe er die Stelle angenommen. Die Cille schob den Brief der Schwester ein, saß steif da, und in ihrem Blick stand Triumph mit Angst vermischt, Triumph, weil ihr war, als müßte sie zur Clari-Marie sagen: Da lies, wie bitter er schreibt, und gelt, jetzt braucht er uns nicht mehr! Angst, weil sie es gewesen war, die dem Jaun geraten hatte: „Komm nicht heim, Bub, sie will dich nicht sehen, die Clari-Marie."

Die Clari-Marie nahm den Brief langsam und mit einer Miene auf, die besagte: Bah, wozu soll ich den lesen? Ihr Mund war hart, sie lehnte im Stuhl zurück und las die Zeilen von weitem, halb gleichgültig, halb verächtlich. „Nun ja," sagte sie nachher, „so wird es wohl recht sein."

Die Cille schwieg darauf. Sie hatte das Schweigen lange gelernt; einen Seufzer verbeißend,

zerknitterte sie den Brief in die Tasche ihres Rockes. Nur die Severina, die hinter dem Tische saß, stemmte die schlanken Arme auf die Tischplatte und sah nachdenklich ins Leere. „Warum sagt Ihr nichts, Base Clari-Marie, — von dem Brief?“ fragte sie.

„Warum?“ fragte jene, die grauen Augen blickten scharf.

„Daß er ein Doktor ist, jetzt, der Jaun,“ sprach die Severina.

„Woher — wer hat dir — hast den Brief ge...“

In die unwirsche Frage fiel die Cille mit den Worten: „Erzählt habe ich ihr's.“ Sie konnte es nicht hindern, daß ihr das spärliche Blut zu Kopfe drängte, als sie gestand, daß ihr der Mund von dem übergelaufen, was ihr das Herz füllte.

„Das ist jetzt doch etwas Großes, ein Doktor sein, ein Studierter, für einen, der Gaißen gehütet hat wie der Jaun, für einen aus dem Isengrund,“ sagte die Severina in demselben verträumten Ton.

„Geh! Dem Töni sollst sagen, der Lirer, der Säger, erwartet ihn,“ sagte die Clari-Marie laut und unvermittelt und brachte so, die Severina hinausschickend, die Rede von Jaun, dem Abtrünnigen, zum Schweigen.

Darauf gingen viele Wochen, ohne daß sein Name im Hause laut wurde.

Es wurde Herbst und wurde Winter. Das Gasthaus stand leer, dessen Stuben eine ganze Menge Sommerfrischler beherbergt hatten, von der neuen Straße war nur ein kleiner Teil gebaut; der Löwenwirt hatte im Sommer andre Arbeit gehabt. Im kommenden Frühjahr sollte der Bau eifriger gefördert werden. Inzwischen brütete der unternehmende Mann über neuen Pläne. In den ersten Tagen des neuen Jahres stellte er den Präses vom Isengrund, mit dem er sich wieder anzufreunden suchte, in der Straße. „Mit dem Frühjahr kommt ein Doktor ins Dorf,“ erzählte er.

„Das wird schon gut sein für die Fremden!“ gab der Bauer zögernd zu. „Für uns andre ist die Clari-Marie da, wenn wir sie brauchen.“

„Der wird es wohl recht sein,“ fuhr der Löwenwirt eifrig weiter, „freuen wird sie sich, meine ich. Mit dem Doktor Ziegler bin ich einig geworden, dem jungen, der von hier stammt und noch verwandt ist mit ihr. Ein guter soll er sein, der!“ fügte er hinzu.

„Freilich, ja, ja, gut soll er sein,“ sagte der Bauer trocken. „Aber ich weiß dann nicht — mit der Clari-Marie —.“ Er brachte die Rede nicht zu Ende, schüttelte bedächtig mit dem Kopf, grüßte und ging weiter.

Der Huber murmelte ein ärgerliches Wort hinter ihm her. Es schien immer schwerer, mit dem Volk auszukommen. Schädel wie Steine! Alle Freundlichkeit nützte nicht, alles Wohltun nicht.

Der Präses ging heim und erzählte die große Neuigkeit, der Jaun Ziegler, der Cille ihrer, der einmal Geißbub gewesen sei, käme als Doktor ins Dorf. In seinem Hause blieb die Neuigkeit nicht stecken. Die Severina erhaschte sie eine Stunde später in der Gasse, als sie vom Bäcker kam. Die Augen groß und glänzend, die schmalen Wangen vor Erregung glühend, stürmte sie daheim der Clari-Marie in die Werkstatt. „Wißt Ihr schon? Jetzt kommt der Jaun doch herauf!“

Am selben Tag bekam es die Clari-Marie schwarz auf weiß zu lesen. Wieder war der Brief Jauns an die Cille gerichtet. „Ich komme nun doch heim, Mutter,“ schrieb er. „Beim Löwenwirt werde ich wohnen, also nah genug bei Euch und doch der Base Clari-Marie nicht zur Last. Ihr werdet Euch schon freuen, nicht wahr, Mutter, daß ich komme und ich — es hat mir doch immer gefehlt, daß ich nicht heim konnte ins Bergland. Die Base Clari-Marie wird schon wieder anders werden, wenn wir einander erst sehen und gesprochen haben.“

Die Clari-Marie verlor kein Wort über das große Ereignis; die Cille wie immer wagte nicht zu fragen. In der aber war ein innerliches Fieber. In ihr schlichtes Leben kam plötzlich ein Wert, eine Hoffnung, eine Vorfreude. In dem alten scheuen und verbitterten Mädchen drängte alles dem Tag entgegen, da der Bub, der Jaun heimkommen sollte, der verachtete, aus dem mehr geworden war als aus allen andern vom Isengrund.

XV

Ein Nauen fuhr über den Arensee. Das Wasser, das der Schiffmann mit schwerem Ruder schlug, war wunderbar glatt und blau; wenn das flache Holz eintauchte, war es, als seufze der See, und wenn es sich dem Wasser entwand, stieg dieses mit ihm hoch und glättete sich sanft, so daß es schien, als hätte nur ein Atem die Brust der morgenklaren Flut gehoben. An den Ufern kein Plätschern! Still wie das Felswerk, das fast überall den vielarmigen See umschloß, lag auch hier das Wasser. Sonnenlicht strömte über Berge und schimmernde Schneezinnen hernieder, Sonnenlicht floß mit dem blauen See zärtlich zusammen, durchleuchtete die Tiefen, daß das Schlingwerk der Algen und der grüne Zierat der Moose versunkenen feinen Geweben gleich im Grunde sichtbar wurden, daß das Spielen der Fische war, als surrten Silberpfeile durch die Flut, und daß man hinab blicken konnte, bis wo die mächtigen Pfeiler der steil aufragenden Berge wie riesige Quader auf Seegrund fußten.

„So, so, zum Isengrund wollt Ihr hinauf,“ sagte der Schiffmann zu einem, den er im Boote hatte. Der Schiffmann war ein stämmiger Mensch, stand barfuß, nur in Hose und Hemd da; Rock und Weste lagen hinter ihm auf den Bodenbrettern seines Fahrzeugs. Seine Arme, bloß bis zum

Ellbogen, waren braun und sehnig, braun und hager und zäh waren der Hals und das rasierte Gesicht, vom Schädel des Alten schien das volle weiße Haar wie Schnee von einem steilen, rauhen Berg.

Ja, zum Isengrund wolle er hinauf, nickte der Fahrgast, der weniger redselig war, als der Neugier des Schiffmanns paßte.

„Ihr geht zum Vergnügen da hinauf?" erkundigte der sich weiter, „gerade viele gehen jetzt da hinauf," fügte er bei.

„Ich bin da oben daheim," sagte der andre und drehte sich noch mehr der Bootspitze zu; ihm war mehr um Schauen als um Reden.

Dem Jaun Ziegler, dem Doktor, der von St. Felix kam und heimfuhr nach dem Isengrund, war es, als spränge ihm das Herz in den Hals vor Erregung und Ungeduld und Freude, und Freude und Ungeduld schienen ihm aus den Augen, deren kohlschwarze Pupillen noch immer sonderbar scharf und mit fremdem Blick aus dem milchweißen Grunde schauten. Nun setzte er sich tiefer im Nauen zurecht, lehnte sich mit beiden Armen auf das Kielbrett und staunte weit vorgebeugt voraus. Der Schiffmann gab es auf, ihn zu stören, der ließ die Ruder einen Augenblick und zündete die Pfeife an.

Auf den Jaun nieder leuchtete die Sonne, sein langes, steckiges Haar glänzte, aber das gelbe Gesicht färbte sich nicht unter der Wärme. Auf der Oberlippe stand ein kurzer schwarzer Schnurrbart, borstig, nicht geschniegelt wie die Städter es lieben. Die ganze, mittelgroße, hagere Gestalt, die im Boote mehr lag als saß, entbehrte dessen, was den Städtern ein Ebenmaß, eine äußere Feinheit gibt. Den Hut hatte er abgelegt, einen runden, kleinen Filz, wie er ihn als Student getragen haben mochte. Er trug einen schwarzen, weiten Anzug und sah darin aus wie ein armer Schlucker, dem ein Reicherer den Staatsrock geliehen hat.

Jaun Ziegler dürstete nach dem Ufer hinüber, dem der Schiffmann das Boot zuruderte. Der Isengrundweg schimmerte schon herüber; ein grüner, goldenüberstrahlter Saum, glänzte der Eingang des Hochtals herab, und Schneetürme ragten rings, und Schneesäulen gleißten und breite Firne rannten in weißem Glühen; der Wildifirn, is Rothorn, der „sonnig Kögel" und sein ruder, der nachtfinstere „schattig Kögel" standen dort an den Himmel gebaut. Das stieg auf und sah herab und leuchtete und glomm und grüßte. „Jesses, wie schön," sagte der Jaun leise und konnte auf einmal wieder Heimdeutsch, das er in St. Felix ganz verlernt zu haben glaubte.

Das Boot strich weiter; der Schiffmann hatte einen tüchtigen Zug. Immer deutlicher trat die Gestaltung des Ufers ins Auge. Jetzt lag, mit einer ganzen Flut goldenen Sonnensegens übergossen, weit zur Rechten die heilige, heimliche Matte, wo die Väter geschworen hatten, jetzt entzog sie eine vorspringende wölbige Bergbrust dem Blick. Jaun sah sich nach seinen im Nauen geborgenen Habseligkeiten um, zwei Kisten und demselben gelb bemalten, schmucklosen Holzkoffer, den er vor vielen Jahren auf seiner Gabel selber zu Tal getragen hatte. Das Ufer war nah.

„Da sind wir bald," sagte der Schiffmann, aufschnaufend, es mochte ihm durch den Kopf gehen, daß er noch selten einen langweiligeren Gast gefahren. Jaun langte nach dem Hut und stand auf. Wenn er noch ein Geißbub gewesen wäre, so würde er gejodelt haben, obgleich er nie zu den singlustigen gehört hatte; es drängte etwas in ihm, das hinausgejauchzt sein wollte. Die Brust war ihm weit. Jesus, wie war das Land schön, dem er da entgegenfuhr. Er begriff es nicht, daß er nicht Heimweh gehabt hatte, unzähmbar, schon lang. Daß das Heimkommen nicht ganz glatt war und nicht ganz freudig, vergaß er ganz; es war ihm, als müßten oben auf der Höhe schon die Cille und die Clari-Marie mit offenen Armen stehen und vor Ungeduld hin und her trampeln, bis daß er komme. Es war alles klar und sonnig und schön an diesem gesegneten Morgen, da der Jaun heimfuhr.

Jetzt stieß der Nauen auf den Uferkies. Ein Fahrknecht des Ländewirts, dessen Haus an der Stelle stand, wo die Straßen sich teilten, ergriff die Bootkette. Außer ihm war niemand nah. Aber der Jaun griff selber mit an und half jenem die drei Kisten an Land stellen, lohnte den Schiffmann ab und lud ihn zu einem Trunk ins Wirtshaus. Nach einer kurzen Weile begann er selber den Aufstieg nach seinem Dorf. Seine Siebensachen ließ er beim Wirt. Unbeschwert, mit Schritten, die die Ungeduld flink machte, stieg er hinan. Immer war die drängende Freude in ihm und die Lust zu jauchzen und die Erwartung: Droben werden sie stehen! Erst als er der Höhe ganz nahe war, fiel ihm ein, daß sie im Isengrund nicht wußten, daß er heute kam. Unterwegs waren ihm ein paar Menschen begegnet, zwei Weiber mit Bündeln, die zu Markt fahren mochten, ein Bauer, der eine Kuh wegabwärts trieb, und zwei Knechte mit Gabeln, alle hatten ihm das „Tag" geboten, aber mit jener kurzen, scheuen Art, die vorbeigeht und nachher mit offenem Maule nachgafft. Er hatte keinen gekannt. Es war eine lange Zeit, die er fort gewesen war!

Jetzt kam die letzte Straßenwindung, die Luft wurde frei. Tief unten der blaue See, hoch oben der blaue Himmel, dazwischen glitzerndes Leuchten! „Wie schön," dachte der Jaun wieder und schnaufte. Jetzt sah die Kirchturmspitze über den Saum der Isengrundebene, jetzt wuchs die Kirche selber hervor, die graue, starke!

Die war noch immer wie früher und der Weg dorfein auch; Haus um Haus schlüpfte aus dem grünen Talgrund herauf, an dessen Hängen, unter den Wäldern sonderlich, noch einzelne unsaubere Schneestellen hafteten. Nun lag das Tal ganz offen. Da hatte sich nichts geändert, weit hinein liefen die grünen Mattenbänder und die dunkeln der Baumwälder und die Rotfelsen darüber und im Westen, die Mauer und Schranke, strahlte der Wildifirn. Der Jaun blieb unwillkürlich stehen; er hatte Herzklopfen, es war ihm, als müßte er den Hut abnehmen, warum, wußte er nicht recht; und dann, weil er scheu war, vor sich selber scheu, ließ er ihn sitzen, den Hut.

Die Straße war leer. Langsam hob er an, dorfein zu gehen, an der Kirche vorbei, dem „Löwen" zu. Niemand begegnete ihm, bis er an das Gasthaus kam. Er besann sich, ob er dort eintrete. Da war seine Wohnstatt, da war er jetzt daheim! Aber es litt ihn nicht, er mußte zuerst hinüber, um die Ecke, ein paar Schritte den Rothornweg hinan.

Als er am Gasthaus vorbeiging, ließ er den Blick von ungefähr nach der Höhe der Lehne gehen. Der Rothornweg verlief dort im Walde. Es fiel ihm auf, daß eine ganze Schlange von Menschen an diesem Weg sich aufwärts bewegte, und er wunderte sich, was dort geschah. Es muß eine „Gräbt" sein, fiel ihm ein.

Nach wenigen Schritten stand er vor der grünen Türe des Zieglerhauses. Wieder wie vorhin beim Eintritt ins Dorf war ihm der Atem kurz. Er zögerte einzutreten; dabei faßte ihn ein Erstaunen, daß es in allen Straßen leer war, daß die Häuser wie ausgestorben lagen. Selbst drüben die Werkstätte der Clari-Marie stand offen, und es war niemand im Innern. Noch einmal sah er über den Rothornweg hinan. Da mußten alle hinaufgelaufen sein. Was da geschehen war?!

Nun legte er die Hand auf die Türklinke, aber die Tür ging gleich darauf von selber zurück. Ein Mädchen stand im Flur in schlichtem, wohl um die zierliche Gestalt sich schmiegendem, dunkelbraunem Kleid. Es war bleich, mochte erschrocken sein, daß da plötzlich einer an der Türe stand. Die dunkeln Augen schauten einen Augenblick verstört aus dem schmalen Gesicht. Ein Ton wie ein unterdrückter Schrei war ihr entfahren.

„Ist die Frau Clari-Marie daheim?" fragte Jaun. Der Heimdialekt kam ihm von selber und da, als sie ihn reden hörte, flog ein Lächeln um der Severina schönen Mund, die Flügel der zierlichen Nase zuckten.

„Ihr — bist du — gelt, du bist der Jaun, der Doktor?" sagte sie verwirrt und doch in ausbrechender Lustigkeit. Ein leises Rot kam dabei in ihre Wangen.

„Wer bist denn du?" fragte er statt aller Antwort; er lachte selber ein wenig, aber dabei stand er unbeholfen da, wußte nicht wohin mit den langen Armen, nur für die Augen hatte er einen sicheren Platz, die kamen nicht los von der Severina Gesichtlein.

„Die Severina bin ich," sagte diese.

„Ist nicht möglich," staunte er, „der Base Trine ihre Severina?"

„Sicher," lachte das Mädchen.

Der Jaun tat einen Schritt in den Flur, er streckte jetzt doch die Hand aus. „So, gut Tag, du," sagte er.

„Gut Tag"! Sie legte ohne Scheu die Hand in die seine und ließ sie in seiner knochigen Rechten, die so weiß war wie sein farbloses Gesicht; die Hand war das einzige, das nicht mehr bäurisch war an ihm.

Der Jaun hielt die Finger der Severina lang, er wußte nicht mehr, wie er sie loslassen sollte, zuletzt leitete er das Mädchen der Wohnstube zu. „Sind sie drinnen?" fragte er.

Die Severina schrak zusammen. „Jesses, nein," sagte sie hastig, wendete sich und eilte nach der Haustüre zurück. Dort blickte sie hinaus, nach oben, nach unten. „Ist er schon hinauf, der Pfarrherr?" stammelte sie, und als der Jaun hinter sie trat: „Da kommt er just, der Pfarrherr."

„Was ist denn?" fragte Jaun.

„Denk doch, den Scharfegghüttler, den Strahler, den Wipfli, haben sie tot gefunden da oben."

„Verunglückt?" fragte Jaun.

Draußen über den Weg stieg eben der Pfarrherr hinauf, ein paar Buben hasteten vor ihm einher, die nach ihm ausgeschickt worden sein mochten.

„Erschlagen, hat einer gesagt, — Geld fehlt ihm, hat einer gesagt vorhin," erzählte die Severina zitternd.

Jaun richtete sich auf. „So will ich einmal hinaufsehen," sagte er und trat schon auf die Schwelle. „Sie werden oben sein, die Clari-Marie und die Mutter?" fragte er. Die Severina nickte.

„Gehst auch mit?" fragte er noch.

Aber sie schauderte. „Nein! Ich kann keinen Erschlagenen sehen."

Da nickte er ihr zu und stieg rasch bergan. Kein Mensch kam ihm entgegen. Sie hielten alle oben aus. Jetzt sah man sie in dichten Haufen, an der steilen Halde stehen, die meisten in einem Halbkreis um eine bestimmte Stelle geordnet, Männer und Weiber mit gesenkten Köpfen, dicht aneinander gedrängt, die Hinteren mühsam über die Vornstehenden hinspähend. Das graue Schindeldach des Rottalgadens schien von der Sonne getroffen, silberig über sie herab, ein paar Buben hockten oben und schlenkerten die nackten Beine in der Luft. Sie hatten sich die Plätze erobert, von wo aus die beste Aussicht in ein fahles, blutiges Gesicht war, das von den rohen Pflastersteinen, der Gadenmauer zu seiten, in den



Dorfklatsch (Motiv aus Ungarn)
Nach dem Gemälde von Franz Paczka (Berlin)

blauen Himmel hinaufsah. Der Pfarrherr erreichte eben die Schar der Dörfler; eine Gasse tat sich für ihn auf und schloß sich wieder. Ein paar Bauern hatten sich nach ihm umgewendet und dabei den Jaun erblickt, der hinter ihm herstieg. Sie wunderten sich über den, der da im schwarzen Gewand heraufkam und nicht zum Dorfe gehörte. Sie stießen einander an; mehr Köpfe drehten sich; ein Flüstern hob an.

Jaun stieg vollends hinauf. Als er mit einem stummen Nicken zu ihnen trat, gaben sie soweit Raum, daß er einen Durchblick auf das gewann, was im Kreise vorging. Dort lag der Scharfegghüttler lang ausgestreckt; er erkannte ihn noch an dem braunen spärlichen Bart, der wie zerfetzt aussah und nur grau geworden war in den Jahren; es schien ihm, als stecke der Bauer noch im selben abgetragenen Schafwollgewand wie damals, als er, der Jaun, noch ein Bub gewesen war. Neben dem Toten kniete der Pfarrherr und betete erst, dann hob er an, die Leiche zu betasten und zu untersuchen. Ihm gegenüber stand die Clari-Marie, dem Jaun klopfte das Herz rascher, als er auf einmal ihr gelbbleiches Gesicht voll gegen sich gerichtet sah. Es wunderte ihn, daß sie ihn nicht erkannte; einmal flog der strenge Blick ihrer grauen Augen gerade über sein Gesicht. Auch sie hatte sich wenig verändert. Vielleicht war ihre schwere Gestalt noch voller geworden, noch mehr in die Breite gegangen, und in ihrem Gesicht war ein herrischer Ausdruck, den sie früher nicht gehabt hatte.

„Gebt Euch weiter keine Mühe, Pfarrherr, erfallen ist er, das ist sicher," sagte sie jetzt. Dabei waren ihre Züge still und hart. Der schmale Mund war wie ein fester Strich von einer weißen, faltigen Wange zur andern. Ihr Kinn sprang vor und der starke Unterkieferknochen schimmerte weiß durch die Haut.

Jetzt sprach einer aus der Menge der Gaffer. „Aber das Geld! Ich bin sicher, daß er Geld bei sich gehabt hat. Er ist mit einem ganzen Sack voll Strahlen*) ins Tal gegangen; zurück bringt er keine. So hat er sie verkauft."

„Sicher hat er," murmelte es unter den Zuschauern. Einer knurrte: „Verkauft, jawohl, wer hat es gesehen?"

Die Clari-Marie sagte: „Vom Tal herauf ist ein weiter Weg, da kann er das Geld hundertmal verbraucht, vergeben oder verloren haben."

„Ja, ja," gab ein Haufe ihr recht. Der, der vorhin gemurrt hatte, stieß ein unwirsches „Natürlich" durch die Zähne. Der Jaun blickte nach ihm hinüber, der verdrossene Ton fiel ihm auf, er erkannte den Rottalbauern. Er stand etwas im Hintergrund, war so lang, daß er leicht über alle andern hinsah, und hatte ein Gesicht, so fahl wie der, der tot wenige Schritte vor ihm am Boden lag. Aber das hatte er immer gehabt, der Furrer. Dem Jaun fiel ein: Wozu bist du ein Doktor, geh und sieh zu, was dem Toten geschehen ist.

„Laßt mich durch," sagte er zu den Zunächststehenden, dabei stemmte er die Ellbogen ein und drängte vorwärts. Unwillkürlich machte man auch ihm Platz. Als nur noch die letzte Reihe zu durchbrechen war, sah er einen Augenblick den Weg durch ein hageres, langes, schwarz gekleidetes Weib gesperrt. „Laßt mich durch," sagte er auch hier. Da drehte die Frau sich nach ihm um. „Jesses," entfuhr ihr ein halber Schrei. „Jaun, bist du es?" fragte sie dann.

Er hatte bei ihrem Ausruf aufgeblickt. „Ihr," sagte er nur; in seinen sonderbaren Augen, von denen man nie wußte, wohin sie blickten, war für eines Gedankens Länge ein warmes Licht. Er reichte der Cille, seiner Mutter, die Hand, und drückte die ihre. Dann trat er an ihr vorbei zu dem Toten.

„Der Jaun! — Der Doktor! — Siehst! — Wahrhaftig der Jaun! — Man kennt ihn noch wohl!" Ein Gewirr erregter Stimmen wurde laut.

Der Pfarrherr stand auf und lüftete den Hut.

„Was ist geschehen mit dem Mann?" fragte Jaun. Sein Wesen war auf einmal sicher und kraftbewußt; von diesem Wesen, das er fand, wenn er an ein Krankenlager trat, sagten die Professoren und Studenten zu St. Felix, daß es ihn, den sonderbaren Menschen, den Bauern, völlig verändere und jedem, selbst dem, der just noch über seine Linkischheit hatte lachen wollen, Achtung abzwinge.

Der Pfarrherr stand ihm Rede. „Erfallen soll er sein, sagen die einen! Nicht, Clari-Marie, erfallen, meint Ihr?"

Die Clari-Marie stand, die Arme ineinander geschlagen da. Sie nickte zu dem, was der Pfarrer sagte. Da blickte der Jaun auch sie an. „Tag," sagte er leise. Ueber den Toten streckte er ihr die Rechte hin und mit der Linken rückte er unwillkürlich wie aus innerem Zwang am Hut. Das hatte er vorhin bei der Cille nicht getan. Die Clari-Marie löste langsam die Arme und nahm kurz seine Hand. „Tag," sagte sie; ihr Gesicht zuckte nicht dabei.

Darauf ließ er sich bei dem Toten nieder „Helf einer, entkleidet muß er sein!" sagte er Ein Mann trat herzu, auch der Pfarrherr griff an. Der Jaun untersuchte genau, lange sagte er kein Wort. Dicht an der Schläfe trug der Tote eine Wunde. Die untersuchte er zuletzt. Als er die Hand daran legte, scholl eine Stimme hinter ihm. „Lang hast gebraucht, bis du das gefunden hast!" Die Clari-Marie hatte noch immer dieselbe klare, laute Stimme. Der Jaun wußte, daß jetzt viele höhnische Gesichter in seinem

*) Kristalle.

Rücken waren. Er gab keinen Bescheid; aber es stieg etwas heiß in ihm auf. Sorgfältig prüfte er die Wunde. „Von einem Gewehrschuß," sagte er dann in kurzem, sicherem Ton. Er stand auf dabei.

„Was?" kam ein hastiges Fragen aus der Menge. Die Köpfe reckten sich weiter vor. Da sah sich die Clari-Marie um. Ihr Blick ging über die Gesichter, scharf, gerade. „Narrheit", sagte sie. „Wie sollte so etwas geschehen im Isengrund! Wer sollte dem etwas zuleid getan haben! Da soll jetzt nicht einer herkommen wollen und das Dorf in Verruf bringen und das Gericht herauf. Wir können ohne Gericht sein da oben, haben lang genug schon keins gebraucht. Erfallen ist er, der Wipfli, erfallen da am Gaden!" und sie wies an die scharfe Eckkante der Scheuer, wo eine Blutspur deutlich sichtbar war.

„So hat er gelegen, als ich ihn gefunden habe," sagte der Furrer, der plötzlich im vordersten Glied stand. Sein Ton war ein wenig heiser. „Dort hat er mit dem Kopf aufgeschlagen." Er deutete auf die blutige Stelle und wies mit den Händen, welche Lage der Körper gehabt hatte.

„So ist es," sagte die Clari-Marie. „Da ist er ausgeglitten, und die Ecke hat ihm die Schläfe eingeschlagen."

Der Jaun sah sie an. Als ihr Blick den seinen traf, mußte er zu Boden sehen und wußte nicht warum. Aber er schüttelte den Kopf. „Es wird sich zeigen," murmelte er. „Anzeigen werde ich es."

„Anzeigen, du?" fragte die Clari-Marie. Da trat der Huber, der Löwenwirt, aus der Menge und zum Jaun und begrüßte ihn.

„Es ist nichts anzuzeigen," fuhr die Clari-Marie laut wie vorhin fort. „Eine Tragbahre schaffen könntet ihr und ihn hinabtragen ins Beinhaus! Ein Gewehrschuß, jawohl! Erfallen ist er und das ist sicher." Sie gab mit einer kurzen Bewegung ihrer Arme den Worten Nachdruck. Als sie das letzte sagte, war sie schon im Gehen. Sie schien jede weitere Entgegnung abschneiden zu wollen: Tut wie ihr wollt, glaubt oder glaubt nicht! Sie zog das schwarze Kopftuch fester und stieg bergab. Als sie sich hinweg wandte, war es wie ein Zwang auf den Bauern und ihren Weibern, eines nach dem andern folgte ihr. Jaun und Huber standen mit dem Pfarrherrn zuletzt fast allein neben dem Toten, über den der Jacki, der Wildhüter, seinen Rock gedeckt hatte. Jaun sah sich unwillkürlich um, als es ringsum leer wurde. In langem Zug bewegten sich die gegen das Dorf hinab, die sich wortlos zur Partei der Clari-Marie bekannt hatten. Einige drehten die Köpfe nach ihm um; in dem und jenem Gesicht stand ein Hohnlächeln, auch finstere Blicke sah er, so als fluchten jene in sich hinein über den Hergelaufenen, der in ihre Angelegenheiten hineinredete. Aus der Reihe der hintersten wandte sich der Jakob Jacki, der Wildhüter, strich sich mit der schweren Hand über das volle, graue Haar, als ob er sich besänne, und kam dann in seinem schwerfälligen Schritt zurück. „Es kann nicht alles fortlaufen," sagte er herantretend, „es wird jemand die Bahre tragen müssen, wenn sie sie bringen." Die Worte waren halb an den Pfarrherrn gerichtet, er trat aber an diesem vorbei, noch immer wie in Gedanken, stellte sich neben den Toten und sah auf ihn nieder. Seine unter den eckigen Brauen hervorspähenden Augen glitten über den Leichnam hinaus, bald hierhin bald dorthin; einmal auch hob er plötzlich den Kopf und sah mit einem jähen und scharfen Blick hinter dem Rottalbauern her, der als einer der letzten in der Richtung nach seiner Hütte hin sich gemächlich entfernte, unterwegs die Pfeife ansteckte und, den Rücken den beim Gaden Stehenden zugewendet, stille stand, als läge ihm just an, zu zeigen, daß er keine Eile habe, von der Stelle, wo der Tote lag, wegzukommen.

XVI

Die Cille war nicht weit mit denen gegangen, die plötzlich hinter der Clari-Marie die Stelle am Rottalgaden verlassen hatten. Mitten unter den andern blieb sie stehen, unbeholfen, so daß niemand merken sollte, auf wen sie harrte und daß es doch alle merkten. Die an ihr vorbei gingen, stießen einander an: „Du, auf den Jaun, ihren Buben, wartet sie, die Cille." Ihr klopfte das Herz, das Blut stieg ihr auf; ihr Gesicht war heiß. Willkommen heißen mußte ihn doch einer, den Jaun — nach so langer Zeit!

Als die droben immer noch nicht kamen, tat sie Schritt für Schritt tiefer den Weg hinab. Endlich sah sie den Jaun mit dem Löwenwirt hinter ihr herkommen. Der Huber war wie eine Klette, er ließ jenen auf dem ganzen Weg nicht los. Aber am Zieglerhaus hielt der Jaun inne, sagte, daß er später nach dem Gasthaus herüberkommen wolle, und kam von dem eifrigen Manne frei. Die Cille war in den Hausflur getreten; sie stand ganz hinten im Flur, damit keiner sie sehe. Als er eintrat, schien es einen Augenblick, als wollte das steife, unbeholfene Weib die Arme auswerfen und sie ihm um den Hals legen, aber dann streckte sie nur eine der glasigen Hände aus und sagte ein kurzes „Tag, Bub". Nachher stand ihr in der weißen Hauteinsenkung unterhalb der Augen ein spärliches Naß.

Jaun drückte die ihm gebotene Hand. So wenig wie sie verstand er, zärtlich zu sein. Nur als sie sich umwendeten, um in die Stube zu treten, tätschelte er die Mutter mit einer unbeholfenen Armbewegung auf den Rücken. „So — so — wie geht es auch — euch allen?"

„Gut, — bah, gut —" sagte die Cille.

Da tat ihnen die Severina von innen die Stubentür auf. „Es war mir doch, daß Ihr es sein müßtet," sagte sie. In der Stube fand die Cille einen Weg, dem Heimgekehrten die Liebe zu zeigen. Sie rückte ihm einen Stuhl zurecht, schob ihn, der mit der Severina sprach, an beiden Schultern ihn fassend, darauf, ging selber in die Küche, suchte und rumorte und brachte Eßzeug und stieg in den Keller und holte aus dem einzigen kleinen Faß Wein für ihn. Als der Jaun ganz hungrig zu essen begann, setzte sie sich an ihren Platz oben am Tisch, und die Severina rückte auf der Fensterbank hinauf, bis sie dem Jaun gegenübersaß. Beide Frauen stützten die Arme auf den Tisch und neigten die Köpfe vor, als dürften sie die Augen nicht von den Zügen des Heimgekehrten nehmen. Dem war wie in seinem Leben noch nie. Wenn er aufsah, fiel sein Blick auf die schlanken in dünnen Stoffärmeln wohl abgezeichneten Arme der Severina und auf ihr darüber hinauslugendes Gesicht. Er wurde rot und senkte die Augen eilig, aber wohl war ihm doch; er vergaß den Löwenwirt und sein Amt, und es war ihm, als sei er nur eben heimgelaufen — heim, dahin, wohin er gehörte.

Jetzt machte die Severina eine rasche Bewegung und stand auf. „Warum kommt sie nicht, die Base Clari-Marie?" sagte sie. „Die weiß wohl nicht, daß du hier bist. Ich muß sie gleich holen — gleich."

Die Cille nahm die Arme vom Tisch, stand auf und setzte sich wieder, die Röte auf ihren Backen verschwand allmählich. Auf der Zunge hatte es ihr gelegen: „Bleib noch, Severina, laß noch einen Augenblick Frieden sein!"

Der Jaun aß weiter, als die Severina gegangen war, aber es mundete ihm nicht mehr, er würgte an den Bissen. Die Worte gingen beiden aus. Die Cille suchte nach etwas, was sie sagen könnte. „In den Löwen gehst jetzt dann? Gelt?" fragte sie endlich.

„Ja," sagte Jaun. Dann standen sie wo vorher. Keines wußte weiter. Sie lauschten heimlich beide auf nahende Schritte.

Jetzt knarrten die Flurbretter, aber es war nur die Severina. Sie kam langsamer zurück, als sie gegangen war. Fast leise trat sie in die Stube. „Sie kommt, die Clari-Marie," sagte sie, aber es war nicht mehr die freudige Hast von vorhin in ihrem Ton. Dann setzte sie sich wieder hinter den Tisch.

Der Jaun schob den Teller zurück. Eine ganze Weile sprach keines, dann hörten sie die Schritte, die so lange nicht hatten kommen wollen. Die Flurbretter knirschten. Auf den lautlosen Werkstattschuhen kam die Clari-Marie gegangen, schlarpend, langsam. Als sie durch die Tür trat, stand der Jaun auf.

„So! Also noch einmal ‚Tag'," sagte sie im Hereinkommen Wie zufällig schob sie die Hände unter die Kattunschürze. „Sitz doch," sagte sie zu Jaun. Der ließ sich plump auf den Stuhl fallen, von dem er sich eben erhoben hatte. Die Clari-Marie setzte sich auf die Ofenbank, dort, wo ehemals der Chrisostomus, ihr Vater, gesessen hatte. Sie nestelte jetzt an der Schürze, die unrein war, und legte sie ab, nun saß sie in ihrem schlichten schwarzen Gewand.

„Kommt doch da herüber, Base Clari-Marie," bat die Severina.

„Ich sitze gut da," gab diese zurück. Da nahm sich der Jaun zusammen. „Ach," sagte er mutig und fest, „seid jetzt nicht so, Base, habt doch Freude, daß ich da bin."

Die Clari-Marie blickte ihn frei und ohne Zorn an. „Siehst, das ist jetzt so," begann sie ganz ruhig. „Das habe ich dir immer zu wissen getan. Wenn du ein Doktor wirst, so ist deine und meine Freundschaft zu Ende. Da ist jetzt nichts mehr zu markten."

„Aber warum? Eher stolz sein solltest! Was ist nicht geworden aus dem Bub!" fuhr die Cille jäh, in einer an der Stillen völlig fremden Erregung dazwischen. Die Clari-Marie warf ihr einen langen Blick zu. „Was er gelernt hat, das paßt nicht mehr zu mir," sagte sie ganz ruhig, „und ich bin zu alt, ihm noch nachzulernen. Er zu neu — ich zu alt. So kommen wir halt nicht zusammen." Als sie das, Wort für Wort überdenkend, gesagt hatte, stand sie auf, schob ihre bauschigen Röcke zurecht und näherte sich der Tür. „Und auch das," fuhr sie fort, „zum falschen bist gegangen, Bub, zu dem im ‚Löwen', dem Fremden! Der und einer, der's mit dem Dorf ehrlich meint, können nicht zusammengehen." Sie legte die Hand auf die Klinke. Der Jaun hielt den Kopf gesenkt, und saß am Tisch, eckig, aufs Maul geschlagen, just wie er als Bub gesessen hatte. Er hatte kein Wort der Gegenrede. Schon halb im Flur wendete die Clari-Marie noch einmal das breite, farblose Gesicht. „Ich habe zu tun in der Werkstatt," sagte sie, „noch eine Stunde vielleicht, nachher, wenn ich wieder hereinkomme, wäre es mir schon recht, wenn wir nicht mehr zusammenkämen. Das ist jetzt einmal so: Unsre Freundschaft ist in zwei Stücken."

Die Clari-Marie wartete keine Antwort ab. Mit demselben schweren schlurfenden Schritt ging sie hinaus, mit dem sie gekommen war. Als die Haustür zufiel, stand der Jaun auf. Er suchte nach seinem Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte. Der Kopf hing ihm auf die Brust; das Gesicht zuckte einen Augenblick, wie es dem Bub gezuckt hatte, wenn ihm das Flennen nahe war. „So will ich jetzt gehen," sagte er.

Da stand die Cille neben ihm, lang, aufrecht, die Augen feucht. „Wenn du mich brauchst, auf mich kannst zählen," sagte sie.

„Ja, ja, Dank," sateg er, drückte ihr die Hand und lächelte selbst. Als er darauf der

Severina die Hand zum Abschied hinstreckte, trat sie dicht an ihn heran, hatte glühende Backen und glänzende Augen. „Weißt," sagte sie hastig und fast leise, „schlecht mußt doch nicht denken von der Base Clari-Marie. Nur nicht immer verstehen kann sie eines. Sie ist anders als alle andern. Aber eine gute ist sie doch! Wirst es schon sehen, wenn du Bescheid weißt im Dorf." Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit ihren beiden, als müßte sie ihn durch die Bewegung überzeugen. Er aber spürte nur den Druck der weichen Finger und das Herandrängen ihrer Gestalt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Ade," sagte er hastig und völlig verwirrt und ging.

Am andern Tag war im Isengrund ein Begräbnis. Jaun, der Doktor, stand am Fenster seiner Stube im „Löwen" und sah auf die Straße nieder, als sie mit dem Sarg von der Kirche her ins Dorf und dem Friedhof zu zogen, eine lange, schwarze Reihe von Männern und Weibern. Die Glocken klangen über sie hin, die Lüfte schwangen von den hellen, schwellenden und sinkenden Erzklängen. Sie begruben den Scharfegghüttler. Die vom Rat schritten hinter seinem Sarg, da er nähere Verwandte im Ort nicht hatte. In der ersten Reihe der Weiber, die dem Zuge der Männer folgten, ging die Clari-Marie. Es war ihm, als sei der jetzt der Gedanke im Kopf: In die Grube mußt fahren, Scharfegghüttler, daß keiner mehr lang zu fragen braucht, wie und wann du gestorben bist! Und er, der Jaun, hatte heute früh einen Bericht an die zuständige Polizeidirektion geschickt: „Pflicht meines Amtes als Arzt in hiesigem Ort bringe ich zur Kenntnis, daß die Leiche eines hierorts gestern tot aufgefundenen Bürgers, Tobias Wipfli, eine tiefe Schußwunde an der linken Schläfe aufgewiesen, alle Anzeichen auf fremde Gewaltat, nicht aber auf Selbstmord schließen lassen."

Indessen zog der Zug unten weiter dorfein. Der Sarg und die vordersten der Leidtragenden verschwanden schon zwischen den Häusern. Nun setzten die Glocken aus. Die Schritte der Gräbtleute klangen dumpf herauf; das Murmeln der Betenden mischte sich damit; es gab ein Geräusch wie ein dumpfes Murren. Da war es dem Jaun, als murrten sie wider ihn. Der Trotz, der in der Haltung der Clari-Marie lag, schien plötzlich allen eigen zu sein. Mit störrischer Langsamkeit zogen sie unten vorbei. Der Jaun fühlte seine Kehle verschnürt. ‚Gestern bist eingezogen, heute hast schon das ganze Dorf gegen dich!' Es war ihm übel zumut, wie einem nicht Uebertapferen am Vorabend der Schlacht. Fast wäre ihm lieb gewesen, daß er die Anzeige an die Polizei unterlassen hätte! Dennoch wußte er, daß er sie wieder versenden würde, wenn sie noch nicht abgegangen wäre. Pflichttreu war er immer gewesen. Sonst hätte er es nicht dahin gebracht in der Studienzeit von St. Felix, dahin, wo er jetzt stand.

XVII

Der Gemeinderat vom Isengrund hatte einen schlimmen Tag. Im „Löwen" in der Wirtsstube saßen der Verhörrichter und andre Untersuchungsbeamte. Als die vom Rat, vorgefordert, Rede gestanden, warum über die Art, wie der Scharfegghüttler gestorben, nicht weitere Untersuchungen gepflogen worden, fuhren die Beamten an ihren Tischen zornig und mit harter Rede auf. „Ins Loch gehörtet ihr alle, ins Loch gehört ihr: einen Menschen zu verscharren, von dem nicht erwiesen, ob er nicht durch ein Verbrechen ums Leben gekommen ist!"

Einer der erschrockensten unter den Dorfvätern ließ den Namen der Clari-Marie laut werden.

Was die sei, und was er mit der wolle? fragte einer vom Gericht.

Nun, untersucht habe sie den Toten und die Hebamme sei sie, eine gute dann erst noch, beim Eid, eine gute. Die Ueberzeugung, daß sie mit dem Lob eher zu wenig als zu viel sagten, gab denen vom Rat die verlorene Fassung wieder; auf ihren schweren Schuhen, die rauhen zertragenen Filzhüte wider die Brust gedrückt, standen sie da.

Ueberhaupt, die Clari-Marie wisse wohl, was sie rede, murrte der Präses, der stämmige mit dem kropfigen Hals und der bedächtigen Art. Er sprach laut und zornig; es paßte ihm schlecht, daß die vom Tal herauf in seine Gemeinde hineinregieren kamen.

„Hol einer das Wundertier, die Clari-Marie," sagte der Beamte von vorhin wieder, der ein junger und eifriger war, kurz erst mit seinem Studium zu Ende und in die Stellung eingerückt. Der Waibel sah den Präses an, als der nickte, ging er hin und holte die Clari-Marie. Inzwischen flüsterten die Beamten zusammen, der Protokollführer ging hinaus und sprach mit dem Löwenwirt. Der ordnete nachher ein paar seiner Taglöhner nach dem Kirchhof ab; die streitige Leiche sollten sie ausgraben. Drinnen in der Stube standen auch die Isengrunder Bauern beisammen, in eine Ecke gedrängt. Einer sah dem andern über die Achseln nach den miteinander verhandelnden Beamten hin; selber sprachen sie wenig. Der eine und der andre hob den Kopf wieder höher; in ein paar Augenblicken mußte eine da sein, die sich vor denen da nicht fürchtete.

Die Clari-Marie kam. „Geh voraus, du, so weiß ich, wo ich hin muß," hörten sie ihre Stimme im Flur schallen. Da trat der junge Waibel vor ihr herein. Sie selber ging, wie sie immer ging. Ihr Gewand war schwarz und ihr Gesicht gelbweiß, ein großes Tuch hatte sie lose um die Schultern genommen, ein Kopftuch über die Haare gelegt; das schob sie in den Nacken, als sie vor den Untersuchungsbeamten stand, mit der Hand strich sie das ergrauende Haar langsam und fest am Kopf glatt.

„Nun, Frau," fuhr der junge Beamte sie polternd an, „es scheint, Ihr wißt nicht genau, wo das angeht, was Euer Amt ist und wo es aufhört."

Sie sah ihn fest an, fast erstaunt. „Nein, das weiß ich nicht," gab sie ruhig zurück, „da oben hat einer dem Namen nach ein Amt und muß zehn andre verstehen. Wir sind unser nicht so viele wie bei euch in der Stadt, Herren!"

Hier mischte sich ein grauhaariger Herr ins Gespräch, einer, der schon lange unten im Hauptort, in Altstadt, sein Amt versah und die Verhältnisse des Landes kannte. Er kannte auch die Clari-Marie. „Gut' Tag, Frau," grüßte er. Sein Wesen war freundlich. „Sagt frei heraus, was Ihr von dem Scharfegghüttler und wie er umgekommen ist, wißt," munterte er sie auf.

Die Clari-Marie wendete sich ihm zu. „Was soll ich mehr wissen," sagte sie, „die" — sie wies auf die vom Rat — „werden es wohl gesagt haben, erfallen ist er, der Wipfli."

„Eben nicht erfallen ist er," fiel der junge Verhörrichter wieder ein; aber seine Stimme klang zahmer; sie war kein gewöhnliches Weib, diese Clari-Marie.

Diese sah auf. „So," sagte sie, während ihre Nüstern sich in leisem Zorn blähten, „hat der Zaun, der Doktor, euch die Weisheit berichtet?"

Der Richter bekam einen roten Kopf. Er wollte barsch antworten; aber er mäßigte sich. „Wie kommt Ihr dazu, die Möglichkeit, daß der Wipfli erschossen worden sei, zu allem vorneherein abzuleugnen?" fragte er.

„Weil keine Möglichkeit ist."

„Warum nicht?"

„Wir sind fromme Leute da oben im Isengrund. Glaubt Ihr, daß beten und morden in einem Atemzug geht?"

„Kann nicht ein Fremder ins Tal gekommen sein?" warf einer der Beamten ein.

„Es ist keiner ins Tal gekommen; man weiß hier, wann einer kommt," gab die Clari-Marie zurück. Der Protokollführer schrieb. Dann fragten die Herren weiter, bald die Truttmannin, bald die vom Rat. Die Clari-Marie hatte nur ein klares Wort: „Gebt euch keine Mühe, Herren! Da oben geschieht so etwas nicht — nicht so lang uns die Fremden nicht ins Tal kommen, für die vom Isengrund will ich gut stehen. Und erfallen ist er, der Wipfli."

Nach einer Weile gaben die Beamten es auf, andres herauszubringen. Sie entließen die Zeugen. Sie selber gingen nach dem Beinhaus, die ausgegrabene Leiche zu besichtigen. Der Zaun, der Doktor, begleitete sie.

Als sie eine Stunde später das Dorf verließen, blieb ein Gerede zurück: „Es wird doch ein Straffall werden, das mit dem Scharfegghüttler!"

„Zuerst müssen sie einen haben zum Strafen," meinten andre. In allerlei Wispern lief das Geklatsch aus. Das Wispern wollte nicht stumm werden, als der Tag ging und der nächste kam und der andernächste. Die Clari-Marie, die da und dort im Dorf zu tun hatte, hörte, daß in ihrem Rücken etwas rumorte, hörte aber nicht was. Plötzlich fing sie einen Namen auf. „Der vom Rottal, der Furrer!"

Sie wußte, was sie meinten. Wäre sie nicht das starke Weib gewesen, sie würde aufgeschrien haben, denn das Herz schlug ihr wild wie in ihrem Leben noch nie. Aber sie biß nur die Zähne zusammen, hatte starre Züge und schwieg. Daheim, wo sie in einer Kammer eine ungestörte Stunde hatte, sann sie nach, legte sich alles zurecht, was ihr vorher blitzähnlich durch den Sinn gefahren. Konnte er es tun, der Furrer? Geizig war er, geldgierig, aber zeitlebens hatte er sich die härteste Mühe nicht reuen lassen, zu Gelde zu kommen! Warum sollte er da plötzlich — da fiel ihr das Schaf ein, das Tier, das er vor ihren Augen mit rohem Stoß zum Tode gebracht hatte! Es rann ihr kalt über den Rücken. Ob es möglich wäre, Herrgott, ob es menschenmöglich wäre! An demselben Abend — ohne ein Wort zu den andern, wohin sie ging — stieg sie nach dem Rottal, schwerschrittig, entschlossen. Es dunkelte schon, als sie das Dorf verließ. Als sie nach der Rottalhütte kam, war es Nacht. Mit roten, trüben Fenstern schaute der Holzbau auf sie nieder. Nun trat sie in den Schattten des Gadens, jetzt auf die Stelle, wo der Tote gelegen hatte, der Wipfli. Sie war keine, die sich fürchtete; sinnend blieb sie einen Augenblick stehen, legte sich noch einmal zurecht, wie sie den Scharfegghüttler gefunden hatten. „Freilich muß er erfallen sein," murmelte sie und untersuchte mit der Hand die scharfe Steinecke am Gadenunterbau. Als ob da nicht einer sich ein sauberes Loch in die Schläfe schlagen könnte! Nun stieg sie nach der Hütte hinüber. Deren Tür stand weit offen; die hatten, wie es schien, da oben keine Scheu vor Besuch. Die Sorglosigkeit, die in dem kleinen Umstand lag, besänftigte ihre Erregung. Sie trat über die Schwelle und tastete sich durch den schwarzen Flur. Weil sie langsam ging, übertönten ihre Schritte das laute Murmeln einer Stimme nicht, die aus der Stube kam. Sie stand unwillkürlich still; drinnen sprach der Bauer, der Furrer. Sie wollte nicht lauschen, aber der Klang seiner heiseren Stimme hielt sie doch fest. Er betete, nein, er las vor, aus der Bibel las er, und es war ganz feierlich, wie er las, ruhig, friedlich wie einer, der es mit frohem Herzen darf nach hartem Tagwerk. Sie atmete auf, es war ein zitternder Atemzug; langsam wälzte sich ihr eine Last vom Herzen. Wer so fromm war, der hatte keine Todsünde auf dem Gewissen! Jetzt legte sie die

Hand auf die Klinke und trat in die Stube. Die Lampe brannte rauchig und elend an der schwarzen Decke. Der Furrer saß am Tischende, eine Brille auf der Nase, das Buch in den beiden breit vor auf den Tisch gestützten Händen; die Furrerin hatte an der Fensterseite des Tisches Platz und nähte. Sie sahen beide ganz gelassen auf, als die Tür ging, als wäre heller Tag, Zeit, da Besuch nichts Ungewöhnliches war.

„Guten Abend," wünschte die Clari-Marie.

„Woher kommst du noch?" fragte der Furrer. Sein Weib legte die Arbeit hin und die Arme auf den Tisch und sah die Schwester gespannt an. Die rückte einen Stuhl vom Tisch und setzte sich zu ihnen.

„Etwas zu reden hätte ich mit euch," begann sie.

Der Furrer klappte sein Buch zu. Der trübe Lampenschein reichte just hin, ihm und seinem Weibe in die fahlen Züge zu zünden. Die Umrisse seiner eignen hageren Gestalt und der schmächtigen seines Weibes flossen fast mit dem Dunkel der Stube zusammen. So traten nur die Gesichter scharf hervor. Die hatten nie viel Farbe getragen, und vor allem die Furrerin ging seit mehr denn einem Jahre herum wie das leibhaftige Elend. Die Clari-Marie konnte nichts Fremdes in ihren Zügen entdecken, nur ihre Augen leuchteten sonderbar aus den tiefen Höhlen, halb als blendete sie etwas und müßte der Blick zur Seite weichen, halb als spräche eine Gier aus ihnen. Aber so schauten sie manchmal. Die Cille, wenn sie hart von ihnen sprach, sagte: „Er leuchtet ihnen aus den Augen, der Geiz."

„Was ist?" fragte der Furrer gemächlich.

„Was ist denn?" wiederholte die Trini, sein Weib. In der ihrer Stimme zitterte Ungeduld.

Die Clari-Marie legte wie sie die Hände auf den Tisch und legte sie ineinander. „Schwager, weißt, was sie jetzt im Dorf sagen?" fragte sie unvermittelt. Dabei begegnete sie dem Blick des Bauern, der blinzelte ein wenig. Aber er rührte sich nicht.

„Was schwatzen sie wieder?" fragte er.

„Weißt etwas vom Wipfli, Schwager, davon wie er gestorben ist?" fragte die Clari-Marie laut.

„Gerade so viel wie die andern," sagte er gleichgültig. „Einzig, daß ich ihn zuerst gefunden habe."

„Bah ja," warf sein Weib ein.

Die Clari-Marie dämpfte ihre Stimme. „Jetzt sagen sie — das Gericht ist dahinter — es will eine Verhandlung geben, scheint's — und du — dich wollen sie holen, Schwager."

Der Furrer sah sich um, sein Weib sah er mit einem langen, scharfen Blick an. „Gott verdamme sie," fluchte er. Die Verwünschung kam aus dem hageren, steilen Manne heraus wie etwas, das aus seinem Herzinnern sich herausarbeitete und mit wildem Ruck über die Lippen fuhr. Er zitterte fast, so grimmig war der Fluch. Die Trini überlief ein Schauder; aber das mochte ein Zucken sein, das ihren elenden Leib manchmal ankam.

„Da hast es wieder," sagte sie mit scharfer, sicherer Stimme zu dem Bauern, „ich habe dir gesagt, du sollst ihn liegen lassen, den Toten, und dich nicht darum kümmern. Sie sind uns immer aufsässig gewesen, die vom Dorf, alleweil."

„Jeden Brotbissen vergönnen sie einem, die Halunken," fluchte der Furrer.

Die Clari-Marie verwandte kein Auge von seinem Gesicht. „Meinst, wirst schwören können, Schwager?" fragte sie so laut, daß die Gesichter der beiden gleichzeitig sich ihr zuwandten. „Meinst, kannst schwören, daß du es nicht gewesen bist?"

Da stand er auf, lachte laut und roh. „Du kommst mir recht in meinem eignen Haus, du," sagte er.

„Kannst schwören?" fragte die Clari-Marie unbeirrt. Sie erhob sich auch, und hatte in dem Augenblick mehr von zwingender Würde an sich als die ganzen Verhörrichter zusammen, die des Falles halber nach dem Isengrund gekommen waren.

„Beim Eid kann ich," brüllte der Furrer und hob an, mit Schritten die Stube zu messen, vor denen die Wände zitterten.

„Natürlich kann er," keifte die Trini schrill dazwischen.

Die Angst war noch nicht völlig aus der Clari-Marie Gesicht gewichen; vielleicht sah es der Bauer. In einer Art Wutanfall sprang er an den Tisch.

„Glaubst etwa nicht?" schrie er die Truttmannin an. Dann ergriff er das Buch, in dem er gelesen hatte. „Da, sieh," sagte er, war leichenfahl und hob das Buch mit beiden Händen. „Bei dem, was ich da in Händen halte, bei meiner Seele Seligkeit, von dem Scharfegghüttler weiß ich nichts!"

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau und allen sieben Schmerzen, weiß er nichts," eiferte die Furrerin.

Die Clari-Marie nickte. „Ja, ja," sagte sie, und es war, als zerschmelze in ihrem Gesicht etwas Eisiges. „Ich — es ist ja nicht möglich, daß einer so etwas hat tun können, einer von hier herum."

Der Furrer warf sich ächzend wieder auf seinen Stuhl. „Da — da — das —" stieß er hervor, kopfschüttelnd, als erkenne er erst die Schwere dessen, des man ihn bezichtigte. „Das ist nicht zum glauben, was einen ankommen kann im Leben." Wie zufällig faßte er wieder nach der Bibel. „Da muß ich schon noch ein Gesätzlein lesen — nur damit — daß — daß man sich vor Wut nicht versündigt," sagte er keuchend. Und er schlug das Buch auf, sah von ungefähr hinein und las murmelnd.

„Lies laut," sagte sein Weib. Da las er laut, und sie wußte so wohl Bescheid, daß sie ihm die Bibelstelle geläufig nachsprechen konnte. Sie falteten die Hände unter dem Stammeln, rückten einander näher, als verlangte eins nach dem andern. Ihre Art war wie Inbrunst und dann wieder wie Gier.

Die Clari-Marie fühlte, daß die Zweifel von ihr glitten. Es war nicht möglich, daß einer

sich so verstellte. Die konnten von nichts Bösem wissen, der Schwager und die Schwester. Die taten ihre Christenpflicht, taten sie mehr als gut. Die strenggläubige Frau schalt sich selbst, daß sie an ihnen, den Frommen, gezweifelt hatte. ‚Zu denen stehst, du, Clari-Marie,‘ gelobte sie sich. Auf einmal hallte auch ihre tiefe Stimme in das Murmeln der andern. Sie sagte ein Vaterunser. Als sie endete, setzten auch die zwei andern unwillkürlich aus. „Ich gehe jetzt," sagte die Clari-Marie und reichte ihnen die Hand. „Schon zu euch halten will ich," sagte sie, und dann: „So, ade."

Sie ging.

„So, ade," wiederholten in ihrem Rücken die Furrerschen.

Als sie durch den Hausflur sich entfernte, konnte sie noch hören, wie der Bauer weiter las.

Am nächsten Tag stiegen dennoch die Landjäger nach der Rottalhütte. Eine Weile später war die Hütte geschlossen. Der Bauer und sein Weib schritten zwischen den Polizisten durchs Dorf und talab.

„Jesses, jesses, habt ihr gesehen?" gellte es durch das Dorf nachher. „Sie haben sie geholt, die vom Rottal."

In der Straße stand das Volk in Haufen. Die Clari-Marie trat unter sie, ruhig, und doch ein seltenes Zornrot auf den Wangen. „Sie werden schon sehen, was das kostet, die da unten im Tal," sagte sie, „zwei am heiterhellen Tag mit den Landjägern fortzuführen, die kein Stäublein Schuld haben."

„Sie werden schon sehen," drohten die vom Isengrund ihr nach.

Im Abenddunkel kam die Severina dem Jaun, dem Doktor, der vom Löwen hinweg und auf der völlig menschenleeren Straße dorfauswärts sich erging, nachgeschlichen. „Ich habe dich da hinausgehen sehen," keuchte sie. Sie war so plötzlich neben ihn geglitten, daß er zusammenschrak. Nun lag ihre hagere Hand auf seinem Arm und hielt ihn fest, er sah ganz nahe ihr schmales, weißes Gesicht und aus dem Dunkel leuchteten die Augen, standen groß darin und glänzten fieberig. „Jesus Maria, Jaun," stammelte sie, „sie haben den Vater und die Mutter geholt, die Landjäger."

„Ja," sagte der Jaun; in seinem Leben war er nie unbeholfener gewesen.

Die Severina faßte seinen Arm jetzt mit beiden Händen, sie hing sich fest an ihn und zitterte vor Angst und Erregung. „Jetzt — jetzt," fuhr sie hastig weiter, „weißt, die andern kann ich nicht fragen. Die Base Cille redet nicht und die Base Clari-Marie ist zornig, und ich darf ihr nicht sagen, daß ich einen Zweifel habe, und dann der Hansi, der hat Streit mit Vater und Mutter seit dem letzten Holzschlag, weil der Vater ihm den Taglohn nicht geben will, und — und niemand kann ich fragen — und — mein Gott und Vater — Jaun —" Ihre wirren Worte überstürzten sich. Sie schluchzte plötzlich. Da löste Jaun seinen Arm aus ihrem Griff und legte ihn um ihre Hüfte; er fürchtete sich fast, sie anzufassen, und hielt sie, als wäre ihre schmächtige Gestalt aus dünnstem Glas. Das Herz klopfte ihm, sein Kopf war glühend rot; er wollte reden, aber kein einziges Wort fiel ihm ein.

Da faßte sich die Severina wieder. „Sag doch, du — meinst — kann es sein? — Nein, nicht — gelt? Sie sind schon eigne, der Vater und die Mutter, aber so etwas — nein, gelt, so etwas, was sie sagen, das kann ja nicht sein?"

In Jaun schrie eine Stimme: Sie sind's, die vom Rottal, sie sind's! Aber vor der Severina hätte er die eigne Ueberzeugung verleugnet und wenn es um seine Seligkeit gegangen wäre; denn ihre Angst machte ihn willenlos. Er wußte kaum, was er tat und sagte. „Was denkst, was redest! Wirst sehen, in ein paar Tagen sind sie wieder da," flüsterte er ihr zu. „Im Ernst glaubt es niemand von ihnen, von deinem Vater und deiner Mutter." Er strich dabei dem Mädchen unbeholfen über Haar und Wange, über Achsel und Arm, und sah mit seinem heißen Gesicht auf sie nieder.

Sie hing den feinen Kopf. „Jetzt sind wir verschrien im Dorf, der Vater und die Mutter und wir Kinder," sagte sie.

„Was denkst," tröstete er. „Wenn sie frei sind, nachreden darf ihnen keiner etwas."

„Ja, ja," gab sie zu. „So will ich jetzt wieder," ermannte sie sich dann und trat von ihm hinweg. Er ließ mit linkischer Bewegung den Arm sinken, als er fühlte, daß sie fort wolle.

„Severina!" kam da ein Ruf durch die Nacht. Die Cille rief drüben am Zieglerhaus.

„Sie rufen schon," sagte die Severina, sah sich nicht um und stob davon.

Der Jaun stand da und sah die Stelle an, wo das Dunkel die schlanke Severina aufgenommen hatte. Und auf einmal packte es den eckigen, langsamen Menschen: In all der Zeit, in der er vom Bergland fort gewesen, in seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so schmerzliches Empfinden gehabt, ein solches Verlangen, einen solchen Hunger wie jetzt danach, daß die Severina noch da neben ihm wäre, die Severina, die er doch kaum hatte anrühren dürfen.

Lange stand er, der zähe, der gearbeitet hatte wie kein andrer und aus dem Geißbub ein Doktor geworden war. Alle Arbeit und alles Wissen und das Pflichtgefühl, das ihn den Mord hatte aufdecken lassen und die Pflichten, die sein neues Amt ihm auflegte, alles war ihm wie Wind in dem Augenblick, und alles das kümmerte ihn nicht; denn das Herz tat ihm weh, und das Herz schrie: Wenn sie doch noch da wäre, die Severina!

(Schluß folgt)



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Ihrer Mutter Stimme

Nach dem Gemälde von W. A. Orchardson (London)



Giorgione — Ein Konzert

Die Musik im Bilde

Von

Professor Dr. Oscar Bie

Es gibt zwei Arten von Musik in der Malerei, eine heimliche und eine offene. Die heimliche Musik ist in allen Bildern, die von Farben innerlich klingen und eine Symphonie darstellen, die von den Augen gesehen ist. Als Whistler und die Impressionisten unter ihre Porträts und Interieurs und Landschaften keinen Namen mehr schrieben, sondern bloß die Worte „Symphonie in Gelb und Schwarz", „Akkord von Rosa und Mattgrün", da übertrugen sie Wahrnehmungen musikalischer Art auf Bilder, so wie wir gern umgekehrt Farbenprädikate auf Töne übertragen. Das Farbenhören und das Tonsehen ist unsrer Zeit so geläufig, wie alle andern Assoziationen, die wir zwischen den Künsten bilden. Wenn wir im reinen A-Dur des Lohengrin mattblaue Nuancen hören, oder C-Dur in den Meistersingern uns weiß, und As-Dur im Tristan uns grauviolett erscheint, so gibt es ebenso Monetsche Herbstlandschaften an dunstigen Ufern, die uns mit Verlaine an ein zartes Violinstück und Klingersche Phantasien, die uns an Brahmssche Lieder erinnern, auch ohne daß sie geradezu dafür komponiert sind. Als Klinger die Brahmsschen Lieder ausstattete, hielt er sich von jeder direkten Illustration fern. Er ließ nur Assoziationen aufklingen, prometheische Schicksalszüge, Feldeinsamkeiten und Vogelflug, die ihren selbständigen greifbaren Ausdruck in den Radierungen fanden. So wirkt selbst das gegebene Musikstück im Bilde nur als heimliche Musik. Lechner setzt unter die Fenster mit sehnsüchtigem Menschenpaar die Tristanmotive, unter ein melancholisches Landschaftsstück das Chopinsche E-Mollprelude, aber es ist nur eine dekorative



Frans Hals — Der Narr

Jan van Eyck Singende Engel

Assoziation, so wie in seinem Kölner Glasgemälde die Musik als unnennbare Göttin thront. Selten verkehrten die Malerei und die Musik stofflich miteinander. Wie es nur wenige Stücke gibt (Liszts Hunnenschlacht, Hubers Böcklinsymphonie), die nach bestimmten Bildern geschaffen wurden, gibt es nur wenige Bilder nach bestimmten Musikstücken. Und auch diese nur assoziativ. Denn die Macht der heimlichen Musik in unsrer Malerei ist für unser Geschlecht, das in allen Dingen musikalischer empfinden lernte, größer als je. Reden wir zufällig so viel von den „Tönen" in der Malerei, wenn eine helle Sonnenlandschaft die Bäume im Glanze badet, oder der Winterhorizont den Schnee gegen den grauen Himmel abseßt, die herbstliche Allee in buntem Farbentanze gegen die tiefblauen Schatten eines Nadelwaldes sich verliert, um die schwach beleuchtete Kaminecke dämmerige Mystik webt, oder eine Frau in duftigem, schillerndem Chiffon vorüberschwebt? Das ist die heimliche Musik in der Malerei, die ich nicht nennen kann und die doch größer ist als alle offene.

Die offene ist eine Zuflucht zur Schilderung musizierender Menschen, des musizierenden Handwerks. Die Malerei steht, die Musik geht. Reale Musik ist nur zu malen, indem man die Menschen malt, die sie ausführen. Man malt die Träger der Musik, die Spielenden und Zuhörenden, die Spannung und Begeisterung des Reproduzierens und Hörens. Und das geschieht, wie jeder andre Stoff der Malerei, mit feinen Ausschnitten oder unfeinen Effekten, mit virtuosen Wirkungen oder intimen Reizen.

Vallotton besingt den Selbstgenuß, den intimsten, der Musik in einer Reihe berühmter Holzschnitte. Der Flötenspieler steht versunken an eine barocke Kommode gelehnt, auf der ihm eine weiße Katze zuhört. Der Geiger sitzt vergraben in einem tiefen Fauteuil am Kamin. Der Cellist in der romantischen Tracht der dreißiger Jahre streicht über die Saiten mit träumenden Mienen vor dem Schrank mit der Pendule. Der Pianist sitzt am kleinen Instrument neben der altertümlich geblümten Tapete, um — wie alle andern — ohne Noten zu improvisieren. Nur die Pianistin großer Toilette in der Gesellschaft spielt nach Noten, und sofort finden sich Zuhörer ein, um ihre visionären Gesichter aus dem Dunkel des Zimmers auftauchen zu lassen. Erhöhen sie die Intimität, indem sie sich zeigen? Der Reflex der Musik auf Zuhörer verdeutlicht, aber steigert nicht ihre Wirkung. Es gibt schweigsame Landschaften, die sofort trivial werden, wenn der Maler ihnen im Vordergrund schwärmerische Menschen hinzufügt. Wie still und tief ruht die Seele des Thomaschen Geigers auf dem Grunde der Musik, und wie komödiantenhaft benehmen sich die Zuhörer auf dem schmökerhaften Balestrierischen Beethovenbilde, das die Wirkung der Musik auf schöngeistige Menschen darstellt, weil es sie nicht unmittelbar empfindet.

Der Selbstgenuß der Musik gibt das Motiv für ihre intimsten Darstellungen, der gesellschaftliche Genuß für ihre bewegtesten und figurenreichsten. Das musikalische Gesellschaftsbild ist in der kulturhistorischen Malerei ein bestimmter, vielfach wiederkehrender



Meister der weibl. Halbfiguren Musikunterhaltung



Nicolas Lancret — Die Musik

Typus. Wie auf den alten Festblättern gern vorn im größten Maßstab die Theaterkapelle in voller Tätigkeit geschildert wird, während rings auf den Estraden und in den Logen die klassifizierten Zuschauer sich zu amüsieren und zu unterhalten scheinen, so hat man die kleineren Soireen in berühmten Salons zum Gegenstande porträtähnlicher Gruppenbilder gemacht. Das bekannteste Stück ist Oliviers Darstellung des kleinen Mozart, wie er im Salon des Prinzen Conti, von der ersten Pariser Gesellschaft umgeben, seine Künste produziert. Von den Schubertzeichnungen Schwinds ist der musikalische Abend bei Spaun mit Grillparzer, Schwind, Bauernfeld und andern Notabilitäten diesem Genre zuzuweisen. Ganz nach dem Muster komponierte Jul. Schmid sein bekanntes Schubertbild, auf dem der Meister in einem Bürgerhause von Altwien klavierspielend gezeigt wird. Die Porträtsammlungen reichen von Kriehubers Lithographie der Matinee bei Liszt, auf der man Berlioz, Czerny und Ernst Liszts Spiel lauschen sieht, bis zu jenem Papperitzschen Wagnerbilde, das unter Assistenz von Niemann, Lenbach, Levi, Richter, Frau Cosima, Gräfin Schleinitz, Liszt die Nibelungenpartitur spielen läßt. Aber während die musikalischen Soloszenen meist durchdrungene künstlerische Leistungen waren, sind diese Gesellschaftsmusikbilder fast nur von stofflichem Interesse: eben Gesellschaftsbilder mit etwas Musik. Es gibt ein einziges berühmtes, das davon eine Ausnahme bildet, das die Ansprüche der Kunst erfüllt. Menzels Flötenkonzert Friedrichs des Großen. Gesellschaft und Zimmer bilden eine Einheit in ihrem goldigen Licht: der König spielt gerade eine Kadenz, die Kammermusiker warten auf den Einsatz, es ist ein spannender, kritischer Moment. Das war die geniale Idee Menzels, auf dieses Solo des Königs das Bild zu bauen. Er fand den großen Augenblick des Schweigens, in dem die Kerzen, die Wände, die Zuhörer, die Mitspieler den Atem anzuhalten scheinen, um ein Flötensolo eines Königs abzuwarten; ein glücklicher malerischer Moment, der wie niemals sonst eine Gesellschaftsmusik in der Intimität des Solos zusammenzufassen wußte.

Als noch der Himmel in der Kunst auch bei Sonnenschein voller Geigen hing und die Engel offen vor den Menschen Posaune bliesen und die heilige Cäcilie sie zum Gesang begleitete, da gab es so manche schöne Gelegenheit, kleine musikalische Aufführungen den Bildern der Heiligen einzufügen und etwas Sphärenharmonie von Seraphimhänden erklingen zu lassen. Auch dies war eine ganze kunstgeschichtliche Gruppe von Musikbildern, in denen die Töne der Kirche ihre reizende Versinnlichung in den Mitgliedern eines himmlischen Orchesters fanden. Der erste, der diese Kapelle reicher besetzt und sie unermüdlich zum Lobgesang des Himmels heraunruft, war der fromme und heitere Fiesole. Seine musizierenden Engel, die sich auf allen Streich-, Reiß- und Blasinstrumenten üben, sind halb erwachsene Personen in schön wallenden Gewändern, und nicht bloß Gott hörte sie gern, sondern die Menschen fanden sofort solches Wohlgefallen



Gerard Terborch — Das Konzert

an ihnen, daß sie sie zu dekorativen Typen erklärten, was allerorten die höchste monumentale Anerkennung bedeutet. Wie wenige der hellenischen Musen spielten ein Instrument, wie gering war die Auswahl damals in den Kitharwerkzeugen, die sich der apollinischen Gunst erfreuten, während Athena, als sie die leidenschaftliche Flöte in den Mund nahm und ihre aufgeblasenen Backen bemerkte, sofort beschloß, dieses dämonische Tonwerkzeug den Satyrn zu überlassen. Jetzt in der christlichen Zeit hatte man nicht zwei Instrumentenklassen und nicht die trockene Monodie, sondern das ganze, reiche, bunte, polyphone Orchester, das eine Heerschar von Engeln beschäftigte. Und wenn die Engel ihre Pausen machten, so nahmen die kleinen nackten Putten die Lauten und Theorben, sie setzten sich auf den Rand der schönen, großen Madonnenbilder und strichen oder zupften sich ein sonniges Liedchen vor, das allen hoffnungsvoll im Ohre klang. Wir haben sie nie wieder vergessen, diese süßen Carpaccioschen und Raffaelschen und Correggioschen leicht oder gar nicht bekleideten Wesen, die dem heitersten Glauben einen klingenden Rahmen gaben. Indessen proben die großen Engel weiter, denn Gott ist unersättlich an Musik. Da tut drüben in Flandern ein besonders schöner und fürstlich gekleideter Engel dem Maler van Eyck den Gefallen, einen vielstimmigen heißbeseelten Chor von Schwestern auf einer reichgeschnitzten Orgel so schön zu begleiten, daß man meinen könnte, es sei die heilige Cäcilie in eigner Person. Und dann erscheint dem Meister Rubens diese Cäcilie selbst, und sie hat die geliebten Züge seiner eignen Frau, und seine Kinderchen spielen als Putten um die Orgel, und so hört er die beste aller Hausmusiken als himmlischen Klang, und der Himmel ist ihm auf Erden. Oder ist das Uebermut? Raffaels Cäcilie senkt traumverloren die Handorgel zu Boden und blickt hellsichtig nach oben. Sie hört eine Musik, die reiner ist als alle, die auf Erden je gedacht war — was hört sie, daß sie unsre Erdenmusik aufgibt, was ist noch ewiger als diese?



P. A. J. Dagnan-Bouveret — Im Walde

Wir wissen es nicht. Wir genügen uns an diesen kleinen friedsamen irdischen Konzerten, welche die Maler um so mehr lieben, je nordischer ihr Klima, je zimmerlicher ihr Kunstgefühl ist. Italiens nordischeste Stadt, Venedig, schenkte uns Giorgiones berühmtes Konzert, das die geschlossene intime Wirkung des Spiels auf seinen klassischen Ausdruck brachte. Es ist nichts weniger als ein „Konzert". Ein feiner Mensch sitzt am Klavier, er schlägt einige Tasten an, er wendet sich verständnissuchend zu seinem Freunde um, und ein dritter, das Publikum, ist mehr zur Raumfüllung vorhanden, als aus Gründen der inneren Notwendigkeit. In diesem Blick liegt die sinnliche Sprache der Musik. Noch ein wenig nordischer — und auch diese Symbolik des Musikverstehens hört auf. Die Flamen und Niederländer des 17. Jahrhunderts schaffen eine unübersehbare Reihe von Konzertinterieurs, die vom Unterricht bis zur Repräsentation, von der musikalischen



Liebesszene bis zur schweigsamen Kammermusik alle Stufen dieser irdischen Leiter ablaufen, die am sichersten in den Himmel führt. Teniers sitzt als Amateur des Cello vor seinem stolzen Hause, während die Dudelsackpfeifer vor die Ostadeschen Kaschemmen ziehen. Die aristokratische Frau des Gelehrten von Gonzales Coques schlägt stehend einige Akkorde ihres prachtvollen Clavicymbels an, während die zarte und bürgerliche Spinettspielerin des Terborch in ihr Duo mit der cellospielenden Freundin so versunken ist, daß wir die Musik an den stillen Wänden wie in verliebter Sehnsucht aufsteigen fühlen. Dann führt uns das anmutige 18. Jahrhundert hinaus in die Watteauschen und Lancretschen Parks, wo die Hecken zu Gardinen, die Lichtungen zu Türen, stumme Statuen zu sicheren Wächtern werden und zu geselligen und freien Vergnügungen Laute und Flöte erklingt, in deren Musik die dekorativen Arrangements ländlicher Feste auszuklingen scheinen. Noch einmal entdeckt das Auge des modernen Impressionisten die Reize des Zimmers um ein musikliebendes Menschenkind. Wie Renoir haben alle, welche die glücklichen Stunden häuslicher Musik auch malerisch anklingen lassen wollten, in der süßen polyphonen Harmonie reflexdurchwebter Farben diese trauliche Stimmung gebannt.

Der Musiker als stimmunggebendes Modell ist dankbar. Er atmet ein Milieu. Auf den Festblättern sind die Musiker, welche die charakteristischen Teile der Aufzüge begleiten, stets auf ihre Instrumente individualisiert, sie intonieren augenfällig das Milieu der Gewerbe, der Stände, der Länder, die sie einleiten. Dürer zeichnet den Dudelsackpfeifer als Volksfigur. Hals malt den Lautenspieler als fetten flämischen Narren. Andre Niederländer komponieren um einzelne musizierende Damen den wohligen gesättigten Reichtum des patrizischen Zimmers. Der moderne englische Maler Orchardson, ein eifriger Sammler alter Instrumente, malt diese alten Clavicytherien und Giraffenklaviere mit der ganzen Empire-Umgebung und den Sentimentalitäten alter einfacher Musik, um aus diesem Milieu die Seele vergangener Zeiten lebendig werden zu lassen. Für Orchardson speziell ist die Musik die Kunst des Hauses, gleichsam das verbindende Element, das die tausend Kleinigkeiten, die ein „home" ausmachen, durch seinen stillen Zauber zu einer Einheit zusammenschmilzt. In seine Bilder kommt infolgedessen gerade durch die Musik, und oft in nicht sehr künstlerischer Form, ein starker novellistischer Zug. Das gilt auch für das bekannte Gemälde „Ihrer Mutter Stimme", das ungemein charakteristisch für die ganze englische Kunst ist. Wir sehen in einen typischen englischen Salon, mit den großen, bis auf den Boden herabgehenden Fenstern; ein junges Mädchen — natürlich in großer Toilette — singt am Flügel, und aufhorchend hört



Mit Genehmigung von Ferd. Hollyer in London

Edward Burne Jones — Chant d'amour

der alte Mann im Vordergrund aus den jugendfrischen Klängen eine andre Stimme heraus, die wohl schon lange verstummt ist. Das Bild mutet uns an wie ein melancholisch-sentimentales Romankapitel, und es bedarf schon des reifen Geschmacks des Künstlers und seiner feinen Farbenempfindung, um gegenüber dem novellistischen Inhalt des Bildes durch wirklich malerische Qualitäten ein Gegengewicht zu bieten. Dagnan-Bouveret führt uns in den Wald in den Kreis seiner etwas sentimental angehauchten ländlichen Arbeiter, ihm ist die Musik das ideale Moment im Gegensatz zur stumpfen Arbeit, das die Seelen vom Druck des Alltags erlöst.



Mit Genehmigung von Durand-Ruel in Paris

August Renoir Am Klavier

Zu jedem Bilde, das Musikübung zeigt und Musikpflege schildert, steigt ganz von selbst neben dieser offenen Musik auch ein Hauch jener heimlichen auf, die nicht in Formen gebracht werden kann. Klinger läßt uns mit eignen Augen hinter dem schwärmerischen Klavierspieler das weite Meer und die Sirenenmusie der Natur erblicken, von deren Wesen wir eine stille Ahnung haben, wenn der tizianische Ritter vor einer stilisierten Landschaft neben seiner unbekleideten Venus in Rüstung die Orgel schlägt, oder dieser Ritter bei Burne Jones auf dem Grase liegt, ein verliebter lockiger Held, dem seine Dame im Freien den „Chant d'amour“ auf einer kleinen Pfeifenorgel spielt, deren Balg der bescheidene Hirt knieend auf und ab bewegt. Der unhörbare Ton weht melancholisch durch das Bild, er schlingt um den Ritter und seine Dame das Zauberband und nimmt auch den Beschauer gefangen.

Herbstreigen

Von

Fritz Erdner

Auf samtenem Rasen, da drehen den Reigen
Mit blühenden Knaben die Mädchen, die holden;
Aus lauschigen Lauben ein Flöten und Geigen!
Es flattern die Falter von Dolden zu Dolden;
O Wiegen und Wirbeln! O Beugen und Neigen!
Wie fliegen die Locken so braun und so golden,
Die Füße so rosig, die Kleider so rot!
Und rings in den Büschen und Bäumen,
Da singen die Blätter und träumen:
„O dürften wir fliegen,
Im Reigen uns wiegen
So golden, so braun und so rot,
Von Gluten des Lebens umloht!“

Nun geigt der Nordwind die rauschenden Weisen
Auf Büschen und Bäumen zu herbstlichen Tänzen;
Es winden die Blätter in luftigen Gleisen
Nach Lüften sich lose zu taumelnden Kränzen:
Welch Wiegen und Wirbeln! Welch Ringeln und Kreisen,
In Braun und in Golde welch Gleißen und Glänzen!
Wie prahlt und prangt es in brennendem Rot!
Und raschelnd raunt's in der Runde:
„O Flucht der entzügelten Stunde!
Nun dürfen wir fliegen,
Im Reigen uns wiegen
So golden, so braun und so rot
Wir fliegen hinein in den Tod!“





Alhambra

Nach dem Gemälde von Ernst Koerner



Ein Besuch am japanischen Kaiserhofe

Von

Ernst von Hesse-Wartegg

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im Herzen der Zweimillionenstadt Tokio erhebt sich eine gewaltige Festung, die mit ihren geradezu zyklopischen Mauern das Häusermeer der Hauptstadt des Mikadoreiches hoch überragt. Gewöhnt an die winzigen Holz- und Papierhäuschen der japanischen Städte, ist man überrascht von diesem riesigen Bauwerke, das in solcher Ausdehnung und Massigkeit auf dem Erdball nur wenige seinesgleichen hat. Dreißig bis vierzig Meter hoch und etwas konkav nach innen gebogen, steigen diese aus ungeheuern Steinquadern gebildeten Mauern auf einer Ausdehnung von mehreren Kilometern empor, und man ist verwundert, wie das Pygmäenvolk der Japaner in der Zeit vor der Revolution imstande gewesen sein soll, sie ohne irgendwelche technischen Hilfsmittel, wie sie uns im Abendlande zu Gebote stehen, aufzuführen.



Kaiser Mutsuhito

An der Außenseite dieses steinernen Bollwerks zieht sich ein fünfzig bis sechzig Meter breiter und stellenweise ebenso tiefer Wallgraben hin, der die jahrelange Arbeit Hunderttausender von Menschen erfordert haben muß. Der stille Wasserspiegel in diesem Graben ist zur Sommerszeit mit blühenden Lotospflanzen bedeckt, und auf dem Kamm der Mauern erheben sich lange Reihen ungeheurer Fichten und Kryptomerien, uralter Riesenbäume in phantastischen Formen, deren untere Aeste bis auf den grünen Rasen reichen, oder über den Mauerrand hinweg ein gutes Stück des Walles beschatten.

Die ungeheure Festung dient jedoch nicht etwa Kriegszwecken, sondern umfaßt die Residenz des Kaisers von Japan.

Sie wurde keineswegs als solche gebaut, denn bis zur Restauration, Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war sie der starke Sitz der eigentlichen Herrscher des Landes, der Schogune, die von dort aus mit eiserner Hand nicht nur die vielen Landesfürsten oder Daimios im Zaume hielten, sondern selbst den Kaiser, der als eine Art göttliches Wesen in der Heiligenstadt Kioto, im Innern des Landes, residierte. Als im Jahre 1868 der Schogun gestürzt, und der Kaiser zum eigentlichen Beherrscher des Landes erhoben wurde, wählte er an Stelle des alten Kioto das neuere Tokio, d. h. östliche Hauptstadt, zu seiner Residenz, und kein Gebäude eignete sich hier besser zur Aufnahme des Kaiserhofes, als der weitläufige Palast der Schogune innerhalb der geschilderten Festung.

Hier residiert der Kaiser von Japan noch heute, nicht mehr so göttergleich und seinem Volke unzugänglich wie früher, sondern, wenigstens den Aeußerlichkeiten nach, als moderner, konstitutioneller Monarch, angebetet von seinem Volke als der Repräsentant der zweieinhalb Jahrtausende alten, von der Sonnengöttin Amida abstammenden Dynastie, und gleichzeitig auch bewundert vom Auslande als der Schöpfer des modernen Japan.

Unter seiner Regierung haben sich die bedeutsamsten Ereignisse der Geschichte jenes Reiches abgespielt, Ereignisse, die auch für Europa und die ganze Erde von einschneidender Wirkung werden dürften. Sein Name wird also in der Geschichte fortleben, und da man gewöhnt ist, die Ereignisse während der Regierung eines Herrschers als von diesem ausgehend anzusehen, so wird Kaiser Mutsuhito dereinst wohl den größten Herrschern Asiens beigezählt werden, wie es hie und da schon heute geschieht.



Japanisches Kaiserschloß, früher Residenz der Schogune

Wer indessen die Verhältnisse aus eigner Anschauung kennt, oder gar selbst mit dem Kaiser in Berührung gekommen ist, der weiß, daß diese Annahme keineswegs den Tatsachen entspricht. Ja, selten ist ein Herrscher so unrichtig beurteilt worden wie der regierende Kaiser von Japan.

Zunächst ist der Name, der ihm in Europa allgemein beigelegt wird, unrichtig. Mikado heißt zu deutsch die „hohe Pforte“, und es ist daher besser, statt Mikado die Bezeichnung Kaiser zu wählen. In Japan wird er mit dem Worte „Tenno“, d. h. der Sohn des Himmels, bezeichnet.

Ebensowenig wie seine Vorgänger wurde auch Mutsuhito in Landeskunde, Staatswissenschaften oder körperlichen Fertigkeiten unterrichtet. In Unkenntnis des Landes und der Außenwelt wuchs er auf und beschäftigte sich in Gesellschaft seiner Weiber hauptsächlich mit Poesie. Selbst das Gehen lernte er erst, nachdem er zum konstitutionellen Monarchen moderner Art gemacht wurde, und darum hat er bis heute eine gewisse Steifheit und Unsicherheit des Ganges beibehalten.

Zu den Empfängen in Kioto wurden nur die Kuges, d. h. die Männer des Hofadels, und die Daimios, d. h. die feudalen Landesfürsten, vorgelassen, aber auch dann verkehrten sie mit dem Kaiser nicht nach unsrer Art. Ihre goldstrotzenden Gewänder, mit den kostbarsten Stickereien bedeckt, waren etwa um einen halben Meter länger als ihre Beine, um ihnen am Hofe den Anschein zu geben, als rutschten sie auf den Knien heran. Im Audienzsaale selbst warfen sie sich vor dem Kaiser tatsächlich auf die Knie, rutschten so bis in die Mitte des Saales und berührten dann mit der Stirne den Boden, ohne daß der Kaiser mit ihnen persönlich auch nur ein Wort gewechselt hätte! Auch mit den wenigen distinguierten Ausländern, die eine Audienz erhielten, verkehrte der Kaiser nur durch einen Dolmetscher, der die auf einem Stück Papier verzeichneten Fragen den Fremden vortrug und die Antworten dem Kaiser übersetzte, ohne daß er ein Wort gesprochen haben würde. Kaiser Mutsuhito ist der einzige Monarch Asiens, der sich, der Tradition folgend, den Einheimischen wie Fremden gleich fern hielt und deshalb auch bis zu seiner Uebersiedlung nach Tokio, ja auch noch für mehrere Jahre später keine Kenntnis von den Errungenschaften unsrer Kultur besaß!

Ja noch mehr: Mutsuhito verließ bei dieser Uebersiedlung nach Tokio zum erstenmal seinen Palast, sah dann zum erstenmal das offene Land, grüne Reisfelder und bewaldete Berge, Dörfer, Städte und sein Volk, das bei seiner Annäherung auf die Nase fiel, zum erstenmal auch seine noch in altjapanischen Rüstungen steckenden Soldaten, die Samurai. Daraus allein kann man schon entnehmen, daß dem Kaiser mit Unrecht die Initiative zu den Reformen des modernen Japan zugeschrieben

wird. Die Maßnahmen in betreff der Organisierung von Armee und Flotte nach europäischem Muster, die Einführung unsres Post-, Münz- und Unterrichtswesens u. dgl. sind wohl in seinem Namen erfolgt, aber beschlossen wurden sie von seinen Ratgebern, aufgeklärten Daimios und Samurais, vor allen andern von Graf Ito, dem Bismarck von Japan, dann von Yamagata, Inauye, Yamada, Aoki, den beiden Saigo, Kuroda, Oyama, Yoschida, Okuba und Teraschima. Sie sind die tatsächlichen Schöpfer des neuen Japan, schlau, begabt, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, selbstlos und ehrenhaft. Es gelang ihnen, den Kaiser zur Bestätigung der von ihnen auf Grund ihrer europäischen Reisen und Beobachtungen ausgearbeiteten Reformen zu bewegen, und da diese Reformen solchermaßen als Gebote des Kaisers eingeführt wurden, gab es im Volke auch keinen Widerstand. Nur die allgewaltige Autorität des „Tenno“, die halbgöttliche Stellung, die der Kaiser aus der alten Zeit mit hinübernahm in das moderne, konstitutionelle Japan, konnte die ungeheuern Umwälzungen ohne die heftigsten Erschütterungen und ohne Auflehnung von seiten des Volkes möglich machen.



Wachtposten der kaiserlichen Garde

Die Modernisierung Japans blieb aber nicht bei der Regierung und dem Volke stehen, sie erstreckte sich auch auf den uralten, nunmehr in der eingangs geschilderten Schogunfestung etablierten Kaiserhof. Prinz Komatsu verweilte mehrere Jahre an europäischen Fürstenhöfen, um deren Einrichtungen zu studieren. Der frühere Samurai Sannomija noschitane wurde an den Kaiserhof nach Wien geschickt, um beim dortigen Obersthofmeisteramt das ganze altspanische Zeremoniell in seinen Einzelheiten kennen zu lernen, und nach Japan zurückgekehrt, wurde er damit betraut, diese nicht etwa ins Japanische zu übertragen und sie den Verhältnissen in Tokio anzupassen, sondern ganz genau so wie in Wien einzuführen. Nicht der Schuh wurde geändert, um für den Fuß zu passen, der Fuß wurde in den steifen, harten Schuh gezwängt.

Diesen japanisch-altspanischen Hof hatte ich Gelegenheit kennen zu lernen, als ich gelegentlich meines letzten Aufenthaltes, ohne darum gebeten zu haben, zu einer Audienz beim Kaiser befohlen wurde. Wenige Tage zuvor hatte ein heftiges Erdbeben das mittlere Japan erschüttert, in Yokohama und Tokio waren Tausende von Häusern beschädigt, viele zerstört worden; die Wände meines Hotels in Tokio, des „Taikoku Oteru“, waren von oben bis unten gespalten, der Kaiserpalast selbst war beschädigt, aber meine Audienz war doch nicht abgesagt worden. So fuhr ich denn an dem bestimmten Vormittag, begleitet von Graf C., nach der alten Schogunresidenz. Eine moderne Steinbrücke mit Bronzekandelabern führt über den breiten Wallgraben, dessen Wasserspiegel mit Tausenden von Lotosblüten bedeckt war, in das Innere der Festung. Wir wurden wohl erwartet, denn die Militärwache jenseits der Brücke



Das Daimioschloß von Kumamoto

ließ uns ungehindert passieren. So dräuend und ehrwürdig sich die moosbedeckten alten Mauern von außen zeigen, so lieblich, still, vornehm und dabei fremdartig zeigt sich der mehrere Quadratkilometer große Raum, den sie umschließen.

Einige kaiserliche Diener halfen uns aus dem Wagen. Sie trugen dunkelblauen Frack mit gelben Aufschlägen, die das kaiserliche Wappen, die Chrysanthemumblüte von sechzehn Blättern, eingestickt zeigen, dazu rote Westen, Kniehosen aus dunkelblauem Samt und weiße Strümpfe. Diese Livree, die unsrer Dienerschaft vortrefflich steht, nahm sich bei den kleinen, häßlichen, schlitzäugigen Japanern mit ihren gelben Gesichtern und struppigem Haar keineswegs gut aus. Desto besseren Eindruck machten die Kammerherren vom Dienst in europäischer Uniform mit Degen und Federhut. Wäre ich ihnen in Europa begegnet, ich hätte sie ihrem Aussehen und Benehmen nach etwa für Italiener oder Spanier gehalten. Sie sprachen unsre drei europäischen Hauptsprachen vorzüglich und machten die Honneurs mit vollendeter Würde. Der etwas behäbige Hofmarschall Sannomija stellte uns gegenseitig vor und führte uns in einen großen, europäisch möblierten Empfangssaal, in dessen Mitte auf einem Tische die Einschreibbücher für das Kaiserpaar lagen, eines für die Europäer, eines für die Japaner.



Denkmal des Prinzen Arisugawa, Generalstabschef im Kriege gegen China 1894/95

Nach etwa halbstündigem Warten wurden wir durch einen Herrn des engeren Dienstes eingeladen, in den Audienzsaal zu kommen. Der Hofmarschall führte uns durch lange Korridore in einen hohen, mittelgroßen Saal, dessen weite Glastüren sich auf eine reizende Gartenlandschaft mit künstlichen Felsgruppen und sprudelndem Wasser öffneten; der Raum, in dem fremde Gesandten bei ihrer Antrittsaudienz dem Kaiser ihre Beglaubigungsschreiben überreichen. In der Mitte der hinteren Wand steht ein kleiner Thron, über den spiegelglatten Parkettboden ist ein moderner Teppich gebreitet, aber sonst enthält der Saal keinerlei Möbel, nicht einmal einen Stuhl. Die Wände sind kahl, dafür ist der Plafond kunstvoll kassettiert.

Wir nahmen nahe der Glastür, dem Thron gegenüber, unsre Aufstellung. Zur Rechten führt eine hohe Tür nach dem großen Thronsaal, zur Linken eine zweite mit Spiegelscheiben nach einem langen, hellen Korridor, der die Repräsentationsräume



Die kaiserliche Sommerresidenz am Hakone-See

mit den Privatgemächern des Kaisers verbindet. An dieser Tür hört Europa auf, und das alte, unverfälschte Japan kommt wieder zu seinen Rechten. Das vorerwähnte Erdbeben hatte den leichten Holzgebäuden der Kaiserresidenz nicht viel anhaben können, aber die Türrahmen waren doch so verzogen worden, daß die Spiegeltüre nicht geschlossen werden konnte und etwas unter einem Winkel stand, so daß ich von meinem Standort leicht den Korridor übersehen konnte. Ich darf nicht aus der Schule schwätzen und will nur erwähnen, daß der Kaiser gerade so gut wie alle seine Minister und Beamten, wenn sie nicht im Dienste sind, mit Vorliebe das japanische Nationalgewand, den Kimono, trägt. Ja noch mehr; wie ich später erfuhr, lebt der Kaiser in seinen streng abgesperrten Gemächern heute noch geradeso wie vor der Restauration, schläft in einem Raum mit Papierwänden auf einer Gartenmatratze, speist allein nach japanischer Art u. s. w.



Kaiserin Haruko

Endlich wurde die Spiegeltüre ganz geöffnet. Mit steifem Schritt trat ein Offizier von großer Gestalt bis in die Mitte des Saales, schwenkte dann nach rechts und blieb nach einigen Schritten vor uns stehen. Es war der Kaiser. Nicht ohne innere Bewegung machte ich die vorgeschriebene Verbeugung, denn der Tenno von Japan ist unter allen Umständen eine gewaltige Persönlichkeit, der persönlich gegenüberzutreten es mit Ausnahme der Gesandten nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Sein Dolmetscher, Graf Ito, ein Adoptivsohn des großen Schöpfers des modernen Japan, lud mich in deutscher Sprache — er hat in Halberstadt studiert — ein, näher zu treten, und während der nun folgenden Konversation hatte ich hinreichend Muße, den Kaiser zu betrachten. Er ist wohl einer der körperlich größten Männer Japans, von hoher, schlanker Gestalt und fahlem, gelblichem Gesicht, aus dem große, schwarze, durchdringende Augen ziemlich finster dreinblicken. Das Gesicht ist entschieden unschön, die Nase ist fleischig, Schnurr- und Vollbart sind dünn, mit langem, steifem, wenig gekräuseltem Haar; die Augenbrauen sind buschig, die Tränendrüsen treten auffallend stark hervor. Sein dichtes, schwarzes, struppiges Kopfhaar ist länger, als es die Japaner gewöhnlich zu tragen pflegen. Wie er so steif und finster dastand, schien er eine echt japanische Gestalt aus vergangenen Jahrhunderten, wie sie Hokusai und andre Künstler mit gewandter Hand gemalt haben. Statt dessen trug er moderne Militäruniform, im Schnitt der schwarzen Uniform der französischen Artillerieoffiziere nicht unähnlich, mit schwarzen Seidenborten. Auf der rechten Brust blitzte der Stern des Chrysanthemumordens unter zwei kleinen Ritterkreuzen. Während meiner Vorstellung durch den Zeremonienmeister und der ganzen folgenden Unterredung blickte der Kaiser niemand in die Augen und zeigte die gleiche Steifheit und Unnahbarkeit wie bei seinem Kommen. Er begann die Konversation, indem er, ohne sich zu dem Dolmetscher zu wenden, einige japanische Worte mit leiser Stimme murmelte, die von jenem ins Französische übertragen wurden. Der Kaiser ist keiner andern Sprache mächtig. Er begann wohl vor Jahren Französisch zu lernen, gab es aber bald wieder auf. Seine Fragen an mich betrafen meine Reisen, vornehmlich jene nach Korea. Die Antworten, von dem Dolmetscher ins Japanische übertragen, nahm er mit wiederholtem, kurz ausgestoßenem „Hei, Hei,“ etwa „ja, ja,“ oder „ich begreife“ entgegen.

Nach etwa viertelstündiger Dauer der Unterredung ließ mir der Kaiser sagen, er hätte den Befehl gegeben, mir den ganzen Palast zu zeigen. Es würde ihn freuen, mich vor meiner Abreise von Japan nochmals zu sehen. Damit war die Audienz beendet. Nach den üblichen drei Verbeugungen verließ ich mit meinem Begleiter, Graf C., und dem Kammerherrn den Saal, ohne daß der Kaiser uns die Hand gereicht oder sonst ein Abschiedszeichen gegeben hätte.



Geführt von dem äußerst liebenswürdigen, weltmännisch gebildeten Hofmarschall Sannomiya brachte ich die folgende Stunde mit der Besichtigung des Palastes zu. Die majestätischen Empfangsräume zeigen eine sehr glückliche Vereinigung japanischer und europäischer Kunstindustrie. Die Anordnung der Räume, die Möbel, die technische Ausstattung mit Luftheizung und elektrischem Licht sind europäisch, die Ausschmückung ist japanisch. Und wie es bei uns vielfach Sitte geworden ist, unsre Empfangsräume mit den zierlichen Werken der japanischen Kunstindustrie zu schmücken, so ist es in Japan am Hofe und bei den zahlreichen Prinzen sowie einzelnen Familien der hohen Aristokratie Sitte geworden, die Empfangsräume mit europäischen Möbeln auszustatten. Und das war in Häusern, wo europäische Gesandte und Fremde von Distinktion verkehren, durchaus erforderlich.



Der Vogel Spuß

Von

Henry F. Urban

Es war einmal ein kleiner Kanarienvogel, der saß ganz in der Frühe in seinem goldenen Käfig und machte immerfort „Schniep!“ Der Käfig stand auf der Kommode, und die Kommode stand im Schlafzimmer des Junggesellen John, und der Junggeselle John lag im Bett und schlief, und sein glattes, blasses Napoleonsgesicht sah sehr dumm aus, wie die Gesichter aller Schlafenden. Die Morgensonne aber schien auf die schöne, grüngoldene Tapete, daß sie leuchtete und funkelte. Immer lauter, immer schriller schniepste der Kanarienvogel und turnte an seinen Stangen hin und her, 'rauf und 'runter. Plötzlich riß der Junggeselle John mit einem Ruck die Augen auf und horchte verwundert. Dann richtete er sich im Bett auf, fuhr sich über die feinen, strähnigen Haare und das beginnende Glätzchen und sagte:

„Ach, der verwünschte Vogel von der Cousine Berna. Sie hätte mir lieber ein Paar Hosenträger zum Geburtstag schenken können oder ein Paar Handschuhe!“

Da er nicht aufhörte zu schniepsen, so rief ihm John ein wütendes „Ruhig!“ zu. Einen Augenblick war der Vogel still, dann begann er von neuem. John sagte sich: Vielleicht hat er nicht genug Futter und ist hungrig. John erhob sich seufzend, stapfte mit zwei haarigen, dünnen Beinen ins Zimmer und trat an den Käfig. Er wühlte mit dem langen Zeigefinger in dem Futternapf herum und bemerkte: „Futter hat er genug!“ Dann fügte er hinzu: „Ich werde versuchen, mich mit ihm anzufreunden.“ Zu diesem Zweck pfiff er ungefähr so, wie ein Kanarienvogel singt und steckte seinen Zeigefinger durch die Drahtstäbe in den Käfig. Der Vogel rückte sofort auf das äußerste Ende der Stange und sah John mißtrauisch von der Seite an. Der lachte und besah ihn sich näher. Der Vogel war merkwürdig gezeichnet. Sein Kopf war braun. Um den Hals zog sich ein Streifen weißgelber Federn. Die Flügel waren wieder braun. Alles übrige war gelb. Das gab ihm das Aussehen, als hätte er ein braunes Käppchen auf und einen hellen Kragen um sowie ein braunes Mäntelchen.

„Er sieht aus wie so ein Operntenor im Kostüm!“ sagte John. „Uebrigens, wie nenne ich denn eigentlich den kleinen Spuß?“ Er dachte nach, und da ihm kein besonderer Name einfiel, fügte er nach einer Weile hinzu: „Ich nenne ihn einfach Spuß!“

John war gerade kein Tierfreund. Aber da er Spuß nun einmal hatte, beschloß er, dem Tierchen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Das entsprach völlig seinem Grundsatz „leben und leben lassen“. Zunächst besorgte er Spuß einen kleinen Tisch mit einer weißen Wachstuchdecke. Darauf stellte er den Käfig sowie einen Badenapf. Die Tür des Käfigs ließ er offen, damit Spuß frei herumfliegen konnte und zahm wurde. Einen Vogel im Käfig einzuschließen, hatte John immer als Grausamkeit und Barbarismus bezeichnet. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam Spuß heraus und flog erst etwas ängstlich, dann zuversichtlicher im Zimmer umher. Ferner kaufte John einen vieläſtigen Gummibaum und stellte ihn vor eins der Fenster, damit Spuß darin herumspringen könnte und etwas Grünes um sich hätte, das sein Vogelherz erfreute. Er wählte gerade einen Gummibaum, weil dessen Blätter zu hart waren, um von Spuß zerpickt zu werden. Anfangs war Spuß noch etwas scheu; aber er gewöhnte sich rasch an seinen „Papa“. So bezeichnete sich John selbst. Der Papa war von Beruf Musterzeichner für Dekorateure und arbeitete zu Hause. So konnte er sich in den Pausen, die er sich in seiner Arbeit gönnte, mit Spuß beschäftigen. Der wurde immer zahmer. Erst kam er auf den ausgestreckten Zeigefinger und ließ sich im Zimmer herumtragen. Wenn John sagte: „Einen Kuß, Spuß!“ so pickte er zart seine Lippen. Wenn er sagte: „Singe mal, Spuß!“ so sang er, und John pfiff dazu die zweite Stimme. Das nahm sich sehr komisch aus. Sobald John an seinem Arbeitstisch saß, kam Spuß auf den Tisch geflogen, ging darauf spazieren und besah sich alles sehr aufmerksam. Später sprang er auf Johns Schulter und machte sich's da bequem, oder er sprang in seinem Gummibaum von Ast zu Ast und pickte in der Erde des Topfes herum, oder er hüpfte von einer Glasglocke des Kronleuchters zur andern und schmetterte von dort mit einem merkwürdig feinen Stimmchen sein Lied herunter. Er sang unermüdlich, als ob er damit sagen wollte: „Nein, was ist das für ein herrliches Leben, das ich führe!“ War er hungrig, so flog er nach seinem Käfig und knackte geräuschvoll seine Körnchen auf oder tunkte die trocken gewordenen Reste seines Salatblattes ins Wasser, um sie wieder weich zu machen. So über die Maßen klug war er. Allemal, wenn John von einem Ausgang nach Hause kam, begrüßte ihn Spuß mit einem

Freudenlied. Abends, wenn es dämmerte, ging er ganz von selbst in seinen Käfig zurück. Dann deckte John ein schwarzes Tuch über den Käfig, und Sputz schlief den Schlaf des Gerechten.

John behandelte seinen Sputz zuletzt genau so wie andre Leute ihr Baby behandeln. Wahrhaftig, er war ganz vernarrt in ihn und machte einen kleinen Götzen aus ihm. Wenn er mit ihm sprach, so gebrauchte er das Kauderwelsch der Mütter und Kindermädchen. „Will mein Söhnchen heute kein kleines Badchen nehmen?“ fragte er, wenn Sputz am Morgen noch nicht gebadet hatte. Hatte Sputz gebadet und trocknete sich in der Sonne am Fenster, so sagte John: „Sitzt mein Söhnchen am Fensterchen und läßt sich von dem lieben kleinen Sonnchen das Bäuchlein trocknen?“ Und wenn John nach Hause kam und Sputz empfing ihn mit dem üblichen Lied auf der Glaskuppel des Kronleuchters, so sagte er: „Ei, was für ein feines Trillerliedchen singt mein Tenorchen!“ Es kam auch vor, daß Sputz auf dem Zeichenpapier herumlief und seine Visitenkarte darauf zurückließ. Dann drohte ihm John mit dem Bleistift und meinte: „O, du Mutzfinkchen, hattu mich wieder ein Kleckschen auf Vaterchen sein Papierchen gemacht?“

Verschiedene Bekannte fanden das albern. Aber John sah etwas ganz Natürliches darin. Dieser Sputz war ja wirklich sein Sohn. Also mußte er doch dementsprechend mit ihm reden! Dabei war dieses drollige Verhältnis zwischen Mensch und Vogel keineswegs ein einseitiges, etwa derart, daß Sputz immer nur empfing und nichts dafür als Entgelt gab. Ohne Zweifel brachte dieser unscheinbare kleine Vogel das Kunststück fertig, auf Johns Junggesellencharakter einen wohltätigen Einfluß auszuüben. Er gewöhnte ihn daran, nicht mehr ausschließlich an sich selbst zu denken, und dämpfte damit seine Selbstsucht. Des Morgens in aller Herrgottsfrühe begann Sputz zu schniepsen, zum Zeichen, daß er sein schwarzes Tuch abgenommen und „aufzustehen“ wünschte. Dann mußte John wohl oder übel aus dem Bett, das Tuch abnehmen, frisches Wasser und Futter herbeischaffen und Sputzens Badewanne füllen. Darauf machte er die Käfigtür auf und ließ Sputz heraus. Sputz nahm dann entweder erst ein Bad oder flog auf den Bettrand und begann zu singen, während John sich wieder ins Bett legte. Er kam auf Johns Finger geflogen und sprang von da auf die Bettdecke, wo ihn John hinter seinem Zeigefinger herlaufen und hineinpicken ließ. Das war ein beliebter Zeitvertreib für Sputz. Oder er setzte sich auf das Kopfkissen und sang dort. Nicht minder vorteilhaft war der Einfluß, den Sputz auf Johns Stimmung ausübte. Aus einem reizbaren und säuerlichen Junggesellen machte er durch seine Zutraulichkeit und seinen vergnügten Gesang einen fröhlichen Junggesellen. Vor allen Dingen aber hatte John nicht mehr dieses trostlose Gefühl des Alleinseins. Er hatte ein Wesen um sich, das ihm Gesellschaft leistete und dem er zugetan war und das ohne Frage diese Zuneigung erwiderte, so klein und unbedeutend es auch war.

Der Vater John war also durch seinen Sohn Sputz zu einem neuen Menschen geworden. Aber das war beileibe nicht Sputzens letzte und größte Leistung. In der Wohnung über John waren neue Leute eingezogen, gleich ihm deutsche Leute, eine Mutter und ihr sechsjähriges Söhnchen. Das Söhnchen war ein wahrer Ogalallaindianer an Wildheit. Wenn das Söhnchen zu Hause war, schien über John eine Felssprengung im Gange zu sein, so fürchterlich war der Lärm, den dieses Söhnchen verursachte. John forschte nach und erfuhr, das Söhnchen heiße Charlie, stehe im Alter von sechs Jahren und sei die Verzweiflung seiner Mutter, einer jungen Witwe Namens Olga Hansen. Ihr Mann sei vor kurzer Zeit bei einem Eisenbahnunglück in Massachusetts ums Leben gekommen und habe ihr gerade genug hinterlassen, daß sie ein knappes Auskommen hatte. Wenige Tage nach ihrem Einzug traf John, als er nach Hause kam, Mutter und Charlie auf der Treppe. Frau Hansen war noch jung und hübsch obendrein: eine sanfte, weiche Blondine, so von der Art, die dazu bestimmt scheinen, sich in eines Mannes Arm zu schmiegen. Dem Charlie sah man den Ogalalla auf hundert Schritte an: er hatte schwarze, dicke Borsten auf dem Kopf, eine freche Stumpfnase und zwei kleine funkelnde Augen, die fortwährend nach Möglichkeiten zur Verübung von Unfug ausschauten. John grüßte und bemerkte freundlich:

„Also das ist der kleine Charlie, der den großen Lärm macht?“

Da sagte die sanfte und weiche Frau Hansen: „Siehst du, Charlie, was für ein ungezogener Junge du bist?“ Und zu John gewandt, meinte sie: „Ja, eine Mutter hat's schwer, wenn dem Kinde der Vater fehlt. Wenn ich nur wüßte, was ich mit dem Jungen anfange.“

„Wir wollen ihn zu Sputz in die Lehre geben!“ meinte John lachend. „Da kann er lernen, was ein artiger Sohn ist. Sputz ist nämlich mein Sohn, müssen Sie wissen, wenn er auch nur ein Kanarienvogel ist. Willst du einmal Sputz kennen lernen?“ fragte er Charlie. Der nickte.

„Ach, wir haben schon gehört, was für einen reizenden kleinen Vogel Sie haben!“ sagte Frau Hansen.

So lud John sie ein, in seine Wohnung zu kommen, und Frau Hansen nahm mit Dank an. Als sie in Johns Arbeitszimmer traten, saß Sputz auf einer der Glaskuppeln und sang. John streckte den Finger aus, und sofort kam Sputz auf den Finger geflogen. Er sagte ihm, er solle singen, und Sputz sang, und John pfiff die zweite Stimme dazu. Frau Hansen war entzückt. Charlie aber stand mit offenem Munde und aufgerissenen Augen regungslos und starrte auf Sputz wie auf ein Wunder. Dann nahm John Charlies Finger und sagte zu Sputz: „So, nun hops auf Charlies Finger!“ Sputz besah sich Charlies Finger prüfend, erst mit dem rechten, dann mit dem linken Auge, und sprang dann auf den Finger. „Nun singe Charlie etwas vor!“ befahl John, und Sputz begann zu singen. Als er fertig war, flog er davon. Da erwachte Charlie, klatschte in die Hände, stieß ein indianisches Freudengeheul aus und begann einen Kriegstanz. Aber John hielt ihn am Kragen fest.

„Siehst du,“ sagte er, „so artig ist der Sputz. Wenn du versprichst, auch artig zu sein und keinen Lärm zu machen —“



Die Zeitungsleser

Nach dem Gemälde von Max Slevogt (Berlin)

„Und deine Schularbeiten zu machen —“ ergänzte Frau Hansen.

„Darfst du öfter den Sputz besuchen und mit ihm spielen. Versprichst du das?“

Charlie versprach das. Dann ließ John seinen Sputz noch auf die Zeitung fliegen, die er in der Linken hielt, und ihn ein Abschiedslied für Charlie singen. Darauf empfahl sich Frau Hansen mit vielem Dank. Charlies Kopf blieb nach rückwärts gedreht, bis sich die Tür hinter ihm schloß.

Man sollte es nicht glauben, aber von nun an ging eine völlige Verwandlung mit Charlie, dem wilden Ogalalla, vor sich. Er fragte unausgesetzt, wann er wieder zu Sputz dürfte.

„Wenn du artig bist und deine Arbeiten machst!“ sagte Frau Hansen, und Charlie war artig. John hatte Montag und Donnerstag nachmittag um drei Uhr als die Zeit festgesetzt, wo Charlie den Sputz besuchen dürfte. Mit unheimlicher Pünktlichkeit klopfte Charlie an Johns Tür. Sputz und Charlie waren im Handumdrehen die besten Freunde geworden. Alle die kleinen Kunststücke, die John mit Sputz machte, konnte auch Charlie mit ihm machen. Die größte Wonne für Charlie war es jedoch, wenn John sich rasierte. Alsdann kam nämlich Sputz auf den Handspiegel geflogen, den John in der Linken hielt, kämmte die Federn mit dem Schnabel, strich die Flügel bald mit dem einen Fuß, bald mit dem andern, und blies sich auf und schüttelte sich, als ob er sich ebenfalls rasierte. Währenddem saß Charlie und strampelte vor Vergnügen mit den Beinen. Das Wort Sputz wurde für ihn ein Zauberwort, mit dem die Mutter ihn von nun an mühelos regierte. Wenn er einmal einen seiner indianischen Anfälle bekam, so hob Frau Hansen den Finger und sagte nichts als „Sputz!“ und Charlie ward vernünftig. Charlie, den zügellosen Ogalalla, hatte Sputz über Nacht in einen gesitteten, manierlichen Knaben verwandelt. Charlies wonnevollste Zeit kam aber erst, als John auf drei Wochen verreiste und Sputz während seiner Abwesenheit Charlie anvertraute. Sputz wanderte in Frau Hansens Wohnung und wurde dort Charlies Pflegebefohlener. Frau Hansen überließ ihm Sputzens Wartung vollkommen. Charlie erwies sich des hohen Amtes in jeder Beziehung würdig. Er pflegte ihn mit einer Zärtlichkeit ohnegleichen und hatte ihn ständig um sich, sogar beim Arbeiten. Dann kam Sputz auf Charlies Tisch, saß auf dem Tintenfaß oder lief hinter der über das Papier eilenden Feder her, zum unendlichen Ergötzen Charlies. Oder er flog auf die Stuhllehne und sprang von dort auf Charlies Schulter und wieder zurück, ohne Aufhören. Manchmal blieb er auch längere Zeit auf Charlies Schulter sitzen und zwickte mit dem Schnabel sein Ohr. Es war herrlich, wirklich herrlich! Als Sputz nach Johns Rückkehr wieder in dessen Wohnung zog, war Charlie untröstlich. Und doch — er war nur noch artiger, noch fleißiger, nur um zu seinem geliebten Sputz gehen zu können.

Und da kam Sputzens Meisterleistung, die Großtat seines Lebens. Freilich, Monate waren darüber vergangen. Es geschah ganz plötzlich an einem sonnigen Nachmittag im Winter. Frau Hansen war in Johns Wohnung gekommen, um ihm mitzuteilen, daß Charlie heute nicht zu Sputz kommen könnte, weil er beim Zahnarzt wäre.

„Er war ganz unglücklich!“ sagte Frau Hansen. „Um so mehr, als er Sputzens täglichen Umgang so vermißt. Denken Sie sich, er wollte Sie fragen, ob Sie ihm nicht Sputz schenken wollten. Aber das habe ich ihm ausgeredet.“

„Hm!“ meinte John und strich lächelnd in seinem Napoleonsgesicht herum. „Das könnte ich wirklich nicht, so gern ich Charlie habe. Ließe sich denn aber nicht irgendein Ausweg finden? Ließe es sich nicht einrichten, daß — hm — daß Charlie und ich zu gleicher Zeit den Sputz haben?“

„Ja, aber wie?“ fragte Frau Hansen. In diesem Augenblick kam Sputz auf Frau Hansens Schulter geflogen.

„Sehen Sie,“ sagte John, „Sputz interessiert sich für die Sache und gedenkt ein Wort mitzureden. Nun, Sputz, wie wäre es, wenn Frau Hansen, diese reizende, liebe, brave Frau Hansen mit dem Charlie zu mir zöge und wir alle zusammen eine glückliche Familie bildeten und du zueinander sagten? Was sagst du?“

„Schniep!“ sagte Sputz gleichsam aus vollem Herzen und pickte Frau Hansen in das rosige Oehrchen.

„Da haben Sie's, Frau Hansen!“ meinte John, sah ihr tief in die Augen, ergriff ihre Hand und fuhr fort: „Was sagen Sie dazu?“

Frau Hansen hatte einen roten Kopf bekommen und sah John mit einem seltsamen Lächeln an. Das übrige ergab sich von selbst. Aber da die Umarmung gar zu stürmisch war, flog Sputz auf die Gaskuppel und gab seinen Segen in Form eines schmetternden Liedes, das heller und lustiger klang denn je. Da wandte sich John nach Sputz um und sagte:

„O, du Rackerchen, hattu das Vaterchen un endlich mit dem lieben, süßen Olgachen verheiratet?“

Das ist die wunderbare Geschichte vom Vogel Sputz. Was der es von nun an gut hatte, glaubt kein Mensch. Wenn er nicht von zuviel Liebe gestorben ist, lebt er heute noch.





Kurfürst Karl Albert, später Kaiser Karl VII., der erste Ordensgroßmeister

Der bayrische Haus-Ritterorden vom heiligen Georg

Von

Gustav Trevering-München

(Hierzu 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

St. Georg, der mutige Gottesstreiter, der Besieger des die Sünde symbolisierenden Drachens, galt von alters her als der Schutzheilige der Kämpfer für den christlichen Glauben. Am liebsten scharten sich unter seinem Zeichen die Kriegs- und Ritterslente, die auszogen, das heilige Grab zu befreien; keiner der christlichen Feldherren versäumte, vor entscheidenden Schlachten diesen mächtigen Fürsprecher um Beistand anzuflehen, und das den Heerhaufen voranflatternde Banner mit dem Bilde des Drachentöters begeisterte zu unerhörten Heldentaten.

Unter St. Georgs Namen bildeten sich schon im frühen Mittelalter zahlreiche Bundesgenossenschaften, von denen einige, z. B. die „Gesellschaft zu St. Georgensschild“, der spätere Schwäbische Bund, zu großer politischer Bedeutung gelangten. Noch heute führen als Erben derartiger Verbrüderungen manche Staaten, wie Rußland und England, St. Georgs Bild im Herzschild ihrer Wappen. Unter diesen Verbrüderungen war der Ritterorden vom heiligen Georg, dessen Gründung, wie die päpstliche Bulle „Nihil aeque jucundum“ vom 18. März 1728 bezeugt, in die Zeit der Kreuzzüge fällt, eine der vornehmsten. Sein Zweck war, wie der aller Ritterorden jener Zeit, die Bekämpfung der Ungläubigen und die Ausbreitung des christlichen Glaubens mit der Schärfe des Schwertes. Die Reihen des Georgsordens füllten sich vorzugsweise aus den adligen Familien Schwabens, Frankens und Bayerns, unter ihnen zahlreiche Söhne des damals in mächtigem Emporblühen begriffenen Geschlechtes der Wittelsbacher. Das rote Georgskreuz auf Brust und Schild, verrichteten ein Ekkehardt II., genannt der Bundschuh, ein Otto III., Leopold IV. u. s. w. in Palästina und Syrien Wunder der Tapferkeit. Der bayrische Nationalheros, Herzog Christoph, dessen ritterliche Taten noch heute im Gedächtnis des Bayernvolkes lebendig sind, zog gegen Ende des 15. Jahrhunderts ins gelobte Land, erreichte nach mancherlei Abenteuern und Gefahren mit seinen tapferen Gefährten die heilige Stadt, erlag aber auf der Rückreise im Jahre 1492 zu Rhodos, der klassischen Stätte der Georgslegende, den schweren Wunden, die er im Kampfe mit den Sarazenen davongetragen. Mit den sterblichen Ueberresten des Herzogs kamen sein Schwert und Schild in das



Ordensinsignien des Großmeisters

Plan wieder auf und erweckte den Georgsorden zu neuem Leben. In der Stiftungsurkunde nennt er sich des heiligen Georgs-Ritterordens Instaurator, Wiederhersteller und Großmeister. Statt eines Schutzpatrons gab er ihm jedoch deren zwei: außer dem Drachenbezwinger die heilige Jungfrau Maria, die Schutzpatronin Bayerns seit uralten Zeiten. Die Ritter hatten sich mit heiligem Eidschwur zu verpflichten, für die Ausbreitung des christlichen Glaubens und die Verteidigung der unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Jungfrau Maria leben und sterben zu wollen. Mit Aufnahme dieser letzteren Bestimmung folgte der Stifter einem Zug der Zeit, da damals, besonders in Bayern, ein gewaltiger Meinungsstreit um diesen Glaubenssatz, der bekanntlich seit 1854 zum Dogma erhoben ist, entbrannt war.

Der bayrische Hausorden vom heiligen Georg war und ist noch heute, im Gegensatz zu den Verdienstorden, ein sogenannter Probeorden, d. h. der Ordenskandidat hat sich einer strengen Ahnenprobe zu unterziehen. Um zum Ritter des Georgsordens qualifiziert zu erscheinen, ist der Nachweis der Abstammung von echt ritterbürtigen Ahnen, unter denen kein sogenannter Diplomatikus oder Neugeadelter sein darf, bis zum vierten Grad und in

Vaterland zurück; sie bilden heute die kostbarsten Reliquien des Georgsordens. Auf Christophs Schild schwören die neuaufgenommenen Ritter Treue den Satzungen des Ordens; mit Christophs Schwert erteilt ihnen der Großmeister den Ritterschlag.

Als der Eifer, das heilige Grab zu befreien, allmählich erlahmte, verloren die Ritterorden ihren eigentlichen Zweck; zum Teil wandten sie sich andern Zielen zu, wie der Deutschorden, der in der Germanisierung der Ostseegestade ein Feld segenvollster Tätigkeit fand; einige lösten sich auf, andre fristeten ihr Dasein noch in äußerem Schaugepränge ohne inneres Leben; auch die Spuren des Georgsritterordens verschwinden allmählich aus der Geschichte. Daß er noch fortbestand, beweist eine Urkunde der seit 1500 in München bestehenden Georgs-Hof- und Erzbruderschaft, nach der diese im Jahre 1670 durch Kurfürst Ferdinand Maria dem Ritterorden vom heiligen Georg einverleibt wurde.

Der Vorstoß der Türken gegen die Christenheit und die abendländische Kultur im 17. Jahrhundert legten den Gedanken der Wiederaufrichtung der alten Ritterorden nahe. Der jugendliche bayrische Kurfürst Max Emanuel, der im Heere Kaiser Leopolds I. 1688 Belgrad erstürmt und sich dadurch mit unsterblichem Ruhm bedeckt hatte, glaubte diesen Sieg der Hilfe des heiligen Georg, den er inbrünstig um Beistand angefleht hatte, zu verdanken. Er beschloß, als starke Wehr gegen die Ungläubigen den Orden St. Georgs wieder aufzurichten und ihn zu einer Sammelstätte des vornehmen bayrischen Adels zu machen. Seine Absicht durchzuführen verhinderte ihn der überaus stürmische Verlauf seiner Regierung. Erst sein Sohn Karl Albert, als deutscher Kaiser Karl VII., der wie in allem auch hierin in die Fußstapfen des Vaters trat, griff dessen



Schild und Schwert des Herzogs Christoph



Phot. G. Böttcher sen., München

Das Archiv des bayrischen Haus-Ritterordens vom heiligen Georg

der direkten Linie (Gabelung) bis zum fünften Grad, also in Summa von 34 Ahnen, erforderlich; außerdem wird der Beweis eines mindestens dreihundertjährigen Adelsbesitzstandes der Familie verlangt. Ordensgroßmeister ist stets der bayrische Landesherr; die nächsten Agnaten des Fürstenhauses bekleiden die Würde von Großprioren. Großkreuzherren gibt es sechs, Komture zwölf, die Zahl der Ritter, die ursprünglich nur 24 betragen durfte, ist unbeschränkt, sie können geistlichen oder weltlichen Standes sein. Der Orden teilt sich in eine deutsche und in eine fremde Zunge; d. h. außer Deutschen können auch Ausländer Aufnahme in den Orden finden, doch sollen erstere in der Ueberzahl bleiben. Fast alle altadligen Familien Bayerns gehörten und gehören seit seiner Erneuerung dem Orden an. Die Namen der Grafen v. Arco auf Valley, v. Preysing, v. Seinsheim, v. Lerchenfeld, der Freiherren v. Sandizell, v. Freyberg, v. Gumppenberg u. s. w. wiederholen sich in den Ordenskalendern in fast ununterbrochener Reihe; vom deutschen und österreichischen Adel finden sich die erlauchtesten Geschlechter vor, Fürsten v. Hohenzollern, v. Hohenlohe, v. Thurn und Taxis, v. Fürstenberg, v. Lobkowitz, v. Waldburg-Zeil und Trauchburg u. a.; von ausländischem Adel sind hauptsächlich italienische und ungarische Familien vertreten.

Die außerordentlich kunstvoll gearbeiteten Ordensinsignien bestehen 1. aus dem goldenen achtspitzigen, auf der einen Seite rot, auf der andern blau emaillierten Kreuz, das auf der roten Seite im runden goldenen Mittelschild das Bild des heiligen Georg zu Pferde, mit dem Drachen kämpfend, auf der blauen Seite die Jungfrau Maria auf der Mondsichel, von Sternen umgeben, zeigt; auf den in die Ecken des Kreuzes eingefügten bayrischen Rauten befinden sich auf der Georgseite die Buchstaben J. U. P. F. (Justus Ut Palma Florebit), auf der Marienseite V. I. B. I. (Virgini Immaculatae Bavaria Immaculata); 2. aus dem in blau und weißer Seide gestickten Stern mit dem roten Georgskreuz im Mittelschild; der Stern wird auf der linken Brustseite des Ordensmantels getragen; Kreuz und Stern sind, je nach den Ordensgraden, verschieden groß; 3. der Ordenskette; goldene, von Kronen und Flammen umgebene Rechtecke tragen den Ordenswahlspruch: „In Fide, Justitia Et Fortitudine.“ Diese Glieder wechseln ab mit solchen, die zwei goldene, aufrechtstehende, zwischen sich die „Säule der Beständigkeit“ haltende Löwen darstellen, und mit rautenförmigen Gliedern, den heraldischen bayrischen „Wecken“. Die höchsten Ordensgrade tragen das Kreuz an dieser Kette, die Komture und Ritter an hellblauem, weiß und dunkelblau gerändertem Band. Die prächtige Ordenskleidung in den Formen der altburgundischen Hoftracht besteht aus dem Streitkleid, einem weißseidenen silbergestickten Goller und Eskarpins, dem



Erteilung des Ritterschlags durch König Ludwig II. in der alten Hofkapelle
Nach einem Aquarell von Frank und Eibner phot. von Jos. Albert, München

je nach den Graden mehr oder weniger reich gestickten blausamtenen Ordensmantel mit Pallium und dem schwarzen Samthut à la Henri IV., geziert mit weißen Straußenfedern, die von einer Agraffe mit dem Georgskreuz gehalten werden. Der goldene Ordensschild in Rokokoform, geschmückt mit dem Ordensstern und dem Familienwappen des Besitzers, und das Ordensschwert mit Silbergriff und weißer Lederscheide vollenden die Ausrüstung des Georgsritters.

Unter ungeheuerm Schaugepränge, das Karl Albert so sehr liebte, fand am 24. April 1729 die feierliche Inauguration des Ordens und das erste Ordensfest statt. In der Kirche „Unsrer Lieben Frauen“ in München erklärte sich der Kurfürst nach Verlesung der päpstlichen Bestätigungsbulle zum Großmeister des Ordens und vollzog sofort, während des vom Erzbischof von Köln, Clemens August, einem Bruder Karl Alberts, zelebrierten Hochamtes, den Ritterschlag an den ersten Ordensrittern, unter denen die beiden Söhne des Kurfürsten im Alter von 2½ Jahren und von 8 Monaten sich befanden.

Alljährlich wurden zwei Ordensfeste abgehalten, das erste am Georgitage, das zweite am Feste Mariä Empfängnis, doch trat nach der Erhebung Karl Alberts zum deutschen Kaiser infolge der unglücklichen kriegerischen Ereignisse eine Sistierung der Feste ein; erst nach der Thronbesteigung Max III. Josefs konnten sie wieder aufgenommen werden. Alle Nachfolger Karl Alberts haben dem Orden das größte Interesse entgegengebracht, durch dessen Verleihung der vornehme Adel Bayerns mit immer festeren Banden an die Person des Monarchen gefesselt wurde und dessen prachtvolle Feste und feierliche Zeremonien den Glanz der Krone wesentlich erhöhten. Im Jahre 1731 fand eine Verbrüderung mit dem nach Zweck und Einrichtung nahe verwandten Malteserorden statt, aus welchem Grunde sich eine Deputation, an deren Spitze der Großkomtur Freiherr v. Sandizell stand, nach Malta begab. In den ersten Jahren wurden die Ordensfeste, die, wie noch heute, aus Ordenskapitel, Festgottesdienst und Bankett bestanden, in dem uralten Georgsrittersaal und in der Georgskapelle

der sog. „Neufeste" abgehalten. Seit diese alte Hochburg der Wittelsbacher im Jahre 1750 ein Raub der Flammen wurde, findet das Ordenskapitel im Thronsaal der „Reichen Zimmer", das Bankett im „Herkulessaal", der Festgottesdienst in der „alten Hofkapelle" statt.

König Ludwig I., der sich auf das lebhafteste für den Orden interessierte, erließ neue Ordensstatuten; die Aenderungen bezogen sich im wesentlichen auf Vereinfachung des Zeremoniells und der Ordenstracht. Unter seinem Großmeistertum wurde im Jahre 1839 der jetzige Großmeisterstellvertreter, Prinzregent Luitpold, in den Orden aufgenommen und zur Würde eines Großpriors erhoben.

Die einschneidendste Aenderung erfuhr der Orden durch König Ludwig II. Durch den Willen des Königs kam ein vollständig neues Element in die Zwecke des Ordens: die Ausübung der christlichen Charitas. Stiftspropst Dr. v. Döllinger hatte in einer ergreifenden Predigt am Ordensfest von 1867 die erste Anregung dazu gegeben. Schon während des Feldzugs von 1870 konnte sich die neue Tendenz des Ordens glänzend betätigen; eine Reihe von Ordensrittern begab sich auf den Kriegsschauplatz, um sich im Verein mit den Johannitern der freiwilligen Krankenpflege zu widmen. Durch freiwillige Beiträge der Ordensritter in bedeutender Höhe wurde in einem durch die Munifizenz des Königs zur Verfügung gestellten Gebäude in Neuberghausen bei München ein Ordensspital errichtet, in dem unter der Leitung des Ordenskomturs Freiherrn v. Malsen eine große Zahl verwundeter Krieger Asyl und Heilung fand. Nach dem Kriege wurde durch eine vom König eingesetzte Ordenskommission die Neuedierung der Ordensstatuten beraten; noch im Jahre 1871 konnten dem Großmeister die neuen Statuten vorgelegt werden. In ihnen ist der edle Zweck des Ordens in prägnanter Kürze zum Ausdruck gebracht; § 2 lautet: „Der Zweck des Ordens ist: die Verteidigung des christlich-katholischen Glaubens und Ausübung der Werke der Barmherzigkeit."

Durch ein vom 4. Juli 1871 aus Hohenschwangau datiertes Dekret, das von der Hochherzigkeit des Königs beredtes Zeugnis ablegt, erhielten die Statuten die großmeisterliche Bestätigung, gleichzeitig wurden dem Orden die korporativen Rechte verliehen.

Sofort wurde die Errichtung eines Krankenhauses bei Nymphenburg beschlossen, dessen Kosten aus bedeutenden Zuschüssen aus der Schatulle des



Ordensbankett unter König Ludwig II.
Nach einem Aquarell von Frank und Eibner phot. von Jos. Albert, München

Königs, aus Beiträgen der Großpriore und freiwilligen Leistungen der Ritter und, zum kleinsten Teil, aus dem Ordensvermögen bestritten wurden. Schon 1872 konnte der Grundstein gelegt werden, 1874 wurde das Krankenhaus feierlich durch den Großprior Prinz Adalbert in Stellvertretung des Großmeisters eröffnet und durch den Bischof von Freising-München eingeweiht. Seitdem hat es eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entfaltet und vielen Tausenden von Kranken Hilfe und Erholung gespendet.

Im Jahre 1878 stellte die im armen Spessart gelegene Stadt Brückenau an den Orden die Bitte, das von ihr begonnene, aber aus Mangel an Mitteln unvollendet gebliebene städtische Krankenhaus erwerben zu wollen und dessen Leitung und Erhaltung zu übernehmen. Die Bitte wurde durch Beschluß einer Ordenskonferenz gewährt und diesem unterm 17. Juni 1878 — unter Anweisung eines sehr bedeutenden jährlichen Zuschusses aus der Kabinettskasse — vom König Bestätigung erteilt; dergleichen wurden jährliche Zuschüsse von höchsten und hohen Ordensmitgliedern in der Gesamthöhe von 8000 Mark zur Verfügung gestellt. Die Uebernahme und Unterhaltung dieses Krankenhauses ist eine außerordentlich große Wohltat für diese arme Gegend Bayerns, und der Dank der dortigen Bevölkerung wird dem Orden für immer gesichert bleiben. Gegenwärtig erbaut der Orden ein drittes Krankenhaus in dem nahe bei Berchtesgaden gelegenen Orte Schellenberg.



Ordenspokal, mit dem der Großmeister den Trinkspruch ausbringt

Auch für die charitative Tätigkeit des Ordens im Kriegsfall ist umfassende Vorsorge getroffen. Ein zu diesem Zweck unter dem Vorsitz des Prinzen Ludwig eingesetzter Ausschuß, die „Zentralstelle", leitet die Vorbereitungen (in Vereinbarung mit dem bayrischen Kriegsministerium, dem bayrischen Landeshilfsverein und dem Frauenverein).

Das jährliche Hauptfest des Georgsordens am 24. April gehört zu den populärsten Festen der bayrischen Hauptstadt. Schon am frühen Morgen drängt sich eine dichte Volksmenge vor der Residenz und im Kapellenhof, um den Zug der Ordensritter zur Hofkapelle zu sehen; es dürfte auch nicht leicht ein prächtigeres und farbenreicheres Schauspiel geben als diesen sich durch ein Spalier von Hatschieren, meist narbenbedeckten Kriegern, bewegenden Festzug. Dem Zug voran schreiten Hoflakaien und Leibjäger in großer Gala; ihnen folgt der Ordenssekretär; den eigentlichen Zug eröffnen die Ordenskandidaten im weißen „Streitkleid", jedoch noch ohne Mantel und statt des schwarzen Samthutes den federbesetzten Dreispitz auf dem Haupt; in schimmerndem Ordensgewande folgen paarweise Ritter, Komture, Großkomture, dann die Großpriore, deren Mantelschleppen von Pagen getragen werden; hinter ihnen ein Großkomtur mit dem entblößten Christophsschwert. Den Schluß des Zuges bildet die Gruppe des Großmeisters — gegenwärtig, als Stellvertreter des kranken Königs, Prinzregent Luitpold.

Wer das Glück hat, dem feierlichen Gottesdienst in der mit kostbaren Gobelins und den Schildern sämtlicher Ritter ausgeschmückten Kapelle beiwohnen zu können, in der sich während der Zelebrierung des Hochamtes die bedeutungsvollen Zeremonien der Einkleidung und des Ritterschlags der neuen Ritter vollziehen, wird sich gewiß noch lange gern dieses einzigartigen Schauspiels erinnern.

Dem Gottesdienst folgt in dem ebenfalls herrlich dekorierten „Herkulessaal" das große Ordensbankett. Auf erhöhtem Podium an der mit den erlesensten Kunstwerken der königlichen Schatzkammer geschmückten Tafel nehmen die Großmeister und die Großpriore Platz; in Hufeisenform reihen sich die Tafeln der Ritter an. Während der Tafel werden Trinksprüche, deren Wortlaut und Reihenfolge im Ordenszeremoniell genau vorgeschrieben ist, ausgebracht, der erste auf „Flor und Aufnahme" vom Ordensgroßmeister, wobei der kostbare Ordenspokal in der Tafelrunde kreist. All dieser das Auge blendende Glanz wird jedoch überstrahlt durch den hohen und edeln Zweck des Ordens, der dem Dichterworte im vollsten Maße gerecht wird:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

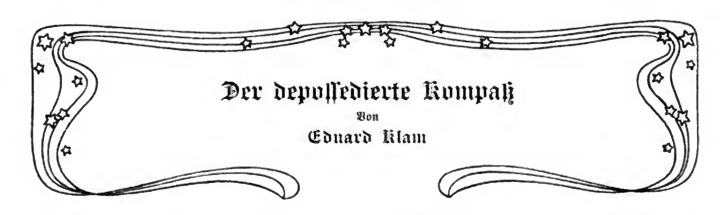


Phot. Jäger & Goergen, München

Der Zug der Ritter in die Hofkapelle am Ordensfest; voran die Ordenskandidaten (ohne Mantel)

Phot. G. Böttcher sen., München

Die Tafel zum Ordensfest im Herkulessaal der Residenz in München



Der depossedierte Kompaß

Von

Eduard Klam

Sic transit gloria mundi! Wieder ein unumschränkter Herrscher seiner fast tausendjährigen Alleinherrschaft durch einen Rivalen beraubt! Ja, fast 1000 Jahre sind es her, daß der Kompaß die Meere des Erdballs beherrscht, denn das Anno 1075 erschienene chinesische „Konversationslexikon“ Mungh-khi-than erwähnt schon die an einem Faden hängende Magnetnadel. In Europa kam er freilich erst mehr als 100 Jahre später in Aufnahme, denn jene Stelle des Landnamabok des Are Frode, die uns meldet, um 1108 hätten die Isländer schon den Gebrauch der Magnetnadel gekannt, hat sich als Interpolation in die Abschrift von 1330 erwiesen. Die sichere erste Erwähnung des Kompasses für Europa findet sich erst um 1190 in dem Gedicht „La Bible“ des Guyot de Bercy aus Provins, wo auch der Magnetisierung des Stahles zuerst gedacht wird. Die Nachricht von der Erfindung des Kompasses durch den Amalfitaner Flavio Gioja um 1300 ist daher in den Bereich der Fabel zu verweisen. Für die frühzeitige Verbreitung dieses für die Schiffahrt unentbehrlichen Instrumentes spricht die Tatsache, daß Vasco de Gama im Jahre 1498 die Piloten des Indischen Ozeans mit dem Gebrauch des Kompasses vertraut fand. Diese tausend Jahre bedeuten einen ununterbrochenen Triumphzug des unentbehrlichen Werkzeugs, und die zahllosen Entdeckungen des Erdballs wären ohne ihn gar nicht möglich gewesen. Und doch hat jetzt die Stunde geschlagen, die seiner Alleinherrschaft zur See ein Ende bereitet und in der er diese mit einem andern Instrumente teilen muß. Die moderne Zeit hat Aufgaben auf geographischem Gebiet zu lösen, für die der vielgetreue alte Freund nicht mehr genügt.

Betrachten wir zum Verständnis des Folgenden den Kompaß, wie er in der Form der Bussole allgemeine Verbreitung gefunden hat und wohl allen Lesern in seiner primitivsten Form, vielleicht nur als Uhranhängsel, bekannt ist. Sein Hauptbestandteil ist eine Magnetnadel, die, möglichst reibungslos in ihrem Schwerpunkt unterstützt und um diesen drehbar, die bekannte Eigenschaft besitzt, mit einem ihrer Enden nach dem Nordpol, mit dem andern nach dem Südpol der Erde zu zeigen. Doch hält sie diese Richtung nicht genau ein; es besteht eine, wenn auch verhältnismäßig nicht gar große Abweichung, die schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts bekannt war, denn eine aus dem Jahre 1541 stammende Bussole des Hieronymus Bellarmatus zeigt diese Abweichung, die den Namen magnetische Deklination führt, verzeichnet. Merkwürdig ist, daß die Deklination wie die später zu erwähnende Inklination nicht nur in bezug auf die Lage des jeweiligen Ortes, sondern auch der Zeit nach verschiedene Werte zeigen, die regelmäßigen Aenderungen unterworfen sind. So beträgt die Deklination gegenwärtig in Berlin ungefähr 10 Grad bei westlicher Ablenkung mit einer jährlichen Abnahme von 6,5 Minuten. Hängt man die Magnetnadel aber so auf, daß sie in vertikalen Ebenen zu schwingen vermag, so weicht sie von der Horizontallage ebenfalls um einen nach Ort und Zeit veränderlichen Winkel ab, der gegenwärtig in Berlin 65 Grad mit einer jährlichen Abnahme von 1,8 Minuten beträgt. Fährt man nun der Spitze der Magnetnadel in nördlicher oder südlicher Richtung nach, so kommt man endlich im Süden und Norden der Erde zu einem Punkt, in dem sich die Inklinationsnadel senkrecht stellt. Da die ungleichnamigen Magnetpole sich anziehen, während die gleichnamigen sich abstoßen, und der Nordpol jeder Nadel stets nach Norden weist, so ist der im Norden gelegene Punkt der magnetische Südpol, der im Süden gelegene der magnetische Nordpol der Erde, obwohl der Sprachgebrauch den magnetischen Pol der nördlichen Halbkugel als den nördlichen und umgekehrt bezeichnet. Den magnetischen Nordpol erreichte John Roß am 1. Juni 1831 am Kap Adelaide an der Westspitze der Insel Boothia Felix.

Schon aus dem bisher Erwähnten ist zu entnehmen, daß der Kompaß in hohen Breiten als Orientierungsmittel versagt, aber er unterliegt auch noch andern störenden Einflüssen. So wird die Magnetnadel durch die übrigen Erscheinungen des Erdmagnetismus, wie sie sich z. B. im Polarlicht äußern, dann durch vulkanische Eruptionen und Erdbeben irritiert; noch ernster und gefährlicher, weil lange Zeit andauernd, sind die Störungen durch große Eisenmassen, aus denen sich heutzutage ja die großen Kriegsschiffe zusammensetzen, Eisenmassen, die nicht nur die Bussole des eignen Schiffes, sondern auch jene der in der Nähe befindlichen Fahrzeuge beeinflussen und von der Richtung ablenken, was besonders bei Nebel sehr gefährlich werden kann. Aehnlich wirken auch die großen Lager von Magneteisenstein, die sich häufig an den Küsten im Erdboden befinden. Man hat in den letzten Jahren eine Reihe von Apparaten ersonnen, um diesen Störungen vorzubeugen, allerdings bis in die jüngste Zeit mit negativem Erfolge.

Interessant ist die eigentliche Ursache, die die Erfindung eines Ersatzes für den Kompaß veranlaßte. Sie liegt in dem Bestreben, den eigentlichen Nordpol, den einen Endpunkt der Drehungs-



Prinzregent Luitpold im Ornat des Großmeisters des Georgs-Ritterordens
Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach (München)

achse der Erde zu finden. Auch das unglückliche Ende der Andréeschen Ballonexpedition hält die Männer der Wissenschaft nicht ab, sich mit der Lösung dieses Problems zu beschäftigen und neue Mittel zur Erreichung des langersehnten Zieles zu erdenken. Ein junger Privatgelehrter in München, Herr Dr. Anschütz-Kämpfe, sucht das Problem mit einer der jüngsten Errungenschaften der Schiffahrtstechnik, dem Unterseebot, zu lösen. Es soll hier die Möglichkeit einer solchen Lösung nicht untersucht werden, sondern die Idee nur soweit erwähnt werden, als sie zum Ersatz des Kompasses durch ein andres Instrument geführt hat. Wie erwähnt, versagt der Kompaß in hohen Breiten seine Dienste, unter Wasser wäre eine Orientierung nach den Sternen oder andern Objekten gleichfalls nicht möglich. Soll der Nordpol wirklich unter Wasser erreicht werden, so war vor allem unbedingt ein Apparat zu erfinden, der unbeeinflußt durch seine Umgebung genau nach dem zu erreichenden Ziele weist. Dr. Anschütz-Kämpfe hat nun einen Apparat konstruiert, der die gestellten Bedingungen glänzend erfüllt und dem er den Namen „Giroskop" gab.

Die Bedeutung der neuen Erfindung geht aus dem Umstand hervor, daß sich das Reichsmarineamt seit ihrer Ausführung mit ihr auf das eingehendste beschäftigt, Anfang Februar d. J. eine Kommission zur Prüfung des Giroskops nach München sandte und im März eingehende Proben in Kiel vornahm, an denen sich auch Prinz Heinrich beteiligte. Die ersten praktischen Versuche wurden übrigens auf dem Starnberger See vorgenommen. Wie die Experimente in der Bucht von Eckernförde in jüngster Zeit ergeben haben, vermochten selbst das Abfeuern der Schiffsgeschütze und auch der Wellenschlag bei einer Fahrgeschwindigkeit von 22 Knoten per Stunde das Giroskop in seinen Funktionen nicht zu stören. Die Erwerbung der neuen Erfindung ist für unsre Kriegsmarine schon darum von Wichtigkeit, weil auch Frankreich für seine Unterseeboote schon ein derartiges Instrument besitzen soll, dessen Konstruktion aber geheim hält.

Das von Dr. Anschütz-Kämpfe erfundene Instrument stellt sich seinem Aeußern nach als ein großer Kessel von ungefähr 80 Zentimetern Durchmesser und 1 Meter Tiefe dar, an dem ein Glasfenster zur Kontrolle des Innern angebracht ist, da die Wände aus Eisen bestehen. An Stelle des Deckels befindet sich analog wie bei der Bussole die Scheibe mit der Windrose und auf dieser zentrisch beweglich der Zeiger, der die Magnetnadel ersetzt. Aus begreiflichen Gründen kann eine genaue Beschreibung des Apparates hier nicht gegeben werden, doch sei so viel verraten, daß er als Grundlage einen rotierenden Kreisel von kompendiösester Ausführung besitzt, der seine Bewegung unabhängig von der Drehung der Erdachse ausführt. In der Mitte der Drehachse befindet sich ein Elektromotor, der zwei in eigenartiger Weise gelagerte und auf das genaueste ausbalancierte Schwungräder in eine Rotation von 2000 Umdrehungen in der Minute versetzt.

Im Gegensatz zum Kompaß weist der Zeiger des Giroskops nicht von Haus aus nach einer bestimmten Richtung, sondern er kann auf einen beliebigen Richtungspunkt eingestellt werden und wird so lange auf diesen Punkt hinweisen, als der Elektromotor den Kreisel in Bewegung erhält, wie immer auch das Schiff gewendet werden mag, und ohne durch das Heben und Senken des Schiffskörpers beeinflußt zu werden. Daraus ergibt sich ein weiterer Vorzug des Giroskops, es kann als Richtungsmittel auch für andre Zwecke auf den Schiffen verwendet werden, vor allem für die rasche Einstellung der Geschütze in die Schußrichtung. Es ist für den Beobachter geradezu verblüffend, sieht er, wie der einmal in bestimmter Richtung eingestellte Zeiger, wie immer man den Apparat auch stoßen, wenden oder drehen mag, immer genau nach dem ihm einmal gegebenen Ziel weist.

Möge das neue Instrument für die deutsche Kriegsmarine das leisten, was sein Rivale, der Kompaß, unter normalen Umständen für die Entwicklung der Schiffahrt überhaupt geleistet hat!



Das Buch in der Presse



Hantierung mit der Pappschere

Moderne Frauenberufe

Von

Rose Julien

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es gibt wirklich immer noch Leute, die auf die vielumstrittene Frauenbewegung aus sehr mißgünstigen Augen schauen, die sich ihr aus Prinzip entgegenstellen und von dem Tage träumen, da der böse Geist, der heute in die Weiblein gefahren ist und sie zu allerlei „unnützen Dingen" aufstachelt, wiederum von ihnen weicht und die patriarchalischen Zustände einer guten alten Zeit wiederkehren, die in Wahrheit längst so schön nicht war, wie sie sich, von weitem gesehen, ausnimmt. Diese edeln Seelen — es sind mehr Frauen darunter, als man glauben sollte — empfinden lebhafte Genugtuung, wenn Nachrichten auftauchen, wie vor einiger Zeit von jenseits des Atlantic, wo „der Kampf der Frau" ungleich lebhafter und bedeutsamer sich abspielt als bei uns, daß nach einem besonders energischen Vorstoß ein Stillstand oder gar ein kleiner Rückschritt zu verzeichnen wäre, was eine durchaus folgerichtige Entwicklungserscheinung ist. Sie freuen sich auch, wenn eine von denen, die in der glücklichen Lage sind, heute „die Mode" fortschrittlicher Gesinnung mitzumachen und morgen sich zu einer andern Richtung zu bekehren, dies in begeisterten Worten wichtig der Mitwelt verkündet: „Seht ihr!" rufen sie dann, „so mußte es ja kommen!" Aber das hat wirklich alles gar nichts zu bedeuten. Langsam, aber stetig vollzieht sich die Weiterentwicklung auf der Basis der Notwendigkeit. Sie steigt und fällt nicht mit einzelnen Agitatorinnen, sondern sie wird von den breiten Massen getragen, die das am stärksten treibende aller weltgeschichtlichen Momente — die Not des Lebens — bewegt, in den Existenz-



Am Bücherhobel

kampf zwingt und auf immer neue Felder und Arbeitsgebiete führt. Es mag verdacht werden von manchen Frauenrechtlerinnen, die nur einzig die idealistische Seite „gleicher Menschenrechte“ zu Worte kommen lassen wollen, wenn man dies so unumwunden ausspricht, aber es ist im Grunde unter allen Wahrheiten diejenige, gegen die auch das widerstrebendste Philisterium kein Argument ins Feld zu führen vermag. „Das Recht auf Arbeit“ ist die Forderung gewesen, die von den Vorkämpferinnen der deutschen Frauenbewegung: Luise Otto-Peters, Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt als erste aufgestellt worden, und wenn wir sehen, wie viele fleißige Frauenhände sich heute regen auf Gebieten, die man noch vor wenigen Dezennien für ganz außerhalb der weiblichen Sphäre liegend gehalten hat, so müssen wir dankbar erkennen, daß jener Ruf nicht ungehört verhallt ist und daß sich die Zeiten gewandelt haben. Das Recht auf Arbeit macht den Frauen heute wohl ernstlich niemand mehr streitig. Sogar die Pforten von Hochschulen haben sich ihnen auch in Deutschland aufgetan — ein wenig unwillig knarrend zwar —, und die Spalten der Frauenblätter berichten immer häufiger von den Promotionen akademisch gebildeter Frauen.



An der Heftlade

Nicht von solchen wissenschaftlichen Berufen soll in nachfolgendem die Rede sein, sondern nur kurz umrissen einiges über gewerbliche Berufe und weibliche Tätigkeit auf den Gebieten des Handels und Verkehrs berichtet werden.

Recht anerkennenswerte Resultate hat seit einer Reihe von Jahren die Ausbildung junger Mädchen als Gärtnerinnen und daran anschließend als Landwirtinnen gezeitigt. Besonders dem ersteren Beruf hat man von Anfang an die lebhaftesten Sympathien entgegengebracht, die er in hohem Maße verdient, hat er es doch vor andern voraus, die Gesundheit zu fördern und durch die Mannigfaltigkeit der Arbeit außerordentlich anregend zu sein. Aus diesem Grunde wird er auch von vielen erwählt, die zunächst dabei nicht an spätere Versorgung denken, und die „Gartenbauschule für gebildete Frauen“ des Fräulein Dr. Elvira Kastner zu Marienfelde bei Berlin hat deshalb auch Kurse für Amateurinnen eingerichtet. Diejenigen Schülerinnen, die eine gründliche Ausbildung anstreben, haben



Blick in den Umschaltesaal eines modernen Fernsprechamts; oben eine Telephonbeamtin in ihrer Ausrüstung

einen zweijährigen Kursus durchzumachen, nach dessen Ablauf eine Prüfung stattfindet und das Reifezeugnis erteilt wird. Sie sind dann durch theoretischen Unterricht und praktische Arbeiten so weit ausgebildet, um imstande zu sein, als Berufsgärtnerinnen Stellungen zu bekleiden oder die gewonnenen Kenntnisse auf eignem Grund und Boden nutzbringend zu verwerten. Davon, daß alle einschlägigen Arbeiten mit Erfolg von Frauen ausgeführt werden können, überzeugt ein Gang durch die Gartenbauschule mit ihren weitläufigen Geländen. Da tummeln sich die jugendlichen Gestalten in kurzem Lodenrock und derben Stiefeln wacker zwischen Beeten und Büschen, an den Spalieren und in den Gewächshäusern, da wird gehackt, gegraben, mit Okuliermesser und Gießkanne hantiert, denn die jungen Mädchen müssen dort ebensogut wie männliche Gartenbauschüler von der Pike auf dienen und dürfen keine Arbeit scheuen. Aber es bekommt ihnen vorzüglich, das zeigt die gesunde Pleinairfarbe ihrer Wangen. Es ist immer Nachfrage nach ausgebildeten Gärtnerinnen. Besonders in Heilanstalten, wo die Kranken mit Gartenarbeit beschäftigt werden, stellt man mit Vorliebe Damen an. Anderseits eignet sich der Gartenbau zur Begründung einer Selbständigkeit, und da bei uns auf diesem Gebiet noch manche Anregung gegeben werden kann, bietet sich für die Frauen hier eine vorzügliche Gelegenheit, durch ihren Geschmack und Schönheitssinn fördernd einzugreifen.



Beim Düngen

Außer der Gartenbauschule in Marienfelde gibt es noch verschiedene „wirtschaftliche Frauenschulen", die auch Landwirtschaft und Gärtnerei in ihr Programm aufgenommen haben, vor allem die Musteranstalt, die von der durch ihr human-soziales Wirken bekannten Freifrau Dorette Schenck zu Schweinsberg auf ihrem Gute Nieder-Ofleiden in Oberhessen 1900 errichtet worden. Es sind bei uns seit lange Frauen so vielfach in der Landwirtschaft beschäftigt, daß die Gelegenheit zu sachgemäßer Ausbildung nicht freudig genug begrüßt werden kann. Eine amerikanische Landwirtin, Miß P. Mitchell in Ohio, die eine eigne Musterfarm bewirtschaftet, ist vor einiger Zeit zur Einrichtung einer landwirtschaftlichen Kolonie für die Epileptischen des Staates berufen worden. —



Bei der Arbeit am Spalier



Gärtnerinnen im Treibhaus

Ein andres Handwerk, das jetzt größerem Aufschwunge entgegengeführt werden soll, hat seit zwei Jahren im Berliner Lettehause den Frauen eine Lehrstätte eröffnet: die Buchbinderei. Das erste „Fräulein Meister“ Deutschlands — Maria Lühr — ist ihre Leiterin. Auch hier ist der Zuspruch von seiten lernbegieriger Weiblichkeit ein großer, doch liefert merkwürdigerweise das Ausland den größten Prozentsatz zu den Amateurkursen, die neben der beruflichen Fachausbildung eingerichtet sind. Aber die vier ersten weiblichen „Lehrlinge“ sind deutscher Nation. Sie sehen in Bälde der Gesellenprüfung entgegen, die wie bei den männlichen Kollegen nach drei Lehrjahren erfolgt. Sie verstehen schon vorzüglich mit Pappschere, Buchhobel und Vergolderpinsel umzugehen und dauerhafte Einbände herzustellen, die sehr vorteilhaft kontrastieren gegen die billige Dutzendware, an die wir uns leider schon so gewöhnt haben, daß wir kaum noch die Vorzüge eines handgefertigten Bandes zu würdigen verstehen. Aber das Streben unsrer Zeit, jegliche gewerbliche Tätigkeit zu einer kunstgewerblichen auszugestalten, macht sich auch bei der Buchbinderei fühlbar, ja sogar von höherer Seite ist vor kurzem durch ein Konkurrenzausschreiben für schöne Bucheinbände besondere Anregung gegeben worden. Es ist nicht zu leugnen, daß hierbei englische Vorbilder maßgebend gewesen sind, wo man schon von einer zu hoher Vollendung entwickelten „Buchkunst“ sprechen kann. Die englische Frauenwelt wirkt längst auf diesem Gebiete und besitzt eine wohlorganisierte Buchbinderinnengilde, zu der auch Damen der Aristokratie und selbst König Eduards älteste Tochter gehören. Die geschickte Hand der Frau hat übrigens von jeher im Buchbindergewerbe Verwendung gefunden, das sehen wir auf vielen alten Holzschnitten, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigen. Neu ist nur, daß die Frau nach „Meisterschaft“ und selbständiger Tätigkeit strebt. Hoffen wir, daß es ihr gelingt, an der Veredlung und Verfeinerung dieses Handwerks mitzuarbeiten. —

Von den Buchbinderinnen zu den Bibliothekarinnen. Auch dieser sympathische Beruf, der in Amerika fast ausschließlich von Frauen verwaltet wird, ist jetzt bei uns dem weiblichen Geschlecht zugänglich gemacht. Aber freilich nur durch ein sehr enges Türchen, denn alles, was man bis nun gestattet hat, ist die Ausbildung einer kleinen Zahl von „Bibliotheksgehilfinnen“, die in den Berliner städtischen Bibliotheken Anstellung finden sollen. Die Ausbildung umfaßt Kurse von sechsmonatlicher Dauer und wird von Professor Dr. Wolfstieg geleitet. Die Bücherei des „Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte“ steht unter Leitung einer Dame, die ihre Ausbildung in England genoß.

Es ist wohl überflüssig, von der allseitig bekannten Tätigkeit der „Kaufmännin“ zu sprechen, die als Bureaubeamtin oder Verkäuferin waltet, aber die statistischen Zahlen dieses „Kaufmännischen Verbandes“, der, trefflich organisiert, von Frau Minna Cauer (Berlin) ins Leben gerufen worden ist, geben einen kleinen Begriff von dem weiten Gebiet, das sich Frauenarbeit im Handelsstande erobert hat. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug allein bei der Geschäftsstelle Berlin im Jahre 1903 fast 16000. Außerdem besitzt der Verband Geschäftsstellen in Hannover, Magdeburg, Stettin, sowie Ortsgruppen in Erfurt und Frankfurt a. O., und er arbeitet Hand in Hand mit den kaufmännischen Vereinen weiblicher Angestellter in 23 andern deutschen Städten. Diese imposante Organisation, die in den Kreisen erwerbstätiger Frauen wohl nur in den Lehrerinnenverbänden ihresgleichen findet, hat viel Gutes gefördert. Sie besitzt nicht nur eine gut dotierte Krankenkasse, sondern hat neuerdings auch neben dem stark frequentierten Stellennachweis eine geregelte Stellenlosenunterstützung eingeführt. —

Nicht viel weniger zahlreich als im Handelsstande finden wir die Frauen im Verkehrsleben tätig: die Telegraphenassistentinnen, zu denen auch die Beamtinnen, die das Telephon bedienen, gehören, und die Eisenbahngehilfinnen. Besonders im Fernsprechverkehr haben die Frauen vollständig die männlichen Kollegen verdrängt, die dort nur noch als Aufsichtsbeamte und Unterbeamte für den Nachtdienst tätig sind. Es ist des öfteren darüber verhandelt worden, daß der Dienst am Fernsprecher ein außerordentlich aufreibender sei, und es liegt dies wohl zum Teil in seiner Natur begründet; anderenteils muß aber hervorgehoben werden, daß von den vorgesetzten Behörden in humanster Weise alles getan wird, um die Lage ihrer Beamtinnen zu bessern, und der Aufenthalt in den hellen, luftigen Räumen der schönen, modernen Telephonämter gleicht in hygienischer Hinsicht vieles aus, was der Beruf anderseits fordert. Da sitzen sie an langen Tischen in ihren blauen Arbeitsblusen, den Hörer ans Ohr geschnallt, das Sprachrohr auf der Brust, und ihre gewandten Finger sind das Bindeglied für den Gedankenaustausch ungezählter Menschen. Was mag alles über die Drähte fliegen während des Tagewerks einer Telephonbeamtin! Gut, daß sie nicht viel Zeit zum Grübeln hat — die bleibt ihr wirklich nicht, bald klingelt es hier, bald da —, sonst käme sie gewiß auch nicht selten darauf, über die Ungeduld und Rücksichtslosigkeit des Publikums tiefsinnige Betrachtungen anzustellen.

In den Berlin-Charlottenburger Telephonämtern sind 2500 Beamtinnen beschäftigt, gewiß eine stattliche Schar. —

Es ist ganz natürlich, daß in dem Umstande, die Frauen mehr und mehr in Stellungen zu sehen, die die Männer bis nun als ihr ererbtes Gebiet erachteten, die Bedächtigen ein zweischneidig Schwert erblicken, weil die Möglichkeiten früher Heiraten stetig eingeschränkt werden und immer mehr Frauen in die Lage kommen, selbst erwerbstätig sein zu müssen. Was soll man auf solche Betrachtungen entgegnen, die sehr viel Schein der Berechtigung für sich haben? Es läßt hier sich, wie überall, so manches dafür und dagegen anführen. Jedenfalls kann man mit Recht darauf hinweisen, daß auch in andern Kreisen, wo pekuniäre Fragen nicht so einschneidend in Betracht kämen, heute schon sehr viele Leute auf frühe Heirat verzichten, oder daß das Aufstreben der Frauen als Entwicklung ein Kind der Notwendigkeit, und daß es wohl wird so sein müssen zum Besten des Menschengeschlechts.



Ein Spaziergang

Nach dem Gemälde von Raimund Germela (Wien)





Christina Fischerin

Aus der Mappe eines Liebhabers

von

Jassy Torrund

12. Oktober 1897

„Du wirst nochmal ganz gründlich hereinfallen mit deiner Sammelwut," sagte meine Cousine Eva Christen, als ich ihr meine neueste Akquisition, einen uralten verbeulten kupfernen Weihkessel an schmiedeeisernem Gehänge zeigte, für den ich ihrer Meinung nach sündhaft viel Geld ausgegeben.

„O nein, liebes Kind, dazu bin ich viel zu vorsichtig und gottlob denn doch auch zu sachverständig," erwiderte ich mit dem ruhigen Selbstbewußtsein, das jeder, der seiner Sache unbedingt sicher ist, zeigen darf, ohne für arrogant zu gelten.

Eva wiegte lachend den Kopf. „Na du — wer weiß? Ich glaub' sogar . . ." ein lustiger Einfall schien ihr durch den Sinn zu fahren, man sah's ihren schelmisch aufblitzenden Augen an. Aber sie schlug sich mit der Hand vor den Mund und half mir alles wieder einräumen: das Meissener Service aus der Marcoliniperiode, auf das ich so stolz bin, die graziösen Wedgewoodsachen, die alten Proskauer und Glienitzer Fayencen, — all diese Schätze, die ich in Urgroßmutters schöngeschnitztem Schrankungetüm verwahre und die mich jedes Jahr fast ein Drittel meiner Einnahmen kosten. Nach Evas und ihrer Mutter Ansicht ein Unsinn, beinahe ein Verbrechen — aber ich kann mir's ja leisten. Hab' nicht Weib noch Kind, und gedenke meine goldene Freiheit so bald auch noch nicht aufzugeben

„Weshalb du eigentlich Baumeister geworden bist anstatt Altertumsforscher oder besser noch Raritätenhändler wie dein Sally Kirschstein, begreife ich nicht," meinte Eva, ein wenig die Nase rümpfend, als atme sie wirklich den undefinierbaren parfümiert-muffigen Geruch in Sally Kirschsteins Allerheiligstem.

„Du weißt doch, daß es immer Vaters Wunsch war, daß ich sein Nachfolger würde — und ich hab's auch noch keinen Augenblick bereut," sagte ich und setzte ihr auseinander, wie sehr mein Beruf und meine Liebhaberei Hand in Hand ginge, zumal bei der jetzigen Strömung der Zeit, die das Alte wieder modern macht und gar nicht tief genug in die mittelalterliche Kunst zurückgreifen kann, insbesondere was den Baustil und die innere Ausstattung der Häuser anbelangt. Sie hörte mir aufmerksam zu.

„Hereinfallen wirst du aber doch noch mal, Erich. Wetten, daß? — Heut übers Jahr sprechen wir uns wieder."

„Hoffentlich doch noch früher, Evchen!"

„In dieser Sache, meine ich. Inzwischen überleg' dir, was du mir dedizieren wirst — denn ich gewinne, verlaß dich darauf, ich hab' noch jede Wette gewonnen. Aber etwas Nobles muß es sein."

„Zum Beispiel?"

„Das ist deine Sache, mein Lieber." Lachend lief sie nebenan ins Arbeitszimmer, um ihre Mutter zu wecken, die auf einem bequemen Diwan ihr Mittagsschläfchen hielt.

Tante Christen bewirtschaftet das Gut Gorkau ganz selbständig, seit vor fünf oder sechs Jahren ihr Mann starb. Sie war mit Eva zur Stadt gekommen, um eine endlose Besorgungsliste abzuhaspeln und nebenbei mir zum Geburtstag zu gratulieren. Wir hatten ein gemütliches kleines Diner bei Kempinsky und nahmen den Kaffee in meiner Junggesellenwirtschaft. Inzwischen hielt Tantchen ihren „Nicker" und Eva und ich unser Plauderstündchen — und nun rüsteten sie sich zum Gehen.

„Kommst du nicht bald mal heraus, Erich?" fragte Tante Christen, als sie ihren Hut aufsetzte.

„Ich habe jetzt unheimlich viel zu tun, liebe Tante."

„Na, aber spätestens zu Weihnachten. Du mußt dir mal die große Scheune ansehen, die wird wohl zum Frühjahr ein neues Dach kriegen müssen. Das Fest verlebst du selbstredend bei uns," sagte Tante

Christen mit der ihr eignen fröhlichen Entschiedenheit. „Kann sein, ich gebe einen kleinen Hausball — wenn nichts dazwischenkommt. Du weißt doch, daß Tante Paula seit einiger Zeit kränkelt; Eva soll sie nächstens besuchen. Es wird hoffentlich nichts von Bedeutung sein."

„Hoffentlich!" sagten Eva und ich in einem Atem, ein Beweis unsrer uneigennützigen Herzensgüte. Denn Tante Paula, die rechte Cousine von Evas Mutter und meinem Vater, ist eine alleinstehende wohlhabende alte Dame und gilt als unsre Erbtante.

Ich begleitete die Damen noch ein Stückchen Wegs, und Eva machte mich hie und da vor einem Schaufenster auf einen Gegenstand aufmerksam, den ich ihr schenken könnte, falls sie binnen heut und einem Jahr unsre Wette gewonnen hätte.

Ich glaube eher, das Umgekehrte wird der Fall sein. Ich war immer vorsichtig beim Einkauf meiner Raritäten, von nun an werde ich doppelt aufpassen.

4. November

Die Zeit vergeht, ich habe rasend viel zu tun. Mein Bauführer ist erkrankt, ich muß überall selbst zum Rechten sehen und bin von früh bis spät teils auf den Bauten, teils im Bureau in Anspruch genommen. Wir haben noch mildes, frostfreies Wetter, und ich beeile mich, meinen Neubau in der Nikolaivorstadt unter Dach zu bringen, ehe der Winter kommt. Ich baue auf eigne Rechnung; es wird das gemütlichste altdeutsche Haus, was man sich denken kann, mit Erkern und Türmchen, Söller und steilem, ausgebautem Giebeldach, mit Butzenscheiben und paneelierten Wänden — daß Alt-Hildesheim oder Nürnberg sich seiner nicht zu schämen brauchte. Hier konnt' ich meiner Liebhaberei so recht Genüge tun. Eva, die es neulich im Vorbeifahren sah, meinte ganz entzückt: da möchte sie gleich drin wohnen. Es gibt, ehrlich gestanden, auch nichts Trostloseres als Tante Christens großes Gutshaus in dem öden, kastenartigen Stil der dreißiger Jahre mit seiner schablonenhaft langweiligen Einrichtung, zusammengetragen von zwei oder drei Generationen Christenscher Hausfrauen, eine immer noch hausbackener und nüchterner als die andre. Die kleine, blonde, lustige Eva müht sich umsonst, etwas Geschmack und Gemütlichkeit hineinzubringen. Das Zeug dazu hätte sie wohl — wenn Tante Christen sie nur gewähren ließe — ist gar nicht ungeschickt und hat guten Geschmack. Sie malt wunderhübsch, hat eine angenehm weiche Singstimme und dichtet, glaub' ich, mitunter sogar. Aber Tante Christen läßt sie gar nicht dazu kommen, ihre netten Talente zu pflegen, der Kuhstall und die Milchwirtschaft sind ja tausendmal wichtiger. Schade um das Mädel. Manchmal hab' ich schon gedacht, das wäre wohl eine Frau für mich, häuslich und tüchtig, und doch auch ein wenig künstlerisch veranlagt — so recht das Genre, was ich liebe, und die richtige Mischung für eine gute Hausfrau, die nicht bloß in der Wirtschaft aufgeht wie Tante Christen, sondern auch für des Mannes Beruf und Interessen Verständnis hat. Eine gute Kameradin. Aber sie denkt nicht an mich, ihr liegt der Amtsrichter Mott im Sinn, und als sie neulich meine altdeutsche Villa lobte, las ich ihr's förmlich vom Gesicht ab, mit wem sie dort wohnen möchte. Schade — wenn sie auch manchmal Sèvres und Kopenhagen verwechselt — ein lieber Kerl ist sie doch!

Heut hab' ich nach langem Handeln den schmiedeeisernen Leuchter mit dem Meerweibchen gekauft, gute Nürnberger Arbeit. 72 Mark, billig genug — und betrogen bin ich sicher nicht, Evchen!

12. November

Gestern früh erhielt ich die Todesanzeige von Tante Paula. Also doch! — Meinetwegen hätte die gute Seele noch viele Jahre vergnügt und in Freuden leben können. Tante Christen schreibt, sie und Eva reisten heute schon zur Beerdigung, ich solle nur gleich mitkommen und mich auf ein paar Tage einrichten, damit die Erbschaftsregulierung alsbald erfolgen könne. Lieber Himmel — als ob ich so ohne weiteres aus dem Geschäft fortkönnte! Meine beste Kraft, der Zeichner Schmidt, hat sich verlobt, und die Liebe setzt ihm arg zu. Nichts wie Dummheiten macht der Mensch. Und Hilmers ist noch immer krank. Ich möchte an drei Orten zugleich sein, habe alle Hände voll zu tun und kann höchstens auf einen Tag nach Eberswalde.

15. November

Das Begräbnis ist vorbei. Eva begleitete mich zur Bahn und meinte, ich solle ruhig abreisen, sie würde meine Rechte schon wahren und alles ehrlich mit mir teilen. Es handelt sich nämlich um Tante Paulas Einrichtung, die zum Teil altertümlich und wertvoll ist. Geld und Papiere liegen wohlverwahrt auf der Bank, und der Rechtsanwalt besorgt die Verteilung genau nach ihrem letzten Willen — da ist keine Not. Aber ob Eva auch wirklich in meinem Sinne die rechte Wahl unter Tante Paulas Kunstschätzen treffen wird? Ich hätte nicht geglaubt, daß noch so viel herrliches altes Porzellan vorhanden sei — allein die zwei großen Japanvasen im Salon vor dem Spiegel repräsentieren ein kleines Kapital. Als Erben kommen außer uns beiden nur ein paar entfernte Verwandte in Betracht; aber Eva und ich sollen nach Tante Paulas Testament in allem die Vorhand haben; was uns gefällt, uns auch zuerst aussuchen. Nun — Eva kennt ja meine Liebhaberei und meinen Geschmack, hoffen wir das Beste!

7. Dezember

Sie ist doch wirklich ein liebes Ding! Gestern nachmittag kamen zwei Riesenkisten aus Eberswalde — alles ausgewählte Kunstschätze. Bis tief in die Nacht hinein hab' ich ausgepackt: echtes Sèvres aus der Frühzeit, ein Schäferpaar — noch mit dem uralten Stempel St. Vincennes — eine Seltenheit, um die Sally Kirschstein mich sicherlich vergiften möchte; Meissener Tassen mit der blauen Schwertmarke; einer jener originell bunten Kreussener Krüge aus dem achtzehnten Jahrhundert; hohe farbige Glaspokale von herrlichstem Schliff, und natürlich auch die Japanvasen; ein venezianischer Handspiegel in geschliffenem Fassettenrahmen und vieles andre.

Was mich aber von allem am meisten freut und rührt — weil es mich und unsre Familie am nächsten angeht — ist eine Ober- und Untertasse

mit wunderfeinster Malerei. Auf der Obertasse ein schmales, altes Wohnhaus mit Treppengiebel und dem altmodisch gemütlichen „Beischlag" vor dem gewölbten Eingang. Auf der Untertasse das Bildnis einer schönen jungen Frau, die ein Kind auf ihren Armen hält, darunter in verschnörkelter Goldschrift ihr Name:

„Christina Fischerin."

Also eine Urahne väterlicherseits — und uralt muß das Ding sein, graziösester Rokokogeschmack, Mitte oder Ende des achtzehnten Jahrhunderts, taxiere ich.

Wenn ich Eva wäre, die Tasse hätte ich nicht aus den Händen gegeben, das weiß ich. Sie stammt mütterlicherseits doch auch aus der Fischerschen Familie. Es ist ein unbezahlbares, köstliches altes Erbstück, und rührend selbstlos finde ich's, daß sie mir dies überläßt. Neulich im Testament las ich übrigens zum erstenmal ihren vollen Namen: Eva Christina Christen — vielleicht trägt sie den altmodischen Namen nach jener gemeinsamen Urahne „Christina Fischerin."

Und noch etwas war in der einen Kiste. Eine Pappschachtel mit alten Briefschaften und Papieren. Die soll ich durchsehen, kassieren oder aufheben, wie mir gut dünkt, schreibt Tante Christen. Ich hätte mehr Zeit dazu als sie. Mehr Zeit — die hat 'ne Ahnung! Wenn sie noch geschrieben hätte: „Du verstehst Dich besser auf diese alten Dinge, lieber Erich." Aber „mehr Zeit" — und ich muß ohnehin die Nächte zu Hilfe nehmen!

11. Dezember

Ja, jetzt hab' ich Zeit en masse. Tante Christen, du warst die reine Kassandra, aber Gutes hast du mir nicht prophezeit. Vorgestern mittag bin ich im Neubau ungeschickt von der Leiter gesprungen, weil eine Sprosse brach, und hab' mir den linken Fuß verstaucht. Zerrissene Gelenkbänder, sagt der Doktor, ein reeller Beinbruch wär' ihm lieber; dazu eine zerschlagene Schulter. Nun kann ich vielleicht vier Wochen still liegen — gräßlich. Zum Glück ist wenigstens Hilmers wieder auf dem Posten und kann mich vertreten, und seit zwei Tagen haben wir fußhohen Schnee bei zehn, zwölf Grad Kälte — mit dem Bauen ist's also vorbei. Gut, daß die Villa glücklich unter Dach ist. Auf dem Bureau müssen sie sich eben ohne mich behelfen.

14. Dezember

Tante Christen besuchte mich heute. Sie fragte, ob ich mit den Papieren noch nicht angefangen hätte, und ermahnte mich, alles genau durchzusehen, vielleicht seien wichtige Familienpapiere darunter. Eva kam nicht mit. „Wenn du wieder außer Bett sein wirst," meinte die Tante. Einstweilen hielte sie es nicht für passend. Lieber Gott, als baumlanger Sekundaner habe ich das kleine zwei- oder dreijährige Dingelchen schon auf den Armen getragen, und wir sind beinahe wie Geschwister miteinander aufgewachsen.

Ehe die Tante fortging, stellte sie die Pappschachtel nachdrücklich auf den Tisch neben meinem Bett. „In acht Tagen komme ich wieder, dann wirst du hoffentlich damit fertig sein, mein Junge!"

Nun, da ist allerlei: Trau- und Taufscheine, Testamentsabschriften, Brautbriefe — ins Feuer damit, es wäre pietätlos, in diesen Herzensergüssen längst Verstorbener zu stöbern. Ich suchte, ob ich irgendwelche Taten aus dem Leben der Urgroßmutter Christina Fischerin fände, und richtig entdeckte ich nach langem Suchen ihren Trauschein: Am 14. Februar Anno 1763 hat die Achtzehnjährige den Doktor Matthias Wilhelm Fischer, einen Mann von 52 Jahren, der ihr Vater sein könnte, geheiratet. Ob die Ehe wohl glücklich ausgegangen ist?

Ich klingelte und ließ mir von meiner Wirtin die Tasse aus dem Schrank holen. Solch ein feines, liebes, junges Gesichtel mit etwas schwermütig blickenden blauen Augen, die schmale Wange an das blonde Kinderköpfchen gedrückt. Ich betrachtete es lange, lange, und mir wollte scheinen, als habe die Eva Christina Christen ein wenig Aehnlichkeit mit dieser jugendlichen Urgroßmutter.

Ein unvergleichlich prächtiges altes Stück, diese Tasse, Königlich Preußische Porzellanmanufaktur, und die Farben nach weit über hundert Jahren noch so frisch und leuchtend, die Goldarabesken so wunderfein gezeichnet, daß jeder Kenner und Liebhaber sein Entzücken daran haben muß. Aus einem Kranz von Rosen schaut das holde Frauenantlitz und lächelt mich süß und schmerzlich an, und zwischen Blättern und dornigen Stielen entdeckte ich die Initialen des Malers: L. M.

Ich stellte die Tasse beiseite und blätterte weiter zwischen den vergilbten Papieren, aus denen der Moderduft der Vergangenheit stieg. Uralte, drollig sentimentale Stammbuchverse auf hart raschelnden losen Blättern, aufgeklebte Kränzchen von Haaren und Vergißmeinnicht — ich raffe den ganzen ehrwürdigen Plunder zusammen und schiebe ihn beiseite, Frau Winkler soll ihn vor meinen Augen ins Feuer befördern. Da bäumt sich ein Blatt auf, flattert auf meine Bettdecke, als protestiere es gegen den Flammentod — ich nehme es in die Hand und fange an zu lesen. Verse, mit längstverblaßter Tinte in winzig kleinen, geschnörkelten Buchstaben hingekritzelt:

„Oh Freund, nimm hin als Angebinde
Der holden Gattin Conterfey,
Für dich gemahlt sammt ihrem Kinde,
Daß es zum Feste dich erfreu'!
Denk stets — umduftet von dem Lentze
Der Gattenlieb', der Kindestreu —
Des Freunds, so an des Lebens Grenze,
Dem niemahls blüht ein neuer May."

‚Gut gemeint, aber etwas holperig,' dachte ich lächelnd. Wen mochte er wohl gemalt und wen angedichtet haben? Und versuchte nun erst die unglaublich verschnörkelte feierliche Kunstschrift der Widmung zu entziffern.

„Seynem wohlgeneigtesten Freunde und Wohlthätter, Herrn Doktor medicinae Matthias Willhelm Fischer. In Dankbarkeit gewidmet von Ludwig Mohrenberg. 14. Februar 1768." — Und während ich das Blatt noch so in Händen halte, geht mir auf einmal, ich weiß selbst nicht wie, ein Blitzlicht auf, und ich begreife, daß ich wahr und wahrhaftig die Widmung zu der gemalten Urgroßmuttertasse in meinen Händen halte, die das ehrwürdige Alter und die unanfechtbare Echtheit des schönen Stückes dokumentarisch beglaubigt. Ich stieß einen Laut des Entzückens aus, griff nach

der Tasse und freute mich von neuem über die köstliche Malerei, in meiner schnell arbeitenden Phantasie spann sich ein ganzer Roman aus: die junge Christina hatte vielleicht den armen Maler geliebt und durfte ihn nicht heiraten, weil ihre Eltern ihr den reichen alten Doktor ausgewählt. Aber es muß wohl ein guter Mann gewesen sein, dieser Doktor Matthias Wilhelm, der sich als ärztlicher Freund und Wohltäter des kranken Malers annahm, und als Dank und Abschiedsgruß malte der ihm „der holden Gattin Conterfey".

Nun wußt' ich, warum der „Christina Fischerin" blaue Augen so schwermütig blickten —

Arme Christina! — — —

24. Dezember

Weihnachten — und ich liege hier mutterseelenallein, zwar nicht mehr im Bett, aber ebenso hilflos und zur Untätigkeit verurteilt auf dem Diwan in meinem Arbeitszimmer.

Und Eva hat mich immer noch nicht besucht! Der Gorkauer Kutscher brachte heute früh einen Korb mit allen möglichen Delikatessen aus Tante Christens Speisekammer — was hilft mir das? Ein Gourmand war ich nie, und noch viel weniger ein Vielfraß, und wann ich all diese Trüffelwürste, Spickgans und Aal in Gelee vertilgen soll, ist mir ein Rätsel. Wäre Eva gekommen und hätte ein Stündchen mit mir geplaudert, das wäre mir tausendmal lieber gewesen. Warum sie sich wohl gar nicht einmal sehen läßt? Ich finde es eigentlich etwas lieblos und unkameradschaftlich von ihr. Sonderbar — nie zuvor habe ich so oft an sie denken müssen wie jetzt, wo sie mich zu allen Stunden mit den blauen Augen der Christina Fischerin anzulächeln scheint. Beinah immer denke ich an sie — und diesen Kerl, den Amtsrichter Mott, könnte ich hassen!

Als Buchzeichen in meinem Fritz Reuter, den ich mir als Trostbringer hervorgesucht, liegt ein etwas fettfleckiger Zettel in Evas Handschrift: „Guten Appetit und fröhliche Weihnachten!"

„Fröhliche Weihnachten" — jawohl!

Meinen Gedanken geht's wie Noahs Tauben: sie fliegen am Morgen aus und finden nirgends ein heiteres Plätzchen, wo sie ruhen möchten. So kehren sie enttäuscht und müde abends wieder heim. Wer weiß, was jetzt in Gorkau geschieht — zu Weihnachten blühen ja die Verlobungen wie die Hundeblumen im Mai. Und da soll einer noch still und geduldig mit bandagiertem Fuß liegen und soll „fröhliche Weihnachten" feiern!

1. Januar 1898

Aber desto fröhlicheres Neujahr — hurra!

Ich liege zwar immer noch wie der Hund an der Kette, aber Sonnenschein ist in meinem Zimmer und Freude in meinem Herzen. Heute früh las ich in der endlosen Reihe von Verlobungen, die das „Christkindchen" dieses Mal wohl oder übel zustande gebracht, eine, die mich ganz ungeheuer interessierte: Helene Scheller, Amtsrichter Mott. Ich fuhr so unbedacht in die Höhe, daß ich im nächsten Moment fast laut gebrüllt hätte vor Schmerz — der verdammte Fuß! — aber seitdem ist mir, als wäre eine Zentnerlast von meinem Herzen gefallen, und der katzenfalsche blinzelnde Sonnenschein des ersten Januar dünkt mich wie der leuchtendste Sommertag.

Also nicht Eva — nicht Eva — da darf ich vielleicht doch noch hoffen?

Armes, kleines Ding — darum also ist sie nicht in die Stadt gekommen — sie wollte ihre verweinten Augen mir und aller Welt verbergen. Ob ich ihr schreibe? Irgend etwas Gleichgültiges — nur daß sie zwischen den Zeilen meine herzliche Teilnahme an ihrem Kummer liest? Nein, das wäre taktlos. Und Teilnahme, Trauer kann ich auch gar nicht heucheln, wo ich doch so unendlich froh bin. Ach, käme sie doch, käme sie nur ein allereinziges Mal!

5. Januar

Heute nacht kam mir ein wunderlicher Gedanke, der mich beinahe lachen machte, und den ich doch nicht los werde. Ist diese „Christina Fischerin", die mir so unversehens ins Haus kam, nicht wie ein gutes Omen? Warum soll es nicht zum andern Mal eine „Christina Fischerin" geben? Vielleicht war das mit dem Amtsrichter bloß eine Neckerei, ein unschuldiger Flirt, und Evas wahre Neigung liegt ganz wo anders? Hätte sie mir sonst — großmütig und verständnisvoll zugleich — die schönsten Stücke aus Tante Paulas Nachlaß ausgewählt, wenn sie mir nicht ein klein bißchen —?

Ach, ich kann's kaum erwarten, mir darüber Gewißheit zu verschaffen!

6. Januar

Ich hab's. Ich schreibe an Tante Christen einen flehentlichen Brief: ich brauchte neue — ja, was denn gleich? Hemden und Unterzeug hat sie erst letzten Herbst für mich besorgt. Also Strümpfe. Ja, — und Taschentücher, die kann man immer brauchen. Wenn ich auch fünf oder sechs Dutzend habe und von jedem Diner oder Souper zum Entsetzen meiner guten Winklern eine Damastserviette als Reservetaschentuch im Frackschoß mitbringe — welche die ehrliche Haut nach acht Tagen wohlgewaschen und geplättet wieder hinträgt. Und Tante Christen kann jetzt nicht weg, die hat Anfang Januar immer entweder große Wäsche oder Schweineschlachten — also muß Eva kommen.

11. Januar

Sie kamen beide. Tante Christen inspizierte meine Wäscheschübe, und Eva und ich durften nach langer Zeit wieder einmal plaudern.

Man merkt ihr nichts an, sie schien so heiter wie immer, nur ein wenig stiller. Liebes, tapferes, kleines Ding! Und wie sehr sie wirklich der „Christina Fischerin" gleicht! Ich dankte ihr nochmals in warmen Worten, doch sie wehrte hastig und fast ein wenig verlegen ab. Da bat ich sie, die Tasse, mein kostbarstes Besitztum, aus dem Schrank zu holen, und sah ihr zu, wie sie sie vorsichtig in beiden Händen vor sich hertrug. Und dabei lächelte sie. So ein ganz klein bißchen spitzbübisch, schien mir. Süß sah sie aus — zum Anbeißen. Nein, zum Küssen lieb!

„Ist sie wirklich so alt, du? Ich meine, ob sie auch echt ist?" fragte sie in drollig zweifelndem Ton, als sie die Tasse behutsam hinstellte.

Ich kenne das schon an ihr, sie examiniert mich jedesmal und ist der reine Thomas.

Im Zirkusstall

Nach dem Leben gezeichnet von Josef Kerschensteiner

„Goldecht!" sagte ich im Brustton tiefster Ueberzeugung und sah ihr dabei in die Augen, „wenn ich alles so genau wüßte wie das!" Triumphierend nahm ich aus meiner Brieftasche das alte Dokument und zeigte es ihr; dann auch den Trauschein der Christina. „Siehst du, genau zum fünften Hochzeitstage bekam der Doktor Matthias die Tasse geschenkt.

Mit der Wirkung dieser Argumente konnte ich zufrieden sein — ein Ausdruck grenzenlosen Staunens trat in ihr junges Gesicht, ihre blauen Augen starrten mich groß und fast erschreckt an — sie wurde auf einmal ganz ernst.

„Nun tut es dir wohl leid, daß du sie mir gegeben hast?" fragte ich.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Sondern was?" Da fiel mir ein, was für eine große Enttäuschung das junge Ding erlitten.

„Evchen," sagte ich und nahm ihre Hand — was kümmerten mich in diesem Augenblick alle Tassen der Welt — „warum bist du nicht Weihnachten einmal zu mir gekommen? Ich hab' mich so nach dir gesehnt. Es waren traurige Weihnachten, Eva."

Sie wurde rot und blickte zur Seite. „Mama hatte keine Zeit, und allein durft' ich nicht."

„Wärst du sonst gekommen, Evchen?"

Sie schlug die Augen auf, sah mich an, wurde noch heißer und nickte.

„Wirklich, Eva?"

Ich nahm auch ihre andre Hand und wollte sie gerade eben noch etwas sehr Wichtiges fragen — weiß selber nicht, wieso mir auf einmal der Mut kam —, da sah ich über Evas blonden Kopf weg Tante Christens allezeit vor Gesundheit und Tatenlust strahlendes Angesicht zwischen den Portieren aufleuchten. „Junge!" rief sie, noch ganz atemlos vom Bücken. „Du bist wohl nicht bei Troste, mein gutes Kind. Sechsundsiebzig Taschentücher zähle ich bei dir, und die Winklern meint, ein Dutzend mindestens sei noch in der Wäsche. Und deine Socken hat sie alle erst neu angestrickt, neunzehn Paar. Du willst dich doch nicht etwa für Ostafrika anwerben lassen, daß du solche Aussteuer brauchst? Nicht einen Faden kauf' ich, da geb' ich dir Brief und Siegel. Mich dünkt, deine Sammelei kostet schon gerade Geld genug, daß du dir nicht nebenher auch noch einen Wäschebazar beizulegen brauchst. Herr du meine Güte, ist das wirklich schon halb zwölfe? Dann aber fix, Eva, du weißt, um drei Viertel sollen wir bei der Schneiderin sein."

„Kommt ihr abends nicht noch einmal wieder?" bat ich.

„Ih, kein Gedanke, mein Sohn. Wenn man einmal in der Stadt ist, muß man seine Zeit ausnutzen. Ihr Großstädter denkt sonst, ihr habt das ‚time is money' allein gepachtet. Heute gehen wir mit Lessenthins ins Theater, Eva muß sich bilden."

Sie nickte ihrer Tochter gutmütig zu, und ich dachte seufzend: Sie will das arme Kind auf andre Gedanken bringen. Und sie hat ja recht als Mutter, aber schöner wär's, wir hätten den Abend zusammen verleben dürfen.

28. Januar

Dieser Tage durft' ich endlich meinen Fuß wieder brauchen. Es war auch höchste Zeit! Im Bureau ist ein netter Schlendrian eingerissen, um fünf machten die jungen Herren schon Feierabend. Und diese verschmierten Zeichnungen und Risse — schauderhaft! Ich hatte ein paar Tage bis tief in die Nacht hinein zu tun und einen ganzen Radiergummi daran zerrieben, bis ich alles leidlich wieder in Ordnung gebracht.

19. Februar

Am Sonntag war ich in Gorkau. Es traf sich gut, Tante Christen hatte gerade einen neuen Schweizer engagiert und ließ sich unter vier Augen in die Geheimnisse seiner Käsebereitung einweihen. Nachher mußte sie ihm Kuhstall und Milchkeller zeigen, damit er nun auch seinerseits vor ihrer Tüchtigkeit Respekt bekäme. So konnten Eva und ich ungestört plaudern. Sie stichelte über einer wunderhübschen Stickerei: leuchtendrote Mohnblumen, die auf glänzendem, resedagrünem Fries schlank und feinstielig emporsteigen; ein modernes, höchst wirkungsvolles Muster, das ihrem Geschmack alle Ehre machte. „Was soll das werden?" fragte ich, und setzte mich zu ihr an den Nähtisch.

„Ein Wandbehang über einen Diwan."

„O Evchen, so einen könntest du mir auch mal sticken!" bat ich. „Weißt du, wenn du unsre Wette verlierst."

„Das möchtest du wohl! Aber ich verliere sie nicht," lachte sie schelmisch.

„Und ich erst recht nicht, verlaß dich darauf. Wer soll denn das wunderschöne Geschenk haben?"

„Meine Freundin Helene Scheller. Du weißt doch, sie heiratet den Amtsrichter Mott."

„Dann ist die Decke wohl für ihn?" fuhr es mir heraus.

„Nein, wieso?" Sie tat ganz gleichgültig, beugte sich tief über ihre Arbeit, aber ich sah wohl, wie sie die Zähne in die Lippen grub. „Lenchens Mutter schlug es mir vor; sie wünscht sich solchen Wandteppich," sagte sie dann. „Uebrigens könntest du mir einen Polterabendscherz besorgen."

Sie will zur Hochzeit? Zu Amtsrichter Motts Hochzeit? Das tut man doch nicht, wenn man einen Mann — liebt?

Ich war so erstaunt, daß ich nur halb mechanisch fragte: „Ist denn die Hochzeit bald?"

„Anfang Mai. Ich sag' dir's nur beizeiten, damit du dir etwas Nettes für mich ausdenkst. Ganz was Apartes, hörst du? So was Alltägliches mag ich nicht. Also leg deinen Kopf hübsch in die Weichen!" Jetzt endlich hob sie das Gesicht von ihrer Arbeit und sah mich lächelnd an.

„O Evchen — und ich dachte . . ." beinahe hätte ich eine große Dummheit gesagt, aber ich besann mich noch rechtzeitig. Nur nicht an eine frische Wunde rühren! Aber vielleicht täuschte ich mich, vielleicht war es gar keine? Was ich all diese Zeit gedacht, was mir beinahe schon zur fixen Idee geworden, fuhr mir durch den Sinn: ein ganz klein bißchen gut mußte sie mir doch sein — hätte sie mir sonst dies unvergleichliche Prachtstück, die Urgroßmuttertasse, gegeben?

„Eva," sagte ich und hielt ihre Hand fest, die schon wieder mit dem roten Seidenfaden eifrig und geschickt am Rande der samtnen Mohnblume auf und nieder fuhr, „ich wollte dich schon lange

etwas fragen. Eva, möchtest du ... könntest du ... mich ein wenig lieb haben, Evchen?"

Sie fuhr zusammen, sah mich sprachlos an, erstaunt, fragend, und als sie die Bedeutung meiner Frage in meinen Augen las, war ihr liebes Gesichtchen wie mit Blut übergossen. Sie legte die Hand über die Augen.

„Eva!" drängte ich.

„Das ... das müßtest du mir doch eigentlich zuerst sagen," hauchte sie, und dabei zuckte es um ihre Mundwinkel.

„Eva, darf ich?" Ich legte die Arme um sie und zog sie zu mir herüber. „Ich hab' dich ja so lieb, Evchen. Lange schon, immer! Aber ich wußte nicht — erst, als du so lieb und großmütig bei der Verteilung von Tante Paulas Nachlaß warst, als du mir die besten Stücke zuschobst, da begriff ich, daß du mich doch auch ein bißchen lieb haben müßtest. Hab' ich recht, Evchen?"

Sie sagte nichts, wickelte nur den roten Seidenfaden um ihren Finger. Ich hielt ihre Hände fest.

„So sag doch ein einziges Wort, Evchen!"

„Ja — ich ..."

„Was denn, Liebling?"

„Ich hab' ... dich lieb ..."

„Eva, meine Eva!"

Lange hielt ich sie in meinen Armen und küßte ihren süßen, roten Mund. Unzählige Male! Dann riß sie sich los.

„Ich muß dir etwas sagen, Erich ..." Sie stockte, und es wurde ihr ersichtlich sehr schwer. Ich begriff es und wollte ihr zu Hilfe kommen. Mein liebes, ehrliches Mädchen wollte kein Geheimnis vor ihrem künftigen Gatten haben.

Ich zog sie an mich und flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Ich weiß schon, Liebling — das mit dem Amtsrichter, nicht wahr? Hat es sehr weh getan, du armes Herz?"

Sie schluckte ein paarmal, nahm einen Anlauf und brachte doch kein Wort über die Lippen. Wie leid sie mir tat, meine arme Kleine!

„Sprich nicht davon, es ist vorbei, Herzchen, jetzt denkst du nicht mehr an ihn, nicht wahr?"

„Aber ich hab' wirklich nicht an den Amtsrichter gedacht," murmelte sie und sah mich scheu an.

„Doch, Kind, ich weiß es besser, aber ich will dich nicht quälen," sagte ich, denn ich weiß, daß ein bißchen Zartgefühl in solchen Dingen ein Mädchenherz im Sturm erobert. Aber die meisten Männer lassen es daran fehlen.

„Aber jetzt hast du mich doch lieb, Evchen? Lieber wie ihn?"

„Ja."

Und dann küßte ich sie wieder, und dann kam die Tante, ganz glückstrahlend über ihre neue Akquisition. Es dauerte lange, bis sie begriff, daß der heutige Tag ihr nicht nur einen neuen Schweizer, sondern auch einen Schwiegersohn beschert. Sie war zuerst nicht sehr beglückt oder tat wenigstens so. Verwandtenheiraten seien ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack, erklärte sie. Ich rechnete ihr vor, daß Eva und ich erst im dritten Gliede miteinander verwandt seien — eigentlich also gar nicht mehr. Da erst ergab sie sich darein und ließ eine Flasche Sekt heraufholen. Und es wurde eine sehr fröhliche Verlobung.

2. September

Ewige Zeiten hab' ich nicht in dies Buch geschrieben.

Jetzt ist Eva mein. Seit drei Monaten schon. Wir wohnen im altdeutschen Hause, und der Wandbehang mit den aufsteigenden roten Mohnblumen hängt über meinem Diwan. Und wir sind unaussprechlich glücklich, wir zwei! Was bedarf es da noch des Schreibens, wenn ich alles, was mein Herz bewegt und es bis zum Rande erfüllt, bei Tage oder Nacht in das liebste kleine, rosige Ohr flüstern darf?

20. September

Und doch gibt es noch eine Steigerung. Wir sind erst beim Komparativ unsers Glückes angelangt.

Heute hatten wir Besuch. Medizinalrat Fürst, ein alter Freund meines Vaters und ein großer Sachverständiger in Altertümern. Ich mußte ihm alle meine Herrlichkeiten vorführen, und Eva half mir dabei. Sie stand auf dem geschnitzten Tritt, den ich eigens für sie anfertigen ließ, damit sie die obersten Fächer von Urgroßmutters Schrank erreichen kann, und langte mir Stück für Stück herunter, und ich baute es auf dem Eßtisch vor dem alten Herrn auf.

Seit unsrer Verheiratung hab' ich sie zum Kustos meiner Sammlung ernannt, weil sie alles so viel zierlicher zu ordnen weiß, so geschickt und vorsichtig beim Abstauben ist, viel geschickter wie ich selbst. Nur so viel Pietät für die alten Dinge besitzt sie nicht, besonders mit der „Christina Fischerin", meinem größten Heiligtum, geht sie manchmal sehr leichtsinnig um. Neulich wollte sie durchaus ihren Vesperkaffee daraus trinken, weil es ja nun wieder eine „Christina Fischerin" gäbe, wie sie meinte, und weil die Tasse also eigentlich ihr gehöre.

Ich zeigte dies Prachtstück meinem alten Freunde, der ganz entzückt von der schönen Malerei war. Lange hielt er die Tasse in der Hand und studierte jede Einzelheit. Auf einmal schüttelte er den Kopf:

„Erich, mein Junge, — ich fürchte, das Stück ist nicht echt!"

„Aber ich bitte Sie ..." Ich fuhr herum, Eva klirrte derart mit den geschliffenen Gläsern, daß es mich ganz nervös machte. Ich sah sie an, sie war feuerrot im Gesicht, so sehr ärgerte auch sie sich über den schmählichen Zweifel. Ich hielt schon das Dokument in der Hand und wartete nur ab, was er sagen wollte.

Er deutete mit dem Finger: „Sieh mal die Zeichnung dieser Goldarabesken, die ist mir eigentlich zu modern. Alte Motive in neuer Bearbeitung — es ist eine Imitation, aber eine vollendete; nimm's nicht übel, mein Junge!"

„Bitte, sehen Sie hier," sagte ich mit großartiger Ruhe und legte ihm das Dokument vor.

Da verstummte er.

Ich nahm ihm die verdächtigte Tasse aus der Hand — mir war, als müsse ich ihr Abbitte leisten.

„Sehen Sie doch diese Malerei — solche Frische und Zartheit der Farben, solch innigfeine, liebevolle Arbeit bringen unsre heutigen Künstler ja gar nicht mehr fertig," sagte ich eifrig.

„Da hast du recht, mein Junge —" er unterbrach sich — Eva hatte einen Laut des Schreckens

oder der Ueberraschung ausgestoßen, wir drehten uns beide nach ihr um.

„Was ist, Evchen?"

„Ich — ich glaubte, hier sei der Henkel wieder abgegangen, den du erst neulich angekittet hast — aber es ist nichts," sagte sie, eine altertümliche Teekanne hochhaltend.

Wir sahen sie beide an — ich konnte mich nicht satt sehen an ihrer feinen, biegsamen Gestalt in dem lavendelfarbenen gürtellosen Hauskleide, das ihr so gut steht. Entzückend sah das kleine Frauchen aus, wie sie mit erhobenen Armen graziös und leicht wie eine antike Figur da oben auf ihrem Postament stand, die Kanne in der Hand, mit glänzenden Augen und heißen Wangen. Sogar mein alter Freund konnte die Augen nicht von ihr lassen, so wenig er sich sonst aus den Frauen macht. Auf einmal winkte er mich zu sich heran. „Erich, mein Junge," sagte er leise und mit vielsagendem Lächeln, „klettere du lieber auf den Kothurn, — junge Frauen sollen sich nicht so ausrecken."

Ich sah ihm einen Moment in die verheißungsvollen Augen — und begriff.

Hatte ich recht, wenn ich von einem Superlativ des Glückes sprach?

Ich hätte die kleine Frau mit einem Jubelschrei herunterheben, sie auf meinen Armen durchs Zimmer tragen mögen, nur die Gegenwart des Fremden hinderte mich daran.

Der blieb noch lange, und wir plauderten, den Tisch mit all den jahrhundertealten Herrlichkeiten zwischen uns. Eva saß neben mir, ihre Hand in der meinen, und hörte lieb und aufmerksam zu, wie der alte Herr jedes Stück nach Wert und Alter ins rechte Licht rückte und aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen allerlei zierliches Beiwerk auskramte, das die alte Zeit und die toten alten Dinge vor unsern Augen lebendig machte.

Endlich ging er — ich hatte es dieses Mal kaum erwarten können. Grad fiel die Haustür hinter ihm ins Schloß, ich streckte schon die Hand nach Eva aus, da gab es einen lauten Schrei in der Küche, und die Hausfrau lief mir ohne weiteres davon. Ich folgte etwas ungnädig. Natürlich! Die Köchin, dieser Tolpatsch, hatte sich derb in den Finger geschnitten, und Eva mußte verbinden. So räumte ich einstweilen, um meine Ungeduld zu meistern, die Raritäten wieder ein.

Als Eva zehn Minuten später ins Zimmer trat, hielt ich gerade die „Christina Fischerin" in der Hand und betrachtete sie zärtlich.

„Immer die Großmuttertasse, die geht dir wohl über alles," schmollte die kleine Frau.

„Nur weil ich ihr mein Glück verdanke." Rasch stellte ich die Tasse fort und zog die Frau zu mir heran. „Hast du mir nichts zu beichten, Evchen?"

Sie sah mir sekundenlang starr ins Gesicht, überrascht, betroffen, und es war entzückend, zu sehen, wie eine heiße Blutwelle ihr langsam bis in die blonden Haare stieg.

„Du weißt also? — ich — ich wollte es dir schon immer sagen, Erich."

„Der alte Medizinalrat hat also recht, Eva?"

Sie nickte heftig und schlang beide Arme um meinen Hals. „O, Erich —"

Ich kenne sie doch, mein scheues Vögelchen, mein süßes, schweigsames Rätsel — reden kann sie nie, nur nicken, stumm nicken, wenn ich frage. Und so hielt ich sie fest in meinen Armen und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr. Sie zuckte zusammen, wollte abwehrend den Kopf schütteln, aber das kleine rote Ohr war noch heißer geworden und wurde so zum Verräter. Ganz tief bohrte der blonde Kopf sich in meinen Aermel hinein. Und auf einmal hört' ich sie schluchzen. Vor Glück.

Mir waren selbst die Augen feucht geworden.

6. Oktober

Neulich sprachen wir von meinem Geburtstag, und ich erinnerte Eva an unsre Wette. Die Sache wird nun bald jährig, und ich habe natürlich gewonnen. Eva schüttelte lachend den Kopf. „Es ist noch lange nicht aller Tage Abend. Warte nur deinen Geburtstag ab, da wird sich's zeigen, wer recht hatte."

„Liebes Kind," sagte ich ein wenig boshaft, „wenn ich mit irgendeiner meiner diesjährigen Erwerbungen hereingefallen wäre, so würde unser alter Medizinalrat es sicherlich herausgefunden haben. Er hat sehr scharfe Augen und entdeckt mit der größten Leichtigkeit die verborgensten Dinge, wie du wohl aus eigner Erfahrung weißt."

Da wurde sie nun wieder blutrot, stampfte mit dem Fuß auf und sagte heftig: „Erich, das ist schlecht von dir! -- Uebrigens deine ‚Christina Fischerin' hat er doch angezweifelt."

„Und das Dokument hat ihm seinen Irrtum bewiesen."

Sie sah mich unter halbgesenkten Lidern an.

„Das kann gefälscht sein."

„Unmöglich! Hab' ich's nicht selber unter uralten echten Familienpapieren gefunden? Und wer in aller Welt sollte ein Interesse daran haben?"

„Wenn du meinst —" sagte sie langsam.

„Du bist ein unverbesserlicher Thomas!" schalt ich.

„Und du ein allzu leichtgläubiger lieber Mensch — und verlieren wirst du doch, Erich! Dann bekomme ich das Amethystenarmband, das ich mir schon so lange gewünscht."

Lachend stand ich vom Tisch auf. „Jetzt seh' ich's selber, daß ich hereingefallen bin, denn ich hab' die eitelste und widerspruchsvollste Frau erwischt, die es auf Erden gibt."

Da hing sie an meinem Halse. „Zu acht Tagen ist dein Geburtstag, Liebster, da bekomme ich mein Armband."

Als ich an diesem Abend aus dem Bureau kam, fand ich Eva an ihrem Schreibtisch. Sie hatte einen Brief an ihre Mutter beendet, den sie bei meinem Eintritt schnell ins Kuvert schob und zuklebte.

„Darf ich ihn nicht lesen?" fragte ich.

„Diesmal nicht, Schatz, du weißt doch, die Geburtstagsüberraschung . . ."

„Ich weiß nur, daß ich ein unglücklicher, hintergangener Ehemann bin," seufzte ich heuchlerisch und wollte zugreifen. Sie entwischte mir, ihren Brief in der Hand, ich lief ihr nach und jagte sie durch alle Zimmer. Als ich sie endlich einfing und ihre Hände gefangen nahm, hielt sie ihren Brief mit den kleinen weißen Zähnen fest. „Einen Kuß, Evchen!" Sie sträubte sich. „Du böser Mann, du



In Gedanken

Nach einer Zeichnung von Curt Liebich (Gutach)

schlechter…“ Da lag der Brief auf der Erde, und sie setzte ihren Fuß darauf. Zur Strafe küßte ich sie nach Herzenslust, aber den Brief bekam ich doch nicht.

Danach ging meine kleine Frau herum und ward von Tag zu Tag übermütiger. Und ihre Wünsche, die ich ihr an meinem Geburtstag erfüllen sollte, wuchsen ins Uferlose. Zu dem Armband kam eine Brosche, zu der Brosche ein Anhänger, zu dem Anhänger eine Agraffe fürs Haar u. s. w., mit Grazie. Wenn es noch acht Tage länger gedauert und ihre Wünsche sich wie im Märchen alle erfüllt hätten, könnte ich die Baubude zumachen und Juwelenhändler werden, mit einem wandelnden Aushängekasten an meiner Seite.

20. Oktober

Am bewußten Tage kam die Schwiegermama. Ich war nicht zu Hause, aber als ich mittags müde, hungrig und erwartungsvoll vom Bau kam, empfingen mich ein geschmückter Geburtstagstisch und zwei merkwürdig reservierte Frauen. Das heißt, Schwiegermama war sehr einsilbig und Evchen sichtlich verheult. Ich begriff, daß es zwischen Mutter und Tochter etwas gegeben. Ein Glück, daß mein Gewissen so engelsrein war. Bis auf das eine, natürlich; doch das war vorderhand noch unser Geheimnis allein. Oder sollte Eva es ihrer Mutter…? Und war die gute Dame deshalb so reserviert?

Nein, im Gegenteil, sie war mir gegenüber gesprächig und herzlich wie immer; hatte aus freien Stücken das schöne alte, pechschwarze Kaffeeservice mit Silberrand und Initialen — Direktoirestil — mitgebracht, das ich mir schon lange heimlich gewünscht. Dazu einen halben Zentner Würste und Schinken und ein Dutzend goldgekapselte Rüdesheimer, deren eine wir sogleich beim Schopf nahmen. Schwiegermamas Verstimmung richtete sich also offenbar nur gegen Evchen. Nun, die würde schon beichten, sobald ich sie einmal unter vier Augen erwischte. Da ich an meinem Geburtstag und angesichts des famosen Menus keine Familientragödie heraufzuschwören wünschte, tat ich ganz unbefangen. Und allmählich hellten sich auch die Mienen der beiden Damen auf — der gute alte Rheinwein tat seine Schuldigkeit.

Nach Tisch, beim Täßchen Mokka, als wir alles, was sich seit Mamas letztem Besuch begeben, so ziemlich durchgesprochen hatten, sagte ich: „Na, Evchen, denkst du noch an heut vor einem Jahr? Ich sollte ja wohl heute meines Reinfalles überführt werden? Also her mit den Beweisen!“

Da wechselten Mutter und Tochter einen vielsagenden Blick. ‚Ha, ein Komplott,‘ dachte ich.

Schwiegermama räusperte sich, wollte eben eine Rede beginnen, da hielt Eva ihr die Hand vor den Mund und sah sie beweglich bittend an.

„Zum Kuckuck, was habt ihr denn für Geheimnisse?“ platzte ich los.

„Nichts, nichts, rein gar nichts!“ beteuerte Mama. „Evchen will selber …“

Eva kam zu mir und legte ihre Hände auf meine Schultern. „Lieber Erich,“ sagte sie viel ernster, als die Geschichte wert war, „ich wollte dich heut deines Hereinfalls überführen, statt dessen muß ich dir leider gestehen, daß mir das glänzend vorbeigelungen ist.“

„Und ich bin schuld daran,“ seufzte die Schwiegermama und suchte nach ihrem Taschentuch.

„Ich hab' also die Wette verloren, Schatz, und du kriegst zu deinem Wandteppich noch eine Chaiselonguedecke. Das Muster darfst du selber entwerfen.“

„Aber so sagt mir doch wenigstens …?“ Ich blickte von einer zur andern und muß wohl gerade kein allzu geistreiches Gesicht gemacht haben, denn Mama fing auf einmal herzlich an zu lachen. Das wirkte so ansteckend, daß auch Eva schnell ihre gute Laune wiedergewann. Sie kauerte sich auf meine Stuhllehne, rieb ihr Gesichtchen an meiner Backe, schalt, daß ich schlecht rasiert sei, und flüsterte mir ins Ohr: „Ein andermal sag' ich dir's, Schatz, laß gut sein, du hast ja gewonnen. Quäl mich nicht, hörst du?“

„Aber ich möchte bloß wissen …“

Sie zauste mich bei den Ohren und sagte so recht weise und mütterlich, wie dies Kind jetzt manchmal tut: „Zu viel Wissen ist schädlich, mein Lieber! Und ein Gutes hat's doch gehabt, du warst wenigstens dies ganze Jahr lang vorsichtig und sparsam bei deinen Einkäufen, aus lauter Angst, deine Wette zu verlieren. Sally Kirschstein hat dich nicht übers Ohr hauen können, gelt? Und das verdankst du mir — na, also? Komm, gib mir einen Kuß und sei zufrieden, Alterchen.“

Dann war nicht weiter die Rede davon.

Abends hatten wir Gäste und kamen sehr spät zur Ruhe, so daß für ein vertrauliches Plauderstündchen keine Zeit blieb. Auch in den nächsten Tagen bekam ich nichts aus Eva heraus — mag die kleine Frau also ihren Willen haben. Von dem Amethystenschmuck war keine Rede mehr, aber als wir Sonntags aus Gorkau kamen, zeigte Eva mir das Armband. Ihre Mutter hatte es ihr geschenkt, doch schien es sie nicht sonderlich zu freuen.

Januar 1899

Ob andre Frauen vor ihren Männern wohl auch Geheimnisse haben? Solche, die in glücklicher Ehe leben, meine ich. Ich bin überzeugt, Eva hat in ihrem Leinenschrank ein Geheimnis. Etwas, das ich nicht sehen soll. Früher steckte der Schlüssel immer; jetzt, wenn ich ein Taschentuch haben will, muß ich sie erst rufen. Neuerdings hat sie meine Taschentücher aus diesem Grunde sogar ausquartiert. Sie liegen jetzt wieder in meiner Junggesellenkommode und duften längst nicht mehr so schön. Zuerst dachte ich: Weihnachten; aber Weihnachten ist vorbei, und das Geheimnis bleibt. Als ich sie einmal direkt darum fragte, wurde sie ein bißchen verlegen, lachte und sagte: „Babywäsche, mein Lieber! — ja, du mußt dich gewöhnen, Platz zu machen.“

Ich glaube nicht, daß andre Frauen ihre Babywäsche so ängstlich unter Verschluß halten. Ueberhaupt muß ich manchmal denken, sie verbirgt oder verschweigt mir etwas. Sie ist längst nicht mehr das alte, fröhliche Evchen. Vielleicht bringt ihr Zustand das so mit sich, oder vielleicht — denkt sie am Ende doch noch an den Amtsrichter? Geht es ihr vielleicht wie ihrer Urahne, daß sie den einen liebte und den andern geheiratet hat?

März 1899

Mein Gott, wie lange habe ich nicht geschrieben, und was alles liegt dazwischen!

Unser Junge ist jetzt wirklich da, unser Jun—ge! Ein strammes Kerlchen, und Erich Wilhelm Matthias Fischer soll er heißen nach seinem Vater und seinem Urahn.

Das Sammeln ist immer noch meine Freude, aber so viel Geld darf ich nicht mehr dafür ausgeben. Wir müssen für den Jungen sparen, sagt diese strenge Despotin Eva Christina Fischerin. Komisch, sie hat eine Aversion gegen die Urgroßmuttertasse, ich darf sie kaum noch herausnehmen und jemand zeigen. Und doch freut gerade dieses Stück mich immer am meisten, verdank' ich doch eigentlich dem alten Erbstück von Tante Paula mein ganzes Glück — Eva und unsern Jungen.

Januar 1902

Er ist schon ein großer Bub, unser kleiner Erich Matthias, nächstens drei Jahr, und bettelt beim Storch um ein Schwesterchen.

März 1902

Nein, was man erlebt — was man an seinem eignen Weibe erleben kann! Da glaubt man sie bis in den tiefsten Herzwinkel hinein zu kennen; jahrelang geht sie neben einem, mit einem, — Hand in Hand — und hat ein allertiefstes Geheimnis vor ihrem Manne.

Und ein Zufall bringt's dann an den Tag. Aber ob ich's nicht immer schon geahnt!

Besuch war gestern mittag da — zwei ältere Cousinen meiner Frau, vielgereiste Damen, die alle Kunstschätze und Antiquitäten aus dem Grünen Gewölbe und den Nürnberger und Antwerpener Museen in- und auswendig kennen. Da lockte es mich, mein Paradepferd vorzuführen. Ich komme jetzt so selten in den Urgroßmutterschrank.

Nach dem Mittagessen wurde alles hervorgeholt und feierlich auf dem langen Eßtisch aufgebaut. Wir saßen um ihn herum, und das Herz ging mir ordentlich mal wieder auf angesichts der lange nicht gesehenen Schätze.

Eva saß ziemlich schweigsam und mit sonderbar müdem Gesicht daneben; sie ist jetzt kein guter Kustos mehr, der Junge läßt ihr so wenig Zeit. Auch diesmal kam er hereingestürmt — wir redeten klug und weise über holländische und altenglische Fayencen — schob sein Stumpfnäschen neugierig über den Tischrand und streckte zwei begehrliche Bettelhände aus.

„Um Gottes willen, schaff ihn hinaus!" rief ich, denn es macht mich nervös, diese kleinen, unbarmherzigen, kräftigen Kinderfäuste in so gefährlicher Nähe meiner zerbrechlichen Schätze zu sehen, und ein für allemal hab' ich verboten, daß er ins Zimmer kommt, solange das Porzellan auf dem Tische ist.

Aber Eva zog ihn auf ihren Schoß — sie ist in letzter Zeit noch zärtlicher wie früher gegen den Kleinen — und ich muß sie gewähren lassen.

Sie hielt ihn fest und lachte und plauderte mit ihm, saß auch so weit abseits, daß meine Nerven sich allmählich beruhigten. Etwas von der väterlichen Liebhaberei mag wohl als Erbteil auf den Sohn übergegangen sein — immerfort drehte das blonde Köpfchen sich herum, und die lachenden blauen Augen blickten begehrlich auf all das bunte, goldgleißende Zeug. Ich war froh, als endlich das Mädchen erschien und den kleinen Störenfried ins Kinderzimmer holte.

Bald darauf verabschiedeten sich die Damen. Eva und ich begleiteten sie hinaus. Im Flur, während sie umständlich ihre Mäntel und Ueberschuhe anzogen, gab's natürlich noch ein langes Ständchen. ‚Wenn Frauen auseinandergehen,' dacht' ich, und stand wie auf Kohlen. Das ganze Altertumsmuseum, wie Eva den Urgroßmutterschrank getauft, sollte noch wieder eingeräumt werden — Eva konnte ich es in dieser Zeit nicht zumuten — und meine Zeichnungen drüben im Arbeitszimmer seufzten dem verlorenen Nachmittag nach.

Da — meine Hände zuckten zusammen und ließen Cousine Minnies pelzgefüttertes Cape respektlos zur Erde fallen — im Eßzimmer ein Krach — donnerndes Gepolter — Klirren wie von Scherben — gellendes Kindergeschrei —

Mit einem Satz wie ein Tiger bin ich auf der Schwelle, überschaue das Unheil: ein umgestürzter Stuhl, darunter der Junge schreiend, brüllend — mitten zwischen umhergestreuten Scherben.

Das Unglückskind hat sich hereingeschlichen, ist auf einen Stuhl geklettert und mit dem, was es just erwischt hat, umgepurzelt.

Eva hebt ihren brüllenden Jungen auf, der sich Gottlob nichts getan hat — ich stehe entsetzt vor den Scherben. Ein einziger Blick belehrt mich, sagt mir alles: die Urgroßmuttertasse. Da auf dem größten Scherben lächelt mich noch eine Hälfte des süßen jungen Gesichts aus dem Kranz von Rosen schmerzlich an.

Beinahe hätt' ich geweint, geflucht — ich weiß selbst nicht was. Instinktiv hob ich die Hand: „Unartiges Kind, hab' ich dir nicht hundertmal verboten, Vaters Sachen anzurühren!" stieß ich grimmig hervor.

Evas Hand hielt meine zornige fest. „Siehst du nicht, er blutet — tu ihm nichts, Erich!" Ihre Stimme zitterte, und auf einmal brach sie in Tränen aus.

Die Cousinen hatten sich angesichts dieser häuslichen Szene lautlos fortgeschlichen; wir waren allein.

„Schadet nichts, Frau, er muß folgen lernen."

Erich Matthias kriegte seine Klapse auf die begehrlichen Fäustchen, die ihm so wenig schadeten wie der winzige Hautriß auf seiner Backe, und schrie, als ob er am Spieße stäke. Ich nahm ihn kurzerhand auf, trug ihn in die Kinderstube und stellte ihn in seinen angestammten Schmollwinkel, wo er sich wohl beruhigen würde.

Dann ging ich zurück, hatte schon die Hand auf der Klinke — nein, ich mochte, ich konnte nicht eintreten, mir war zu leid um mein schönstes, mein liebstes Stück. Ich wollte erst ruhiger werden. Mochte Eva selbst begreifen, was mir der Ungehorsam und das Ungeschick ihres Jungen getan.

So ging ich in mein Zimmer. Aber zeichnen konnt' ich nicht, der Stift zitterte in meiner Hand. Ich setzte mich hinter meine Bücher, die trockenen Zahlen würden meine Nerven am ersten beruhigen. Meine Feder wanderte die endlosen Reihen hinauf und hinab.

Da ging hinter mir leise die Tür — ich drehte mich nicht um —, ich hörte ein Kleid rascheln, einen wohlbekannten Schritt: Eva. Sie kam nicht gleich, sie stellte oder legte erst irgend etwas auf den Tisch in der Zimmermitte, und ich merkte, daß sie mir die Scherben brächte. Das ist so ihre Art, zu retten und gutzumachen. ‚Sei fest!‘ dachte ich bei mir. Strafe muß sein. Und ich krauste die Stirn in Falten, und meine Feder flog hinab und hinauf.

Zwei Arme um meinen Hals. Natürlich, das kennen wir ja. Und ein zerzauster Blondkopf an meiner Wange, ein schüchternes Stimmchen: „Hast du einen Augenblick Zeit, Erich?“

Natürlich hatt' ich, aber ich rechnete weiter: elf und neun macht dreiundzwanzig.

„Denn ich muß jetzt endlich einmal beichten. Zweimal hast du mich schon zurückgewiesen, aber jetzt muß ich, Erich! Und gottlob, daß es so gekommen ist, es drückt mir ja das Herz ab, ein Geheimnis vor dir zu haben.“

„Ich dich zurückgewiesen? Ein Geheimnis?“ Das konnte gut werden. Finster starrte ich vor mich hin.

„Nämlich die Tasse, die ‚Christina Fischerin‘ — Gott, Erich, sieh bloß nicht so bös aus, ich fürchte mich ja so ...“ Das zitternde Stimmchen verstummte.

„Eva, ich bitte dich, nimm dich zusammen! Wenigstens in diesem Augenblick rede! Was ist mit der Tasse?“

„Gefälscht!“ stieß sie heraus.

Ich fuhr herum.

„Betrogen? Du hast mich betrogen, Eva? Das verzeih dir Gott! Es ist nicht um die Tasse, aber — aber ...“

„Erich, so hör doch — denk an unsre Wette damals.“

„Aha!“

„Laß mich doch reden, liebster Mann!“

„Also rede gefälligst, ja?“

„Ja doch, Erich,“ seufzte sie beklommen. „Mit unsrer Wette fing es an — gleich nach deinem Geburtstag reiste ich zu Tante Paula, das weißt du doch? Sie war damals schon leidend, aber niemand hielt es für gefährlich, ich sollte ihr nur ein wenig Gesellschaft leisten. Damals sah ich die Tasse zum erstenmal, das Original, und ich dachte an dich, an deine Liebhaberei, Erich, und an unsre Wette. Na, warte, dacht' ich, verlieren soll er sie doch. Malen kann ich ja, und als ich einmal mit Tante Paula nach Berlin fuhr, gingen wir in die Königliche Porzellanmanufaktur und kauften eine Tasse, die der echten in Form und Verzierung so ähnlich wie möglich war. Man hat ja jetzt diese alten Sachen.“

„Es gab also doch eine echte,“ sagte ich strenge, „wo ist sie geblieben?“

„Gleich, Erich, — unterbrich mich, bitte, nicht. Ich kopierte sie also, so ähnlich — Tante Paula konnte sie beinahe selber nicht unterscheiden. Es hat ihr sehr viel Spaß gemacht, und sie schenkte mir damals schon die echte Tasse. Wir ahnten ja beide nicht, daß es eine solche Kostbarkeit sei, sonst hätte ich mir für den Scherz etwas andres ausgesucht, das kannst du glauben. Die Kopie wollt' ich dir zu Weihnachten schenken und meine Wette dadurch gewinnen. Aber es kam anders. Die gute Tante starb, und du selber batest mich, ihren Nachlaß zu verteilen. Und ich war froh darüber. Die besten und schönsten Stücke suchte ich für dich aus — weil ich dich lieb hatte. Lange schon — als du in mir immer nur das kleine, dumme, junge Cousinchen sahst, Erich.

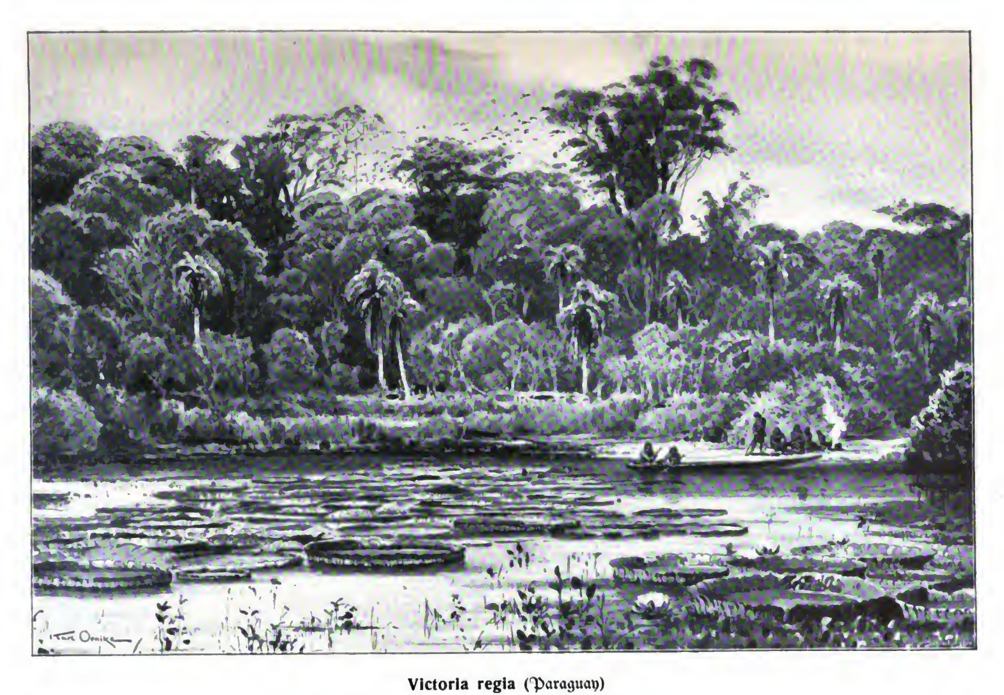
Da auf einmal — mitten im Einpacken — kam mir der Gedanke, die kopierte Tasse zwischen die andern echten Sachen zu stecken — nie und nimmer würdest du's dann merken. Es war wohl unrecht, im Trauerhause an solche Dummheiten zu denken, aber es war zu verführerisch.“

„Und das Gedicht?“ fragte ich. „Auch gefälscht?“

„Nein, Erich, von dem wußt' ich wirklich nichts, die alten Papiere waren mir immer zu langweilig, um darin zu stöbern. Und dann ...“ sie sah mich treuherzig an und riskierte ein Lächeln: „Ich hätte die Verse wirklich ein bißchen besser gemacht, Erich!“

„Lache nicht!“ fuhr ich sie an, ich war zu sehr enttäuscht und erzürnt. „Ist es nicht schlimm genug, daß du mich all die Zeit her betrogen und hintergangen hast? Sag mir bloß, wie hast du das fertig gebracht?“

„Ach, Erich, ich weiß ja selber nicht. Siehst du, anfangs freut' ich mich kindisch, daß es mir gelungen war, dich anzuführen. Dann aber, als wir verheiratet waren, und ich sah, wie dein ganzes Herz an der Tasse hing, wie stolz du auf sie warst, wie sie dich das Liebste und Kostbarste von allem dünkte, da ward mir angst, und für mein Leben gern hätte ich dir alles gebeichtet, wenn ich mich nicht so gefürchtet hätte. Zweimal war ich nahe daran — zuerst bei unsrer Verlobung, dann, als der alte Medizinalrat da war —, aber jedesmal nahmst du mir das Wort vom Munde weg. Da dacht' ich, ich wollte warten bis zu deinem Geburtstag und schrieb an Mama, sie solle mir die echte ‚Christina Fischerin‘ mitbringen. Die wollt' ich dir aufbauen, vielleicht hättest du mir dann alles verziehen. Erinnerst du dich noch an diesen Geburtstag, Erich? Den ersten in unsrer Ehe? Wie verweint ich war, als du mittags zu Tisch kamst? Und wie verstimmt und ärgerlich Mamb war? Du konntest gar nicht begreifen, weshala, und fragtest mich immerzu — jetzt kann ich dir's ja sagen: die arme Mama hatte Unglück gehabt; grad als sie die ‚Christina Fischerin‘ aufs allersorgfältigste in Watte und Seidenpapierspäne verpacken wollte, fiel der Kistendeckel herunter, der Henkel zerbrach, und die kostbare Tasse kriegte einen Sprung. Darum war ich so außer mir und hab' der guten Mama eine böse Szene gemacht. Und sie hatte doch, um ihr Ungeschick gut zu machen, das schwarze Kaffeeservice für dich mitgebracht, das du dir schon so lange gewünscht und das sie bis dahin immer nicht hergeben wollte. Wir brachten die Unglückstasse zum Kunstkitter, aber was half das, was half das alles? Zerbrochen war und blieb sie einmal doch — mochtest du in Gottesnamen nun die falsche behalten und an sie glauben und auf sie schwören wie aufs Evangelium — die war wenigstens heil und ganz, und du hattest deine Freude daran. Die Wahrheit konnt'



Victoria regia (Paraguay)

Nach einer Zeichnung von Karl Oenike

ich dir doch nicht sagen, jetzt nicht und nie mehr. Das hat mich so unglücklich gemacht, seit der Zeit hab' ich die alten Sachen nicht mehr leiden mögen, und du schaltest, ich sei ein schlechter Kustos geworden. Ach, Erich, ich hab' die ‚Christina Fischerin' förmlich gehaßt, die falsche — und die echte erst recht. In meinem Leinenschrank hatt' ich sie versteckt, und immer kam sie mir vor wie das Skelett im Hause, und immer hab' ich gedacht, daran bricht nochmal unser Glück entzwei. Denn das kann er dir ja nicht vergeben, daß du ihn so jahrelang — jahrelang betrogen — Erich?"

Da kniete sie wirklich neben mir, und ich — was sollte ich tun? Ich hob die kleine falsche Frau auf und nahm sie in meine Arme und hatte genug zu tun, ihre Tränen zu trocknen und sie zu trösten.

Und dann mußt' ich mir die ‚Christina Fischerin' doch ansehen, die echte, die auf dem Tisch in meiner Stube stand. Einen bösen Sprung hat sie freilich und der Henkel ist gekittet — da beißt keine Maus einen Faden davon ab. Aber dafür ist sie nun doch auch wirklich echt, goldecht, unfehlbar echt, und keiner darf sich unterstehen, daran zu zweifeln. Auch der alte Medizinalrat nicht, obgleich er damals eine feine Nase hatte — und nicht bloß in bezug auf Eva! Die Zeichnung der Goldarabesken auf dieser echten „Christina Fischerin" ist ganz altmodisch und ohne moderne Zutaten.

Natürlich hab' ich meiner Eva verziehen — was blieb mir denn auch übrig? Im stillen hab' ich die kleine Sünderin sogar bewundern müssen, was für geschickte Hände und ein kluges Köpferl sie hat, daß sie es fertig gebracht, einen Kenner wie mich zu betrügen.

Mai 1902

Das heißt, meine Unfehlbarkeit ist, unter uns gesagt, seitdem doch stark ins Wanken geraten. Und Sally Kirschstein macht keine Geschäfte mehr mit mir, ich hab' zu sehr Angst, er betrügt mich, wie die eigne Frau mich betrogen hat.

Und ich muß jetzt auch doppelt sparen, seitdem eine kleine Eva Christina strampelnd in unsrer Wiege liegt.

Die große Eva aber ist wieder ganz das alte, liebe, fröhliche Evchen geworden, der beste Kustos, den man sich wünschen kann, und mit besonderer Vorliebe zeigt sie allen, die sich dafür interessieren, die alte, gekittete, ehrwürdige Urgroßmuttertasse samt dem beglaubigenden Dokument. Sie sieht frischer, blühender und lieblicher aus denn je, und wenn die Fremden fort sind und die zerbrechlichen Schätze vor den derben Fäustchen unsers Aeltesten in Sicherheit gebracht, kommt sie zuweilen und legt ihre Arme um meinen Hals und seufzt aus tiefstem Herzen: „Gottlob, daß ich vor dir kein Geheimnis mehr habe, Erich! Es war eine zu schlimme Zeit, als die ‚Christina Fischerin' mir wie eine Bergeslast auf dem Herzen lag!"

Und von oben aus dem alten Schrank lächelt uns das junge Gesicht der Urahne hold und schmerzlich an, als wisse sie gar wohl von solchem Geheimnis zwischen Mann und Weib zu erzählen.

Victoria regia

(Zu dem Bilde Seite 189)

Das Reich der Victoria regia, der Königin der Wasserrosen, ist das tropische Südamerika. Dort herrscht sie in den ruhigen, verborgenen Buchten der Flüsse, weithin bedeckt sie mit ihren großen runden Blättern das stille Wasser und entfaltet ihre Blütenpracht ungesehen und ungestört in der Einsamkeit.

Unser Bild führt uns nach Paraguay an die seeartige Ausbuchtung eines Flusses, die durch ihr stehendes Wasser die Lebensbedingung zur üppigen Entwicklung der Victoria regia bietet. Einen eigenartigen Anblick gewährt die ganze Szenerie, fremdartig und farbenprächtig. Die kreisrunden, tellerartigen Blätter, mit hohem, aufgebogenem Rand, erreichen einen Durchmesser bis zu 2 Metern, und dementsprechend ist auch die Blüte von außerordentlicher Größe. Glänzend leuchten in der Sonne die grünen Blätter, deren Unterseite dunkel purpurrötlich gefärbt ist, aus dem Wasserspiegel hervor; heller rötlich heben sich die starken, hervorstehenden Mittelrippen von ihnen ab und ebenso die kleineren Querrippen, die sich netzartig zwischen ihnen ausbreiten. Im Gegensatz zu den dunkeln Blättern ist die Blüte, in der Form ähnlich unsrer weißen Wasserrose, rein weiß, und erst beim vollständigen Aufblühen kommen die inneren, hell purpurroten Blumenblätter zum Vorschein. Doch nur ein Dasein von zwei Nächten ist dieser schönen Blüte beschieden; am ersten Tage öffnet sie sich langsam bis zum Abend und schließt sich am Morgen wieder. Am zweiten Abend entwickelt sie sich bis zur vollen Entfaltung, um dann schon am nächsten Morgen verblüht in die Flut zurückzusinken.

Wie ein gigantisches Mosaikornament reiht sich Blatt an Blatt auf der spiegelnden Wasserfläche aneinander, bis zum jenseitigen Ufer, auf dem sich der Urwald in seiner Mannigfaltigkeit und seinem Formenreichtum erhebt. Der dichte, schattige Laubwald, dessen Bäume von Lianen und Orchideen bedeckt sind, wird unterbrochen von Palmen, deren helle grüne Blätter blinkend in der Sonne glitzern. Dicht verwachsenes Gestrüpp bedeckt den Boden, und oft ist es kaum möglich, diese Wildnis zu durchdringen; nur der eingeborene Paraguayer und Indianer, vertraut mit dem Walde, bahnt sich seinen Weg mit Leichtigkeit hindurch. Auch das Wasser bietet dem Indianer kein Hindernis, denn auf schmalem Kanoe kreuzt er den Fluß und windet sich geschickt durch die engen, freigebliebenen Kanäle der Victoria regia.

Karl Oenike



Jagdfreuden im Spätherbst

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

Zu den Wildarten, die von der fortschreitenden Kultur des Bodens verdrängt werden, gehört auch die Wildente. Die Regulierung der Flüsse und Bäche läßt die Brüche austrocknen, in denen sie nistet, die Rohrkampen an den Ufern der Binnenseen werden durch das regelmäßige Abschneiden immer lichter und der Jäger immer mehr. Da ist es kein Wunder, wenn allenthalben Klagen über die Verminderung dieses wertvollen, schmackhaften Wildes ertönen. Man muß sich eben mit der unabänderlichen Tatsache abfinden und sich damit trösten, daß uns der Norden noch immer aus seinem schier unerschöpflichen Reichtum an Wasservögeln im Herbst große Schwärme für einige Wochen überläßt. Im September treffen die ersten Züge bei uns ein und bleiben, bis der Frost die Gewässer mit Eis bedeckt. Es muß den nordischen Gästen bei uns doch sehr gut gefallen, denn manchmal kann man Schwärme von mehreren hundert Enten beobachten, die tagsüber auf dem Eise Rast halten und abends zum Flusse ziehen, dessen Strudel noch keine Eisdecke tragen.

Fast scheint es aber, als ob auch der Reichtum der nordischen Gewässer nicht unerschöpflich sei. Wenigstens klagen die Inhaber der Entenfänge auf den friesischen Inseln, daß die Ausbeute ihrer teuren Anlagen von Jahr zu Jahr abnimmt. Als Jagd kann man diese Art des Entenfangs nicht gut bezeichnen. Man hat an einsamer Stelle einen ziemlich großen Teich ausgegraben, der die von der weiten Reise ermüdeten Tiere zum Ausruhen einladen soll. Eine graue, zahme Ente sitzt auf dem Wasserspiegel und lockt die wilden Gefährten durch sanftes Quaken zum Einfallen ein. Willig folgen sie dem Lockruf und lassen sich auf den Teich nieder. Dann hebt ein großes Geschnatter an, als wenn man sich über die letzten Ereignisse der großen Reise lebhaft unterhielte. Aber die Lockente ist ein heimtückischer Verräter. Fortwährend läßt sie ihr einladendes Quaken ertönen, bis die ganze Gesellschaft ihr nachschwimmt in den schmalen Kanal, der am Ende mit Netzen überspannt ist. In sicherem Versteck lauert der Mensch. Und sobald die Vertrauensseligen im Bereich des Netzes sind, zieht er die Klappe zu und fängt mit einem Schlage Hunderte von wilden Enten.

Dem Jäger wird die Erbeutung dieses Wildes nicht so leicht. Dafür ist der Anstand auf dem Entenzug eines der herrlichsten Vergnügen. Im Herbst pflegt der Wind nur tagsüber zu wehen. Zum Abend schläft er ein, und nur ein leichter Windhauch beugt die leichten Rohrhalme, daß sie raschelnd miteinander flüstern. Im Westen erstrahlt das Abendrot. Nur einzelne langgestreckte Wolken schwimmen in der Lichtflut, von goldigem Glanz umsäumt. Der Friede des Abends hat sich auf die Flur gesenkt. Eine Hundeblaff tönt mitunter vom fernen Dorfe her durch die Stille. Auf den Sandbänken im Fluß tummelt sich allerlei kleines Geflügel. Die behenden Strandläufer jagen mit offenem Schnabel hinter einem Käfer her, der summend vorbeistreift, die Bekassinen huschen mit scharfem „Kätsch, Kätsch“ umher, bis sie einen Augenblick Rast machen, um mit dem langen Schnabel — „Stecher“, sagt der Jäger — im Moor und Schlamm nach Würmern zu stechen. Auf dem stillen Wasserspiegel springen kleine Kreise auf, die langsam verzittern.

Im dichten Gebüsch am Ufer sitzt der Jäger. Zu seinen Füßen liegt Hektor, scheinbar teilnahmlos. In Wirklichkeit aber sind alle seine Sinne aufs äußerste angespannt. Ab und zu läuft ein Zittern über seinen Leib. Das ist die mit Mühe gebändigte Jagdpassion ... Jetzt erscheint am westlichen Himmel der Abendstern. Nun müssen die Enten bald kommen. Und richtig, da ertönt ja schon das surrende Pfeifen des schnellen Flügelschlages. Eine einzelne Ente ist es, die rasenden Flugs in bedeutender Höhe den Fluß entlang streift. Sie ist vor dem Rohr des Jägers sicher, denn sie

ist zur Rekognoszierung vorgeschickt. Wenige Minuten später fangen die Enten an zu ziehen. In Schwärmen von zehn bis dreißig Stück kommen sie an. Schon will der Jäger den Zeigefinger der Rechten am Abzug krümmen, da merkt er, daß sie ihren rasenden Flug zu hemmen beginnen, sie wollen einfallen. Im nächsten Moment schon rauscht das Wasser hoch auf, dann wird es still. Eine kleine Weile sichert die ganze Gesellschaft mit hochgereckten Hälsen. Dann giebt der Anführer, ein alter Erpel, durch ein leises „Quak, quak“ das Zeichen zum Buddeln. Noch zögert der Jäger ... aber jetzt, da sind drei, vier Enten so dicht zusammen, daß sie das Schrot eines Schusses bestreichen könnte. Ein blendender Feuerstrahl, ein lauter Krach ... mit prasselndem Flügelschlag hebt sich vom Fluß empor, was unverletzt geblieben ist ... ein zweiter Schuß in den dichtesten Haufen, und schon schwimmt Hektor auf die erlegten Enten zu, um sie zu apportieren.

Jetzt wird sobald keine Ente auf dieser Stelle einfallen, jetzt heißt es im Flug zu schießen, und das ist nicht ganz leicht, denn das Wild erscheint mitunter ganz plötzlich aus dem abendlichen Dunkel, in weniger als einer Sekunde muß die Flinte an der Backe sein. Aber wenn Diana hold ist, dann wird's mitunter doch ein Dutzend und mehr. Meistens giebt's dann noch für Hektor ein kleines Nachspiel, er muß die „geflügelten“ Enten suchen. Das angeschossene Entenwild bleibt nicht auf dem Wasser, es läuft nach dem Felde ab, wo es der Hund mitunter mehrere hundert Meter weit vom Fluß ausmacht und fängt. Und was Hektor nicht findet, holt sich nachts Meister Reineke, dessen Sinne der ewig hungrige Magen geschärft hat.

Nicht immer ist die Beute so reichlich. Mitunter ist der ganze Abendhimmel von dunkeln Wolken verdeckt, den Fluß entlang weht ein kalter Wind, auf dem die Enten wie Kugeln dahergeschossen kommen, aber der Jäger wandert doch hinaus. Wenn er nur eine Ente oder zwei erlegt, dann ist die kleine Mühe vollauf bezahlt, und was sollte er wohl mit der kleinen halben Stunde in der Dämmerung anfangen, wenn er nicht dem Langohr Lampe auflauern will? —

Es giebt keine Jagdart von intimerem Reiz als der Anstand am Morgen und Abend. Jeder Jäger ist trotz der Passion, die ihn in erster Linie antreibt, ein Freund der Natur. Und nie kann man sie besser genießen, als wenn man regungslos in gedeckter Stellung stundenlang sitzt und seine Sinne anstrengt, um das erwartete Wild nicht zu verpassen. Da sieht man vielerlei Getier, das der Mensch sonst nie in der Freiheit zu Gesicht bekommt, man kann sein Tun und Treiben beobachten. Die Mäuse huschen von einem Loch zum andern, der Hamster erlustigt sich vor seinem Bau durch komische Kapriolen, stets bereit, beim leisesten Geräusch in seinen Bau zu fahren, denn Meister Reineke, der rote Räuber, schleicht mit leisen Sohlen über das Feld, und nichts ist vor seiner Raublust sicher. Er hascht die schlafende Lerche, er beschleicht trotz der Wachsamkeit des alten Hahns das Volk der Rebhühner und holt sich mit mächtigem Satz als Beute ein junges Huhn, er lauert sogar, in die Furche gedrückt, auf den ahnungslosen Hasen, der so schlecht wittert und äugt, daß er die drohende Gefahr nicht erkennt. Wie oft hat der Jäger Gelegenheit, beim Anstand den Edelmarder zu beobachten, der sogar das Schmalreh beschleicht und mit mächtigem Satz überfällt.

Ganz andrer Art ist das Jagdvergnügen beim Dachsgraben. Meister Grimbart, wie er in der Tiersage heißt, ist ein scheuer Einsiedler, der am Tage in seinem Bau sitzt und nur nachts umherwandert. Er ist nicht zu den nützlichen Tieren zu rechnen. Jedes Nest, das er findet, nimmt er aus, jeden Junghasen, den er erwischt, verspeist er, und in den Feldern ärgert er den Landwirt durch die Löcher, die er sticht, die Stege, die er im Getreide austritt.

Er ist nicht leicht zu erlegen. Man bestellt in der Nacht, wenn er seinen Bau verlassen hat, die Röhren mit Hauben aus starkem Bindfaden und stöbert ihn im Felde mit Hunden auf, bis er sein Heim aufsucht und sich beim Einfahren in der Haube fängt, die hinter ihm sich zuzieht. Auf Anstand ist er sehr schwer zu erlegen, denn im Herbst, wenn Grimbart geschossen werden darf, hat er sich eine dicke Fettschicht angemästet und verzichtet sehr oft ganz auf die Ausfahrt, namentlich wenn ihm die Umgebung seines Baues nicht ganz geheuer erscheint. Und sein jagdlicher Wert ist nicht so groß, daß man Nächte hindurch auf sein Erscheinen warten mag. Es ist ja auch viel amüsanter, ihn am Tage zu graben. Dazu sind vor allem zwei scharfe, ausdauernde Teckel erforderlich.

Diese krummbeinigen Gesellen sind von der Natur sehr gut zu diesem Zweck ausgerüstet. Klein, aber unverhältnismäßig stark, besitzen sie ein Paar Vorderläufe, die zwar sehr komisch aussehen, sich aber vorzüglich zum Scharren und Graben im Erdreich eignen. Und dabei besitzen diese kleinen Kerle eine Energie und einen Mut, der wirklich bewundernswert ist. Mit Leidenschaft schliefen sie in den Bau, der ihnen unbekannt ist, und greifen den Dachs an, der ihnen an Kraft und Gebiß bedeutend überlegen ist. Sie können ihn zwar auch zu zweit nicht überwältigen, aber sie stellen und verbellen ihn, bis die Jäger von der Oberfläche aus einen „Kasten“, d. h. ein Loch bis zur Kampfstätte, schlagen und ihnen zu Hilfe kommen.

In Norddeutschland hat sich das Dachsgraben mit einem Picknick verbunden, das der Jagdherr mit seinen Freunden veranstaltet. Dazu kann mancher geladen werden, der auf der Treibjagd wegen ungenügender Schießkunst überflüssig ist, und auch die Damen pflegen gern an dem frischfröhlichen Treiben teilzunehmen, das sich bei der Erstürmung von Grimbarts Burg zu entwickeln pflegt.

Schon in der Nacht haben die Jäger die unzugänglichen Baue durch Dornreisig unfahrbar gemacht, um den Dachs zum Annehmen eines andern, im flachen Terrain belegenen Baues zu nötigen. Daß er wirklich ausgefahren ist, erkennt man leicht, wenn man am Abend vorher ein dünnes Reis vor die Röhre stellt, das von Grimbart beim Verlassen des Baues ahnungslos umgeworfen wird. Kratzt man noch die Sandhaufen vor den Röhren auf, dann kann man auch am Morgen noch feststellen, wo der Dachs ein- oder ausgefahren ist.



Ueber die rote Heide

Nach dem Gemälde von Gustav Marx (Düsseldorf)

Bald nach Sonnenaufgang muß die Jagdgesellschaft an Ort und Stelle sein. Etwas abseits rüsten die Damen das Picknick. Decken werden ausgebreitet, bald lodert aus trockenem Reisig ein Feuer empor, über dem an langer Kette ein umfangreicher Kessel zwischen einem dreibeinigen Galgen hängt. Inzwischen haben die Jäger alle Röhren des Baues besetzt und lauern mit gespannter Flinte auf den Moment, wenn das erste Teckelpaar einschlieft: denn oft hat Reineke bei seinem Onkel Grimbart Unterschlupf gesucht und fährt wie ein Blitz aus der Röhre, sobald die Hunde Laut geben.

Der Jagdherr hat sich an die Hauptröhre gelegt und feuert mit scharfem Zuruf: „Hulli, faß! Hulli, faß!" die Köter an. Es ist überflüssig, denn sie sind da unten bereits mit ihrem Gegner zusammengeraten. Zuerst sucht Grimbart sein Heil in der Flucht. Er fährt vor dem hitzigen Gegner aus einer Röhre in die andre. Bald hierhin, bald dorthin geht die unterirdische Jagd. Bald scheint das heftige Gebell dicht unter der Oberfläche zu ertönen, bald klingt es dumpf aus großer Tiefe herauf. Jetzt steht die Jagd, jetzt hat der zweite Hund dem Dachs den Weg versperrt. Von hinten bedrängt ihn Waldine, vorn hält Waldmann allen Angriffen mutig stand. Heftige Schläge mit dem flachen Spaten auf den Erdboden schrecken den Dachs und ermutigen die Hunde.

Die Jagd steht, jetzt ist es Zeit, den „Kasten" zu schlagen. Mit scharfem Spaten und Rodhacke machen drei, vier Waldarbeiter sich rüstig an die Arbeit. Zusehends vertieft sich die Grube. Von Zeit zu Zeit wird inne gehalten, um zu lauschen. Alles in Ordnung! Zwar hat der Dachs, von dem Gepolter über ihm erschreckt, einen heftigen Ausfall auf Waldmann getan, aber der brave Köter hat stand gehalten, kräftig unterstützt von seiner Gefährtin, die den Gegner von hinten in die Schwarte packt.

Jetzt ist man dicht über den Hunden. Der erfahrenste Jäger steigt in die Grube und räumt den Sand ab. Da liegt Waldmann, den Kopf voll Wunden, die Augen voll Sand und Schweiß, aber er wankt und weicht nicht. Nun wird er ausgehoben und nach oben befördert, während der Dachs mit einer Holzgabel am Boden festgeklemmt und durch einen Kugelschuß getötet wird. Mit ihm kommt auch Waldine aus dem Bau; sie hat sich so fest in die Schwarte verbissen, daß man ihr den Fang mit Gewalt öffnen muß.

Es ist wunderbar, welch ein Mut in diesen kleinen Tieren steckt! Mit derselben Energie wie den Dachs attackieren sie auch das Wildschwein, das nicht mit Unrecht in einem gewissen Alter den Namen „grobe Sau" erhält. Denn ein alter „Basse" nimmt angeschossen Hund und Menschen an, und wehe dem, der mit seinen gewaltigen Gewehren, den Hauzähnen, in zu nahe Berührung kommt. Es ist gar nicht selten, daß mehrere Hunde und ein paar Jäger oder Treiber zu Tode getroffen werden. Jetzt ist es ja wesentlich besser geworden als früher, seitdem man die Teilmantelgeschosse aus kleinem Kaliber mit rauchlosem Pulver schießt. Beim Einschlagen splittert der Mantel ab und reißt Wunden, die in der Regel sofort tödlich sind.

Immerhin bleibt es noch immer ein gefährlicher Moment, wenn das Rudel Sauen auf die Schützenlinie zustürmt, und noch gefährlicher ist es, dem angeschweißten Keiler zu nahen, selbst wenn er von den Hunden gedeckt wird. Mit einer gewaltigen Anstrengung schüttelt er die Quälgeister von sich ab und nimmt den Menschen an, der von Glück sagen kann, wenn jetzt ein wohlgezielter Schuß den wütenden Gegner niederstreckt. Früher ließ der Jäger in solch einem Fall die grobe Sau auf einen Spieß mit Parierstange, die Schweinsfeder, auflaufen. Jetzt gibt man ihr nur auf Hofjagden noch manchmal den Gnadenstoß, aber nur wenn sie von einigen kräftigen Männern an den Hinterläufen ausgehoben, d. h. hochgehoben ist und keinen Schaden mehr anrichten kann. Ja, die Zeiten ändern sich!

Gedankensplitter

Von

G. Bieler

Zwei Menschen sind's, die wunderbar
Stehn über diesem Lebenskreise:
Der eine ist der arme Narr,
Der andre ist der arme Weise.

*

Schmerz ist der Schlüssel in die Schatzkeller des Daseins.

*

Was du auch lehrst mit Glut und Schwung —
Knab', deine Weisheit ist zu jung.
Was du auch predigst, ruhig, kalt —
Greis, deine Weisheit ist zu alt.

*

Niemand auf der Welt hat *allein* recht.

*

Was ist Humor? frug ich die Freude,
Was ist Humor? frug ich das Weh.
Einstimmig sprachen alle beide:
Der liebste Sprößling unsrer Eh'!

*

Hoffnung nährt, Erinnerung zehrt.

*

Durch Schaden klug? — Hätt's nicht gedacht,
Wie viele hat er dumm gemacht!

*

Wer seine Fehler leicht ablegt, legt auch seine Tugenden leicht ab.

*

Am schönsten denkt doch das Herz.



Typus von der Pike

Onkel Sam amüsiert sich

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Einer der beiden Schlegel hat einst im Zorne von Goethe gesagt, der Dichter des „Faust“ sei eine ernsthafte Bestie. Ob die Amerikaner sonst noch irgendwelche Aehnlichkeit mit Goethe haben, weiß ich nicht, aber sie sind ein Volk von ernsthaften Bestien. Ernst, Ruhe, Kaltblütigkeit, das sind Eigenschaften, die im großen und ganzen jedem Amerikaner anhaften. Denn dieses Mischvolk, worin Holländer und Deutsche, Irländer und Franzosen, Schotten, Engländer und ein halbes Dutzend andre Nationen vertreten sind, hat wirklich schon einen besonderen Nationalcharakter, der weder mit dem englischen, noch mit dem deutschen, noch mit dem irgendeines andern Volkes übereinstimmt. Die im Lande geborenen Amerikaner, mögen ihre Eltern nun Deutsch, Französisch, Norwegisch, Englisch oder Russisch sprechen, gewöhnen sich alsbald den bezeichnenden „nasal twang“ an, und mit diesem „twang“ kommen alle andern amerikanischen Eigentümlichkeiten. Die Engländer behaupten, die Amerikaner sprächen durch die Nase, und die Amerikaner sagen den Engländern das nämliche nach. In Wirklichkeit reden die Engländer durch das rechte, die Amerikaner aber durch das linke Nasenloch.

Blarney Castle

Wer sich den richtigen amerikanischen Akzent angewöhnen will, muß nicht nur mit geschlossenem Munde sprechen, soweit das angeht. Das tun auch die Engländer. Außerdem muß er den Mund voll Tabak nehmen, wenn er männlichen, voll Gummi, wenn er weiblichen Geschlechts ist, und endlich muß sich die Ruhe und Unerschütterlichkeit seiner Seele auch in der langsamen und langgedehnten Sprechweise dartun. Der Amerikaner ist ungeheuer sprechfaul. Am liebsten sagt er überhaupt gar nichts. Wenn er aber notwendig sprechen muß, dann läßt er doch solche Laute weg, die irgendwie beschwerlich auszusprechen sind. Er sagt nicht „yes“, weil der Zischlaut am Ende ihm zu viel Mühe macht. Entweder näselt er ein langes „jäh“ oder er hängt ein p an und sagt „jäp“. Also sage ich den Leuten, die den amerikanischen Akzent haben möchten: Wahrt eure Ruhe, laßt euch nie aus ihr aufschrecken, besinnt euch immer einige Sekunden, ehe ihr ant-



Die Miniatureisenbahn

wortet, antwortet mit möglichst wenigen Worten, haltet beim Sprechen den Mund zu, zieht jede Silbe endlos lang aus, enthaltet euch aller Laute, die eure Zunge durch schnelle Bewegung abnutzen könnten, und sprecht nie, ehe ihr eine Ladung Kautabak oder, falls ihr den Tabak nicht vertragen könnt, ein Stück Kaugummi einige fünf Minuten lang im Munde herumgeschoben habt. Wenn ihr diese Regel befolgt, garantiere ich für den unverfälschten amerikanischen Akzent, selbst wenn ihr im übrigen kein Wort Englisch könnt, sondern nur Deutsch sprecht. Das Englische eignet sich zwar etwas besser, aber auch mit dem Deutschen geht es. Und wenn ihr euch so auf der Straße unterhaltet, wird euch jeder Sachverständige alsbald für waschechte Amerikaner halten.



Aegypten und Kleinasien auf der Weltausstellung zu St. Louis



Ein Mauleselgespann aus dem Staate Nevada

Parade der Kadetten von West Point

Vielleicht sagen Sie jetzt: „Aber was in aller Welt hat das mit der St. Louiser Weltausstellung, was hat es mit dem Amüsement Onkel Sams zu tun?“

Ich beeile mich, Ihre berechtigte Frage zu beantworten. Stellen Sie sich, bitte, ein Volk von Menschen vor, die alle so sprechen, wie ich es soeben geschildert habe. Sofort werden Sie mir zugeben, daß solche Leute sich ganz anders amüsieren als Europäer. Die Europäer, oder sagen wir lieber, um die Mucker in Schottland und England aus dem Spiele zu lassen, die Bewohner des europäischen Festlandes können sich einen öffentlichen Spaß ohne laute Fröhlichkeit gar nicht denken. Die Amerikaner aber bringen das recht gut fertig, denn sie sind eben ernsthafte Bestien. Hier in St. Louis hat man dem Amüsement auf der Ausstellung einen großen Platz eingeräumt, ungefähr zehnmal so viel, als die Pariser vor vier Jahren zu dem nämlichen Zwecke hergegeben hatten. Das nennt man hier die Pike, wie man es in Paris die Rue de Paris nannte. Der Unterschied zwischen dieser Pike und jener Rue de Paris ist ungeheuer, so ungeheuer wie der Unterschied zwischen dem Amerikaner und dem Franzosen. Denn der Franzose ist das direkte Gegenteil einer ernsthaften Bestie. Er ist ein leichter Springinsfeld, ein Schwätzer und Spaßmacher. Zwei Franzosen machen mehr Lärm als zehn Durchschnittsdeutsche, zwei Deutsche lassen ihre Fröhlichkeit lauter hören als hundert Amerikaner.

Sie können sich also denken, wie still und feierlich es auf der Pike zugeht. In der Kirche, beim Leichenbegängnis ist es kaum stiller und feierlicher. Daran ist freilich auch die Größe des Platzes und die verhältnismäßig geringe Zahl der Besucher schuld. Die Pike ist nicht nur zehnmal so groß wie die Rue de Paris, es treibt sich da auch kaum der zehnte Teil der Leute herum, die sich in der Rue de Paris drängten. Denn Paris hat 3 Millionen, St. Louis 600000 Einwohner, Paris wird alljährlich von 1 Million Fremden, St. Louis in gewöhnlichen Jahren vielleicht von 10000 Fremden besucht, und, last not least, der Pariser will sich amüsieren und sucht die Orte auf, wo er das am besten kann, während der Amerikaner eher nach Belehrung und Unterricht als nach bloßem Zeitvertreib strebt.



Das Schloß im Tiroler Dorf; rechts die Eingänge in den Speisesaal im Berginnern

Die Pike macht also, verglichen mit der Rue de Paris, einen seltsamen, trotz der tatsächlich vorhandenen großen Menschenmenge fast menschenleeren Eindruck. Selbst wenn ihre breite und lange Straße die meisten Besucher hat, kann der Polizist immer noch zu Pferd durchsprengen, kann immer noch eine Abteilung der Jefferson Guards durchmarschieren,



Das Rathaus im Tiroler Dorf

kann immer noch ein Automobil durchsausen, ohne daß jemand zu Schaden käme. In der Rue de Paris stak man in der Menge festgekeilt, so daß man keinen Schritt schneller machen konnte als die Nachbarn, hier könnte man ein Automobilrennen veranstalten, und es würde dabei nicht mehr Unglück passieren als auf der vorjährigen Wettfahrt zwischen Paris und Bordeaux.

Feierlich und ernst wie das Publikum sind auch die lungenstarken Hereinschmeißer, die preisend mit viel schönen Reden das Volk zum Anspacken eines Vierteltalers und zum Betreten ihrer Schaubuden zu bewegen suchen. Sie reden eindringlich wie Apostel einer Wahrheit, für die sie bereit sind Gut und Blut zu opfern. Kein Scherz, kein Witz, nur unerschütterlicher Ernst, unwandelbare Ueberzeugung und das offenbare, erhebende Gefühl, für die Kultur von St. Louis, von den Vereinigten Staaten, von der ganzen Welt zu arbeiten. Dem Manne da oben ist es nicht um Ihren lumpigen Quarter zu tun, sondern um das göttliche Fünkchen, das irgendwo in Ihrem Innern glimmt, und das er zur hellen Flamme anfachen möchte. Sie sind wißbegierig und wollen lernen, aber bisher war es Ihnen leider nicht vergönnt, eine so herrliche Gelegenheit zur Bereicherung Ihres Wissens beim Schopfe zu fassen. Jetzt ist diese Gelegenheit, die vielleicht nimmer wiederkehren wird, da. Sie brauchen nur zuzugreifen. Und nachmals werden Sie den Mann, der Sie so eindringlich zum Besuche seiner Bude geladen hat, segnen bis an das Ende Ihrer Tage. Denn er hat Ihnen den schönsten Genuß beschert, der Ihnen in allen Ihren Erdentagen beschieden war. Und das für einen Quarter! Für den lumpigen vierten Teil eines lumpigen Talers!

Wer könnte da zögern? Ach, leider verhält sich das amerikanische Publikum dem ernsthaften Mahnen seines Schaubudenpredigers gegenüber genau so skeptisch wie das europäische Publikum vor den lustigen Grimassen und Sprüngen des dummen August, der es in den Zirkus ziehen möchte. Die allerwenigsten lassen sich ihren Quarter abschwatzen, die allermeisten gehören zu jenen Weisen, die man auf allen Jahrmärkten der Welt trifft und die der häufig berechtigten Ueberzeugung sind, daß das fahrende Volk seine schönsten Späße draußen vor dem Zelte anbringt, wo es gilt, die Silberlinge in den Taschen loszumachen. Ist der Fisch einmal im Netze, so braucht man keinen Köder mehr. Also denken die Weisen in Paris wie in St. Louis, sehen sich den Köder an, verzehren ihn mit Wohlbehagen und hüten sich fein, ins Netz zu gehen.

Im Netze selbst ist hier mehr zu sehen als seinerzeit in Paris. In Paris wurde in der Rue de Paris fast nur Uninteressantes und Minderwertiges geboten. Die farbigen Lichttänze der Amerikanerin Loie Fuller und das japanische Theater Sada Yakkos waren so ziemlich das einzige, dessen

Besuch sich lohnte. Aber in Paris bedarf es keiner besondern Veranstaltung. Dort amüsiert sich das Volk selbst, und zugleich amüsiert es alle Zuschauer, die unmerklich in den Strudel des Vergnügens geraten und selbst zu Mitspielenden werden. Das amerikanische Publikum versteht sich nicht auf so etwas, und wenn es trotzdem für den europäischen Beobachter die beste Unterhaltung auf der Pike bietet, so kommt das einzig daher, daß es so gründlich von dem europäischen Publikum verschieden und um dieses Unterschiedes willen interessant ist.

Die Amerikaner haben wirklich besondere Veranstaltungen nötig, um zu lächeln und gar zu lachen. Und deshalb sind die hiesigen Schaubuden ungleich großartiger als damals in Paris. Einige dieser Side-shows sind so gewaltig, daß sie die ganze Rue de Paris mit allen ihren Buden und Zelten einstecken könnten. Da ist fast die ganze Stadt Jerusalem in Lebensgröße abkonterfeit. Davidsturm, Grabeskirche, Moschee des Aeußern, dazwischen lange Gassen mit Kaufläden, Plätzen, Märkten. Riesenhaft im Umfang ist die Schau der Buren, wo wir nicht ohne eine kleine Beklemmung sehen, daß Leute wie die Burenführer Cronje und Viljoen sich jetzt öffentlich für Geld sehen lassen und mit einigen hundert ihrer Landsleute gegen einige hundert Engländer Scheingefechte aufführen. Hätte man so etwas vor fünf Jahren geahnt, ich glaube stark, die Burenbegeisterung wäre nicht ganz so groß geworden.

Die Buren und Jerusalem liegen nicht an der eigentlichen Pike, sondern haben ihre gesonderten, umfangreichen Plätze oben im Walde erhalten. In der Pike aber gibt es ein gewaltiges Tiroler Dorf mit Alpen, Kuhreigen, Wiesen, Kirchen, Festspielen, Panoramen, Jodlern, Bier und Zitherspielern; ein irisches Dorf mit der genauen Nachbildung des alten Blarneyschlosses, in dessen Ruine jener berühmte Stein liegt, woran die irische Mutter den Säugling lecken läßt, damit er Zungenfertigkeit, Beredsamkeit und Mutterwitz erhalte. Daß es auch hier Sänger und Tänzer, Panoramen und Bier gibt, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Dann kann man Alt-St. Louis besuchen und Indianer, Grenzansiedler und Pferdekünste sehen. Konstantinopel, Kairo und Ostindien sind hier ungefähr so, wie auf allen Ausstellungen, die seit 30 Jahren von diesen Geschichten unsicher gemacht werden. Venedig, das sonst auch nie fehlt, ist seltsamerweise nicht in St. Louis erschienen, dafür aber ist Sevilla da mit einem sehr amüsanten und wegen der Richtigkeit der Trachten und der Reihenfolge der Vorführungen auch lehrreichen Stierkampfe, den die komischsten Puppen ausfechten; Paris mit in den hiesigen Zeitungen als hochberühmt gefeierten, in Paris selbst gänzlich unbekannten Sängern und Sängerinnen und einem Panorama des Seinebabels; Galveston, die Stadt in Texas, die vor einigen Jahren durch eine Springflut zerstört wurde, wird in einem geschickt gemachten Panorama gezeigt, wo plötzlich die Wasser steigen und schwellen, die Sturmwinde pfeifen und heulen, die Blitze knattern und zucken, und die ganze Geschichte in den Wellen verschwindet, wozu die Musik rührend Tremolo spielt und der Barnum schreit wie der Prophet, der in zerrissenen Kleidern und mit bestäubtem Haupte durch die Straßen von Jericho lief.

Da die Amerikaner in ihrer Torheit vor einigen Jahren plötzlich von der Tobsucht nach militärischem Ruhme befallen wurden und seither einen Heidenspaß an Trompetengeschmetter, Kanonenbrüllen und Fahnenflattern haben, hat man ihnen auch zwei Kriegsschauspiele hingestellt. In einem sind alle



Ein Winkel der Dorfstraße



Ein Stück Urwald auf der Weltausstellung

See- und Landschlachten abgemalt, die sie in den 125 Jahren ihrer Geschichte geschlagen haben, und da werden ihnen dann auch alle möglichen Rüstungen, Waffen, Geschütze u. s. w. gezeigt. Im andern wohnt man auf einem großen Teiche einer regulären Seeschlacht bei, die von ca. vier bis fünf Meter langen genauen Kopien moderner Kriegsschiffe ausgefochten wird. Dargestellt wird die sogenannte Schlacht bei Manila, wo die moderne amerikanische Flotte der Vereinigten Staaten aus einer Entfernung, bei der die alten Geschütze der Spanier sie nicht erreichen konnten, die spanischen Holzschiffe und die Befestigungen an Land in Grund oder Brand schoß. Nur hat man aus internationaler Höflichkeit die spanische Flagge durch eine Phantasiefahne ersetzt. Dabei wird entsetzlich geknallt, Torpedos, Seeminen und Unterseeboote arbeiten mit, ein spanisches Schiff wird in die Luft gesprengt, die Festungen am Ufer stürzen krachend ein, die Flammen brechen lodernd hervor, und das Publikum selbst glüht in innerlicher Begeisterung beim Anblick dieser herrlichen Kulturtaten. Der militärische Ehrgeiz der Amerikaner ist übrigens in stetem Wachsen begriffen, und das alte Europa kann in dieser Hinsicht noch mancherlei Ueberraschungen erleben. Uebrigens zeigt das amerikanische Publikum die nämliche, hier schönere und richtigere Begeisterung in der benachbarten Schau, wo die Feuerwehr vorgeführt wird und aus einem brennenden Hause Kinder und Frauen rettet. Bekanntlich ist die Feuerwehr fast in allen amerikanischen Städten ausgezeichnet und mustergültig, und hier in diesem Punkte haben die Amerikaner wirklich das Recht, stolz zu sein, wie es denn überhaupt einem Volke wie einem Menschen besser ansteht, sich mit Taten der Rettung und Erhaltung als mit solchen der Vernichtung und Zerstörung zu brüsten.

Die in St. Louis sehr zahlreichen Neger und die von den Reservationen für die Dauer der Ausstellung hergebrachten Indianer machen das Bild der Pike bunt und kosmopolitisch. Die Indianer wirken in drei oder vier Schauspielen mit und bemühen sich, so auszusehen, wie sie uns von Cooper in seinen Lederstrumpfgeschichten beschrieben sind. Die Neger lassen die alten Plantagenzeiten wieder aufleben, aber nicht die Rührseligkeit der von Frau Beecher-Stowe geschilderten Sklaverei, sondern den Spaß und Ulk der Negerlieder und Negertänze. Diese Vorstellungen der Indianer und Neger gehören mit zu den interessantesten, weil sie für den Europäer neu sind und in der Hauptsache kein Schwindel damit verbunden ist.



Die Eisenbahn im Ausstellungswalde von St. Louis



Neueste Kriegsnachrichten. Nach dem Gemälde von W. M. Wasnietzoff

Literatur

Heute, da Weltverkehr und Weltpolitik die Weiten der Erde immer näher zusammenzurücken scheinen, ist die Geographie eine in besonderem Maße praktische Wissenschaft geworden, und jeder Gebildete, der an den Tagesereignissen Anteil nimmt, empfindet es als ein Bedürfnis, über die örtlichen Zusammenhänge, in denen Handel und Geschichte sich abspielen, wenigstens im allgemeinen informiert zu sein. Da müssen unsre großen Handatlanten, offenbar so genannt, weil sie so unhandlich sind, freilich versagen, denn so unbestreitbar ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit ist, so wenig läßt sich bestreiten, daß sie etwas unbequeme Begleiter auf Ausflügen oder Reisen sein würden. So kam man dazu, aus dem verkleinerten Erdbild, das uns die großen Atlanten geben, einen noch bei weitem gedrängteren Auszug zu schaffen in den Taschenatlanten. Die neueste und an Handlichkeit, Vollständigkeit und Billigkeit fortgeschrittenste Leistung in diesem Fach ist wohl der „Taschen-Atlas über alle Teile der Erde", den Chr. Peip im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig herausgegeben hat. Ein schmuckes Bändchen zum niedrigen Preis von 2 Mark 50 Pf. bietet hier in 36 Haupt- und 70 Nebenkarten dem Wißbegierigen einen Ueberblick über den Schauplatz des theatrum mundi, und so gering der Umfang der einzelnen Karte, so vollständig und klar leserlich ist doch alles Wichtige darauf zu finden. Dazu kommt noch ein 80 Seiten starker Textteil mit geographisch-statistischen Notizen, von Otto Weber verfaßt, die über Bevölkerung, Verfassung, Tüchtigkeit, Handel und Verkehr, Militärwesen u. s. w. der einzelnen Staaten informieren.

— Fast jede Zeitung, die man in die Hand bekommt bringt heutzutage irgend etwas auf die Marine Bezügliches, Erörterungen über Seemacht und Seewesen, Nachrichten über, eigne oder fremde Kriegsschiffe u. dgl. mehr. Der Leser empfindet daher oft das Bedürfnis, über allerlei Gegenstände und Einzelheiten, die dabei zur Sprache gebracht werden, sich in zuverlässiger Weise näher zu unterrichten. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dazu, das ungemein geschickt für den praktischen Gebrauch hergestellt wurde, ist das „Taschenbuch der Kriegsflotten", IV. Jahrgang. 1903. Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant a. D. Mit 277 Schiffsbildern und Skizzen (J. F. Lehmann, München). Durch zweckmäßige Anordnung und Einteilung ist in diesem handlichen, hübsch ausgestatteten Büchlein eine ganz erstaunliche Menge Material in übersichtlich-klarer Weise zusammengestellt. Der erste Teil behandelt die Kriegsschiffe aller Nationen in ausführlichen Flottenlisten mit sehr interessanten Bildern und Skizzen der Fahrzeuge, im zweiten findet man einen vergleichenden Ueberblick über die größeren Flotten (Stärkevergleiche, Budgets und Personal, Stationsbesetzungen, Flottenpläne u. s. w.), während der dritte die verschiedenen Marineartillerien bespricht. Sehr reichhaltig sind der vierte und fünfte Teil, die u. a. die Organisation der deutschen Seestreitkräfte, die deutschen Flaggen und Abzeichen, die deutschen Werften u. dgl. mehr enthalten.

— Bernhardine Schulze-Smidt ist den Lesern unsrer Blätter keine Unbekannte; und den meisten wird schon ihr Name als Empfehlung für ein Buch, das ihn auf dem Titel trägt, genügend erscheinen. Wir brauchen also nur mit wenigen Worten hinzuweisen auf die „Altbremer Hausgeschichte" der ausgezeichneten Schriftstellerin, die unter dem Titel „Demoiselle Engel" in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Bernhardine Schulze-Smidt hat mit fester Hand und warmem Empfinden ein Bild althanseatischen Bürgerlebens gestaltet, auf das die heraufziehenden Napoleonischen Weltkriege ihre Schatten werfen. Im Motiv mit „Hermann und Dorothea" verwandt, ist die anmutige und seelenvolle Geschichte so eigenartig und einheitlich in dem Milieu und in den Charakteren durchgeführt, daß die Originalität der Erfindung und Schilderung durch jene Verwandtschaft nicht im geringsten beeinträchtigt wird. Die Illustrationen, mit denen W. Hofmann die Novelle reich geschmückt hat, erhöhen den intimen Reiz und die traulich-ernste Stimmung. Der Preis des Buches, das sich nach Inhalt und Ausstattung besonders auch zu Geschenken trefflich eignet, beträgt geheftet 3, gebunden 4 Mark.



Der Tod des Grafregenten von Lippe-Detmold



Grafregent Ernst von Lippe-Detmold †

Der plötzliche Tod des Grafen Ernst zu Lippe-Biesterfeld hat die Erinnerung an einen der unliebsamsten Zwischenfälle seit der Begründung des Deutschen Reichs wieder wachgerufen, und jetzt befinden wir uns schon mitten in einem zweiten Akt des kläglichen Schauspiels. Als im März des Jahres 1895 der Tod des kinderlosen Fürsten Waldemar seinen seit Jahren geisteskranken Bruder Alexander auf den Thron berief, wurde die Einsetzung einer Regentschaft notwendig. Zunächst trat der Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe — vielleicht etwas allzu eilig — diese Regentschaft an, aber Graf Ernst erhob als Haupt der Biesterfelder Linie dagegen Einspruch, und nach zweijähriger Dauer des Streits sprach ein unter dem Vorsitz des Königs Albert von Sachsen in Dresden zusammengetretenes Schiedsgericht dem Biesterfelder das Recht der Regentschaft zu. Prinz Adolf räumte notgedrungen das schöne Detmolder Ländchen, und Graf Ernst, der bisher auf seinem bescheidenen Jagdschlößchen Biesterfeld residierte, rückte in die Reihen der deutschen Bundesfürsten ein. Durch seinen Tod wird aber die Frage aufs neue aufgerollt, denn es erhoben sich alsbald gewichtige Bedenken gegen die Berechtigung seiner Kinder zur Nachfolge, da sie, wie ein schleuniger Protest der schaumburgischen Linie hervorhob, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe stammten. Dieser Einspruch wurde vom Landtag abgelehnt, der das Nachfolgerecht der Kinder des Grafen — bis zu einer definitiven Entscheidung — anerkannte. Der Graf wandte sich darauf an den Bundestag, und diese Behörde, die es niemals sehr eilig hat, vertagte die Entscheidung ebenfalls, bis ein direkter Anlaß dazu vorläge. Dieser Anlaß liegt nun vor! Der Streit hat wieder begonnen und das deutsche Volk wartet bereits darauf, daß nach der adligen oder nichtadligen Geburt einer gewiß sehr ehrenwerten, aber auch sehr irrelevanten Frau Modeste von Unruh, der Ehefrau des Großvaters des verstorbenen Grafen Ernst, entschieden werden wird, ob ein deutscher Bundesstaat von der Schaumburgschen oder Biesterfelder Linie, ob er vielleicht gut oder schlecht regiert werden soll. Eine ganz unerwartete Wendung nahm aber der Streitfall dadurch, daß der Kaiser ein Telegramm an den Sohn des Verstorbenen richtete, in dem er zwar sein Beileid am Tode des Grafregenten aussprach, zugleich aber auch kurz erklärte, daß er die Regentschaft nicht anerkennen könne und daher die Truppen nicht vereidigen lassen würde. Dies Telegramm hat in allen Kreisen und bei allen Parteien ungeheures Aufsehen erregt. Da nach Lippeschem Landesgesetz unstreitig Graf Leopold Regent des Landes ist, so nahm die Lippesche Regierung in dem alsbald zur Lösung dieser Frage einberufenen Landtag Gelegenheit, im schärfsten Ton gegen die kaiserliche Auslassung Stellung zu nehmen.

Die Königskrönung in Serbien

Das Haus Karageorgewitsch hat Glück! Man muß dem König Peter zum Lobe nachsagen, daß er, der unter so seltsamen Umständen aus der Vergessenheit seines Schweizer Asyls heraus auf den serbischen Thron berufen wurde, es verstanden hat, seinem Hofe die lange verlorene Würde wieder zu geben, und sich selbst die Zuneigung seiner Untertanen und die Achtung des Auslandes zu erwerben. Auch die Krönungsfeier, der man mit einiger Besorgnis entgegengesehen, verlief ohne jeden Zwischenfall, was man wohl als ein günstiges Omen für die weitere Regierungszeit des Königs auffassen kann. Zahlreiche fremde Gäste hatten sich zu der Feier in Belgrad eingefunden. Kronprinz Danilo von Montenegro und seine schöne Gemahlin Militza, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, waren aber so ziemlich die einzigen Fürstlichkeiten, während sich die übrigen fürstlichen Häuser bisher noch ferngehalten haben. Der König ritt um 8 Uhr in großer Generalsuniform auf einem prachtvollen Schimmel zur Kathedrale, wo er von der gesamten Geistlichkeit unter Vorantritt des Metropoliten empfangen wurde. Nachdem er mit der versammelten Gemeinde das Glaubensbekenntnis laut gesprochen, gab er den Befehl, ihm den Krönungsmantel umzulegen. Darauf salbte der Metropolit sein Haupt und reichte ihm dann die Krone dar, die sich der König selber aufs Haupt setzte. Gebet und Abendmahl beschlossen die Feier, nach welcher der König in vollem Ornat, hoch zu Roß, unter dem Jubel seines Volkes und dem Donner der Kanonen nach dem Konak zurückkehrte.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

König Peter von Serbien im Krönungsornate

Fürst Herbert Bismarck †

Der Erbe und Schloßherr von Friedrichsruh hat seinen jüngeren Bruder Wilhelm, der am 30. Mai 1901 als Oberpräsident von Ostpreußen starb, nur wenige Jahre überlebt. Am 18. September ist der älteste Sohn des großen Kanzlers, Fürst Herbert Bismarck, in Friedrichsruh seinem schweren Leiden, das aller Kunst der Aerzte trotzte, erlegen. Er war am 28. Dezember 1849 in Berlin geboren als der erste Sohn aus der Ehe des damaligen Deichhauptmanns Otto v. Bismarck-Schönhausen, der sich am 28. Juli 1847 mit Johanna v. Puttkamer vermählt hatte. Herbert v. Bismarck studierte in Bonn und Berlin, machte den Feldzug 1870 beim 1. Gardedragonerregiment mit und wurde bei dem berühmten Todesritt in der Schlacht von Mars-la-Tour am 16. August schwer verwundet; am Tage der Uebergabe von Sedan erfolgte seine Ernennung zum Leutnant. Die Nachwehen der Wunde zwangen ihn, 1874 aus dem aktiven Dienst zu scheiden; er wandte sich nunmehr der diplomatischen Laufbahn zu. Nachdem er zunächst zur Dienstleistung im Auswärtigen Amte kommandiert war, trat er 1876 unter Versetzung zu den Offizieren à la suite der Armee endgültig in den diplomatischen Dienst, zunächst als Legationssekretär bei der deutschen Gesandtschaft in Bern. Seit 1880 wurde er als Legationsrat im Auswärtigen Amt verwendet und 1883 zum Ersten Botschaftsrat in London ernannt. Im nächsten Jahre kam er als kaiserlicher Gesandter nach dem Haag, wurde aber bereits 1885 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. Das Frühjahr 1886 brachte ihm seine Ernennung zum Staatssekretär und zum Mitglied des preußischen Staatsministeriums. Am 24. Dezember 1887 erhielt er den Titel als Wirklicher Geheimer Rat. Als sein Vater aus dem Amt schied, trat auch Graf Herbert anfangs April 1890 aus dem Reichs- und Staatsdienst, wobei ihm Rang und Titel eines Staatsministers belassen wurden. Zu seiner militärischen Laufbahn ist noch zu erwähnen, daß er 1899 Generalmajor wurde. 1893 ließ er sich nach langer Zurückgezogenheit vom politischen Leben in den Reichstag wählen, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Einer bestimmten Fraktion schloß er sich im Parlament nicht an, stimmte aber meist mit den Deutschkonservativen. Die Bismarcksche Fürstenwürde vererbte sich nach dem Tode des Altreichskanzlers am 30. Juli 1898 auf seinen Sohn Herbert, der sich am 21. Juni 1892 zu Wien mit der Gräfin Margarete Hoyos vermählt hatte. Ein siebenjähriger Knabe, Prinz Otto (geb. 25. September 1897), ist nun der Erbe des Fürstentitels und der Träger der unvergleichlichen Tradition geworden, die seit mehr als vierthalb Jahrzehnten mit dem Namen Bismarck verknüpft ist.



Phot. E. Bieber, Berlin

Fürst Herbert Bismarck †



Phot. John Thiele, Hamburg

Der verstorbene Fürst Herbert Bismarck im Kreise seiner Familie vor dem Schloß Friedrichsruh

Die Reise des Prinzen Georg von Griechenland

Prinz Georg von Griechenland, der Generalkommissar der Garantiemächte, reist gegenwärtig bei den westeuropäischen Höfen umher, um Propaganda für die Vereinigung der Insel Kreta mit seinem Vaterlande zu machen. Da der Prinz aber staatsmännisch genug veranlagt ist, um einzusehen, daß er ohne die Unterstützung der Schutzmächte keinen Erfolg erringen kann, so wird er sich vorläufig wohl noch gedulden müssen, denn von diesen Mächten ist gegenwärtig keine einzige für eine Aenderung des status quo zu haben. Prinz Georg begab sich von Kanea nach Athen und von dort nach Paris; unsre Aufnahme stellt ihn während seines dortigen Aufenthaltes beim Verlassen des Hôtel Bristol am Place Vendôme dar, in dem er, wie die meisten Fürstlichkeiten, die Paris besuchen, Wohnung genommen hatte.



Phot. Léon Bou.t

Prinz Georg von Griechenland, Gouverneur von Kreta, in Paris

Professor Paul Thumanns siebzigster Geburtstag

Auch dieser Künstler ist jetzt in die „alte Garde" der Siebziger eingetreten; noch immer aber wirkt und schafft er mit schier jugendlicher Kraft und Begeisterung, wie ein Blick in sein Atelier erkennen läßt. Am 5. Oktober 1834 zu Tschacksdorf in der Niederlausitz geboren, trat Thumann 1849 bei dem Glogauer Geographen Handtke ein, um sich zum Geodäten auszubilden, folgte jedoch schon 1853 seinem Drange zur Kunst und ging mit geringen Mitteln auf die Akademie nach Berlin. 1856 begab er sich nach Dresden, um in J. Hübners Atelier einzutreten. Von 1860 bis 1863 arbeitete er selbständig als Illustrator in Leipzig und vollendete dann bei Ferdinand Pauwels in Weimar seine künstlerische Ausbildung. Hier erhielt er 1866 die Professur an der Kunstschule, die er niederlegte, um 1872 nach Dresden und 1875 als Professor an die Berliner Kunstakademie zu gehen. Thumann machte sich in erster Linie durch seine Illustrationen einen bekannten Namen; er schuf deren etwa 3000 (außer denen zum „Rattenfänger" noch Bilder zu Auerbachs „Kalender", „Spinnstube", Goethes „Wahrheit und Dichtung", Tennysons „Enoch Arden", Chamissos „Frauenliebe und -Leben", Hamerlings „Amor und Psyche", Heines „Buch der Lieder" u. s. w.). Von Thumanns Gemälden sind besonders „Luthers Trauung" (1871), „Fünf Bilder aus dem Leben des Reformators", „Die Taufe Wittekinds", „Die Rückkehr Hermanns des Cheruskers aus der Schlacht im Teutoburger Wald" für das Gymnasium

Phot. H. Boll, Berlin

Professor Paul Thumann in seinem Atelier



Phot. Leon Bouet
Aufführung von Glucks Oper „Armida" in der Arena von Béziers unter freiem Himmel

zu Minden und von seinen späteren Schöpfungen auf dem Gebiet des antiken oder idealen Genres „Die Parzen", „Psyche am Wasser" und „Kunst bringt Gunst" hervorzuheben.

Eine Opernvorstellung im Freien

Wiederholt hat man unter dem sonnigen Himmel des südlichen Frankreichs den Versuch gemacht, an die Traditionen der Antike wieder anzuknüpfen, und dort, wo sich noch Spuren antiker Theater fanden, die Kunst in den alten Mauern wieder zu neuem Leben zu erwecken. Neuerdings hat man Glucks „Armida" in Béziers, einer Arrondissementshauptstadt im Departement Hérault, die malerisch an der Orbe und am Canal du Midi liegt, in der dortigen Arena aufgeführt. Tausende von Zuschauern waren aus Stadt und Land herbeigeströmt und bildeten malerische Gruppen auf den riesigen Steinstufen. Die Vorstellung nahm einen glänzenden Verlauf. Ganz so einfach wie im antiken Theater geht es freilich bei diesen Vorstellungen nicht mehr zu, und eine künstlerisch ausgeführte Dekoration unterstützte die ermattete Phantasie der modernen Menschen. Eine ganze Anzahl hervorragender Sänger und Sängerinnen wirkten mit, und nicht weniger als 250 Choristen waren aufgeboten worden; bedeutende Künstler hatten die Dekorationen entworfen, und alles vereinte sich, um die ganze Veranstaltung mit dem schönsten Erfolge zu krönen.

Kardinal Merry del Val in der Sommerfrische

Der Papst ist bekanntlich noch immer ein Gefangener, sein Gefängnis ist zwar nicht gerade enge, und der Vatikan mit



Phot. G. Abeniacar, Neapel
Kardinalstaatssekretär Merry del Val in der Sommerfrische in Castel Gandolfo



Brunnenanlage im Behrensschen Garten, entworfen von Rudolf Bosselt

seinen vielen Tausenden von Zimmern, mit seinen Gärten, die wiederum kleinere Villen und Lusthäuser umgeben, ist ein ganz angenehmer Aufenthalt. Aber solange der Friede mit dem Hause Savoyen nicht geschlossen ist, wird kein Nachfolger Petri seinen freiwillig gewählten Kerker verlassen. Dabei hat der Vertrag, der das Verhältnis des Königreichs Italien zum Vatikan regelt, gerade für eine ideale Sommerfrische gesorgt. Im Albanergebirge, hart am Rande des schwermütigen Albanersees, thront das uralte Castel Gandolfo, und dort ist ein herrliches Lustschloß für den Papst reserviert. Da der heilige Vater aber selber die Schönheit nicht genießen kann oder will, residierte dort vor kurzem eine Zeitlang der Kardinalstaatssekretär Merry del Val, der in letzter Zeit durch seine vielleicht nicht ganz glückliche Kirchenpolitik gegenüber Frankreich sehr viel genannt wurde, um sich von den Mühen seines Amtes zu erholen.

Ein architektonischer Garten auf der Düsseldorfer Ausstellung

Die Frage, wie weit der Mensch in künstlerischer Tätigkeit die Natur umbilden darf, ist bis heute noch nicht gelöst. Ob er sie in Form und Farbe den Werken von Menschenhand annähern oder gar unterordnen soll, oder ob es künstlerischer ist, das architektonische Kunstwerk einfach in die Natur hineinzusetzen und es nun dieser großen Künstlerin zu überlassen, im Laufe der Zeit eine künstlerische Einheit herzustellen —, das sind alles Probleme, die die verschiedensten Kunstepochen je nach der Richtung ihres Geschmackes verschieden zu lösen versucht haben. Das moderne Kunstgewerbe, das nach einer Zeit einsetzte, in der man sogar ganz unkünstlerisch die Natur zu überbieten trachtete, hat auch dieses Problem energisch angepackt. Die Tendenz scheint dahin zu gehen, die Gartenkunst in der Richtung zu einem gewissen Stil zu entwickeln. Peter Behrens hat auf der Düsseldorfer Ausstellung einen derartigen architektonischen Garten angelegt, dessen feierliche, repräsentative Wirkung allgemeine Anerkennung findet.



Der von Peter Behrens entworfene architektonische Garten in der Düsseldorfer Ausstellung; im Hintergrunde das alkoholfreie Restaurant „Jungbrunnen"



Professor N. R. Finsen †. Begründer der Lichtheiltherapie

Prof. N. R. Finsen †

Die medizinische Wissenschaft hat einen ihrer besten Jünger verloren. Der Kopenhagener Professor Nils Finsen, der Begründer des modernen Lichtheilverfahrens, ist am 24. September einem schweren Leiden, das ihn seit langer Zeit quälte, erlegen. Nur 44 Jahre ist dieser Bahnbrecher der Wissenschaft, dessen Entdeckung vielen Tausenden leidender Menschen Heilung brachte, alt geworden. Schon seit Jahrhunderten kannte man die heilende Wirkung des Lichtes. Finsen führte diese Heilwirkung zum ersten Male auf ihre wissenschaftliche Grundlage zurück und machte sie zugleich praktisch nutzbar. Er verwandte für seine Behandlungsmethode die im Licht enthaltenen chemisch wirksamen Strahlen in konzentrierter Form. Die Krankheit, die am häufigsten und am erfolgreichsten auf diese Weise behandelt wird, ist Lupus (Hauttuberkulose). Das Finsen-Institut in Kopenhagen, das auch von Kaiser Wilhelm besichtigt wurde, diente als Muster für viele derartige Anstalten in allen Ländern. Eine besondere Auszeichnung wurde dem verdienten Manne noch durch die Verleihung des Nobelpreises zu teil; einen großen Teil der ihm zugesprochenen Geldsumme verwandte er aber für seine Kranken.

Die Protestationskirche in Speyer

Der im Jahre 1896 begonnene Bau der Gedächtniskirche der Protestation in Speyer ist nun vollendet, und am 31. Aug. ist die feierliche Einweihung des schönen Gotteshauses vollzogen worden. Mit Eifer wurde in den letzten Wochen daran geschafft, um die Wege und Zugänge zur Kirche fertigzustellen, während auch im Innern sich fleißige Hände regten, um das kunstvoll gearbeitete, dem Stil der Kirche aufs geschickteste angepaßte Gestühl zur Aufstellung zu bringen. Zu den letzten **Teilen der Ausschmückung, die noch anzubringen waren, gehörte das farbenprächtige Glasfenster in der südlichen Rosette, das — im Gegensatz zum Bilde der nördlichen Rosette, in der die verfolgte Kirche dargestellt ist — mit dem Christusknaben als Mittelpunkt die missionierende, die siegende Kirche in** glücklicher Weise versinnbildlicht. Unten ist das Wappen der Stadt Bremen angebracht, die dieses Rosettenfenster gestiftet hat. Das Geläut im Turme der Protestationskirche ist bereits seit längerer Zeit vollständig; es umfaßt fünf Glocken, als größte die bereits seit drei Jahren an Ort und Stelle befindliche, 183 Zentner schwere Kaiser-Wilhelm-Glocke und vier kleinere: die Gustav-Adolf-, die Luther-, die Bayern- und die Evang. Arbeitervereins-Glocke.



Die neu eingeweihte Protestationskirche in Speyer

Im Ballon über die Alpen

Das Neueste auf dem Gebiete alpiner Sensationen ist eine Ballonfahrt über die Gipfel und Eisfelder, über Gletscher und Abgründe hinweg. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn man die Alpenriesen, die das Ziel so vieler waghalsiger Kletterer bilden, in leichtem Flug höher steigend, unter sich läßt, und bald durch Wolkenrisse hindurch auf das ganze Gebirgsbild herabsieht. Erst dem Luftschiffer offenbart sich die eigentliche Natur des Gebirges; je höher er steigt, desto mehr werden Berge und Täler vor seinen Augen das, was sie in der geologischen Entwicklung unsers Erdballs bedeuten, Runzeln und Falten, die einst in urweltlicher Umwälzung sich zur charakteristischen Zierde des Antlitzes unsrer Mutter Erde aufwarfen. Der bekannte Luftschiffer Spelterini hat schon zum zweitenmal eine Ueberfliegung des Alpenwalls mit großem Erfolge unternommen. Diesmal nahm er den Aufstieg an der Nordseite des Berner Oberlandes.



Phot. E. Link, Zürich

Füllung des Ballons des Luftschiffers Spelterini am Eigergletscher



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Unsre Blaujacken mit ihren Maschinengewehren auf der Kaiserparade bei Altona



Phot. Schmidt & Sohn, Wismar

Die Kaiserin mit der Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg-Schwerin im Manövergelände

Die Land- und Flottenmanöver vor dem Kaiser

Die großen Kaisermanöver haben sich in diesem Herbst unter Mitwirkung der aktiven Schlachtflotte im Nordwesten des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin abgespielt. Es haben diesmal nur zwei (1903 vier) Korps unter dem Kaiser operiert: das auf drei Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision gebrachte IX. Armeekorps und das ungefähr in gleicher Stärke auf dem Plan erschienene Gardekorps. Zur Teilnahme an den großen Herbstmanövern der Flotte, denen auch der Kaiser beiwohnte und die diesmal durch die umfassenden Landungsversuche an der mecklenburgischen Küste ein besonders großes Interesse erhielten, waren in diesem Jahre mehr als 50 Offiziere des Landheeres kommandiert. Nach dem großen strategischen Flottenmanöver vor dem Kaiser in der Nordsee mit Helgoland als Stützpunkt liefen die Schiffe in den Kaiser-Wilhelm-Kanal ein und fuhren wieder nach der Lübecker Bucht, um dort gemeinsam mit dem Landheer zu operieren. Die eigentlichen Kaisermanöver spielten sich alsdann vom 13. bis 15. September auf einem Teil der nordwestlichen Mecklenburger Seeplatte ab. Zahlreiche Fürstlichkeiten wohnten den Manövern bei: der Kronprinz und sein jüngerer Bruder Eitel Friedrich, Prinz Albrecht, Regent von Braunschweig, und seine Söhne, die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, der Großherzog von Oldenburg, der jugendliche Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha und Prinz Heinrich von Preußen. Auch die fürstlichen Damen erschienen häufig im Manövergelände, namentlich die Kaiserin, die Großherzogin-Mutter Anastasia von Mecklenburg-Schwerin, die junge Großherzogin und die Herzogin Cecilie, die Braut des Kronprinzen. Die Kaisermanöver leitete der Chef des Generalstabs der preußischen Armee, Generaloberst Graf v. Schlieffen, dem der im vorigen Jahre zum Generalquartiermeister ernannte Generalleutnant v. Moltke, der Neffe des großen Strategen, zur Seite stand. Das Gardekorps führte der Generaladjutant General der Infanterie v. Kessel, während Generalleutnant v. Bock und Polach an der Spitze des IX. Armeekorps stand. Beim Gardekorps nahmen am Manöver noch teil das Leibgrenadierregiment Nr. 8 und das Dragonerregiment Nr. 2, beim IX. Korps das Husarenregiment Nr. 3, die 19. Feldartilleriebrigade und die 37. Infanteriebrigade. Die dreitägigen Kaisermanöver endigten am 15. September in der Gegend von Grevesmühlen; vormittags 11 Uhr 20 Min. ertönten die Signale: „Das Ganze halt!“ Generale und Stabsoffiziere wurden zur Kritik zum Kaiser beschieden und die Truppen rückten nach den Bahnhöfen ab.



Phot. Eugen Jacobi, Metz

1 Herzog von Koburg-Gotha; 2. Prinz Eitel Friedrich; 3. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen; 4 Kronprinz

Fürstliche Offiziere im Biwak des ersten Garderegiments zu Fuß



Phot. Cäsar Tellgmann, Eschwege

Das Landungskorps unsrer Marine beim Kaisermanöver

Kloster Ettal

Mitten in die wildromantische Bergwelt eingebettet, auf halber Wegstrecke zwischen dem durch sein Passionsspiel weltberühmt gewordenen Oberammergau und dem Dorfe Oberau im Loisachtale liegt das stattliche Kloster Ettal. Von Kaiser Ludwig IV., dem Bayer, 1330 gestiftet, verfiel es im Jahre 1803 der Säkularisation. Jetzt sind neuerdings wieder die Benediktiner in Ettal eingezogen. Die Klosterkirche mit ihren prächtigen Deckenfresken und Altarbildern von Johann Jakob Zeiller und Martin Knoller, den schönen Schnitzereien von Roman Boos und Joh. Straub, den in ihrer zierlichen Stilreinheit geradezu mustergültigen Stukkaturen von J. M. Schmutzer und Uebelhör ist äußerst sehenswert. Es ist nicht nur von symptomatischem Interesse, daß aufs neue ein Orden von der alten Kulturstätte Besitz ergreift, das Seltsame ist, daß er einen hochherzig edelmütigen Gönner im Lager des Protestantismus fand. Reichsrat Freiherr v. Cramer-Klett ließ den neuen Konvent- und Klausurbau auf seine Kosten durch den Architekten Max Ostenrieder in München aufführen. Stilistisch harmonisch schließt sich der neue Trakt mit seinen Flügelbauten und dem ausspringenden Mittelpavillon auf der Terrasse, von der eine Freitreppe zum Garten herabführt, dem alten Teile an, überragt von der mächtigen, schön geschwungenen Kuppel der Kirche. Das Innere des neuen Traktes ist einfach, aber in dieser Schlichtheit ist das neue Refektorium mit seiner bemalten Vertäfelung, sowie die hübsche Konventkapelle mit den prächtig geschnitzten alten, aus dem Kloster Nieder-Altaich erworbenen Chorstühlen ein reizvoll künstlerisches Bild. Vor kurzem fand die Einweihung des neuen Traktes statt. An der Fassade der Kirche wird nach den noch vorhandenen Plänen Enrico Zuccalis (1642—1724) rüstig weitergearbeitet, und bald wird der eine schon fertiggestellte linke Glockenturm seinen rechtsseitigen quadergefügten Kameraden haben. **J. K.**



Phot. Korbinian Christen, Oberammergau

Die Neubauten des Klosters Ettal in den bayrischen Alpen



Einschlagstelle einer japanischen Granate auf dem nach Schanghai geflüchteten russischen Kreuzer „Askold"

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz

Das in der jüngsten Zeit so viel genannte Liaujang, an der Kreuzung der von Intsu, Mukden und der koreanischen Grenze kommenden Bahnen, besteht aus der chinesischen Stadt und der in den Jahren 1900 und 1901 entstandenen rein russischen Stadt. Letztere liegt westlich von der Eisenbahnlinie, grenzt an die Mauern der chinesischen Stadt und wird durch eine große breite Straße in zwei Teile geteilt. In der südlichen Hälfte befanden sich das Hauptquartier des Generals Kuropatkin, die Feldkanzlei und das Quartier des Stabschefs. Hier stand auch jederzeit dienstbereit der prachtvolle Eisenbahnzug Kuropatkins. Hinter dem Hauptquartier lagen die Kasernen des Eisenbahnbataillons und das geschäftliche Zentrum der Stadt. — Der Zar hat den Truppen seine Anerkennung für ihre in den Kämpfen um Liaujang bewiesene Tapferkeit aussprechen lassen und zahlreichen höheren Offizieren Auszeichnungen verliehen. Zum General der Infanterie wurde für seine hervorragenden Leistungen Generalleutnant Linewitsch befördert, der ursprünglich die 2. und 8. ostsibirische Schützendivision im Ussuri-Küstengebiet hatte. — Die Ruhepause, die nach der blutigen Schlacht von Liaujang den Gang der kriegerischen Ereignisse eine Zeitlang unterbrochen hatte, scheint bereits wieder zu Ende zu sein. Die Japaner haben den Vormarsch wieder aufgenommen, und wenn die spärlichen Nachrichten, die sowohl von russischer als auch von japanischer Seite zu uns dringen, richtig sind, steht eine neue große Schlacht in unmittelbarer Nähe von Mukden bevor. Wenn diese Zeilen den Leser erreichen, wird das blutige Ringen wohl bereits seinen Anfang genommen haben. Das Zahlenverhältnis der beiden feindlichen Armeen dürfte bei der



General Grippenberg, Führer der 2. russischen Mandschureiarmee



Phot. Colliers Weekly

Begräbnis gefallener Russen durch die Japaner



Phot. Colliers Weekly

Russische Gefangene und Verwundete, eskortiert von japanischer Infanterie



Eine Straße in Liaujang, kurz vor dem Abzug der Russen

relativen Leichtigkeit, mit der sich jetzt auch auf russischer Seite Truppennachschübe bewirken lassen, kaum derart sein, daß die Japaner bei Mukden auf einen den Feldzug entscheidenden Erfolg rechnen könnten. — Eines unsrer Bilder (S. 210) führt uns nach Schanghai, wohin sich bekanntlich zwei russische Kriegsschiffe nach dem vereitelten Durchbruchsversuch von Port Arthur geflüchtet haben. Unser dortiger Korrespondent schreibt uns darüber: „Seit ein paar Tagen haben wir als ungebetene Gäste den russischen Kreuzer „Askold" und den Torpedobootszerstörer „Grosowoi" in unserm Hafen. Wer sich von der furchtbaren Wirkung moderner Granaten unterrichten will, hat jetzt eine ganz besonders günstige Gelegenheit. Der „Askold", ein Kreuzer erster Klasse von 6000 Tonnen, der erst 1899 auf der Germaniawerft in Kiel vom Stapel lief, ist von den japanischen Geschossen



Phot. Colliers Weekly

Verwundete japanische Soldaten auf dem Wege zum Feldlazarett



Der russische General Linewitsch
Nach einer Zeichnung von Th. Rocholl

förmlich durchsiebt. Der Kommandoturm, die Schornsteine und das ganze Deck zeigen überall Spuren von Granatsplittern und Maschinengewehrgeschossen. Der fünfte Schornstein ist völlig weggeschossen, während der erste so durchlöchert ist, daß er heruntergenommen werden mußte. Eine 20-Zentimeter-Granate war ungefähr 2 Fuß über der Wasserlinie durch den Backbordbug in die Kohlenbunker geschlagen. Sprengstücke einer auf dem Steuerbord in der Mitte des Schiffes explodierten 30-Zentimeter-Granate hatten die Deckwandungen aufgerissen und vier stählerne Rettungsboote zerstört. Eine andre Granate desselben Kalibers war auf der Steuerbordseite eingedrungen (vergl. die Abbildung) und hatte das ganze Schiff quer durchschlagen, um erst auf dem Backbord zwischen den Offizierskajüten zu krepieren, wo sie eine furchtbare Zerstörung anrichtete. Die Scheinwerfer und Torpedofangnetze waren bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt. Es scheint erstaunlich, daß der Kreuzer trotz dieser Beschädigungen noch eine so lange Fahrt machen konnte. Für den guten Schutz der Panzerschilde an den Geschützen zeugen die verhältnismäßig geringen Verluste der Bemannung: nur 1 Offizier und 12 Mann wurden getötet und etwa 50 Mann mehr oder weniger schwer verwundet. Das Entkommen des Kreuzers schreiben seine Ingenieure allein seinen vorzüglich arbeitenden Maschinen zu, die, obwohl auf eine kontraktliche Geschwindigkeit von nur 23 Knoten abgeliefert, während der ganzen Fahrt 24 Knoten leisteten und trotzdem noch in bester Verfassung sind." Inzwischen sind die Schiffe bekanntlich entwaffnet worden. — Die Flucht der russischen Schiffe nach Tsingtau und Schanghai hätte aber um ein Haar internationale Verwicklungen herbeigeführt, wie überhaupt es eine charakteristische Eigenschaft des gegenwärtigen Krieges ist, daß sich der Kriegsschauplatz, der ja im strengsten Sinne neutraler Boden ist, manchmal ganz plötzlich erweitert, und daß gelegentlich dort neue Reibungsflächen entstehen, wo sie niemand vermutet, so daß leicht neutrale Mächte Gefahr laufen, in den Kampf hineingezogen zu werden. Ein ähnlicher Fall lag vor, als der russische Hilfskreuzer „Lena" in havariertem Zustand San Francisco anlief. Das russische Schiff beanspruchte, dort bleiben zu können, bis es seine Reparaturen beendet hätte, um dann natürlich den jetzt in lebhaftem Schwunge begriffenen Waffen- und Munitionstransport von und über Amerika nach Japan auf das empfindlichste zu stören. Aber Onkel Sam machte kurzen Prozeß, und die „Lena" mußte die Flagge niederholen. Unser Bild zeigt klar die Art und Weise, wie derartige Schiffe armiert werden. Es werden einfach ein paar leichtere Kanonen — mit oder ohne Panzerschilder — auf Deck postiert. — Die wichtigste Nachricht aus der letzten Zeit des Krieges betrifft die Bildung einer zweiten russischen Mandschureiarmee, zu deren Kommandeur der bisherige Generalkommandant des Wilnaer Militärbezirks, Generaladjutant und General der Infanterie Grippenberg, ernannt wurde.



Wie die Russen ihre Hilfskreuzer armieren: Schnellfeuergeschütz auf der jetzt in San Francisco entwaffneten „Lena"

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe II

Von **Ed. Petsch-Manskopf** in Frankfurt a. M.
(Neu)

Schwarz (6 Steine)



a b c d e f g h

Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I

(mit schwarzem Tb6)

W. 1. Te3—g3
S. 1. Ke5—f4
W. 2. Tg3—f3†
S. 2. Kf4×g5
Falls nach g4, so
3. Td4×e4† Kg4×g5
4. Le3—d2 matt.
W. 3. Le3—d2†
S. 3. Kg5-g4, e4-e3
W. 4. Td4×e4, Ld2 ×e3 matt.

A.
S. 1. e4—e3
W. 2. Tg3—f3
S. 2. beliebig
W. 3. Td4—d3†
S. 3. Ke5—e4
W. 4. Td3(×)e3matt.

B.
S. 1. beliebig and.
W. 2. Td4—d5††
S. 2. Ke5—f4
W. 3. Le3—e5†
S. 3. Kf4—f5
W. 4. Le5—d6 matt.

Kombinationsrätsel

Ich bin ein Ding, den Frauen unentbehrlich,
Ihr eignes Werk zumeist in früh'rer Zeit;
Zu missen mich ist nicht ganz ungefährlich
Und zeugt fast stets von größter Dürftigkeit.

Streich meinen Anlaut, und in Spielerhänden
Halt' ich das Glück mit einer Karte fest —
Köpfst du mich jetzt, muß ich als Torso enden,
Nach solcher Tat der herkömmliche Rest.

Doch magst du leicht aufs neue mich beleben,
Fügst du im Tausch ein andres Zeichen ein;
Dann suche mich, wo Irrlichtzauber weben,
Wo Binsen rauschen und die Unken schrein.

Wo Wasserjungfern überm Röhricht tanzen —
Nun noch ein t dazu — und ich zeig' trist,
Als dürftig Ueberbleibsel eines Ganzen,
Wie alles Irdische vergänglich ist. L. J.

Anagramm

Der unheimlichen Gottheit Zaubermacht
Hat ängstlichen Gemütern wohl der Nacht
Friedliche Ruhe ehmals oft geraubt,
Wird Wunderbares doch so gern geglaubt.

Vertausch das Haupt und stell zu neuem Sinn
Die Lettern nun in andrer Ordnung hin!
Dann sprüht's empor mit hellem Feuerschein,
Ein leuchtend, aber schnell verlöschend Sein. M. Sch.

Dreisilbige Scharade

Verächtlich fast noch mehr als nichtig
Ist Signatur fürs erste Paar,
Ob auch vielleicht dem einen wichtig,
Was andern allen Wertes bar.

Die dritte einen Halt soll bieten
Und mancher bricht sie doch so leicht!
Dann mag er sich nur selber hüten,
Daß er vom rechten Pfad nicht weicht.

Weh jenen, denen schweres Dulden
Das Ganze drückte in die Hand,
Und dreimal wehe, wenn Verschulden
Das eigne, sie ihm zugewandt! M. Sch.

Wechselrätsel

Schon mehrfach, in verschiednen Landen,
Der hohen Würde sich verbanden
Bedeutende Persönlichkeiten,
Doch uns wird sie für alle Zeiten
An jenen Großen, Einzgen mahnen
Und seine stolzen Ruhmesbahnen.

Entfern den Schluß, und nur ein Zeichen
Laß einen andern Platz erreichen,
Dann bist du an geweihtem Orte,
Von dem aus oft beredte Worte
Der Hörer Seele tief bewegen,
Den Keim zu vielem Guten legen.

Nun nimm das Haupt und an die Stelle
Den Fuß setz auf des Rätsels Schwelle,
So wird sich eine Waffe zeigen,
Die frühern Kämpfern schon zu eigen,
Doch auch in den modernen Heeren
Wird sie gehalten noch in Ehren. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Wortspielrätsels: Leidenschaft nur Leiden schafft.

Des Anagramms: Carneol — Arcole.

Der Dechiffrieraufgabe „Stickmuster": Ausgangspunkt ist das D, unter dem O, L und N stehen. Verbindet man von diesem aus stets rechts herum und von außen nach innen zunächst die Buchstaben, die den dunkeln, sodann diejenigen, die den halbdunkeln, und zuletzt die, die den hellen Feldern des Musters entsprechen, so erhält man:

Da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen.
Denn solange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Aehnlich oder gleich gestalten.

(Fr. W. Weber, Dreizehnlinden XVII, 3.)

Des Homonyms: Ausgegangen.



Unangenehmer Nachgeschmack

„Was macht denn der große Häuptling für ein grimmiges Gesicht?"

„Ja, der hat vor ein paar Tagen einen Automobilisten verspeist, und nun wird er den abscheulichen Benzingeschmack im Munde nicht mehr los."

Briefmappe

O. H. in Magdeburg. Eine „Schule für Formkunst“, die als Ziel freies Erfinden in Farbe und Form anstrebt, hat Architekt August Endell (Berlin W. 16, Fasanenstraße 63/64) ins Leben gerufen, an den Sie sich wegen des ausführlichen Programms und der Eintrittsbedingungen direkt wenden wollen.

Frau Ruth H. in B. Wir machen Sie besonders aufmerksam auf die von dem Deutsch Evangelischen Frauenbund begründete „Zentrale der Stellenvermittlung“, die, verschiedene Berufsarten umfassend, Frauen und Mädchen der gebildeten Stände ihre Fürsorge widmet. (Adresse: Waldhausen-Hannover, Brandestraße 7. I. Vorsitzende: Fräulein v. Reden.) Durch die Benutzung und Unterstützung dieser Vermittlungen und Auskunftsstellen, die einen wesentlichen Beitrag zu der sozialen Reform bedeuten, kann am besten dem Unwesen der zweifelhaften Agenturen und den Gefahren, die aus ihrer Benutzung erwachsen, entgegengearbeitet werden.

Frau O. v. H. in Chemnitz. Die Kunstanstalt C. A. Starke, Königl. Hoflief., in Görlitz bringt eine interessante Serie von Genealogischen Ansichtspostkarten in den Handel, auf die wir Sie aufmerksam machen. Die Entwürfe rühren von dem bekannten Abstammungsforscher Dr. Stephan Kekule von Stradonitz in Groß-Lichterfelde, die Zeichnungen von dem Wappenkünstler Professor Ad. M. Hildebrandt in Berlin her. Die ersten sechs Karten lassen in Gestalt einer mit Lorbeerzweigen gezierten Stammtafel je die preußischen Könige und Deutschen Kaiser, die Könige von Bayern, von Sachsen, von Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen mit den Jahren ihrer Regierung und für jede einzelne Karte die Verwandtschaft, in der die einzelnen Herrscher des betreffenden Hauses untereinander standen, erkennen. Die siebente Karte ist in gleicher Weise den Königen der Belgier gewidmet; eine achte Postkarte enthält die Reihe der Päpste, die seit dem 18. Jahrhundert regierten.

H. T. in Genua. Allerdings hat der Bau der australischen Eisenbahnlinie von Port-Darwin nach Adelaide bereits begonnen, wie weit aber die Arbeiten seither gefördert wurden, können wir nicht angeben. Ihre Gesamtlänge wird rund 2000 englische Meilen (3200 Kilometer) betragen. Sie wird auf viele Hunderte von Meilen durch bisher nur wenigen Forschern bekannt gewordene Strecken führen. Man glaubt, daß die großen neu erschlossenen Strecken nicht nur mineralische Schätze bergen, sondern auch neue Distrikte für die Viehzucht bieten. Von beiden Endpunkten her ist die Gesamtstrecke schon fast zu zwei Fünfteln fertiggestellt. Es bleiben ungefähr noch 1200 Meilen übrig. Die Züge dürfen keine geringere Geschwindigkeit als 20 Meilen per Stunde erhalten.

Frau Ottilie G. in Hamm. „Kreutzer-Sonate“ heißt Beethovens Sonate für Violine und Klavier op. 47 (A-dur), weil sie dem ausgezeichneten französischen Geiger Rodolphe Kreutzer (1766—1831) gewidmet ist.

Alexander G. in München. Wir müssen bestens danken, da unser Vorrat noch ziemlich groß ist.





Frl. Adele Sch. in Aachen. Die Bezeichnung Silhouette für die bekannten schwarzen Schattenbilder rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouet her, der von 1709 bis 1767 lebte. Um 1767 herum wurden die Schattenbilder in Paris Mode, und der Volkswitz bezeichnete sie mit à la Silhouette, weil sie schwarz wie die Seele des Finanzministers und leer wie der Staatsschatz waren.

E. A. in Kaiserslautern (Pfalz). Um alle die in Ihrer Zuschrift an uns gerichteten Fragen angemessen zu beantworten, würde der uns hier zu Gebote stehende Raum bei weitem nicht ausreichen. Wir können auch nicht die Verantwortung übernehmen, die wir mit der Ihrem Wunsche gemäß zu treffenden Entscheidung auf uns laden würden. Am besten ist wohl die Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin, in der Lage, Ihnen zuverlässigen Rat erteilen zu können, weshalb wir Ihnen empfehlen, sich dorthin zu wenden.

Alir v. P. in Wien. Ihre „Waldkapelle“:

„Kennst du die heilig traute Stelle,
Von Tannendunkel rings umhüllt,
Die kleine, alte Waldkapelle,
Wo eine Quell' vom Felsen spült?“

möge lieber im verschwiegenen Tannendunkel bleiben. Sie kann das Licht der Oeffentlichkeit und eine kritische Beleuchtung entschieden nicht vertragen.

Handschriften-Beurteilung

R. G. in B. Die Schrift Ihres Sohnes ist, wie ich nachträglich entdeckte, schon mit der letzten Serie erledigt worden und wird, bis Ihre eigne veröffentlicht wird, auch von Ihnen unter unsern Handschriften-Beurteilungen „entdeckt“ worden sein. — Im übrigen möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß diese Veröffentlichungen selbst bei der promptesten Erledigung unmöglich in weniger als vier Wochen geschehen können. Da müssen Sie sich dann schon auf privatem Weg an L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz, Schweiz, wenden. — Sie sind sehr gebildet und geistig gewandt und selbständig, haben einen klaren Kopf, große Intelligenz und logisch geschultes Denken. In der Ausdrucksweise sind Sie etwas knapp, aber treffend, darin wie in allen andern Gebieten vermeiden Sie gern alles Unnötige. Sie sind etwas empfindlich, leicht verletzt und dann kühl abweisend. Ihr Wille ist despotisch und bestimmt.

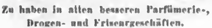
Elsa W—r, Pozsony. Sie legen viel Wert auf Aeußeres, Eleganz und Repräsentanz, ohne dabei selbst große Grazie zu besitzen. Sie sind sogar in mancher Beziehung schwerfällig und in der Bildung und inneren Entwicklung etwas einseitig oder unfertig. Im Auftreten sind Sie sicher und bestimmt, oft recht abweisend und wenig liebenswürdig. Sie sind an große Verhältnisse gewöhnt und brauchen gern leidlich. Sie schließen sich nicht rasch an, sind aber treu und ausdauernd in Ihren Gefühlen.

D. H., Pozsony. Möchte sich der Naturanlage nach rückhaltlos dem Impuls und dem lebhaften Empfinden hingeben, ist aber durch ernste Erfahrungen vorsichtiger geworden und hat die Neigung, alles schwer zu nehmen. Ist auch oft recht gedrückt in der Stimmung. Sehr empfindungsfähig, entgegenkommend und umgänglich. Innerlicher als „Elsa“.

M. W., Pozsony. Ziemlich sensibel, tritt aber schwer aus sich heraus und beschränkt sich gern auf das Notwendigste. Er macht nicht viel Worte über seine Gefühle und Gedanken, ist aber geistig lebhaft und rege. Weniger geistreich-originell als praktisch und gewandt in der Kombination und Verwertung von bereits Vorhandenem. Hat auch Scharfblick und ein klares Urteil.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart











Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.





Ein Blick auf den Turm St. Jacques in Paris

Nach dem Gemälde von C. Brancaccio (Paris)

Die Clari-Marie

Roman

von

Ernst Zahn

(Schluß)

XVIII

Es schneite noch einmal! Schon war es gewesen, als sollte Frühling werden. Sonne und Föhn hatten mit emsigen Besen den Winterwirrwarr von den Lehnen geräumt, und auf einmal kam der graue Machthaber zurück. Im Nordwind brauste sein Lachen, die Nebelverhänge riß er über den Himmel, und über Berge und Matten und Dorf warf er die weißen, lastenden Schneedecken.

Als es zu schneien aufhörte, begann ein sonderbares Leben in den Lüften ob dem Isengrund; die Nebel wanderten, lautlos, langsam, wie ineinander quellende Rauchschwaden. Jetzt stand ein schwarzer Felsturm inmitten der schwebenden Schleier, düster, dräuend wie ein gewappneter Riese im Qualm der Schlacht. Dann kam es aufs neue gefahren, langsam und weiß und erstickend, langte mit Armen an ihm hinauf und griff mit Armen ihm über die breite Brust und löschte ihn aus, als ob er nie gewesen wäre. Eine Schneezinne leuchtete, fahl, hoch über den Schwaden. Auch die versank. Es war eine langsame Unruhe ob dem Isengrund, ein Kriegen und Siegen, und weil es so still war, war es so groß.

Auf einmal fuhr blitzend und strahlend eine goldene Lanze in die Wolken. Nun glänzte der Fels, wenn er aus den Nebeln tauchte, und die Schneezinne glühte, und wo vor dem Himmel ein Schleier zerriß, funkelte das Blau. Die Sonne kam.

Die Sonne war schon auf den Gassen von Isengrund mächtig, als, fast aus allen Hütten strömend, das Volk im Feiertagsgewand vor dem „Löwen" sich sammelte. Der Neuschnee schmolz; denen, die auf den Straßen daherkamen, hing er wässerig und in großen Klumpen am schweren Schuhwerk, und wo sie gegangen waren, war ein brauner, kotiger Schuhabdruck zu sehen, lag die Straße bar.

Die Schar am „Löwen" stand da, als gelte es ein Begräbnis, kein lautes Wort ging unter ihr. Die vom Rat hatten sich auf einen Klumpen versammelt, sie unterhielten sich in abgebrochenen Sätzen; anderorts tuschelten ein paar Weiber. Der Pfarrherr stand allein dort, wo die Straße dorfauswärts bog, und stocherte mit dem schweren Schirm im Schnee. Zuweilen fuhren ein paar Köpfe nach der Richtung hin, wo der Rothornweg in die Hauptgasse einmündete.

„Kommt sie noch nicht?" murmelte ein Bauer.

„Sie kommt lange nicht," ließ sich ein andrer vernehmen, stopfte die Hände fester in die Hosentaschen und wiegte die schwere Gestalt in langsamer Ungeduld hin und her.

Da bog die Clari-Marie um die Ecke am Rothornweg. Bewegung kam in die Schar. Der Pfarrer setzte den Schirm ein und hob an, dorfaus zu schreiten. Die vom Rat machten sich auf. Langsam wendete sich ein Mann nach dem andern, ein Weib ums andre. In Knäueln und einzeln, eine lange Linie zogen sie dorfaus. Die Männer trugen die rauhen Filzhüte, dunkle Kopftücher die Weiber. Die Clari-Marie schritt anfänglich unter den letzten, sie sprach mit keinem groß, ein „Tag" nahm sie ein, ein „Tag" gab sie aus, je nachdem sie an einen oder eine kam, die sie noch nicht gesehen hatte. Und unwillkürlich ließen alle sie vorbeigehen, so daß immer mehr von der Schar hinter ihr zurückfielen, als gehöre sie an die Spitze. Der kleine Haufe derer vom Rat, die mit dem Pfarrer ganz vorn gingen, nahm sie zuletzt auf. Unter denen schritt sie wegabwärts, breit, mit fast plumpem und doch mühelosem Gang. Es war ein seltsames Bild, wie die einzelne Frau inmitten der Männer schritt. Sie umgaben sie wie eine Wache; keiner dachte daran, in einer besonderen Ordnung zu gehen, aber jeder wollte hören, was die Clari-Marie sagte, und in einzelnen kurzen Sätzen ging im Abwärtsschreiten eine Unterhaltung zwischen ihr und ihnen. Sie trug ihr schwarzes Gewand, am Arm hing ihr das schwarze gestrickte Tuch. Der Scheitel war frei, und das Haar schien silberig in der Sonne; über die Clari-Marie kam allgemach ein Schnee, den kein Föhn mehr vertreibt. Der breite Rücken wölbte sich mehr denn früher, es zog etwas den Oberkörper leise vornüber. Aber jetzt, während sie Wort für Wort kurz, scharf herausstieß, wenn sie dem und jenem Bescheid gab, fuhr ihr Kopf manchmal in die Höhe, dann leuchtete die gelbweiße Stirn und der Blick der grauen Augen blinkte.

Langsam, mit hängenden Köpfen zogen sie wegab, das Gewicht des Körpers ruckweise von einem Bein aufs andre werfend. Dasselbe zähtrotzige Schreiten wie immer! Der Schnee spritzte auf, wo sie die ungelenken Füße hinstellten.

An der Lände unten lagen große Nauen. Die Schiffsleute traten aus dem Wirtshaus, als die vom Isengrund ankamen. „Wohl, wohl, heute erleidet's die Fahrt," meinte einer.

„Gerade eine Arbeit, das ganze Volk hinüber zu bringen," murrte ein andrer.

Dann traten sie an die Ruder, je zwei für jeden Nauen. Und wieder traf es sich, daß die vom Rat und die am meisten galten im Isengrund mit der Clari-Marie im Nauen standen, so daß sie das einzige Weib unter den Männern blieb. Sie achtete nicht darauf, setzte sich und sprach, während sie absuhren und die einstündige Fahrt hindurch wenig mehr, als die Männer mit Fragen ihr abzwangen. Am Seedorfer Ufer stiegen sie aus, gingen ins Dorf und fanden zwei Leiterwagen an einem der Wirtshäuser schon eingespannt warten. Die vom Rat hatten gesorgt, daß die Fahrt zum Gericht nichts unterbrach. Auf den Wagen fuhren sie Altstadt zu. Die Wagen schlugen und holperten; es rüttelte die Bauern, und keiner sah just vornehm aus; aber als sie in Altstadt durch die Hauptstraße nach dem Gerichtsgebäude fuhren, hingen doch viele Blicke an dem schweren, ungelenken Weibe, das inmitten der Männer saß. „Das ist die vom Isengrund," zischelte es in den Straßen, „die, die so viel weiß, die Clari-Marie."

Das Gerichtsgebäude stand auf einem freien Platz, ein alter, fester Bau; seit Jahrhunderten entschieden sie darinnen über Recht und Unrecht. Als die vom Isengrund das düstere Haus zu Gesicht bekamen, ging eine Bewegung durch die ganze Schar. Es mochte sein, daß einer und der andre ein „Jetzt sind wir da" sagte, doch war es wieder, als spräche keiner und ginge es nur wie ein Aechzen von einem zum andern. Sie kletterten langsam und unbeholfen von den Wagen, zögerten, schnitten verlegene, fast ängstliche Gesichter und schauten die große offene Tür an. Nur die Clari-Marie, als sie ihr vom Wagen geholfen hatten, sah sich nicht um, wartete nicht, sondern ging durch die Tür hinein. Ihr zur Seite hielt sich der Jakob Jacki, der Führer, der Aufrechte, der nicht menschenscheu war wie die andern. Er wandte das knochige Gesicht mit den scharfen blauen Augen nach den andern um. „Nun — kommt," winkte er, da schnaufsten einer und der andre und Männer und Weiber drückten sich gemächlich, schwerfällig durch die Tür.

Eine Weile später saßen sie im kahlen Zeugenzimmer, auf den Bänken, die längs den Wänden liefen. Von dort wurden sie einzeln, manchmal zu mehreren in den Gerichtssaal gerufen. Dieser Saal hatte mit dunkel gebeiztem Täfelwerk verkleidete Wände. Durch große Fenster leuchtete die Sonne hell, die über dem Isengrund aufgegangen war, als die Dörfler dort weggezogen. Aber zu beiden Seiten jedes Fensters hingen schwere grüne Vorhänge herab, die die Helle dämpften; so war ein trübes Licht im Saale, und weil die Richter und Geschworenen, die hinter in Hufeisenform stehenden Tischen saßen, kaum je untereinander halblaut ein paar Worte wechselten, nur einer von ihnen auf einmal sprach, bedrängte den Eintretenden eine lastende Feierlichkeit, die sich einte mit dem gedämpften Licht und eine trübe, schwere Stimmung erzeugte.

Auf einer Bank, einen Landjäger zur Rechten, einen zur Linken, saßen der Furrer vom Rottal und sein Weib, karg, arm, mit hageren und bleichen Gesichtern wie immer. Die Bäuerin hatte schmale Lippen und einen gehässigen Zug um den Mund; der Bauer schoß Blitze aus den scheuen tiefliegenden Augen.

Einer der Beamten ging hinüber ins Zeugenzimmer und sah sich hochnäsig um. „Seid ihr alle da?" fragte er und tat, als zählte er.

Die vom Isengrund hockten, als ob sie keine Mäuler hätten.

„Habt ihr euch nach Unterkunft umgesehen?" fragte der Beamte wieder und im selben halb verächtlichen Ton, „vor vier Tagen sind die Verhandlungen nicht zu Ende."

Wieder hockten sie alle still. Nur Jakob Jacki sah den Altstädter mit einem Blick an, der diesen sonderbar unsicher machte. „Wir werden schon unterkommen, wenn's nötig ist," sagte jener.

„Kaib," knurrte ein junger Bauer, als der Beamte sich entfernte. Dann sahen sie einander an. Vier Tage? „Gott verflucht," schimpfte einer. Der Fluch sprang von Mund zu Mund.

Da kam ein Waibel und rief die Clari-Marie auf, — die zuerst! Sie legte ihr Tuch weg und legte die Arme übereinander; in der einen Bewegung lag eine sonderbare Kraft, es war wie ein Sichwappnen; die schwere plumpe Gestalt war wie aus einem Guß.

Die vom Isengrund saßen von da an Stunden und Stunden auf ihren Bänken. Die Clari-Marie kam nicht zurück. Sie behielten sie den ganzen Nachmittag im Saal, sie allein. Endlich, als es Abend wurde, kam sie heraus, neben ihr ging ein schwarzgekleideter Mann. „Ein Fürsprecher," erklärte der Jakob Jacki den Dörflern, die sich unter die Tür des Zeugenzimmers drängten.

Jetzt sahen sie wie drüben der Rottalbauer und sein Weib weggeführt wurden. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. „Wir können gehen," sagte Jacki.

Sie machten sich langsam über die Treppe hinunter, alle Augenblicke sah sich einer nach der Clari-Marie um, die mit dem Fürsprecher noch immer oben in dem langen Flur stand. Die Richter und Geschworenen traten aus dem Saal. Auch sie betrachteten die Truttmannin. Hie und da warf einer dem andern ein Wort hin. In ihren Blicken war etwas wie Staunen. „Das ist eine wie Stein," sagte ein grauhaariger Mann von ihr.

Der Präsident des Gerichts trat zu ihr und mischte sich in die Unterhaltung, die sie mit dem Fürsprecher führte.

„Ihr seid immer im Isengrund gewesen, Frau?" fragte er sie und rückte den Hut dabei, als ob er zu einer Stadtdame rede.

„Immer," gab sie zurück. Was weiter gesprochen wurde, verstanden die Bauern nicht. Aber am Abend, als die Clari-Marie nicht zur Stelle war, erzählten sie sich: Von den Waibeln hätten sie es, wie sie geredet hätte, die Clari-Marie! Nicht wie ein Advokat, dem das Maul läuft wie geschmiert! Wort für Wort nur, wie abgehackt, aber Wort für Wort wie ein Block, daß was sie sagte, jedem sichtbar und fest und deutlich war und was sie sagte, schwer und gewichtig war, wie nur Wahrheit ist! Augen und Ohren hätten sie aufgetan, die Herren vom Gericht!

Am nächsten Tage nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang und dauerten diesen und zwei weitere, wie denen im Isengrund vorausgesagt worden war. Sie wurden alle aufgerufen. Keiner wußte nachher viel Neues. Der Werner Jacki, des Bergführers Bub, nur kam mit hochrotem Gesicht ins Zeugenzimmer gelaufen. „Wenn das nicht ein Lügner ist, der Furrer," erzählte er erregt, „kein Gewehr, sagt er aus, hat er in seinem Leben besessen. Und ich bin ihm selber begegnet im Rotwald, daß er ein Gewehr in der Hand gehabt hat!"

Die Gesichter der Bauern belebten sich. „Ist es wahr, weißt es sicher, daß er ein Gewehr getragen hat?" fragte einer den Werner.

„Einen Eid will ich tun," sagte der. Dann sann er einen Augenblick nach, und brach plötzlich los: „Jetzt glaube ich dann selber, der weiß etwas von dem Mord!"

Da hob die Clari-Marie das Gesicht. Sie hatte sich mit einem vom Rat unterhalten, mit dem sie zusammen in einer Ecke des Zimmers saß. „Besinn dich, was du redest, Bub," sagte sie halblaut, sah sich unter den Gemeindegenossen um und fuhr mit derselben stillen und doch scharfen Stimme fort: „Ich meine bei uns oben ist noch mancher, der den Gerichtsherren da unten nicht gern erzählt, daß er ein Gewehr hat, mit dem er heimlich an den Bannbergen auf Gemsen geht."

Einige nickten kurz und heimlich Beifall; mit dem einen Wort hatte die Clari-Marie einen Verdacht gegen den Furrer, der in ihnen hatte aufsteigen wollen, erschlagen. Nur der Werner, der heißblütig war und ein loses Maul hatte, brachte die eigne Zunge nicht zur Ruhe; jedem, der hören wollte, erzählte er: „Spaßig ist es beim Eid, warum er kein Gewehr haben will, der Furrer, wenn er eines hat."

Am letzten Tage, kurz bevor die Geschworenen zum Urteilsspruch sich zurückzogen, wurde noch der alte Rapp-Töni vorgefordert, ein schneeweißes Männlein, der die Last der Jahre auf krummem Rücken trug, aus entzündeten Augen schaute und ängstlich und verlegen vor den hohen Herren im Saale stand. Sie fragten ihn, und er stand Rede, aber er hörte schwer und sprach allerlei krauses Zeug, weil er die Fragen nicht recht verstand. Da hießen sie ihn abtreten. Er hörte aber auch nicht, daß er entlassen sei, drehte vielmehr den Filz in der Hand, der fast so alt und schäbig war wie er selber, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Ja losed, Herren, mag es nun sein, daß dem Scharfegghüttler ein Leid angetan worden ist, nützen tut es nichts, daß ihr da noch lange sitzt, auskommen würde es doch nie, wer es gewesen ist."

Die vom Gericht horchten nur noch halb hin. Einer fragte aber doch den Alten, was er damit sagen wolle.

„Was er damit sagen wolle," schrie dem Schwerhörigen ein Waibel ins Ohr.

Da wackelte der Töni wieder mit dem Kopf und tuschelte. „Ja — ja — ihr mögt es glauben oder nicht, Herren —, er hat auf der Brust gelegen der Wipfli, wie sie ihn gefunden haben, das Gesicht der Erde zugedreht und der Hut war ihm unter die Brust gelegt. Das haben die Alten schon immer gewußt, daß der Mörder nie entdeckt wird, wenn sie einen Erschlagenen so finden."

Die vom Gericht lachten heimlich über den Alten, der Präsident ließ ihn abführen. Dann ließen sie die Clari-Marie noch einmal rufen, nur auf kurze Zeit. Sie kam aus dem Saale und zu den andern hinüber mit einem Gesicht, das fast starr war; sie hatte auch weiße Lippen; es war das erstemal, daß die vom Isengrund die Frau wie in Angst sahen. „Jetzt gehen sie beraten, die Geschwornen," sagte sie mit gepreßter Stimme.

Dann saßen die Isengrunder eine Stunde lang und länger. Keiner sprach ein Wort; es war als hinge ein Gewitter über allen. Im ganzen Gerichtshaus war dieselbe dumpfe Stille, die nur dann und wann der kurze, hallende Laut von Schritten brach, wenn jemand über die Steinfliesen der Korridore ging. Endlich, als es im Zeugenzimmer schon dämmerte, ging drüben im Gerichtssaal ein Geräusch und begann dort ein Leben, wie es alle die Zeit nicht gewesen war. Eine kurze Weile verging. Dann öffnete sich die Tür und der Furrer und sein Weib traten zuerst heraus, frei, die Landjäger schritten ihnen nicht mehr zu seiten.

Die Bauern und ihre Weiber im Zeugenzimmer standen unter der Tür. Zuvorderst hatte die Clari-Marie ihren Platz, und der Pfarrherr hatte sich neben sie gedrängt.

Der Furrer sah sie alle an mit einem stechenden Blick, er stand bolzgerade und trug den Kopf hoch. „So —" sagte er, „jetzt ist es gegangen, wie es hat gehen müssen."

Der Trini, der Furrerin, liefen die Tränen über die hageren Backen herab.

Da wußten die andern, daß sie freigesprochen waren. Eine Bewegung ging durch die Reihen. Die Clari-Marie trat zum Furrer und reichte ihm die Hand. „Gott sei Dank, Schwager,“ sagte sie. Auch die Hand der Schwester nahm sie; die flennte stärker dabei. Dann kamen die Isengrunder näher und wünschten den Furrerischen Glück. Der Werner Jacki allein drückte sich beiseite, murmelte etwas und war der erste, der nachher den Ausgang aus dem Gerichtsgebäude suchte.

Die Bauern blieben nicht am Ort, obgleich es bald nachtete. Mit dem Furrer und seinem Weibe inmitten machten sie sich auf den Heimweg. Nur Jaun, der Doktor, der nicht mit ihnen gekommen und alle die Tage her im Saal neben den Richtern gesessen hatte, stieg auch erst nachfolgenden Tags wieder zum Isengrund hinauf.

Die Schar der Heimkehrenden kam auf die Isengrunder Höhe, als es tiefe Nacht war. Es war ein schweigsamer Zug, sie waren müde, und irgendwie kam die Freude nicht auf, die sonst wohl eine ganze Dorfbevölkerung faßt, wenn ein Unschuldiger freigesprochen wird. Die Clari-Marie ging jetzt an der Spitze der Schar. Der Furrer und sein Weib und der Pfarrherr kamen nur wenig hinter ihr. Am Himmel standen die Sterne, wenige nur, weite schwarzblaue Tiefen lagen zwischen ihnen, von den südlichen Bergen herüber strich ein kühler Föhn.

Jetzt stand die Kirche da, ein großer Schatten, in dem plötzlich ein Lichtpunkt glühte; durch die Fenster schien das ewige Lichtflämmlein den Heimkehrenden entgegen. Schweigend zogen sie ihren Weg. Schweigend wandte sich die Clari-Marie an der Kirche vom Weg ab und der Gotteshaustüre zu. Just so, wortlos und als wäre es lange verabredet gewesen, folgten ihr alle. Nur der junge, starke Mensch, der Werner, mit seinem mädchenglatten Gesicht und seinem in die Nacht leuchtenden Blondhaar verhielt den Schritt. „Geht Ihr auch, Vater?“ fragte er den Jacki, der unter den letzten sich nach der Kirche gewendet hatte.

„Komm,“ sagte dieser, mit einer Bewegung des Kopfes winkend. Dann verschwand auch er in der Türe. Der Junge aber drehte sich ab. „Beim Eid nicht,“ murmelte er in sich hinein und ging dem Dorfe zu.

Jakob Jacki hatte sich in der Kirche hinten an der Tür aufgestellt. Die eifrigen Isengrunder lagen vorn in den Bänken in den Knien. Der Pfarrherr aber mit der Clari-Marie und der Furrerin kniete dicht vor dem Altar. Der Pfarrer betete vor, das Ave Maria und den englischen Gruß, einmal, zweimal, immer wieder — laut — leiernd. Nur die Stimme der Clari-Marie hallte metallen und in feierlichem Ernst. Der Jacki stand hinten an der Tür und hatte die Arme verschränkt. Was war ihn angekommen, den Bub, den Werner? Was kam ihn selber an, daß er hinten an der Tür blieb und um keinen Preis mit den andern das Knie gebogen hätte? Irgendwie schien ihm etwas nicht recht, irgendwie erzürnte er sich heimlich über das Beten und den Pfarrherrn und die Clari-Marie, über alles, was die letzten Tage gegangen war — und — über den Freispruch derer vom Rottal.

Der schwere, knochige, gerade Mensch stand; die blauen Augen leuchteten zornig unter den eckigen Brauen, plötzlich wiegte er den Kopf, drehte sich um und ging hinaus seinem Buben nach.

XIX

Wochen gingen über den Freispruch der Furrerschen hin. Das Gras war grün geworden und das Gras war gewachsen. Das Gras war auch über den Tod des Scharfegghüttlers gewachsen. Oben im Rottal lebten der Furrer und sein Weib. Sie waren nie viel unten im Dorf gewesen, hatten nie viel Freundschaft mit den Heimgenossen gepflogen, so ließ sich auch nicht bemerken, daß weniger Freundschaft zwischen ihnen und denen vom Dorfe sei. Jeden Sonntag kamen sie zur Kirche, zweimal meistens, vor- und nachmittags, an Frömmigkeit war ihnen niemand über. Das war alles schön und gut. Die Clari-Marie äußerte zur Cille dieser Tage: „Das freut mich immer an ihnen, am Schwager und an der Schwester, daß sie so rechtschaffen fromm sind.“

Mit den wachsenden Tagen, der wachsenden Sonne, dem wachsenden Gras wuchs auch das Leben im Gasthaus zu Isengrund. Der Huber, der Löwenwirt, machte ein Gesicht wie der lachende Frühling selber. „Es geht gut,“ erzählte er händereibend jedem, der es hören wollte. „Anmeldungen sind eine Menge da, es wird eine Masse Volk heraufkommen diesen Sommer.“ An der Straße ließ er nicht weiter arbeiten just, er hatte Launen und warf Pläne um, um immer neue zu fassen. „Die Straße soll im Herbst dran kommen,“ gab er aus, ließ inzwischen alle Taglöhner, deren er habhaft werden konnte, an Gartenanlagen arbeiten, die er hinter seinem Hause von der Lehne an bis an den Wald hinauf führte.

„Jetzt müßt Ihr umziehen, Herr Doktor,“ mahnte er zwei Wochen später den Jaun; „es wird nicht mehr lange dauern, so werde ich alle meine Stuben brauchen.“

Der Jaun hatte sich umgesehen; ein paar Häuser weiter ins Dorf hinein hatte er ein paar Stuben gemietet und wußte, daß eine bereit war, ihm haushalten zu helfen. Er konnte nicht mehr zu ihr hinüber, es ihr anzusagen; denn er betrat das Zieglerhaus nicht mehr. So konnte er die Cille nicht rufen, aber er wußte, daß sie sonst kommen würde. Eines Montags ließ er seine Kisten nach der neuen Behausung schaffen, einer zweistöckigen Hütte. Ein alter Bauer und sein

Weib wohnten unterm Dach, im ersten Stock kroch er unter. Noch am selben Tag wußte es das Dorf, daß der Doktor jetzt bei dem Bauer, dem Walker wohne. Am Abend, als in der Zieglerstube die Lampe an der Decke brannte, kam der Töni, der Geselle, von der Stör nach Hause und erzählte: „Jetzt wohnt er denn nicht mehr im Löwen, der Jaun, der Doktor."

Am Tisch saßen die Clari-Marie, die Cille und die Severina. Die zwei letztern nähten, die Clari-Marie saß über ihrem Geschäftsbuche und rechnete.

„So wohnt er jetzt beim Walker?" fragte die Severina, „sie haben davon geredet im Dorf, daß er dahin ziehen werde." — „Beim Walker wohnt er," gab der Töni Bescheid. Die Clari-Marie hob den Kopf nicht von ihrem Buche, als hätte sie nicht gehört, was die andern sprachen. Die Cille richtete den hageren Oberleib auf, legte die Rechte, die die Nadel hielt, auf den Tisch und staunte einen Augenblick vor sich hin. Sie war scheinbar ganz ruhig, nur um ihren Mund flog ein Zittern, und die Wangen färbten sich langsam, langsam tiefrot. Weil aber die Clari-Marie beharrlich schwieg, schlief auch das Gespräch wieder ein, das auf den Jaun hatte kommen wollen. Dann kam der Hansi vom Taglohn heim; der brachte einen Waldduft in die Stube, und als er nachher mit ihnen am Tisch saß, den die Severina zum Abendbrot deckte, war die Schwüle wie verjagt, die vorher um des Jaun willen zwischen die Frauen gefallen war. Der Hansi war wie das Leben selber lebendig und stark wie die gesundeste Stärke und froh wie der heiterste Frohsinn. Braun war er im Gesicht, und das ehemals ins Blonde spielende Haar war dunkler geworden, so daß die seltsame weiße Strähne völlig von dem übrigen Haar ableuchtete. Er war hoch und schön gewachsen, von breiten Schultern, war in seinem zertragenen blaukattunenen Gewand einer, den der Herrgott mit dem Adel der Bravheit und Gesundheit gefürstet hatte. Selbst im Gesicht der Clari-Marie war etwas wie Weichheit, wenn sie zu ihm oder der Severina sprach; denn die beiden Kinder waren der verschlossenen Frau sonderlich angewachsen.

„Grad Hunger habe ich," sagte der Hansi, als die Severina nachher das Abendbrot auftrug.

„Wollte wissen, wenn du einmal nicht Hunger hättest," lachte die schlanke Severina, und ihr Gesichtlein leuchtete. Dann glänzte ihr in den Augen hurtig ein schalkhaftes Licht auf und sie neckte, als sie, neben den Bruder tretend, die Schüssel auf den Tisch stellte: „Hast Gesellschaft gehabt oben im Wald, du, Hansi?"

Der Bub wurde rot; bis unter das Haar schlug ihm die Blutflamme. „Wollte wissen, wen," sagte er.

„Sie wird wohl in der Nähe gewesen sein, die Claudi," scherzte, sich niederlassend, die Severina. Da lachte der Hansi offen und keck. „Meinst ich gehe nach dem Rothornwald und sehe den Gisler nicht und die Claudi!"

Aber die Clari-Marie hob das Gesicht vom Teller und sah den Bub scharf an. „Die Freundschaft kannst aufstecken, wann du willst," sagte sie.

Der Hansi errötete zum zweitenmal und tiefer, zuckte unwirsch die Schulter, sagte aber nichts mehr, und die Severina, die merkte, daß sie den Bruder in die Klemme gebracht hatte, wetzte das Zünglein und plapperte von anderm. Nachher saßen sie einträchtig über ihrer Mahlzeit. Nur der Cille kam immer wieder der sinnende Ausdruck ins Gesicht, und manchmal war es, als fehle ihr jemand in der Stube oder erwarte sie noch einen.

Die Cille war die letzte, die an diesem Abend in ihre Kammer ging. Immer wieder, wenn sie schon sich zum Gehen gewendet hatte, kam sie unter irgendeinem Vorwand zurück, und als die Severina mit der Clari-Marie in die Nebenstube gegangen war, die sie an Stelle des Ziegler Chrisostomus und seines Weibes gemeinsam innehatten, setzte sie sich noch einmal an den Tisch und nahm ganz in Gedanken die Näharbeit wieder zur Hand. Auch als sie nachher nach ihrer Kammer stieg, suchte sie nicht Ruhe. An ein Packen ging sie, eine Kiste holte sie vom Estrich und legte Kleider hinein; und als die Kiste voll war, setzte sie sich auf eine Stabelle davor. Sie sann, wie sie es der Clari-Marie sagen sollte. Niedergedrückt saß sie da, vornübergebeugt, der Schein der Kerze fiel auf ihr hageres Gesicht und leuchtete in jeden herben Strich, den die Jahre und die Bitterkeit hineingezeichnet hatten. Sie hatte ein schlimmeres Herzweh als sie in ihrem Leben, das nicht leicht gewesen war, je gehabt hatte. Es war nicht leicht, aus den vier Wänden zu gehen, in denen sie dieses ganze Leben gelebt! Scheu war sie geworden, und ihre Scheu paßte in die stillen Stuben des Zieglerhauses, aber nicht hinaus. Nur — mit dem Jaun war ein Teil ihres Selbst fortgezogen; nun ging es nicht anders, als daß sie ihm folgte. Und dann, war er nicht allein der Jaun, der Bub, und brauchte eines, das zu ihm hielt?

Eine Stunde nach Mitternacht legte sich die Cille. Als der Morgen, noch selber kaum wach, durch ihre Fenster sah, erhob sie sich wieder. Sie war immer die erste im Haus; so früh wie heute war sie nie gewesen. Dennoch begann sie unten Stube und Küche aufzuräumen. Als es vollends Tag war, kamen die Männer. Sie nahmen in der Küche ihr Morgenbrot, das die Cille unterdessen bereitet hatte. Dann gingen sie, noch ehe die Clari-Marie aus ihrer Kammer kam, der Hansi ins Holz, der alte Töni nach der Werkstatt hinüber. Als die Cille nachher in die Stube trat, saß die Clari-Marie am Tisch und rechnete wieder in dem Buche, das sie am Abend vorher

in Händen gehabt hatte. Die Cille stellte die heiße Milch auf den Tisch, rückte die Tassen und Brot hinzu.

„Du bist früh gewesen, heute," sagte die Clari-Marie.

Die Severina schlief noch; die stand spät auf, war nicht nur in ihrem Aeußern, sondern auch in ihrer Gesundheit eine feine und müde; die Ziegler-schwestern verhätschelten sie wortlos und unbewußt.

„Früh?" sagte die Cille — „ja, es ist wahr." Sie stand zwischen Tisch und Tür, lang, dürr. Das kohlschwarze Haar streifte fast die Diele, obwohl der Kopf vornübergebeugt war. Ihr Gesicht war aschig, und aus dem fahlen Gesicht sahen die düsteren, schwarzüberbrauten Augen die Clari-Marie von hinten an. „Ich gehe dann fort, Clari-Marie," sagte sie plötzlich.

Die Clari-Marie wendete sich langsam nach ihr um, zog die Brille, die sie zum Schreiben brauchte, von der Nase und fragte: „Was meinst?"

„Fort muß ich heute, zum Jaun muß ich hinüber," sagte die Cille, stand steif an derselben Stelle; nur die langen Arme hob sie und legte sie leicht übereinander.

„Das brauchst doch mir nicht zu sagen," entgegnete die andre herb. „Wirst schon manchmal bei ihm gewesen sein — heimlich."

„Aber — aber — ich bleibe — jetzt bei ihm," stieß die Cille hervor.

Da drehte sich die Schwester noch mehr ihr zu. „Du?" fragte sie. Langsam krampften sich ihre Finger auf ihrem Schoß zusammen und zitterten.

Der Cille lohte jetzt das heiße Rot im eben noch bleichen Gesicht.

Die Clari-Marie beugte sich vor. „Zu dem willst? Zu dem? Weißt auch, was er ist! Das Dorf verrät er, wo er daheim gewesen ist! Mit den Fremden hält er es, selber ein Fremder ist er geworden! Das Gericht hat er ins Dorf gerufen! Das fremde Volk holt er herein, immer mehr, immer mehr! Nie etwas Rechtes hat können werden aus dem, von seinem Vater her nicht! Und jetzt willst dem nachlaufen!"

Die Cille rührte sich nicht.

„Willst?" fragte die Clari-Marie wieder. „Sag noch einmal, ob es dir wirklich Ernst ist."

„Ich muß doch," sagte da die Hagere, „er . . ."

„Cilli — Cilli" — fuhr die Clari-Marie keuchend fort; sie stand auf dabei. „Besinn dich, hinausgehen kannst, zurückkommen kannst nicht mehr."

„Ich weiß schon!"

„Und gehst doch!"

„Ich muß ja, er hat ja niemand, der Bub!"

„Bah, niemand! Im Tal hat er auch niemand gehabt." Die Clari-Marie lachte mißtönend. Dann trat sie dicht an die Schwester heran. „Geh nur, geh," sagte sie außer Atem, „meinst, es reut dich nicht einmal? Haha! Bist doch eine aus dem Isengrund, eine lang Eingesessene und passest nicht zu dem fremden Volk, du mit deiner Scheu-heit, die keinen recht ansehen darf! Meinst, du bekommst nicht Heimweh nach deinem Winkel, wo du immer gesessen bist, du?"

„Wohl, wohl, das weiß ich alles!"

„Und doch gehst?"

Da hob die Cille den Kopf, die Augen standen ihr voll Thränen. „Weil es doch *mein* Bub ist, geh' ich," sagte sie plötzlich. Dann brach ein Schluchzen von ihr, fast wie ein Schrei. Es war, als zerreiße sie eine Kette mit dem Wort, aus ihrem Tiefinnersten brach es herauf. Als sie es gesagt hatte, wußte sie nichts weiter zu sagen. Sie wendete sich nur ab, suchte in den Taschen unbeholfen nach dem Sacktuch, fand es und wischte sich die Augen. So ging sie hinaus.

Die Clari-Marie war auf einmal ganz still. Als die Thür hinter der Cille zufiel, drehte sie sich sinnend dem Tisch zu, setzte sich wieder daran, nahm auch den Bleistift wieder auf, als ob sie rechnen wollte. Aber sie sah über ihr Buch hinaus ins Leere. Es war ihr, als erdbebnete es, — nicht in der Natur —, in ihrem eignen Leben, und sie wußte selber nicht, warum ihr so war. Da ging die Nebenkammertür, die Severina kam herein, nur halb angezogen, mit einem erschreckten Gesicht. „Habt Ihr geschimpft mit ihr," sagte sie zitternd; in ihrem kindlich schmalen Gesicht zuckte es. „Warum seid Ihr immer so streng, Base Clari-Marie!"

In diesem Augenblick wurde auch die Stubentür wieder geöffnet. Die Cille trat ein, zum Weg-gehen gerüstet. „Der Töni wird mir die Kiste hinüberschaffen können?" fragte sie.

„Ja," sagte die Clari-Marie.

„So, ade," sagte die andre, trat heran und reichte der Schwester und dann der Severina, die ganz starr und bleich war, die Hand. „So, ade."

Dann ging sie hinaus.

Die Severina weinte leise. Der Clari-Marie festes bleiches Gesicht war dem Boden zugewendet, mit den klaren Augen starrte sie auf einen Punkt. „Willst nicht auch gehen, du?" fragte sie auf einmal die Severina. Es klang spröd, trocken. Und doch ging es der Severina ins Herz wie ein Stich. Sie kam zu der Truttmannin herüber, legte die nackten Arme ihr um den Hals und schmiegte die heiße Wange an ihre kühle, farb-lose. „Ihr müßt nur nicht so streng sein, Base Clari-Marie, so fürchterlich streng."

Da kamen die glasigen Hände der Clari-Marie zu den ihren herauf und packten und drückten sie, als wollten sie sie festhalten, aber sie sagte kein Wort dazu und sah die Severina nicht an. Gleich darauf stand sie auf. „Jetzt geh dich an-ziehen," sagte sie, „nachher essen wir zusammen."

XX

Nun war es Sommer! Einige der Dörfler im Isengrund machten vergnügte Gesichter. „Was für ein Leben ist jetzt bei uns!" sagten sie. Das

waren die, die von den Fremden Verdienst hatten, kleine Händler, Führer, Träger. Andre hatten finstere Mienen. „Uns selber finden wir nicht mehr zurecht daheim," murrten sie, „jeder zweite Mensch, den man antrifft, ist ein Fremder!" Das waren die, denen der Löwe und seine Gäste nichts eintrugen. Der Löwenwirt lachte mit dem ganzen Gesicht. Seine Stuben waren voll. An allen Hängen kletterten seine Gäste herum, der Jacki und andre Führer hatten kaum einen Tag Ruhe. Nur die Klubbisten von St. Felix stiegen ins Rottal hinauf und nahmen den Kehle-Gisler mit, den „Lätz."

Jaun, der Doktor, hatte Arbeit. Die Fremden, die herkamen, hatten ihn nicht ungern. „Haben Sie den Doktor konsultiert, den Ziegler?" fragte wohl manchmal einer den andern und dann lachten beide Sprechenden. „Ein sonderbarer Mensch, ein unbeholfener, aber einer, der herauf paßt in die Bergeinöde, einer, dem man anmerkt, daß er daraus kommt und darin heimisch ist, und einer, der etwas kann!"

Von den Bauern kam keiner zu dem Jaun, die schwuren noch immer auf die Clari-Marie. Diese ging still ihrer Wege. Wo eine Frau ihre schwere Stunde hatte, war sie zur Hand, und ihre Hilfe war noch dieselbe, den Schwächsten und Verzagtesten Mut einflößende, aber stiller war sie als früher, und in keinem Hause ging sie länger aus und ein, als die Pflicht von ihr forderte. Denn sie hatte eine Art Trauer an sich, ein Gefühl, über das sie sich selber kaum klar war, als — als erdbebnete es in ihrem Leben.

Die Cille war nun schon lange fort. Die Severina lief fleißig hinüber zu ihr; die zwei Schwestern selber sahen sich kaum je. Die Clari-Marie versuchte mit der Viktorine, der Pfarrmagd, wieder Freundschaft zu halten; denn der Pfarrherr zeigte sich eifriger als je und die Viktorine fehlte nie in seiner Predigt; die Clari-Marie aber war lange gewohnt, Menschenwert nach Frömmigkeit zu messen. Eines Tages kam der Töni, der gebrechliche, dem das Tagewerk nicht mehr leicht von Handen ging und für den sie, die Clari-Marie, die schwerste Arbeit selber tun mußte, heim und erzählte: „Habt Ihr's gehört wieder, das vom Pfarrherr von gestern?"

„Was?" fragte die Clari-Marie arglos.

„Nichts gemacht ist ein solches Leben," schalt der Töni, „frei und offen sage ich's, nichts gemacht ist es für einen Pfarrherrn. Beim Truttmann, beim Wirt unten, haben sie ihn in der Straße gefunden! Sein Geburtstag sei gewesen, haben sie erzählt."

Die Clari-Marie fror. Das war der Gottesdiener, von dem sie das sagten!

Der Töni, der mit den Jahren noch geschwätziger und eifriger geworden war, fügte hinzu: „Wie der Herr ist die Magd! Das wissen alle im Dorf."

Die bleiche Frau schüttelte sich; ein Ekel kam sie an. Sie konnte dem Knecht nicht „nein" sagen! Wortlos ging sie aus der Werkstatt in die Stube, aus der Stube in die Kammer. Dort setzte sie sich nieder und legte die Hände in den Schoß. Es erdbebnete in ihrem Leben! Immer mehr wurde es ihr bewußt. Jetzt — jetzt war ihr die Kirche verloren gegangen.

Seit dem Tage sahen die vom Isengrund die nie mehr in der Predigt, die früher die fleißigste gewesen war. Sie wunderten sich und tuschelten, fragten hin und fragten her. Es erriet keiner, daß sie fern blieb, weil in der Kirche ein Unwürdiger zwischen ihr und dem Herrgott stand!

Dafür geschah es, daß sie manchmal am Abend nach der Rottalhütte hinaufstieg. Dort wußte sie den Furrer und sein Weib über der Bibel sitzen. Sie setzte sich zu ihnen und hielt Andacht, glaubte an die Inbrunst, mit der die beiden beteten, und wunderte sich darüber, wie neben dem Laster der beiden, dem Geiz, die fast leidenschaftliche Frömmigkeit Raum hatte.

So glühte der Sommer. Als die Sonnenglut am höchsten gestiegen und im Gasthaus im Isengrund kein freier Platz mehr war, weil so viele aus dem heißen Tal in die freiere, kühlere Bergluft hinaufstrebten, geschah das, was wie ein Blitzschlag aus dem heiteren Himmel fuhr und Fremde und Einheimische aus ihrer Ruhe rüttelte.

Bald nach Tagesanbruch trieb an einem Montag der Geißbub vom Isengrund, ein lebendiges und gesundhirniges Bürschlein, seine Tiere haldan und talein. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher, wer im Isengrund gehorcht hätte, das Jodeln des Buben ferner und ferner, aber immer gleich keck hätte herabklingen hören, kam dieser, im Gesicht weiß wie der Winterschnee, zurückgestoben, warf in der Gasse beide Arme aus, wie ein Verzweifelter und stieß gellende Rufe aus: „Jesses! Jesses!"

Die Weiber schossen aus ihren Türen hervor und auf den Buben ein, aber auch Männer traten herzu, und zwei Engländer, die früh aus den Federn waren, stellten sich mit in die Taschen gesteckten Händen breitspurig in den Kreis, der sich um den Buben bildete, und besahen sich diesen und sein absonderliches Gebaren.

„Was ist? Was hast?" plagten die vom Isengrund den Geißbuben. Eine Ueberneugierige packte ihn am Arm und schüttelte ihn, als könnte sie die Antwort aus ihm herausschütteln. Aber eine ganze Weile brachte er nur ein „Jesses" ums andre über die farblosen Lippen. Endlich, als der Pfarrherr zufällig des Weges kam, seine ganze Würde zusammennahm und den Erregten salbungsvoll zur Ruhe mahnte, zog dieser den Atem an, sah mit erschreckten Augen um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen. „Am Weißbachwald

oben, wo der Weg nach dem Wildgletscher geht — liegt — liegt der Jacki-Werner tot!"

„Jesses!"

Jetzt waren es die Weiber, die kreischten. Die Gesichter verfärbten sich. Nur die beiden Engländer, die nichts verstanden, sogen gleichgültig an ihren kurzen Pfeifen, die ihnen im Munde steckten.

„Er — liegt mit dem Gesicht dem Boden zugekehrt!" stammelte der Bub.

„Und den Hut unter der Brust!" schrie eine Frau auf.

„Und den Hut unter der Brust, wie der Scharfegghüttler gelegen hat," bestätigte der Bub.

Die Weiber ächzten. Ein paar Männer drehten sich wortlos und auf der Stelle. Sie stiegen den Weg hinauf, über den herab der Geißbub gekommen war. Der Pfarrherr, der zitterte und so weiß war, wie sein Chorhemd, wenn die Viktorine es frisch gewaschen hatte, meinte: „Zum alten Jacki muß einer laufen zuerst! Der wird Bescheid wissen. Der würde doch wohl etwas haben verlauten lassen, wenn der Werner über Nacht gefehlt hätte daheim."

Da gaben zwei, drei aus der sich schnell mehrenden Menge Bescheid: „Fort ist der Jakob, der Jacki, schon gestern ist er aus, über den Morgenhorngrat ins Oberland hinüber mit einem Fremden! Heute abend will er zurück sein!"

Dann lief und rannte, was Beine hatte, bergan die einen, den Männern nach, die vorausgestiegen waren, in die Häuser die andern, von Haus zu Haus: „Jesses, und denket, jetzt ist der Jacki-Werner auch erschlagen worden."

In den „Löwen", dessen Tür sonst vornehm alles fernhielt, was das „Herrenvolk," das innen wohnte, belästigen konnte, sprang die Nachricht, laut, kreischend, just wie in jedes andre Haus. „Jetzt ist schon wieder einer ums Leben gebracht worden!" Auch das andre fehlte nicht, was im Dorf von Lippe zu Lippe ging: „Den Schuldigen werden sie auch diesmal nicht finden, auch diesmal nicht! Auf dem Gesicht hat der Werner gelegen und den Hut unter der Brust!"

Der Huber, der Löwenwirt, bekam einen roten Kopf. Er hätte die Nachricht gerne hinausgejagt, aber sie läutete schon in den Ohren aller seiner Gäste; und hinter der Menge der Dörfler, die jetzt nach dem Weißbachwald hinaufeilte, stiegen eine Anzahl Fremde. Um ein weniges vor ihnen schritt der Jaun, der Doktor, allein, bleich, mit gesenktem Kopf.

Irgendwie geschah es, daß das Schreckliche in das Zieglerhaus fast zuletzt drang. Ein Weib aus der Schar derjenigen, die noch immer in den Gassen standen, zuckte plötzlich auf. „Ist jemand bei der Clari-Marie gewesen? Weiß sie es schon, die Clari-Marie?"

Der ganze Haufe trollte sich darauf dem Rothornweg zu. In der Werkstatt fanden sie die Clari-Marie und den schwerhörigen Töni bei emsiger Arbeit. Beide sahen verwundert auf, als die Tür den Haufen Weiber einließ. Die kamen nicht weit herein; über die Schwelle traten die vordersten, dann hielten sie inne in jener Scheu, die sie immer in der Nähe der Clari-Marie befiel; hinter ihnen streckten und reckten die andern die Hälse: „Hast — hast es gehört, Clari-Marie?" fragten gleich zwei, drei auf einmal.

„Was?" sagte die Truttmannin. „Was ist denn?" fragte sie dann rascher und legte die Säge zur Seite, die sie geführt hatte.

„Der Werner Jacki ist erschlagen!"

Da strich sich die Clari-Marie mit beiden Händen das wirr gewordene Haar zurecht und trat vollends hinter dem Werktisch hervor und unter die Weiber. Unwillkürlich gaben sie ihr den Weg frei. „Was? Wo?" fragte sie erschreckt. „Das ist ja nicht möglich," fügte sie hinzu.

Die Weiber sprachen von allen Seiten erklärend auf sie ein. Alle miteinander traten vor die Werkstatt hinaus; zu hinterst kam der schwerhörige Töni und ließ sich von einer Frau erzählen, was geschehen war. Die Clari-Marie sah sich um, es war etwas Hilfloses in ihrem Blick, halb zu sich selbst stammelte sie: „Was — was ist denn mit unserm Dorf auf einmal!"

Von den Weibern wich keine vom Fleck; es war, als warteten sie, daß die Clari-Marie einen Rat, eine Erklärung gebe. Auf einmal schallte ein schrilles Lachen über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Die Spottlaute trafen diese so plötzlich, daß sie in neuem Schrecken aufzuckten. Ein Stück weit höher am Weg stieg der Kehle-Gisler, der Lätz, über den Holzhag einer Matte in den Weg hinein. Er hatte einen leeren Korb am Rücken hängen. Die Pelzkappe saß tief im spärlichen gelbgrauen Haar, der lange, dünne Bart wehte im Wind, die mächtigen gelben, hervorstehenden Zähne blinkten. Jetzt lachte er wieder. Es war wie das Meckern einer Ziege, und wie eine Ziege hatte der Gisler ein Gesicht. „Weiber, Weiber, nichts als Weiber," spottete er. Dann sang er dazwischen und lachte wieder. „Weiber, Weiber, wie die Raben ums Aas stehen sie um den einen Fleck!" Er verfiel in neues Singen, tat ein paar Sprünge und hob an, wegan davon zu steigen.

„Ganz verrückt ist er bald," sagte eine der Frauen. Einen Augenblick sahen sie ihm nach. Dann kam ihnen die Erinnerung an das, was sie hergeführt hatte, zurück; die Gruppen schlossen sich. „Was — was ist das mit uns hieroben auf einmal," stammelte die Clari-Marie wieder. Die andern Weiber faßte ein Eifer. Ihre Unterhaltung wurde lauter. „Es kommt nicht aus, wer es getan hat," sagte eine.

„Seines Lebens kann man nicht mehr froh sein, solang es nicht auskommt," meinte eine



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Brief ans Christkindl

Nach dem Gemälde von Emil Brack (München)

zweite. Eine andre fuhr auf. „Der Herrgott wird es doch endlich an den Tag kommen lassen, wer so grunderdenschlecht ist," zeterte sie.

„Am Ende ist es doch der vom Rottal — am Ende," ließ sich plötzlich eine vierte vernehmen.

Das Wort erreichte die Clari-Marie. Langsam wie noch immer sinnend wendete sie sich nach der Sprechenden um. „Was redest jetzt, du dort, Seppe?" fragte sie. „Kannst dich dann mehr in acht nehmen, wenn du redest."

Die andre, eine etwa vierzigjährige starke Frau mit offener Stirn, trat der Clari-Marie näher. „Er ist dein Schwager," sagte sie, „aber vor dir darf ich deswegen doch frei und offen reden. Er hat dem Werner den Lohn versprochen, der Furrer, weißt noch, weil er ihm das vom Gewehr ausgebracht hat beim letzten Gericht."

Die Clari-Marie starrte vor sich nieder. Selbst die langsamen Weiber errieten wie hinter ihrer geraden, eckigen Stirn die Gedanken sich jagten. Plötzlich warf sie jäh beide Arme fast leidenschaftlich aus. „Wer kann sagen: Der ist's und der! Wer kann sagen: Der vom Rottal ist's! Kann es nicht ein andrer sein! Kann es nicht ebenso gut der Halbverrückte sein, der Lätz, da oben, der an nichts glaubt!"

„Der Lätz?" echoten die Weiber. Es war, als leuchte ein Licht in ihnen auf. Die Mäuler regten sich aufs neue und emsiger. Der Lätz! — Gerade so gut der Lätz könnte es sein. Ein Gottesleugner war er, der Lätz! Sein konnte der's sicher! Aber — aber auch der andre . .

Die Clari-Marie sah aus, als friere sie innerlich, ihr Gesicht war fast ohne Leben. Ein Weib fragte sie: „Willst ihnen entgegengehen, den Männern?" Da antwortete sie: „Was nutzt's? Geht ihr, wenn's euch darum ist. Ich will dann nachher hören, was weiter wird! Wenn sie ihn gebracht haben, den Werner."

Damit machte sie sich langsam von ihnen los.

Als sie sahen, daß die Truttmannin unter die Haustüre trat, trollten sich die Weiber wieder ins Dorf hinab. Zuletzt stand der Töni, der Gesell, allein in der Gasse und staunte zerfahren um sich.

Die Clari-Marie war ins Haus gegangen. Drinnen in der Stube saß sie auf einem Stuhl, schwer und gebeugt und doch stark. — Dem Furrer trauten sie die Untat zu, dem Schwager! War es möglich? Menschenmöglich? Alles fiel ihr wieder ein, das mit dem Schaf, mit dem getöteten, der Geiz der beiden vom Rottal, das mit dem Gewehr, dessen Besitz der Furrer geleugnet und die Drohung, die der Furrer gegen den Werner ausgestoßen hatte! Aber eine andre Erinnerung erhob sich dagegen. Saßen sie nicht allabendlich über ihrer Bibel, der Schwager und die Schwester, wußten sich nicht genug zu tun mit Beten! Und zwei dermaßen Fromme sollten eine Schuld auf sich haben, eine solche Schuld! Die Clari-Marie schüttelte den Kopf, die Wangen wurden ihr heiß. Es bäumte sich etwas auf in ihr; es war, als rede etwas in ihr: Die gibst nicht auch noch her, den Schwager und die Schwester! Du bist nicht mehr so reich in deinem Leben, Clari-Marie, daß die auch noch hergeben kannst! Dann fühlte sie daß sie sich wieder mit aller Macht dagegen stemmen würde, wenn sie die vom Rottal vor Gericht ziehen wollten.

Da klang aus der Ferne ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen. Jetzt schlug die Kirchenglocke an, die kleine, mit der sie ins End läuteten! Sie brachten den Werner heim, den Erschlagenen!

Die Clari-Marie stand auf. Unwillkürlich trat sie ans Fenster, obschon sie wußte, daß sie nichts sehen würde. Sie schlug das Kreuz und betete.

XXI

Das Gericht säumte diesmal nicht. Am nächsten Tag führten die Landjäger den Furrer und sein Weib wieder nach Altstadt hinab. Der Furrer tobte und fluchte. „Gott verdamm' mich, muß ich es denn allemal gewesen sein, wenn etwas geschieht!" Sein Weib ging mit spitzen, bleichen Zügen teilnahmlos neben ihm.

Mit finsteren Mienen standen die vom Isengrund in den Gassen. „Er ist es! Sicher ist er's!" murrte da einer und dort einer. Dagegen lehnten sich andre wenige auf. „Erwiesen ist es nicht, daß er's ist, noch lange nicht! Sie haben ihm auch nichts nachweisen können das letzte Mal!" Ein Weib ließ verlauten: „Bei dem ‚Lätz' könnten sie auch einmal anklopfen, das könnten sie; es ist dann noch lange nicht gewiß, ob der nicht etwas weiß davon!"

Plötzlich fanden sich einige, die das Wort weiter trugen. Ein Feuerlein war es noch kaum, dann wurde es zur Lohe. Der Kehle-Gisler hatte zu lange ganz außer allem dem gelebt, was des Dorfes Alltag war. Einige waren im Isengrund, die an dem blutarmen Menschen noch immer etwas zu beneiden fanden. Die stach die Mißgunst, daß er ohne sie auskam, allein seiner Wege ging; sie waren die ersten, zu schreien: „Warum soll der's nicht sein, der Halbwilde! Der so gut wie der Furrer!"

Das Geschrei war laut genug, daß es zu den Ohren der Behörden im Tal kam. Beamte kamen wieder nach dem Isengrund, horchten da und dort hin, fragten da und dort aus. Ein und der andre Bauer zuckte die Achseln, wenn sie ihn fragten: „Warum soll es der nicht sein können, der Lätz? Er ist halb verdreht im Kopf!"

Einer der Beamten kam zur Clari-Marie. Was sie halte von dem Kehle-Gisler, fragte er. Ihr Gesicht blieb unbeweglich. „Keinen Glauben hat er, der ‚Lätz'," sagte sie kurz. „Wer keinen Glauben hat, hat keine Furcht vor dem ewigen Gericht! Jetzt könnt ihr's ausrechnen, ob ich es für möglich halte, daß der Lätz Schuld hat."

Ein paar Tage vergingen. Die Zeit für den neuen Prozeß wurde festgesetzt. Am Tag, bevor dieser begann, fingen zwei Landjäger den Kehle-Gisler im Wald und brachten ihn dorthin, wo der Furrer und sein Weib schon saßen.

„Jetzt haben sie den ‚Lätz‘ geholt,“ erzählten die vom Isengrund. Das Volk war aus Rand und Band. Niemand arbeitete mehr. Unter den Türen und auf der Straße standen sie beieinander, erregt, wild, dabei heimlich dahin und dorthin horchend, als könnte jeder Augenblick Neues bringen. Im „Löwen“ reisten sechs Damen ab, die den ganzen Sommer hatten bleiben wollen. „In dem Nest, wo Totschlag an der Tagesordnung sei, blieben sie nicht länger!“ Der Huber, der Wirt, trat zum Doktor, zum Jaun, als er die sechs verabschiedet hatte. Er war bleich vor Zorn.

„Das Geschäft verdirbt es mir, das Unglück,“ schalt er.

„Das ganze Dorf wird es treffen,“ sagte der Jaun still. Dann blickte er durch die Tür, an der sie standen, ins Freie. Die Sonne schien, alles lag still und leuchtend und groß. „Heimat, schöne,“ fuhr es dem Jaun durch den Sinn, „auftun haben sie dich wollen, daß viele sehen, wie schön du bist, und zu geht die Tür. Es wird bald stiller sein da oben, als es je gewesen ist!“ Und dem Jaun war, als kämen Wolken vor die Sonne und es würde dunkel im Tal und nächtig und tot.

Am Abend dieses Tages kam Hansi, der Taglöhner, von der Arbeit heim, die ihn weit ins Tal hinein, fast an den Fuß des Wildifirns geführt hatte. Dort ließ ein Bauer einen Wildbach verbauen, und der Hansi tat die schwere Arbeit allein. Der Bub war gesucht am Ort, Arme wie er hatte keiner und keiner so zähe Freude am Schaffen. Den Rock über der Schulter, den kleinen Blechkessel in der Linken, in dem er das Essen mitnahm, kam der Hansi ins Dorf gegangen. Er stieg daher wie einer, der, die Waffe geschultert, aus sieghaftem Streit kommt. Immer hatte er ein solch freies, mannhaftes Schreiten, den Kopf trug er gerade, daß der helle Blick der Augen frei ausflog, jedem recht und ehrlich ins Gesicht, der des Wegs entgegenkam.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hörte der Hansi die Neuigkeit: „Den ‚Lätz‘ haben sie geholt! Weißt es schon?“ Da zündete eine Blutlohe dem Bub übers Gesicht. „Und das —“ fing er einen Satz an; dem Claudi, dem Mädchen, hatte er nachfragen wollen. Dann reute es ihn, und er ging mit großen, zornigen Schritten hinweg, die stehen lassend, die ihn mit „Hast gehört?“ und „Weißt schon?“ noch festhalten wollten. Mit denselben großen Schritten ging er bis ans Zieglerhaus. Dessen Türe aber tat er bedächtig auf, so, als überfiele ihn plötzlich ein grübelndes Sinnen. Als er in den halbdunkeln Flur trat, hing er gedankenlos den Rock an einen Nagel, stellte das Blechkesselchen in die Küche und grüßte just so gedankenlos die Severina, die dort hantierte. In der Stube saß der Töni allein in einer Ecke und sog an der Pfeife. „Guten Abend,“ sagte der Hansi und ließ sich am Tisch nieder; schwer, als sei er müde, saß er ab, saß zusammengebückt und vor sich hinblickend da, sagte ein „Ja“ oder „Nein“, wenn der Töni etwas fragte, und sagte es halb in sich hinein, so daß der Schwerhörige nicht wußte, was er gesagt hatte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?“ fragte Hansi auf einmal den Knecht, laut diesmal.

Weggerufen sei sie worden zu einer, die in den Wochen lag, berichtete der Töni.

„Den Kehle-Gisler haben sie geholt, scheint's?“ fragte der Bub wieder.

Die Severina trat just unter die Tür, als er dies sagte. „Ja, ja,“ sagte sie und war weiß über das ganze, schmale Gesicht. „Jesus, meinst, kann es der sein, Hansi?“

„Der nicht! Der sicher nicht!“ fuhr der Hansi auf. „Eine Schande ist es und ein Spott, den einzusperren.“

Die Severina kam näher zu ihm. Ihre großen Augen glitzerten seltsam aus dem zarten Rund des Gesichts. Sie zitterte. „Und der Vater und die Mutter!“ stieß sie hervor. „Nicht auf die Straße mag ich mehr gehen!“

Der Hansi sah verstaunt zu Boden.

„Ist es dir nicht auch so, du?“ fuhr die Severina in abgebrochenen Sätzen weiter. „Der Vater und die Mutter vor Gericht — schon zum zweitenmal! Jesses, die Schande! Die Schande!“

Sie legte hilflos die Hand über die Augen; sie wurde ihr naß von Tränen. Der Hansi sprach noch immer kein Wort. Die Severina stand jetzt dicht bei ihm, sah mit den erschreckten Augen zuerst ihn an und dann den Töni und stotterte: „Etwas ist — alleweil — muß ich es denken — heute und gestern und — alle die Tage her: wenn sie stürben, der Vater und die Mutter, ich könnte nicht einmal flennen! Mir ist — Sünde ist es vielleicht —, es ist immer, als hätten wir keine andre Mutter als die Base Clari-Marie.“

Der Töni, der aufmerksam die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und aufgestanden war, trat näher. „Bist auch länger um die Clari-Marie herum als um deine Leute, du,“ sagte er, „und gut ist es, daß das bist.“ Das letztere brummte er in seinen dünnen, kurzen, schneeweißen Bart.

Der Hansi hatte beide Ellbogen auf seine festen Knie gestemmt; er ballte die Fäuste, vielleicht im Spiel, aber es war dennoch, als arbeite etwas in ihm, das er mühsam in sich selbst zerdrücke. Jetzt stand er auf und sah durchs Fenster. „Bald Nacht ist es,“ sagte er. Unruhe trieb ihn

dann hin und her, jetzt in den Flur und vor die Haustür, jetzt in die Stube zurück. Zum Essen, das die Severina auftrug, setzte er sich nicht. „Ich kann jetzt nicht essen," gab er zurück.

Ebenda kam die Clari-Marie von ihrem Gang zurück. Sie hatte einen Zug der Ermattung im Gesicht; es war, als furchten sich allmählich tiefere Striche in ihr volles, festes Gesicht. Als sie das Tuch abnahm und es nahe der Stelle, wo der Töni saß, an die Wand hing, sagte sie zu dem: „Das ist kein Spaß mit dem Gerig seiner Frau, mit der Tilde. Immer so schwer hat es die." Als sie sich niedersetzte, seufzte sie: „Es geht mir auch nicht mehr so leicht wie früher, auch älter wird man und spürt es mehr selber, was andre durchmachen müssen."

Der Hansi stand an einer Wand und sah auf sie nieder. Er war rot im Gesicht, zweimal setzte er zum Sprechen an. Die Severina, die am Tisch saß, sah ihn an. „Warum issest nicht? So komm doch!" wandte sie sich an ihn. Da griff er nach seinem Filz, den er auf den Ofen gelegt hatte. „Ich gehe dann fort, die Nacht," sagte er; halb drehte er sich nach der Clari-Marie um dabei.

Diese richtete sich ein wenig auf, arglos. „Was?" sagte sie, „fort? — Wohin fort?"

„Das geht ja eigentlich keinen etwas an," trotzte der Hansi und zerknüllte den Filz in der Hand. Erst der zornige Ton seiner Stimme weckte die Clari-Marie.

„Was kommt dich an, Bub?" fragte sie; im Augenblicke war ihr alle Stärke wiedergegeben.

Dem Hansi färbten sich die Backen noch höher. „Meint Ihr, ich lasse jetzt das arme Mädchen allein oben im Wald, das Claudi, das nicht weiß, was sie mit dem Vater anfangen, das keinen hat, zu dem es laufen kann: ‚Komm, rat mir! Komm, hilf mir!'" Er beugte den starken Oberkörper ein wenig vor; ein sonderbares Gemisch von Scheu und Herausforderung lag in seiner Haltung.

„Tu den Hut weg! Komm und iß!" sagte die Clari-Marie barsch. Sie stand auf, rückte die Stühle zum Tisch und setzte sich selber vor ihren Teller, als sei ein Widerspruch nicht möglich gegen das, was sie gesagt hatte.

„Warum habt Ihr ihn einstecken lassen, den Gisler," brach der Hansi los. Er stand hinter ihr und ballte die Fäuste im Zorn. „Ihr seid schuld, Ihr — Ihr könnt ja was Ihr wollt da oben im Isengrund, Ihr seid schuld, daß sie den Gisler geholt haben!"

Die Clari-Marie griff nach der Schüssel. „Recht hast, ich bin mit schuld daran," sagte sie gleichgültig. Es schien noch immer, als glaube sie nicht an des Buben Ernst.

„Was hat er Euch zuleid getan?" fuhr der Hansi wieder auf.

Da blickte sie über die Schulter zurück, ruhig, fast lächelnd. „Du — komm jetzt essen, gelt?" sagte sie mit leisem Spott.

Er trat vor, so daß er ihr ins Gesicht sah, und stülpte den Hut auf. „Ade," sagte er, jetzt weiß vor Erregung. „Ihr werdet nicht glauben, daß ich nur spaße." Damit drehte er sich ab und ging der Tür zu.

„Hansi," riefen die Clari-Marie und die Severina in einem Atem, nur daß die Stimme des Mädchens wie ein kurzes Läuten war, und das Wort der Truttmannin kurz, fast keuchend von ihren Lippen brach. Der Hansi drehte sich in der Tür. Da stand die Clari-Marie auf, langsam; fest und breit und würdig stand sie da. In ihrem Blick lag Kraft, in jedem Wort lag Kraft; das war immer dieselbe Clari-Marie, die so manchem über die schwerste Stunde, selbst über die Sterbestunde half. „So weit bist mit dem Mädchen?" sagte sie streng.

„Weit?" entgegnete er, „wie weit? Mit dem Gisler bin ich gut Freund, das ist wahr. Und mit der Claudi auch, wenn Ihr wollt. Manchmal ist sie bei mir gewesen, wenn ich geholzt habe in der Nähe. Aber — sie ist fast noch ein Kind, ist sie, die Claudi und — bah —"

Er brach ab. Seine Augen leuchteten hell und gerade in die der Clari-Marie. Die sah, daß er ihr nichts verbarg. „Ade," sagte er noch einmal und faßte die Klinke, aber er wendete sich noch und bot ihr die Hand hin. „Es ist mir leid," sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Ich weiß nicht, warum ich mit allen Streit haben muß. Mit dem Vater und der Mutter zuerst und jetzt mit Euch! Und mit Euch habe ich nicht gern Streit!"

Seine Stimme klang weich. Die Clari-Marie sah auf seine Hand nieder und nahm sie nicht. Jetzt ging er wirklich. Da trat sie einen Schritt vor. „Bub," stieß sie heraus. Aber er war schon im Flur und verließ das Haus. Die Severina glitt an der Clari-Marie vorüber und eilte ihm nach. Die Truttmannin wendete sich in die Stube zurück. Ihr Gesicht war unverändert, es konnte keiner lesen, was in ihr vorging, nie konnte einer darin lesen. Der Töni saß noch am Tisch, den Löffel in der Hand. „Meinst, läuft er wirklich da hinauf, der Bub?" sagte er.

Die Clari-Marie gab keinen Bescheid. Sie setzte sich, aß still und langsam ihre Mahlzeit, sie aß nie viel, aß auch jetzt nicht weniger. Und doch schrie es in ihr: Merkst es, Clari-Marie, wieder ist einer gegangen, immer ärmer wirst — du — immer ärmer!

Die Severina kam nach einer Weile zurück. Sie hatte nasse Augen. „Er ist gegangen," sagte sie.

Die Clari-Marie sah sie, wie schon einmal, mit jenem sonderbaren Blick an, als wollte sie

sagen: Willst nicht auch gehen, du? Da kam es wie ein Sturm über das Mädchen. Es ließ sich auf die Fensterbank fallen, der Clari-Marie gegenüber. Die schlanken Arme warf es über den Tisch und streckte die Hände halb hilflos, halb wiederum wie mitleidig nach jener hin. „Base," schluchzte es. „Base!"

Halb widerstrebend kam die eine glasige Hand der Frau ihr entgegen, sie legte sich um die hageren Finger der Severina; aber die Clari-Marie sprach nicht. Die Severina flennte. Durch die Tränen, die ihr über die Wangen rollten, blickten die schönen Augen erschreckt und verwirrt. „Ich weiß nicht, Base," stammelte sie unter dem Schluchzen, das ihre ganze schmächtige Gestalt erschütterte. „Es geht so viel jetzt, so viel allerlei. Es ist so schwere Zeit jetzt." Sie bückte sich vollends über ihre Arme und weinte heißer. Die Clari-Marie sah über sie hin, wortlos, nur voll Sinnens, sie vergaß die Hand zu lösen, die die Severina mit ihren Tränen netzte.

Der Töni saß wieder in seiner Ecke. Er hatte mit halb schläfrigen Augen zugesehen, dann die Pfeife gestopft. Nun rauchte er, blinzelte und nickte dazwischen. Bald kam ihn der Schlaf an.

*

Der Hansi stieg den Rottalweg hinan. Anfangs war er mühsam und schwer ausgeschritten; es war, als hielten ihn Arme fest, solange er noch die Nähe des Dorfes spürte. Nun standen die Häuser und Hütten schon tief im dunkeln Grund. Wo er jetzt anhielt und zurückblickte, war es hell. Der Mond kam im Osten herauf, weiß und herrlich stand er dort über den schwarzen Bergen. Die Felsrippen unter ihm und die Tannen, die mit dunkeln Aesten in seine Lichtflut hinauflangten, hatten silberne Säume. Das alles war fern. Der See, den man nicht sah, lag breit dazwischen; über dem Tale, in dessen Tiefe er ruhte, spann ein durchsichtiger Glast geheimnisvoll; dem Hansi war, als sähe er eine Brücke aus Silberfäden hangen von den jenseitigen Bergen herüber zum Isengrundfels, auf dem die Kirche stand.

Die Kirche stand auch im Licht. Sie schimmerte weiß herauf und still und schien dem Hansi schöner und heiliger von außen als inwendig, wo die Isengrunder auf den Knien rutschten und die frömmsten sein wollten. Er war nicht wohl zu sprechen auf die vom Isengrund! Jetzt wendete er sich ab und stieg mit freien Schritten weiter. Es war hell und kühl, und er hatte nichts zu tragen, nichts auf den Schultern, nichts im Herzen; was in dem weh getan hatte, zwang die Jugend nieder. Der Sinn war ihm zu hell zum Trauern. Der Gaden des Vaters stand jetzt über ihm; drüben, dunkel und düster, stand die Rottalhütte. Er sah hinüber und faltete die Stirn. Wie die Schrunde zwischen Hütte und Gaden war ein Riß zwischen Vater und Mutter und ihm selber. Gar nicht hinsehen mochte er! Nichts zu tun mehr hatte er mit dem Haus dort, nichts mehr mit — mit den zweien, denen es gehörte!

Als er den Gaden hinter sich hatte, warf der Wald seinen Schatten auf seinen Weg herab. Ueber den Wipfeln der Tannen lag jetzt das Mondlicht. Es zündete hinan und hinan, wie über ein Meer, das sich leise rührte. Neigen und Steigen! Der Wind wehte in der Höhe, der Wald rauschte. Das war, als wüchse das Meer und schlüge an die mächtige Felswand, die höher oben aus dem Walde aufragte. Etwas wie Andacht überkam den Hansi, als er in den Wald hineinging. Der war schön und feierlich, schöner noch und feierlicher als vorhin die leuchtende Kirche im Grund. Er mußte fast den Hut vom Kopfe nehmen. So feierlich war der Wald!

Dann wurde es wieder hell. Er war am Hang talein geklettert. Jetzt trat er in die „Kehle", wo oben dem Gisler sein Unterschlupf stand. Erst im Hinaustreten fiel es ihm ein: Ja, was willst jetzt eigentlich? Recht und gut war es: die Claudi saß gottserdenallein da oben in der armseligen Heimstatt! Recht und gut war es ferner, daß er da hinaufwollte, damit das „Buckeli", das arme Ding, einen hatte, einen einzigen Menschen, der zu ihm stand! Aber Augen würde sie doch machen, die Claudi, wenn er daherkam in aller Nacht! Sie hatten immer Freundschaft gehalten, sie beide! Wie hatten sie zusammen da oben im Wald manchmal gelacht und einander herumgejagt und dann wieder still gesessen beieinander, friedlich, wie er mit der Schwester, der Severina, nie saß. Aber — da herauf zu kommen in der Nacht und zu sagen: Du, bei dir bleiben will ich jetzt, weil er fort ist, der Vater! Dazu hatte er eigentlich kein Recht!

Er blieb stehen, sah die „Kehle" an und spürte unter der Weste ein Klopfen: Willst umkehren? fiel es ihm ein. Das war ein törichter Gedanke, nun zog es ihn erst recht wie mit Seilen hinauf! Das Herzklopfen ließ nicht nach, aber er stieg höher durch die „Kehle" hinauf. Schon sah er das Fensterchen leuchten, mit dem die Kehlehütte zum Himmel aufsah und in das der Mond sein ganzes weißes, blendendes Feuer warf. Er erstieg den Rand der Schrunde und stand neben der Hütte in der vollen Mondhelle; nun sah er auch einen roten Schein in die weiße Klarheit fließen; es war, als mündete ein trübes Bächlein in einen lauteren, stillen See. Durch die Spalten an der Hüttentür floß der Lichtschein heraus.

Der Hansi schlich näher. Die Lottertür lehnte vor dem Eingang, aber wenn er sich bückte, konnte er durch eine Spalte sehen, die so breit war, seinen Kopf durchzulassen. Richtig! Da saß die

Claudi an dem wackligen Tisch, hatte ein Petrollicht vor sich und sah in ein Büchlein; wie ein Gebetbüchlein sah das aus. Das Licht war nicht stark genug, den höhlenartigen Raum hell zu machen, aber auf den braunen Scheitel der Claudi zündete es, auf die am Hinterkopfe aufgesteckten Zöpfe; es leuchtete auf den Hals, der so braun war wie ehemals beim Kinde, und nun sie aufsah, warf es seinen roten Schein in das just so braune Gesicht mit der zierlichen Nase und dem kleinen, fröhlichen Munde.

Die Claudi sah jetzt um sich, in alle Ecken blickte sie, auch nach der Tür, und als der Hansi die tiefliegenden klugen Augen auf diese gerichtet sah, war ihm, sie müsse ihn sehen, wie er durch den Spalt guckte. Angst stand in den Augen; es war deutlich zu sehen, daß sie sich fürchtete. Sie seufzte tief auf, preßte dann plötzlich beide Hände an die Ohren, wie um etwas nicht hören zu müssen, was sie erschreckte; dann neigte sie sich wieder tiefer über das Buch, die kleine Gestalt in fadenscheinigem schwarzen Gewand mit dem hohen, krummen Rücken duckte sich zusammen, als gäbe das Sichkleinmachen ihr mehr Sicherheit.

Dem Hansi tat draußen vor Mitleid das Herz weh; aber er wagte noch immer nicht hineinzugehen, weil er meinte, die Claudi müßte aufschreien vor Schrecken. Endlich hob er das Türbrett weg; die Schnüre, die es sonst hielten, waren nicht einmal eingelegt. So geräuschlos hob er es weg, daß die Claudi erst aufblickte, als seine Gestalt zwischen den Türpfosten stand.

„Jesses, mein Gott," stammelte sie da, fuhr vom Stuhl auf und wurde ganz weiß. Die Augen glänzten und waren groß vor Furcht. Mit der einen festen, braunen, kleinen Hand hielt sie sich am Stuhl.

„Erschrick nicht," sagte der Hansi. „Ich bin es nur."

„Jesses, mein Gott, bin ich erschrocken," sagte die Claudi, lächelte und schnaufte tief; über die gesunden Backen liefen zwei Tränen.

„Guten Abend," sagte der Hansi, wendete sich dann und befestigte die Tür. „Frisch hast es bei Gott da herinnen, du," sagte er, näher tretend, „du hättest die Tür besser zumachen sollen."

Die Claudi setzte sich wieder dorthin, wo sie vorher gesessen hatte; die Knie zitterten ihr noch. „Ich habe mich halt nicht getraut," gab sie zur Antwort. Dazu lachte sie. Der Hansi setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

„Ich bin doch schon manchmal allein gewesen," fuhr sie fort. „Aber heute, weil der Vater — im — im Zuchthaus ist, weil ihm alle bös wollen, mein Gott — ich habe so Angst gehabt." Ihr Gesicht wurde wieder ernst, trüb dann, das Weinen zuckte noch immer um die Mundwinkel.

„Ich bleibe jetzt schon da," sagte der Hansi, legte dabei den schweren Arm breit über den Tisch und nahm der Claudi Hand in die seine; es war gerade, als ob ein großes Tier eine Maus verschluckte, als die runde Hand des Mädchens in der Arbeitstatze des Hansi unterging. Einen Augenblick blieb es ganz still. Sie hörten den Wind an der Hütte pfeifen. Das Mondfensterlein glitzerte auf sie nieder.

„Gelt — gelt — jetzt haben sie das dem Vater auch noch zuleid getan," sagte da die Claudi leise.

„Ja," gab er zurück.

„Sein Leben lang haben sie ihm nichts als zuleid gelebt da oben," klagte sie weiter.

„Die Kaiben," fluchte der Hansi.

„Weil — weil — sie meinen immer, daß er nicht recht sei im Kopf! Er tut halt so! Schon manchmal habe ich ihm zugeredet. Er ist deswegen doch gescheiter als mancher andre unten im Dorf."

„Natürlich ist er," bestätigte der Hansi. So sprachen sie eine Weile zusammen, eines ein Wort, dann das andre wieder eines! So der Hansi: „Meine Alten sitzen auch unten." Das sprach er verbissen, knurrig. Die Claudi nickte gedankenvoll. Nach einer Weile sah sie auf und sagte leise: „Mein Vater ist es nicht gewesen!"

„Das weiß ich," gab der Hansi zurück. Dann wurde er blutrot; ihn würgte etwas. Jetzt solltest auch sagen, der deine sei es nicht, durchfuhr es ihn. Und um die Welt brachte er das Wort nicht heraus.

„Meinst wohl, wann lassen sie ihn wieder los, den Vater?" fragte die Claudi. Er fuhr fast zusammen. „Ja," sagte er, „nicht so bald, denke ich. Es geht immer lang — so ein Prozeß."

Sie sah mit trüben Augen auf den Tisch nieder. Ein Schauer durchlief ihre Gestalt.

„Frierst?" fragte der Hansi. Er legte auch die andre Hand auf den Tisch und streichelte die der Claudi, die noch immer in der seinen lag. „Frierst?" fragte er noch einmal; die Stimme zitterte ihm und klang sorglich und mitleidig.

„Nein," sagte das Mädchen, sah ihn an und wurde rot und sah schnell wieder auf den Tisch hinab. Was brauchte der Hansi ihr die Hand so zu drücken! Da kam er um den Tisch herum zu ihr.

„Komm, wir setzen uns an den Herd hinüber," sagte er. Sie stand willig auf und ging mit ihm in den Stubenhintergrund, der wie ein Schlupfwinkel war. Dort ließen sie sich auf den Strohsack nieder, der in der Wärme des Herdes lag, hockten ein paar Minuten nahe beieinander und schnauften nicht recht frei. Endlich legte der Bub den Arm um die Schulter der Claudi. „Komm, kannst da schlafen." So zog er sie an sich, daß ihr Kopf an seine Brust zu liegen kam.

Sie sperrte sich ein wenig, aber weil sie in seinen Armen so verloren war, wie vorhin ihre Hand in seiner Tatze, gab sie nach und lag mausestill. Beide blickten durchs Mondfenster hinaus, lange und zufrieden. Weiß der Himmel, kein Wunsch war in ihnen.

„Ich bleibe jetzt immer da," sagte einmal ganz ruhig und aus seiner großen Zufriedenheit heraus der Hansi. Die Claudi mußte ihn dafür ansehen. Sie nestelte sich an ihn; mit der Wange kam sie an seine zu liegen. „O du," sagte sie nur und ganz leise.

„Ich will dich heiraten," sagte der Hansi.

Da kam ihr Arm langsam um seinen Hals geschlichen. „Du bist ein Lieber," sagte sie ihm ins Ohr.

Eng beieinander saßen sie jetzt. „Auf dem Taglohn verdiene ich ganz schön," sagte der Hansi. Und später: „In Bauen drüben heiraten wir, im Isengrund will ich nicht."

Die Claudi sagte nichts mehr und fragte nichts mehr. Sie saß nur nahe bei dem, der auf einmal ihr gehörte, und machte die Augen zu: Welt, jetzt fall ein! Der, der Hansi, der trägt Sorge zu mir!

XXII

Der Werner Jacki lag seit Wochen begraben. Unten im Tal saßen der Furrer und sein Weib und neben ihnen der Kehle-Gisler noch in Untersuchungshaft. Die Nachforschungen nahmen indessen ihren Fortgang. Gerichtspersonen kamen, nahmen Augenschein von der Mordstelle, auch von der ehemaligen wieder, wo sie den Scharfegghüttler gefunden hatten; und der Jakob Jacki, der Führer, ging zwischen dem Isengrund und Altstadt hin und her mit schweren, entschlossenen Schritten, wahr machen, was er geschworen, als er von einer Bergfahrt heimkommend den Bub tot gefunden hatte: „Heraus muß es, wer das getan hat, beim Eid muß es heraus!"

Die vom Gericht und die vom Isengrund, der Jacki selber, der aufrechte, alte Mensch mit dem strengen Willen, fanden aber alle zusammen nicht alles, was sie suchten. Die vom Isengrund mußten in Altstadt zeugen wie ehemals. Sie zogen nicht in geschlossenen Haufen aus wie das erstemal. Wie Freundschaft und Verwandtschaft sie zusammenband, reisten sie, in Gruppen geteilt, und mißtrauisch schauten die einen auf die andern. Es war just kein Unfriede unter ihnen, aber auf allen lastete eine dumpfe Schwere. Jeder sann bei sich: Was wird der aussagen und der, zu wem wird der und jener stehen? Der Nachbar traute der Meinung des Nachbars nicht mehr. Seit der Jacki unter ihnen umhergegangen war, mit seinen blauen Augen aus eckigen Lidern sie angeblitzt und geherrscht hatte: „Hätten wir das erstemal den Mut gehabt zu sagen, daß wir es ihnen zutrauten, denen vom Rottal, die Mordtat, so lebte er jetzt noch, mein Bub!"

Eine ging allein ins Tal, sah keinen an, der sie überholte, während sie schwerfällig des Weges stieg, trug das schwarze Tuch überm Arm und den weißgrau gewordenen Scheitel dem Wind offen. Als sie vom Zeugenzimmer nach dem Gerichtssaal gerufen wurde, tuschelten ein paar Isengrunder zusammen: „Die hilft ihnen heraus, denen vom Rottal, auch diesmal, die Clari-Marie!"

Allein, wie sie gegangen war, kam die Clari-Marie zurück. Jetzt hatte sie ihr Tuch umgenommen; denn es war Abend und kühl. Sie hielt es mit der Hand vor der Brust zusammen; zuweilen, während sie die Isengrunder Straße hinaufstieg, hielt sie inne und verschnaufte; das Steigen wurde ihr nicht mehr leicht. Darum kam sie auch den übrigen Dörflern nicht aus, deren Stimmen laut und in wirrem Durcheinander in ihrem Rücken allmählich näher klangen. Auf dem Heimweg hatten sich alle zusammengefunden, die vorher eine bange Erwartung nicht hatte zueinander reden lassen. Es war jetzt keiner und keine, die ihre Stimmen nicht in das Durcheinander des Gesprächs warfen. Was zu besprechen war, war zu wichtig, zu erwartet und doch zu überraschend.

„Habe ich's nicht gesagt: Nie kommt es aus, nie," tönte eine schrille Weiberstimme aus dem Haufen. „Auf der Brust liegend haben sie die Leiche gefunden."

Da stand der Jacki still, der inmitten eines Haufens von Männern ging. „Welche redet wieder so daher?" sagte er. Die Stimme klang ihm rauh und voll tief aus dem Innersten heraufgeholten Grolls. Mit den schweren Armen schaffte er sich unwillkürlich Raum, sein ganzes knochiges Gesicht war rot vor Entrüstung. „Und wenn sie sie jetzt auch wieder freigesprochen haben," sagte er, „sie sind es doch gewesen, die vom Rottal."

„Sicher! Und sicher!" murrten ihm die Nächststehenden nach. Langsam hoben sie an, weiterzugehen. Ueber ihnen erblickten sie jetzt die Clari-Marie.

„Wenn *sie* nicht hätte wollen — die Clari-Marie —" murmelte einer vom Rat.

„Ihr Zeugnis hat es diesmal nicht getan," widersprach der Präses, und erklärte: „Aus Mangel an Beweisen sind sie freigesprochen, der Furrer und die Trini. Beweisen hat man ihnen nichts können! Gewesen sein können sie es doch! Darum haben sie auch keine Entschädigung zugesprochen erhalten!"

„Aber den Lätz entschädigen sie," warf einer ein, dem die Mißgunst aus den Augen sah.

„Und recht ist es," fuhr der Jacki aus einem schweren Schweigen auf. „Den hätten sie nicht einstecken sollen, den Halbnarr! Das hätte ich ihnen gleich sagen können, daß es der nicht ist!"

Darauf begann sich eine Gruppe darum zu streiten, ob der „Lätz“ verdächtig gewesen sei oder nicht. Zwei waren darunter, die ehemals geschrien hatten: „Natürlich kann er's sein, der Halbheide!“ Jetzt gaben sie klein bei; über kurzem waren sie mit den andern einig: „Die vom Rottal mußten die Schuld haben, keiner sonst!“

So hatte während der Verhandlungen der Wind sich gedreht. Keiner war mehr, der widersprach: Die vom Rottal mußten es gewesen sein! An der Meinungsänderung mochte der Jacki schuld sein mit seinem: „Hätten sie sie das erstemal im Zuchthaus behalten, so lebte er noch, mein Bub!“

Den Jacki sahen sie jetzt plötzlich große Schritte machen. Er schritt aus den Reihen der übrigen heraus und stampfte mit einer Art Hast fürbaß, bis er die Clari-Marie erreichte, die noch eine Straßenwindung vor dem nachstolpernden Volk vorraushatte. Sie sah sich um, als er herankam. Er trat ohne einen Gruß neben sie und hielt mit ihr Schritt; nicht wie ehemals rückte er den Hut. „Dir kann ich nicht danken, Clari-Marie,“ sagte er mit immer demselben Groll in der Stimme, nur daß jetzt, wo er leiser sprach, es fast ächzend klang.

„Warum?“ fragte sie und sah ihn ruhig an; ihr Gesicht war gelb, und ihre Augen hatten Ringe. Dem Jacki zuckte es in den Zügen. Er schluckte mächtig. Der Gedanke an seinen einzigen Buben, der tot war, mochte ihn just schmerzhaft stechen. „Weißt,“ preßte er heraus, „Du bist auch mit schuld, daß er tot ist, der Bub.“

„So?“ fragte sie, beugte den Kopf und ging weiter; sie war wie eine, die geschlagen worden ist und Schlag um Schlag ruhig hinnimmt, den Schmerz verbeißend.

„Hättest ihnen nicht geholfen, denen vom Rottal, das erstemal,“ brach der Jacki heraus, „so lebte er jetzt noch, der Werner.“

Sie waren langsamer gegangen. Jetzt kamen die andern über sie; die hatten die letzten Worte noch aufgefangen. Auf einmal war es, daß die Clari-Marie und der Jacki wie unter der Bewachung der andern schritten. Vorn, zuseiten und hinten gingen die vom Isengrund. Im Weiterschreiten fuhr da und dort eine kurze Bemerkung auf, plötzlich, wie Flammenzungen aus schwarzem Meiler zucken.

„Sie sind es doch gewesen, die vom Rottal, Clari-Marie.“

„Schon lang hätte man sich darauf besinnen können. Ein roher Mensch ist er immer gewesen, der Furrer!“

„Wie er nur manchmal mit dem Vieh umgegangen ist.“

„Und der Geiz! Verhungert fast sind sie vor Geiz.“

Immer wieder kam ein Wort, immer wieder. Die Clari-Marie schwieg jetzt fast ganz.

„Ja — ja — redet jetzt — so,“ sagte sie nur einmal, die harten Lippen teilten sich kaum zu dem herben Hohnwort. Und dennoch fühlte sie die Worte der andern gleich Marterzangen. Es würgte sie etwas, das sie sagen wollte: „Sie sind es nicht gewesen, fromm sind sie gewesen, ihrer Lebtag, der Schwager und die Schwester.“ Aber sie brachte das Wort nicht heraus. Zum erstenmal war ihr, als sei es keine Verteidigung. Und je weiter die andern sprachen und der Jacki mit seiner dumpfen Stimme Vorwurf auf Vorwurf häufte, war ihr, als rissen sie vor ihren Augen etwas nieder und rissen sie etwas von ihr weg! Die vom Rottal, die frommen zwei, an die sie geglaubt hatte und — und an die sie — nicht — nicht mehr glaubte, obwohl das Gericht sie freigesprochen hatte, die gingen ihr verloren!

Langsam kamen sie höher hinauf, immer hörte die Clari-Marie noch die Reden der Bauern und ihrer Weiber, kurz, schwerfällig und hart wie ihre Schritte, bald hier, bald dort, bald hinten, bald vorn. Im Dorfe erst zerteilte sich die Schar; Haus um Haus bröckelten einer, zwei und mehr hinweg.

Die Clari-Marie war als eine der ersten aus der Schar getreten und ohne zu grüßen gegen ihr Haus hinaufgestiegen. Die meisten gingen so hinweg, ohne zu grüßen; sie hatten alle die Gedanken noch an dem hängen, was vor Gericht geschehen war.

Das hing von da an wie eine Wolke über dem Isengrund, daß die zwei Morde ungesühnt blieben. „Auf den Gesichtern haben sie gelegen, die Toten,“ flüsterten die Abergläubischen, „alleweil haben wir es gesagt, daß es nicht auskommen wird.“ Dann ging wieder stürmisch wie ein durch die Dorfgasse fegender Windstoß das Gerede: „Die vom Rottal sind es gewesen, sicher kein andrer!“ Und dann kam furchtsam und doch wieder bedeutsam von einem und dem andern Mund ein: „Man weiß es nicht!“

Die Furrerschen wagten nicht, nach dem Isengrund zurückzukommen. Bei Verwandten im Schwyzerbiet drüben wohnten sie, hieß es. Freilich ein paar, wie der alte Jacki, waren im Isengrund, die vielleicht in der Gasse gestanden haben würden, wenn die vom Rottal zurückgekommen wären, und die vielleicht, finster blickend, ein schweres Wort gesagt haben würden: „Selber strafen wir, wenn die vom Gericht keine Gerechtigkeit wissen!“

Der Lätz kam heim, der freilich. Er lachte nicht, als er ins Dorf trat. Keine Laune zu singen oder närrisch zu tun kam ihn an, als er zwischen den Häusern hindurch schritt und in den Rothornweg einbog. Seine Lippen saßen fest aufeinander, und er sah mit ernsten Augen um sich; fast schien es, als wäre sein Blick feucht;



Auf der Hochzeitsreise (Rückblick auf Italien)
Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin



er hatte etwas Ehrwürdiges an sich, der alte, zerlumpte Mann, und daneben, wenn da und dort einer ihm begegnete, stand es wie eine Frage in seinem Gesicht: „Was wird das nächste sein, ihr da im Dorf, das ihr mir antut?"

Die Clari-Marie sah aus der Tür ihrer Werkstatt, als er vorbei ging. Ihre Blicke trafen sich flüchtig; dann wandte die Truttmannin das Gesicht. Sie wußte, daß der fast einen Sieg davongetragen hatte, der Kehle-Gisler. Entschädigt hatten sie den noch! Aber — und ihr Mund wurde schmal in einem Ausdruck der Mißachtung — das blieb er doch, was er war, ein Halbheide, einer, der — der —. Und so wohl konnte er der Tat fähig sein, wie die zwei andern, der Schwager und die Schwester, auf die sie jetzt alle Schuld warfen!

Die Clari-Marie, während der Kehle-Gisler vorüberstieg, hatte keinen Gedanken, daß sie ihm unrecht getan haben könnte!

*

Wie eine Wolke hing es über dem Isengrund. Zwei Morde waren geschehen, und den Täter kannte keiner, keiner mit Sicherheit. Es war, wie wenn es im Dorfe immer gewitterig wäre, schwül, keine freie Luft mehr.

„Herrgott, Herrgott," seufzte der Huber, der Löwenwirt, und schwitzte. Tag um Tag verminderte sich die Zahl seiner Gäste, und die leer gewordenen Stuben wollten sich nicht mehr füllen. Zu dem verdrehten Volk da oben will keiner mehr hinauf, hieß es im Tal. Es schien so. So plötzlich, wie sie das neu entdeckte Bergtal bevölkert hatten, blieben die Fremden weg. Mitten im Sommer stand der große Gasthof plötzlich leer.

„Wißt ihr? Jetzt ist keiner mehr da, im Löwen," raunte es durchs Dorf. Der Huber reiste ins Tal, um neue Gäste zu werben, seine Geschäftsempfehlung stand in allen Zeitungen. Es nützte nicht viel. Ein paar Menschen kamen wohl. Nach ein paar Tagen gingen sie wieder. Zum Sterben still sei es da oben. Da blieben sie nicht! So kam kein Leben mehr in die Sache.

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen," sagte Huber, als er sah, daß es mit seinem Geschäft nichts mehr werden wollte. Er machte ein trübes Gesicht dazu. Zu Jaun, dem Doktor, mit dem er gut stand, ließ er sich vernehmen: „Wenn's nicht will, das nächste Jahr, zu lange mühe ich mich da oben nicht ab und alles will ich nicht aufs Spiel setzen."

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen," sprachen die vom Isengrund ihm nach. Aber zufrieden waren auch sie nicht. Nur die Clari-Marie hörten ein paar Weiber äußern: „Laßt sie wieder fort, den Huber und seine Fremden! Wäre es immer still gewesen im Dorf und wir eigner Meister wie sonst, es wäre nie so unfriedlich geworden, wie es jetzt ist!"

„Ja, ja," stimmten jene Weiber bei. Aber eine Anzahl derer, die vom Löwen Verdienst hatten, fuhren auf. „Was? Schweigen soll sie, die Clari-Marie! Mitgeholfen hat sie, dem Löwenwirt Steine in den Weg zu legen. Mitgeholfen hat sie, wenn wieder die Armut Trumpf ist im Isengrund!"

Allmählich kam der Winter, der die große Stille brachte, die nicht ungewohnt war, und gegen die sich keiner auflehnte.

Als der erste schwere Schneefall über das Tal gegangen war, stand der zitterige Töni, der Schreiner, eines frühen Morgens in der Wohnstube der Clari-Marie, hielt sich an einem Stuhle fest und war fahl im zusammengeschnurrten Gesicht. „Beim Eid, Frau," sagte er mit unsicherer Stimme zur Clari-Marie, die mit ihm beim Morgenbrot gesessen hatte, „heute kann ich nicht hinüber in die Werkstatt, in den Knien habe ich es so und im Kopf, ganz wirr ist mir." Dabei schob er den uralten Filz vom Kopf, als ob ihm heiß sei.

„Es wird der Uebergang sein," sagte die Clari-Marie, „weil es Winter wird jetzt. Setz dich an den Ofen oder geh wieder ins Bett. Es wird schon besser werden bis morgen." Aber als ihr Blick bei den Worten zufällig den Alten streifte, wunderte sie sich schier. Sie hatte noch nie beobachtet, daß dem Töni sein Haar schon so weiß war wie der Schnee, der jetzt in die Fenster leuchtete.

Der Alte saß nachher den ganzen Tag fröstelnd am Ofen. Am Abend — er war immer ein Frommer gewesen — meinte er zur Clari-Marie: „Mit dem Pfarrer möchte ich reden einmal; es ist mir doch nicht so recht."

Die Clari-Marie horchte auf, sah ihn scharf an und erschrak. Der Töni war manchmal ein Brummiger gewesen, hatte auch ein paarmal, früher besonders, vom Fortgehen gesprochen, aber er gehörte doch fest zum Haus; und nun war es, als sei er auf der Abreise, auf einer langen, die keinen Rückweg hatte. Die Clari-Marie sah scharf, Zeichen standen in des Tönis Gesicht!

„Geh, hol den Pfarrer," befahl sie der Severina draußen im Hausflur. Der Pfarrer betrat ihr Haus sonst nicht mehr, weil er wußte, daß er nicht willkommen war. Mochte er heute kommen!

Als er nach einer Stunde kam, ließ sich die Clari-Marie nicht sehen. „Für den Töni kommt er, nicht zu mir," sagte sie zur Severina, als diese zu rufen kam. Der Töni war inzwischen vom Ofenstuhl weg und ins Bett gekrochen. Sein klein gewordener Kopf sah wie ein Puppenschädel aus den buntbezogenen Kissen. „Ihr hättet das heilige Oel mitbringen sollen, Pfarrherr," stammelte er, als der Hochwürdige zu ihm trat.

So kam der Pfarrherr nach einer Stunde noch einmal zurück, im Ornat diesmal und mit

dem Sigristen zusammen, der ihm das Rauchfaß trug. Wieder war die Clari-Marie nicht da, obwohl sie bis kurz vorher an des Tönis Bett gesessen hatte. Die schlanke Severina stand dem Pfarrherrn Rede.

Der Töni war schläfrig, so schläfrig, daß er unsäglich mühsam die Augendeckel aufriß, als der Pfarrherr eintrat, wie im Traum nachstammelte, was der ihm vorbetete, und über dem Stammeln selber einschlief.

„Nur Schlaf hat er," sagte der Pfarrherr nachher im Weggehen zur Severina, „am Sterben ist er noch lange nicht, wenn ich recht sehe."

Die Clari-Marie wußte es anders. Die stand in der Werkstatt und wählte schöne weiße Bretter aus und maß und kerbte ein und legte sich Werkzeug zurecht. Als der Pfarrherr fort war, ging sie zum Töni zurück. Der lag und schlief und atmete so leis wie ein Neugeborenes.

Als Schlafensstunde war, hieß die Clari-Marie die Severina sich legen. Sie selber ging mit langsamer Geschäftigkeit im Hause herum; jeder Gang endete in des Tönis Kammer. Bis über Mitternacht hinaus war darin, wenn einer scharf lauschte, der Kinderatem des alten Menschen zu hören. Als der neue Tag begonnen hatte, war das kleine Auf und Ab des Atems still.

Die Clari-Marie kam wieder durch die Türe herein, gerade hin zum Bett. Sie lauschte nicht, sie sah nur das weiße, spitze Alteleutgesicht an und fuhr zweimal über des Tönis Augen. Dann ging sie hinüber nach der Werkstatt. Was sie da tat, schien ihr wie das erste Pflichtgebot, schien ihr der fürnehmste Liebesdienst, den sie dem alten Knecht schuldete. Sie begann den Sarg zu zimmern.

Und da, während die Säge pfeifend ins Holz schnitt, schnitt ihr selber etwas ins Herz: „Der auch ist weniger, Clari-Marie, der auch noch!" Und plötzlich mußte sie die Arbeit lassen und ins Haus hinüber gehen und in die Kammer der Severina hinein. Dort stand die hartsinnige Frau an der Tür, durch die sie leise eingetreten war, und sah die schlafende Severina an und zwang sich, still zu sein und stehen zu bleiben, obwohl eine Gier sie hinriß ans Bett, daß sie sich darüberwerfe und der dort, dem Kind, dem letzten im Hause, sage: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht in mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!"

XXIII

Sein ganzes Leben hindurch hatte der Töni nicht in einem so schönen Hause gewohnt, wie das war, in dem er die letzte Reise tat. Die Clari-Marie hatte es ganz allein gezimmert, es weiß ausgeschlagen und ein weißes Kissen hineingelegt. Sie verstand das Handwerk; ohne Gesellen wurde sie fertig, und dieselben Hände, die das Haus genau gefügt, daß Brett an Brett sich scharf und glatt legte, faßten den Toten sicher mit knappem Griff und betteten ihn ein. Es fielen keine Tränen in den Sarg, kein rührsames Jammern war an des Alten Leiche, aber das aufrechte Weib, das ihm die letzten Wohltaten tat, hatte in all seinem kurzen, entschlossenen Wesen eine Art Feierlichkeit, so daß dem Töni Ehre geschah, wie kaum je einem im Isengrund geschehen war. Zur Stunde, da der fertige Sarg aus der Werkstatt in die Stube hinüber genommen wurde, schloß die Clari-Marie die Werkstattüre ab und verwahrte den Schlüssel in ihrer Schlafstube. Einen Buben, der wenige Tage nach des Tönis Begräbnis ihr Arbeit brachte, wies sie an den Zurfluh-Felix, den jungen Schreiner, der seit einem Jahre im Dorfe saß. „Ich lasse es gelten jetzt, mit der Schreinerei."

Nachher ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Die Clari-Marie gibt die Werkstatt auf."

Der Russi, ein achtzigjähriger Bauer, den sie am gleichen Tage an der Straße traf, hielt sie an und meinte: „Nicht mehr schreinern willst, scheint's, du, Clari-Marie?"

„Ja," gab sie zurück, „es wird mir zu viel allein, und mit einem neuen Gesellen will ich mich nicht plagen."

„Hm, hm," brummte der andre, „das ist mir jetzt nicht recht, das ist es mir! Die Frau und die Kinder hast mir in die Särge getan, jetzt — jetzt — für mich hättest ihn wohl auch noch machen können!"

Da ging durch das Gesicht der Clari-Marie wieder der Schein, der für ein Lächeln gelten konnte: „Für dich mache ich ihn dann, den Sarg, schon weil du mir ein so guter Kunde hast sein müssen."

Aber der Russi war zäh und noch lange nicht am Tode. So blieb die Werkstatt geschlossen, und die vom Isengrund gewöhnten sich daran, zum Zurfluh zu laufen, wenn sie eines Schreiners bedurften.

Der Winter war schwer auf dem Land. Er begrub das Dorf unterm Schnee, daß alles gleich war, Felsen und Matten und Steintrümmer, Häge, Bäche und Hütten, alles weiß, und daß alles still war, das Wasserrauschen und das Hin und Her der Dörfler, das Gerede von den zwei Erschlagenen und das Jammern und Schimpfen des Löwenwirts, der noch den ganzen Herbst hindurch Hoffnung auf Gäste gehabt hatte. Wie die Maulwürfe auf den Feldern gruben sich die vom Isengrund wieder aus dem Schnee ans Tageslicht, stampften die Wege zurecht und lebten den kargen Winter nach alter Gewohnheit.

Im Zieglerhaus saßen die Clari-Marie und die Severina. Die Clari-Marie hatte hier und

da einen Gang zu tun; manchmal war eine oder einer krank, zweimal ging Blust auf, der an keine Jahreszeit gebunden ist, Menschenblust, und mußte die Clari-Marie einem Weibe helfen, einen Menschen schmerzhaft zum schmerzhaften Leben zu bringen. Aber der Präses, der habliche Bauer, dem die Tochter krank wurde, holte den Jaun, den Doktor, zu ihr und nicht die Clari-Marie. Es war das erstemal, daß ein Einheimischer ihr untreu wurde. Sie setzte die Lippen eng aufeinander, als sie es hörte, aber sie sagte kein Wort.

Die Severina besorgte das Haus, wie es ehemals die Cille getan hatte. Aber die Cille hatte die Einsamkeit lieb gehabt und war sie gewohnt; der Severina aber war es zu still im Haus. Sie saß eines Abends, als draußen wieder die schweren Flocken fielen, dicht und langsam, Schnee auf Schnee an den Fensterrahmen wachsend, als sollte ein Vorhang über die kleinen Scheiben gesponnen werden, am Ofen und hatte die Hände müßig im Schoß liegen. Sie war nie träge gewesen, obwohl sie nicht stark war mit ihrer engen Brust, den Gliedern, die wie aus feinem und fremdem Holz geschnitzt waren, und dem schmalen Gesichtlein, aber heute war ihr die Arbeit leid, weil das Herz ihr weh tat. Zu still war es im Hause, zum Erschrecken still. Die Clari-Marie war fort, im Dorf bei einem Kinde, das krank war; seit kurzer Zeit waren viele Kinder krank im Isengrund! Wenn die Clari-Marie fehlte, war es wie tot im Haus. Und selbst wenn sie hier war — zu still war es doch! Der Hansi war fort und kam nie mehr! Der lebte jetzt oben beim Kehle-Gisler, beim Lätz, in der gleichen baufälligen Hütte mit dem Alten; von seinem Taglohn lebte er, der Hansi, mit seiner Frau zusammen, der Claudi. In Bauen drüben hatten sie geheiratet. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, als sie auf einmal im Amtsblatt gestanden hatten! Jetzt hausten sie schon ein paar Wochen zusammen. Aber heim kam der Hansi nicht mehr, wegen der Base nicht. Die vergab ihm nicht, daß er das halbwilde Mädchen, dem Ungläubigen, dem Gisler seines genommen hatte! Hatte er so unrecht, der Hansi? Die Severina faltete die Hände am Knie und staunte vor sich hin. So unrecht hatte der Hansi nicht! Sie konnte sich die Claudi vorstellen, das braune zierliche Ding mit dem Kopf tief zwischen den Schultern und den klugen und warmen Augen. Sie war immer schon in der Schule eine zum Gernhaben gewesen. So war es nichts Verwunderliches, wenn der Hansi und die Claudi nun beisammen da oben in der Hütte saßen und einander gern hatten. Schön war es gar; überall wo viel Liebe war, war es schön! — Darum war auch drüben, wo der Jaun und die Cille hausten, gut sein. Die Base Cille wußte nicht, was alles sie anfangen sollte, dem Jaun die Stube traulich und das Leben recht zu machen. Dafür sah er sie mit dem zerfahrenen Blick manchmal andächtig an und sagte: „Ihr seid doch eine Gute, Mutter." Der Jaun war ein Spaßiger! Manchmal stieß er auf allen Seiten mit den Ellbogen an, so ungelenk war er, und wenn er sprach, tat er es in abgehackten Sätzen, als müßte er immer wieder irgendwohin tief hinuntersteigen, um ein Wort heraufzuholen. Rot wurde er auch immer beim Reden. Bah, und manchmal nahm er einen bei der Hand und tätschelte einen, ganz in Gedanken, und hielt in Gedanken die Hand fest, weiß Gott wie lang! Aber viel mußte der Jaun im Kopfe haben! Er lernte auch noch immer. Aber — aber — er verdiente nicht viel, jetzt im Winter. „Mußt denn hausen, Mutter," hatte er jüngst einmal zur Base Cille gesagt und hatte ganz ängstlich dabei ausgesehen. Und dennoch war es heimelig drüben bei den beiden, und froh war sie, die Severina, daß sie jetzt und jetzt hinübergehen konnte! — Weil — weil es so still war im Haus, und die Base Clari-Marie so weit von einem weg war, selbst wenn sie in der Stube bei einem saß! Gut war die Base Clari-Marie, eine wundersame Frau, fast zu hoch für andre — fast zum Fürchten, und doch wieder gut und doch wieder fremd! Es war nicht zum Heimischwerden bei ihr. Und sie, die Severina, war allein noch da, bei ihr! — — Wie lange war das nur schon, daß sie da war. Unzählige Jahre fast! Sie erinnerte sich kaum, daß sie einmal oben im Rottal gewohnt hatte! Bei den — bei Vater und Mutter! — — Ja, die waren auch immer fort, Vater und Mutter! — Nicht heim durften sie! Sie wohnten noch immer im Schwyzerbiet! Der Jacki ließ sie nicht heimkommen, der alte, und andre nicht! „Sie sollen sich gewahren und fort bleiben," sagten die vom Isengrund je und je. — Sie kamen wohl nicht mehr, der Vater und die Mutter!

Die Severina saß lange an dem einen Fleck. Es war so über sie gekommen, daß sie mit offenen Augen träumte. Immer, wenn ein Gedanke sie verließ, kam ein andrer, und ein Bild schob immer das andre hinweg. Es dämmerte in der Stube und wurde dunkel. Sie hatte dessen kaum acht. Endlich wurden ihr in der Dunkelheit die Augen schwer, die Bilder verschwammen, der Kopf kam ins Nicken. Nun schlief sie schon fast. Da kam die Clari-Marie heim. Die Haustür knarrte laut genug, und der Flurboden schrie unter ihren Tritten.

Die Severina fuhr auf. Es war ihr ganz wirr zumut. Sie schüttelte mühsam die Schwere ab, die ihr in den Gliedern lag, tappte nach den Zündhölzchen und stand an der Lampe, als die Clari-Marie eintrat.

„Hast nicht einmal Licht?" fragte diese im Hereinkommen.

„Ich zünde just an," sagte die Severina entschuldigend. Der Clari-Marie schien nicht aufzufallen, daß sie müßig gewesen war. Sie nahm ihr Tuch ab und ging aus und ein hernach. Dabei sprach sie wenig. Nach dem Abendbrot saßen die zwei Frauen beisammen; aber die Clari-Marie war noch immer wortkarg. Einmal sprach sie davon, daß es den Anschein habe, als wolle an die Kinder im Isengrund eine erbliche Krankheit kommen. Sechs schon seien krank, und bei allen fänden sich dieselben Erscheinungen. Die Severina war hierauf voller Neugier und wollte das wissen und jenes. Aber die Clari-Marie schien mit den Gedanken plötzlich weit weg zu sein; sie antwortete kaum, langte dann das Heft hervor, in dem sie die Unkosten ihres kleinen Haushalts aufschrieb, setzte sich davor wie so oft und staunte hinein. Ein paarmal versuchte die Severina noch von dem und jenem zu sprechen, aber die Truttmannin hörte nicht. Dann fiel das Schweigen wieder zwischen beide, das oft und oft über ihren Abenden lag. Die Severina hatte eine Arbeit zur Hand; anfangs stichelte sie tapfer, aber dann bedrängte sie die Stille wieder, das Heimweh packte sie nach denen, die fort waren. Die Tränen traten ihr in die Augen; immer mehr füllten sich diese. Nun hingen große Tropfen an ihren Wimpern. Die Clari-Marie sah es ganz zufällig, als sie einmal hinüberblickte.

„Was hast?" fragte sie und klappte das Heft zu.

„Nichts," gab die Severina zurück; aber sie schluchzte leise auf, während sie die Tränen abwischte. Die Clari-Marie legte die festen Arme auf den Tisch und sah das Mädchen an. „Sag's doch," sagte sie ganz ruhig, „es ist dir langweilig bei mir."

Die Severina schwieg. Die Clari-Marie strich mit der Hand sinnend über die Tischplatte. Jetzt sprach das Mädchen. „So still ist es — seit — seit sie alle fort sind!"

„Ja, ja, es ist still," sprach die Clari-Marie ihr nach. „Geh halt auch zur Cille hinüber!" sagte sie dann. Das letzte klang noch immer ganz ruhig. Aber die Severina mußte die Clari-Marie ansehen, als sie es gesagt hatte; es hatte geklungen, als gebe sie ihr ein Geschenk: Nimm das noch, weiter kann ich dir nichts mehr geben! Da nahm sie sich zusammen. „Nein, nein," sagte sie fast heiter. „Fortgehen will ich doch nicht, was denkt Ihr auch?"

Die Clari-Marie stand jetzt auf. Sie ging hinaus und kam wieder. Die Severina wurde indessen ihres Trübsinns Herr. „Ihr, — Base," sagte sie jetzt und lachte: „Was das für ein Spaßiger ist, der Jaun! Ansehen tut er mich manchmal, als ob er Hunger nach mir hätte."

Die Clari-Marie wendete sich scharf um. „So?" sagte sie, und dann: „Du wirst es wissen, Severina, beide kannst du nicht haben, — entweder den Jaun oder mich. Das mußt schon im Sinn behalten!"

Die Severina erschrak. Die Clari-Marie hatte ein ganz krankes Gesicht, als sie das sagte, und ging jetzt aus der Stube und kam lange nicht wieder. Aber dem Mädchen wurde ein Rätsel klar. Entweder den Jaun oder mich! hatte die Base gesagt. Den Jaun haben! Zum Mann haben, hieß das! Mein Gott, an so etwas hatte sie nie gedacht. Und — und — sie mußte beinahe lachen. Den Jaun! Gern hatte sie ihn, aber zum Manne?

Sie lächelte wirklich vor sich hin; und das Herz war ihr ganz leicht. So wenig hatte es sie bisher gekümmert und kümmerte es sie jetzt, das mit dem Jaun! Der war wie ein Bruder! — Doch — halt, — nein — das, wie er sie manchmal anschaute!

Hat — hat er dich gern, der Jaun? sann die Severina.

*

Das kam nun wirklich, was die Clari-Marie gefürchtet hatte, das Kindersterben. „Was ist es denn, was sie haben?" fragte eine Frau, die keine Kinder hatte, die Nachbarin: „Was weiß ich," gab diese zurück; „die Clari-Marie selber weiß nicht, was für einen Namen die Krankheit hat."

„Und der Jaun?"

„Der? Ein Wort weiß der schon dafür, aber eines lateinisch oder griechisch oder weiß Gott wie, aussprechen kann es kein Mensch."

Die Clari-Marie ruhte nicht Tag und Nacht. Seit vier Tagen hatte sie keine Stunde Schlaf gehabt. Wenn sie durch die Gassen ging, sahen sie aus allen Häusern ihr nach. „Wo geht sie jetzt hin?" Und die, die ein Kleines oder gar mehrere krank liegen hatten, reckten die Hälse und hatten sehnsüchtige Blicke. Wird sie jetzt zu dir kommen? „Eine wie ein Engel ist die," tönte es wieder im Rücken der Clari-Marie wie früher schon. Die sagten es, die noch ihre Hoffnung auf sie setzten, und die andern sagten es, denen die Hoffnung schon zu Scheiter gegangen, deren Kindern die Clari-Marie hatte sterben helfen.

„So, — so, — so," tröstete die Clari-Marie, wenn die kranken Kinder schrien. Das sagten andre Weiber auch. Aber diese da! Sie sang nicht, ihre Stimme war nicht einmal weich und zärtlich, sie klang fast stark, aber — lag es im Wort — im Ton — — weiß Gott worin, wie starker, kühler Friede wehte es einen an. „So — und jetzt beten wir," sagte sie dann; und sie ließ die Kranken die Hände falten und betete mit ihnen, die eignen festen Hände um die schwachen andern gelegt. Es war, als fließe Kraft aus ihrem Leibe in den der Kinder über, und Glaube

aus ihrem Glauben ergieße sich in der Kinder Seele. Die Augen der Kleinen begannen zu leuchten, ein Rot der Freude huschte auf ihre Wangen, wie ein Sonnenfunken auf eine weiße Blume fliegt. Und mitten im Beten, mitten in einer plötzlich erwachten Freude sank manches zurück und war tot und hatte um den Mund noch ein Lächeln! So leicht hatte die Clari-Marie ihm das Sterben gemacht!

Selbst die ganz Kleinen, die noch nichts wußten und doch schon unbewußt sich gegen den Tod wehrten, wußte sie zum Schweigen zu bringen und einzuwiegen, daß sie Schlaf fanden, während sie sonst bei der Mutter bis zur Erschöpfung schrien.

„So — so — so!" Wenn die Clari-Marie in eine Stube trat, in der der kranke Säugling schrie, sprach sie das schon unter der Tür. Es war, als kennte sie jedes. Das Weinen wurde schwächer; es ging in Wimmern über, wenn sie das Kind aufnahm und es an sich hielt. Dann begann sie auf und ab zu schreiten. Manchmal hockten Bauer und Bäuerin und ein Haufen größerer Kinder am Tisch und in den Stubenecken und rührten sich nicht, sahen nur der Clari-Marie zu, wie sie mit dem Kleinsten auf und ab schritt, die breite, plumpe Gestalt, nichts Großes in der Erscheinung, nichts an sich, was anders war als an andern Weibern! Das schwarze schlichte Gewand, das bleiche, starke Gesicht dagegen schimmernd, die schwarzen Brauen und das silberige Haar und gerade ausfliegend, ruhig und scharf der Blick der grauen Augen! Stark war sie, die Clari-Marie, wie ein Turm war sie, wenn in der Stube das Elend saß. An ihr emporblickend bekam der Bauer wieder den steifen Nacken, der zum Lasttragen not tut, und die Bäuerin richtete sich an ihr auf! Wenn sie das schlafende Kind endlich ins Korbbett zurücklegte, fragten sie alle zaghaft: „Gehst schon?" Und wenn sie wirklich ging: „Was meinst, wird es leben?" und „Gelt, du kommst bald wieder?"

Ob sie leben würden, vermochte die Clari-Marie von den Kleinen nicht zu sagen. Ihre Kunst versagte, und sie wußte es. Aber von allen im Isengrund ahnte keines, daß mit jedemmal, da wieder ein Totes in einem Hause lag, die Clari-Marie wie ein Messer im Herzen trug: „Wieder hast nicht helfen können! Wieder nicht! Ja, kannst du denn nichts mehr?"

Da ging auf einmal ein Gerede durchs Dorf. Von des Präses Haus ging es aus. Dem war ein zehnjähriger Bub krank geworden, und er hatte wieder den Jaun, den Doktor, geholt. Jetzt, vier Tage später, lag der Bub, den vorher die Fieber geschüttelt hatten, in ruhigem Schlaf. „Er wird gesund," hatte der Jaun gesagt, „gutstehen will ich Euch, daß er gesund wird!"

Darauf der Präses: „Ja, und getraust du dich, jedes gesund zu machen von den Kindern, die jetzt an der Krankheit liegen?"

„Wenn ich rechtzeitig gerufen werde, ja!"

„Der Jaun, der Doktor, kann es. Helfen kann er!" Vom Dorfende kam das Wort und fuhr wie ein Sturm durchs Dorf. Jetzt liefen alle zum Jaun, zum Doktor, nicht offen, nicht auffällig. Hinten herum schlichen sie. „Könntest auch zu mir kommen, Jaun!" sagten sie, „das Kind ist krank; aber könntest schon kommen, wenn es dunkel ist, daß die Clari-Marie nicht davon hört. Sie hat es nicht gern, die Clari-Marie, und wir sind ihr Dank schuldig — wir —"

„Schon recht," sagte der Jaun, und kam im Dunkeln. Es starben noch zwei Kinder im Dorf nachher, zu denen er zu spät gekommen war.

Aber die Clari-Marie hörte es doch und erfuhr es doch. Sie stand am Fenster ihrer Kammer, wo sie allein war, und riß das Fenster auf, daß der eiskalte Winterwind hereinfuhr und mit rauhem Schlag ihr Stirn und Wangen traf. Sie stand aufrecht und sah sich um. Die Häuser standen fest und die Berglehnen und die Felsen! Es war nichts mit dem Wanken, das sie empfand! Und sie nahm sich zusammen und sagte sich's vor, fest, tapfer: ‚Das Wanken! Das ist nur in deinem Leben — das Beben! Und jetzt — diesmal — jetzt mußt wissen: Mit deiner Kunst ist es nichts! Du kannst nichts, Clari-Marie. Es ist jetzt einer im Isengrund, der mehr kann als du!'

XXIV

Das jüngste Kind einer Welschen war krank, eines armen Weibes, das zehn Kinder zur Welt gebracht und erfahren hatte, welche Hilfe die Clari-Marie für ein Bettelweib wie sie war. Die schickte nicht zum Doktor, als ihr vierjähriger Bub sich an dem Uebel legte, das im Dorf war und nicht weichen wollte; zur Clari-Marie raunte sie: „Komm, Frau, hilf!"

Die Clari-Marie ging hin; sie hatte schmale Lippen, als sie in die dumpfe, fürchterliche Stube trat, in der die andern Kinder mit dem kranken zusammengesperrt waren; auf der Zunge lag ihr ein: „Schick zum Doktor, Frau; der gilt jetzt im Dorf, nicht mehr ich."

Aber als sie das Elend wieder sah, das sie zehnmal hatte kennen lernen können, brachte sie es nicht anders über sich und war es ihr, als könnte hier kein andrer, als müßte sie helfen. Sie mühte sich um das Kranke, ordnete die Stube, lüftete und sah doch, daß die Geschwister des erkrankten Kindes da nicht bleiben konnten, sollte das Uebel nicht auch an sie kommen. Sie brachte die älteren nach vielem Bitten und Betteln bei Nachbarn unter, drei nahm sie selber nach Hause. „Da Kind, hast Gesellschaft und kannst abwarten,"

sagte sie zur Severina. Die war froh wie kaum je, räumte zwei Kammern zurecht und verzog von der Clari-Marie, damit sie nachts in der Nähe des welschen Kleinvolks sei, über die Treppe hinauf in eine der beiden Dachstuben.

Am nächsten Tage schon waren die Kinder heimisch, und die Severina ging mit leichten Schritten im Hause umher, hatte glänzige Augen und lachte mit dem Kleinvolk um die Wette. Jetzt war Leben im Haus!

Eines Tages kam die Clari-Marie zurück, blickte nicht so bitterlich streng und verschlossen wie sonst, hatte fast ein leises Rot der Freude auf den Wangen. „Jetzt wird er gesund, der Welschen ihr Bub," sagte sie. Die Nacht war sie fortgeblieben und hatte bei dem kranken Kind gewacht. Wunder, Wunder, jetzt wurde es gesund, ihr wurde es gesund!

Die Severina, die ihr in den Flur entgegengegangen war, sah bleich aus. „Aber," sagte sie hastig, „mit der Maria, dem Mädchen, ist es nicht recht. Es liegt noch oben im Bett. Die ganze Nacht hat es gefroren, mit nichts habe ich es erwärmen können. Zu mir habe ich es genommen, und doch hat es geschüttelt vor Frost."

Die Clari-Marie blieb mit einem Ruck auf dem Weg in die Stube stehen. „Oben liegt es, das Kind?" fragte sie.

Die Severina nickte. Da trat die Clari-Marie auf die Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Aber sie wendete sich plötzlich wieder: „Zu dir hast es genommen?" fragte sie hastig und mit kurzem Atem. Und kopfschüttelnd ging sie hinauf zu dem Mädchen.

Am Ende war es: Das Mädchen der Welschen, die Maria, wurde krank im Hause der Clari-Marie, während der Bub daheim bei der Mutter rasch genas. Da ließ die Clari-Marie die zwei gesunden Kinder in ihre eigne Stube bringen und verbot ihnen, die kranke Schwester zu sehen; sie selber trat oben bei dieser die Wacht an. Die Severina hieß sie auf die gesunden achten. „Daß du mir nicht mehr zu der Maria hinaufgehst," schmälte sie.

Aber die Severina hatte für das Kranke mehr Liebe und Mitleid als für die Gesunden, stand manchmal plötzlich hinter der Base, wenn diese um das fiebernde Kind sorgte, und lieh ihr Hand; und die Frau war so versunken und eifrig in der Pflege, daß ihr oft nicht auffiel, wie die Severina ihr eignes Gebot übertrat. Plötzlich freilich pflegte sie dann zu erwachen, schob das Mädchen mit unwirscher Eile aus der Kammer, sagte ein: „Jetzt kommst mir nicht mehr, hörst," aber ihr Drängen war nicht so streng wie sonst; da sie zu wohl unterschied, wie das warme Herz die Severina zum Helfen trieb und sie darum nicht schelten mochte.

Dann geschah auch das Große und Freudige noch, daß dieses zweite Kind genas. Es kam der Tag, an dem die Clari-Marie die Kinder wieder heimbrachte zu deren Mutter. Mit festem, raschem Griff tat sie bei der Welschen die Tür auf. „So," sagte sie im Eintreten mit ihrer klaren, starken Stimme, „jetzt ist wieder einmal Sonntag, Frau! Jetzt kannst deine der Reihe nach ansehen; es ist keines mehr mehlfarbig wie auch schon."

So ließ sie dem Weibe die Gesundheit in der Stube zurück und einen kleinen Reichtum, die Tage neu anzufangen; ein Laib Brot lag auf dem Tisch, ein paar Franken daneben, und drei der Kinder gingen in neuem Gewand von dem starken Tuch, wie die Clari-Marie es selber aus Schafwolle spann.

Die Krankheit wich nicht nur aus der Elendstube der Welschen; sie verließ auch das Dorf. Da hatte der Zaun sie vertrieben. „Das ist denn schon ein Geschickter," sagten die vom Isengrund.

Der Winter ging zu Ende. Es wurde wärmer im Tal. Schmutzige Eiskrusten lagen noch über den Wegen, aber über die Mittagsstunden rannen Bäche daraus und die Dachtraufen liefen, und oben am Rotstock kam die große Laue, die immer den Frühling ansagt.

„Brauchst auch nicht mehr so einzuheizen, jetzt," sagte die Clari-Marie zur Severina. Sie saß über eine rauhe Näharbeit gebeugt und öffnete jetzt das Kleid am Halse. „Jesses, wie heiß," stöhnte sie.

„Es ist doch noch kalt," gab die Severina zurück. Da sah die Clari-Marie erst, daß sie am Ofen stand und sich wärmte.

„Ja, frierst denn, du?" fragte sie staunend. „Gestern und heute friere ich immer," antwortete die Severina. Jetzt sah die Clari-Marie das andre noch, das, daß das Mädchen wundersam aussah, wie ein Wachsbild, Nase, Stirn, Wangen und Lippen, alles weiß, aber scheinig, wie mit unsagbar feinem Werkzeug geschnitten und geglänzt, das Gesicht schmal, von großem Ebenmaß. Der Clari-Marie fuhr es wie ein Stich ins Herz: Wie ein Engel ist sie, das Kind!

Sie erhob sich langsam, legte die Arbeit weg, schüttelte den Kopf. „Was hast denn? Was ist denn mit dir?" Mit diesen bedächtigen Reden kam sie langsam an die Severina heran, die lächeln wollte und doch einen ängstlichen Ausdruck in den Augen hatte. Die Clari-Marie nahm sie bei der Hand, aus ihrer Stimme klang eine leise Unruhe. „Zeig her — hast — hast Fieber?" Sie griff dem Mädchen den Puls; einen Augenblick stand sie still, die weiche Hand der Severina war wie Samt an ihren glasigen Fingern. Jetzt ging ein Schauder durch des Mädchens Gestalt.

„Leg dich nieder," sagte die Clari-Marie. Sie schob die Severina selber vom Ofen hinweg

und in die Schlafkammer hinüber. „Hast dir am Ende doch etwas geholt bei dem Kind, der Maria," schalt sie, während jene sich entkleidete, und zweimal schritt sie die große Kammer auf und ab, als litte es sie nicht an einer und derselben Stelle. Nachher maß sie das Fieber, murmelte etwas in sich hinein und kramte dann in einem Schrank nach Kräutern und Tränken. Lange stand sie davor, wählte und legte wieder zurück, besann sich, kam zum Bett und ging wieder zum Schrank. Endlich schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, aber in der Stube draußen, in die sie jetzt trat, hielt sie plötzlich inne, atmete zitternd und kurz, als ob ihr eng sei und besann sich wieder — lange. „Jesus, mein Gott," sagte sie, als sie nachher in die Küche ging, einen Trank für die Severina zu richten.

Die Clari-Marie war tags ihres Lebens keine zaghafte Frau gewesen. Ihren Weg war sie gegangen, wie es ihr recht dünkte, gefragt hatte sie keinen um sein Gefallen. Die Weiber vom Isengrund rühmten ihre sichere Hand, die Männer ihren Mut, der immer noch aushielt, wenn selbst dem Mann sich ein: „Herrgott, mach ein Ende" auf die Lippen drängte. Und jetzt zitterte die Clari-Marie.

Es sah es ihr keiner an. Nach außen war sie dieselbe, bleich, ruhig, von klarem Blick und scharfer Rede. Nur sie wußte, daß das Zittern in ihr war. Sie konnte nicht essen und nicht schlafen.

Die Severina bat: „Leg dich doch, Base." Aber sie wies sie an: „Schlaf jetzt und kümmere dich um mich nicht, zuerst mußt jetzt du gesund sein, nachher kommt das andre." Dann ging sie hin und her zwischen Kammer, Stube und Küche, immer und nicht weiter, keinen andern Weg, nur zwischen Kammer, Stube und Küche.

Am Morgen des zweiten Tages, da die Severina lag, kam ein Bauer gelaufen: „Jesses, komm schnell, Clari-Marie, meine Frau — jetzt liegt sie in Krämpfen, du weißt ja."

„Ich kommen?" frug sie und sah ihn mit zornigen Augen an. „Das und das und das kannst ihr geben, der Frau, hast gehört?"

„Aber komm doch selber," drängte der, „sie will auch nicht sein ohne dich."

„Um kein Geld kann ich kommen jetzt! Das Kind ist krank, die Severina, keinen Schritt komme ich fort jetzt."

Im Flur ließ sie den Bauer stehen, die Mittel in Händen, die sie ihm gegeben hatte. Er wollte sie rufen, lief ihr nach in die Stube, aber sie trat eben in die Nebenkammer und kam nicht zurück, so ging er endlich seufzend und war der erste, der die Truttmannin umsonst um Hilfe gebeten hatte.

An diesem Abend wuchs das Fieber der Severina. Sie lag in den buntbedruckten Kissen des großen Bettes und hatte jetzt zwei Farben im Gesicht: das Weiß noch immer, nur gedämpft wie Seerosenblässe, wenn der Mond sie durchleuchtet, und daneben auf beiden Wangen ein heißes, fliegendes Rot; zwei Rosenfarben hatte die Severina. Die Clari-Marie stand in einer Kammerecke und sah sie an, während jene irre sprach, und mußte fast ein „Jesus, wie schön" stammeln. Dann aber trat sie wieder zum Bett, legte nasse Tücher auf und kämpfte gegen das Fieber, das nicht weichen wollte. Die ganze Nacht währte der zähe, stumme Streit. Die Säcke unter den Augen der Clari-Marie waren von dunkeln Ringen umspannt. Manchmal hatte sie da im Isengrund um Leben und Tod gestritten; so bitterlich ernst war es noch keinmal gegangen! Gegen Morgen erhob sie sich von einem Stuhl, auf dem sie am Bett gesessen hatte, sah die Kranke an und ging zur Tür; aber auf der Schwelle kehrte sie um und setzte sich wieder. Es war ein seltsames Tun, das sie von da an wieder und wieder begann, als streite sie mit sich selber, als reiße sie etwas hin und her. Einmal, als sie eben wieder neue Kompressen aufgelegt hatte und die Severina zu schlummern schien, fuhr sie jäh auf, ging hastig in die Stube hinaus, nahm ein Tuch um, als müßte sie hinwegeilen. Und doch legte sie auch das Tuch wieder von sich, kam langsam zurück und setzte sich wieder ans Bett.

Dann kam der Morgen, der mit fahlem Licht durch das Fenster zündete. Langsam wandelte sich überall das Nachtschwarz in Grau, an der Diele, den Wänden, den weißen Bodenbrettern und am Bett der Severina, nur der ihr Gesicht war jetzt wieder bleich und bleicher als der fahle Tag. Sie schlief. Da stand die Clari-Marie doch auf, wankte, als sie vom Stuhl hinweg schritt, nahm sich aber zusammen, glättete die Haare am grauen Scheitel und ging aus Stube und Haus, ging raschen, ruhigen Schrittes gaßab und straßüber an die Haustür klopfen, wo der Jaun, der Doktor, wohnte.

Zwei Köpfe fuhren aus den Fenstern, oben der des Bauern, bei dem der Jaun wohnte, unten der der Cille.

„Was ist? — Ja — ja — du?" fragte diese.

„Der Jaun soll kommen! Herauf zu mir, jetzt gleich! Die Severina ist krank!" Das war kurz und rauh hervorgestoßen. Die Clari-Marie wartete nicht; mit denselben sicheren Schritten ging sie zurück, mit denen sie gekommen war. Nur als sie beim Zieglerhaus wieder hineintrat, würgte sie etwas. Herrgott, Herrgott! Einen solchen Gang hast noch keinen tun müssen wie der so schwer!

Der Jaun ließ nicht auf sich warten. Er kam, wie er zu jedem Kranken ging, in seinen städtischen und doch ungeschickt geschneiderten

schwarzen Kleidern, die Hosen kurz, die Aermel lang, auf dem Kopf einen steifen, runden Filz, wie ihn seiner Lebtag kein Bauer auf hatte. In der Hand brachte er eine kleine Ledertasche, in der er immer seine Utensilien trug. Just so unbeholfen wie in jede fremde Stube trat er in die wieder, wo er so lange daheim gewesen war; über die Schwelle stolperte er, so daß ihm der Hut ins Gesicht rückte. Darum sah er nicht gleich, daß die Stube leer war. Nachher legte er Hut und Tasche ab und strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der ihm der Schweiß stand, obwohl er nicht zu rasch gelaufen war. Er sah scheu nach der Kammer hinüber, deren Tür angelehnt war und wo er die Clari-Marie und die Severina erriet. Da kam die Cille, die ihm nachgegangen war, bleich, den langen Oberkörper ein wenig mehr noch als früher vornüberhängend, das volle Haar auch schon grau, herein. „Wo sind sie?" fragte sie leise auf der Schwelle.

Der Jaun nickte gegen die Tür hin und war so leichenblaß im Gesicht, daß die hochbogigen schwarzen Brauen wie Farbstriche schienen und die scheu blickenden Augen wie Kugeln. Dann ging er zur Nebenkammertür, die die Clari-Marie just da von innen aufzog. Auch über diese Schwelle stolperte der Jaun, und vor der Clari-Marie nickte er in Gedanken, als ob ihn ein vornehmer Kunde gerufen hätte, dem er besondere Höflichkeit schulde. Aber als er die Severina angeblickt hatte, fuhr ihm eine rote Flamme so jäh ins Gesicht, daß die Clari-Marie ihn staunend ansah; dann rückte er einen Stuhl zum Bett, setzte sich und faßte nach des Mädchens Hand. Jetzt war seine Art sicher und rasch. Die Severina, die noch immer geschlafen hatte, erwachte. Sie war noch sehr matt, nichts verriet, daß sie aufwachte, als daß die Lider sich hoben und in dem schmalen Gesichtlein wieder die schimmernden Augen standen. Plötzlich sagte sie: „Jesses, der Jaun!" und lächelte dazu.

Der Jaun hielt ihre Hand und sah auf die Uhr, ließ die Hand fallen und legte die seine auf die Stirn der Severina, nahm sie weg und brachte sein Ohr an ihre Brust. Zuerst war er ganz ruhig und seine Art die gemessene des klugen Arztes. Aber als die Untersuchung weiter schritt, war es auf einmal, als gehe sein Atem rascher. Die Cille stand an der Tür und sah auf ihn, und die Clari-Marie hatte sich zu Füßen des Bettes aufgestellt und wandte kein Auge von ihm.

Jetzt hob sich auf einmal Jauns ganze Gestalt und schütterte unter stoßweisem Atem.

„Was hast, Jaun, du zitterst ganz?" sagte leise die Severina. Da ließ er mit einem Ruck von ihr. „Eis — holt Eis, Mutter, beim Löwenwirt bekommt Ihr," sagte er zur Cille mit kurzer Stimme, die keinen Klang hatte. Er selber stand auf und ging der Tür zu. „Ich muß — eine Medizin will ich holen," stieß er heraus. Als er in der Stube war und die Tür hinter ihm zuging, entfuhr ihm ein Aechzen, als risse etwas in ihm entzwei, und dann sah er die Cille nicht mehr an, die ihn etwas fragte, und rannte hinaus.

Die Clari-Marie war allein bei der Severina. „Habt Ihr den Jaun gerufen, Base?" fragte diese. Sie lächelte wieder und blickte ganz froh. „Ganz lang bin ich jetzt nicht mehr drüben gewesen," sprach sie weiter.

„Ja, ja," gab die Clari-Marie zurück, ging hinaus und kam wieder. „Der Pfarrherr wird auch kommen nachher," sagte sie jetzt.

Da sah die Severina einen Augenblick vor sich hin auf die Decke. Ihre Lippen zuckten. „Muß — muß ich sterben, Base?" fragte sie. In ihre Augen sprang das Wasser, und dann schluchzte sie so bitterlich, daß die starke Clari-Marie die Zähne verbiß, auf daß sie nicht flenne, sie nicht, die Clari-Marie, die in ihrem Leben nie geflennt hatte.

„Der Jaun holt die Medizin," sagte sie dann, „sie sagen, er sei geschickt, der Jaun." Ihre Stimme war schon wieder fest. Aber die Severina fuhr auf: „Aber Ihr, Base — wenn Ihr nichts mehr wisset für mich! Und Ihr wisset —"

Die Clari-Marie kniete ans Bett nieder, schwer, gemach, mit beiden festen Armen griff sie übers Lager und faßte die Hände der Severina, daß sie sie falten mußte. „Vater unser," begann sie, und betete weiter und hob wieder an: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!" Das war die Art, die sie hatte, den Leidenden und Sterbenden Hilfe zu bringen; lag es in ihrer Stimme oder im Griff ihrer Hände oder in ihrer Nähe nur, wie sie schwer, stark und ruhig kniete — die Severina, die ein Staunen fassen wollte, konnte nicht anders, sie schluchzte die Worte nach, die die Clari-Marie sprach, und ihre Stimme erstarkte an der der andern, sie selber wurde ruhig, und es war ihr, als wehe eine Kühle sie an, die wohltat, und würde ihr das Herz weit und groß. Jetzt betete sie, sehnsüchtig, inbrünstig, mit weitem, klopfendem Herzen: „Vater unser, der du bist in den Himmeln."

Der Jaun kam zurück. Sie hörten ihn keuchend durch den Flur kommen; in der Stube aber trat er sacht auf, und in die Kammer kam er leise herein.

„Gebt mir Wasser," sagte der Jaun zur Clari-Marie. Die brachte das Verlangte. Dann gab er der Severina ein Pulver. Indessen brachte die Cille das Eis. Der Jaun legte die Umschläge an. Die Severina lag ganz still und sah auf seine Hände, die immer zitterten. „Jetzt wirst dann schlafen können," sagte er.

Die Severina lächelte wieder. „Meinst, kannst mir helfen, Jaun?" fragte sie, still aus den Kissen blickend.



Die Quelle
Nach dem Gemälde von Otto Boyer (Düsseldorf)

„Ja — ja —“ stammelte er, und sein Gesicht war heiß. Da strich sie mit der Hand über die seine. „So schlaf' ich jetzt,“ sagte sie.

Er nickte nur und ging in die Stube. Die Clari-Marie kam hinter ihm her. Die Cille setzte sich zu der Severina.

Draußen war der Jaun ans Fenster getreten. „Ich will zum Pfarrer schicken,“ sagte die Clari-Marie leise, die die Schlafkammertür hinter sich zugemacht hatte.

„Ja,“ gab er zurück; er schien kaum zu wissen, zu was er ja sagte. Er legte die Hand an den Kopf und sann und ließ die Hand wieder sinken.

„Dem Hansi will ich auch berichten,“ sagte die Clari-Marie wieder. Diesmal klang es wie eine Frage, und sie stand hinter ihm, als müßte er sich umwenden und ihr das sagen, was sie nicht fragen wollte: Hast — hast also auch keine Hoffnung wie ich?

Er wendete sich wohl kurz um, aber nur um gleich wieder aus dem Fenster zu blicken, die Hand an der Stirn, grübelnd. „Ja,“ sagte er wie vorher, der Clari-Marie zur Antwort. Die ging zur Tür.

Als sie hinaus war, trat der Jaun vom Fenster weg, maß zweimal die Stube und stand wieder still, immer grübelnd. Hast nichts gelernt, was noch helfen könnte! schrie es in ihm; und dann war ihm, als müßte er fortstürzen, irgendwohin, laufen, bis der Atem versagte! So drängte die Qual in ihm. Dann nahm er sich gewaltig zusammen und ging wieder zitternd hinein zu der Severina, zu sehen, ob sie schliefe.

Der Pfarrherr kam im Ornat, den Sigrist im Begleit. „Gerade oft muß ich jetzt daher kommen,“ sagte er unter der Tür zur Clari-Marie, die nicht vor ihm, aber vor dem Allerheiligsten das Knie bog. Dann amtete er in der Kammer der Severina, und die Clari-Marie wohnte bei.

Als der Pfarrherr sich wieder entfernt hatte, blieben die drei mit der Severina allein. Die hatte geschlafen, aber je mehr der Tag sich dem Abend zuneigte, desto höher stieg das Fieber, bald war sie nicht mehr bei Sinnen und redete irr. Vom Hansi redete sie, der in der Kehlehütte sitze, in dem warmen Nest mit der Claudi zusammen.

Sie phantasierte noch von dem Hansi seinem Glück, als der mit den Abendschatten selber ins Haus kam. Er trug einen Feiertagsanzug, ein rauhes, stattliches Gewand; in dem hatte er vor Monaten Hochzeit gehalten. Die Cille war die erste, auf die er traf. Sie war auf dem Weg zum „Löwen“, neues Eis zu holen. „Was ist? Ist sie denn schon lange krank, die Severina? Ist es schlimm mit ihr?“ fragte er hastig. Sein Gesicht war heiß vom raschen Lauf, sein dichtes, braunes Haar feucht.

„Es geht nicht gut,“ sagte die Cille. Ohne Anhalten ging sie an ihm vorüber. Nachher war es ihm, als hätte er ein kurzes Schluchzen gehört. Er trat in die Wohnstube, die schon ganz dämmerig war. Der Jaun und die Clari-Marie saßen da, der Jaun am Tisch, die Clari-Marie am Ofen, beide müßig. Beide blickten auf, als er eintrat.

„Still, sie schläft wieder,“ sagte die Clari-Marie leise. Sie war aufgestanden, trat an den Tisch, wo der Jaun saß, rückte dem Hansi einen Stuhl hin und setzte sich zu ihnen auf die Fensterbank.

„Ich bin auf dem Taglohn gewesen,“ flüsterte der Hansi. „Erst jetzt hat sie mir's sagen können, die Claudi, ich bin so schnell gekommen, als ich konnte.“ Er neigte den breiten Oberleib weit über den Tisch, damit sie sein leises Sprechen verstünden. Die andern taten es ihm unwillkürlich nach. Sie waren eine sonderbare Gruppe, drei Köpfe, der wohlgeformte braune des Hansi, der schmale kohlschwarze des Jaun, dessen Gesicht so weiß war, daß es durch das Dämmern der Stube leuchtete, und der graue, eckige der Clari-Marie.

„Ist — ist sie am Sterben?“ fragte jetzt der Hansi wieder. Er sah die Clari-Marie an dabei. Die wendete das Gesicht dem Jaun zu; sie würgte an etwas.

„Kannst helfen?“ fragte sie plötzlich; es klang rauh, obwohl sie ihre Stimme dämpfte wie die andern.

Leicht war das Wort nicht gekommen. Der Jaun fuhr wie aus einem Traum auf. Sein zerfahrener Blick ging über den Tisch hin; wieder zitterten ihm die Hände und die Lippen und die ganze Gestalt. „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?“ sagte er; das war fast gestöhnt, er biß die Zähne zusammen nachher, sie hörten das Knirschen.

Die Clari-Marie zog die Arme weg. „Das — das sagst mir zu leid,“ sagte sie zornig.

„Euch — Euch zu leid,“ stammelte er, „meint Ihr — ich — ich denke an Euch jetzt!?“

Das Elend sah ihm aus dem Gesicht. Er hatte die Worte im Aufstehen gesagt, beide Fäuste ein wenig gehoben, wie um den Worten Nachdruck zu geben.

Die Clari-Marie fror; mit unsicherer Handbewegung strich sie etwas am Kleide zurecht. Dem — dem da, dem Jaun, ging das Leben entzwei mit der da drinnen, mit der Severina, das sah einer ohne Reden! Und — und — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?“ hatte er gesagt.'

Sie hielt sich am Tisch. Es erdbebnete! Feststehen, Clari-Marie, es geht in Stücke — alles — alles — feststehen, Clari-Marie!

„Willst — soll man's ihnen zu wissen tun, deinem Vater und deiner Mutter?“ fragte sie

plötzlich den Hansi; sie stand jetzt aufrecht, nur die Hand noch am Tisch, ganz leise bebte ihr die Stimme.

„Denen?" sagte der starke Hansi laut. „Denen beim Eid nicht!"

Er stand jetzt auch auf. Alle drei gingen sie leise in die Kammer hinüber. Die Severina fing an im Fieber zu sprechen.

XXV

Das war eine Föhnnacht, die neunte, die die Severina krank war. Am Abend schon hatte der Wind in den Gassen gemurrt und sein sonderbares Wesen getrieben, bei dem den Bauern in den Hütten ist, als husche einer draußen gespenstisch dahin und dorthin, von Haus zu Haus, blitzschnell, jetzt am Dorfende stöhnend, jetzt am Dorfeingang sauchend und jetzt hornend aus einer weit entlegenen Kluft. Nun war er wild. Sausend strich er durchs Kamin des Zieglerhauses, auf dem Dache klapperten die Schindeln. Plötzlich schwieg er. Wenn der Föhn schweigt, ist es, als hielte das ganze Tal mit einem „Mein Gott, was will jetzt kommen," den Atem an. Bald kam er wieder — von fernher; ein Laut wie Rauschen schwerer Flügel kündete ihn an. Dann war er da. Sssssss! heran an das Haus mit einem Stoß, Brust gegen Brust, und die Mauer stöhnt und die Fenster zittern; in der Diele krachen die Balken!

„Das ist ein Wind," sagte die Severina. Sie war seit einer Stunde wach und hatte kein Fieber. Müde war sie und lag in den Kissen, die Arme zu beiden Seiten aufs Bett gelegt, als sollte das heißen: nur nicht rühren wenn ich nicht muß! Ihr Gesicht war noch immer gleich still und gleich weiß und gleich schön. Hatte schon einmal einer ein so heiliges Gesichtlein gesehen wie das der Severina!

Die drei waren noch immer bei ihr, die letztlich keinen Tag und keine Stunde von ihr gegangen waren, der Jaun, die Cille und die Clari-Marie. „Heut ist der Tag," hatte der Jaun am Morgen gesagt, als sie in der Stube gemeinsam eine kurze Mahlzeit genommen hatten.

„Heute," nickte die Clari-Marie, die die Worte sparte wie in ihrem Leben noch nie und doch nie redselig gewesen war. Am Nachmittag kam der Hansi, zu sehen, wie es ginge. Nach einer Stunde stieg er wieder zu Berg. Nun ging der Tag schon zu Ende, und sie saßen bei der Severina, der Jaun ganz nahe am Bett, die Cille drüben an der Wand auf einem Stuhl, die Clari-Marie am Fenster, durch die Scheibe starrend, durch die sie nichts sah als dunkeln Himmel und ein paar unruhig flackernde Sterne. Die sahen aus, als müßten sie im Sturm erlöschen.

Die Cille hatte verweinte Augen. Der Jaun hatte die Unruhe noch immer an sich, die ihn nirgends litt; er stand auch jetzt wieder vom Bett auf und trat hinaus in die Stube, und als die Cille ihm nachkam und flüsterte: „Gerade gut scheint sie jetzt, die Severina," sah er sie mit einem Blick an, als stieße sie ihm ein Messer ins Herz, und sagte: „Kein Fieber — das — weiß ich schon — wie das ist!"

Das Gesicht der Clari-Marie war reglos, kein Zittern war darin, kein Seufzer brach von ihr; wie aus Stein war sie eine: so war sie nun, seit der Jaun das gesagt hatte, das: „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?"

Als der Jaun und die Cille zurückkamen, hatte sie des Doktors Platz am Bett eingenommen. Sie und die Severina sprachen leise zusammen. „Gerade habe ich es gesagt zu der Base," begann die Severina lauter, „so leicht ist mir jetzt — so — so anders." Und sie lächelte.

Der Jaun ging zum Fenster hinüber, wo die Clari-Marie gesessen hatte. Er hatte genickt, als die Severina gesprochen hatte, schlenkerte mit den Armen unter ihrem Blick, unbeholfen wie ein Schulbub; jetzt sagte er: „Ja — ja — schlaf jetzt nur wieder, wenn du kannst."

Die Cille setzte sich an ihren alten Platz.

Die Lampe, die auf dem Tisch mit der weißen Decke und den zwei Waschbecken brannte, warf einen roten Schein auf das Bett, die zarte Severina und die dunkle, schwere, breite Clari-Marie.

„Am Ende," wandte sich die Severina wieder an den Jaun, „wird es doch besser jetzt."

„Ja, ja," gab er zurück. Er durfte sie nicht ansehen dabei; so flog sein Blick zerfahren über Diele und Wände.

Da hob sich das Mädchen plötzlich im Bett: „Jesus, was ist jetzt das!" schrie sie auf, der junge Leib bäumte sich im Krampf auf: „Jesus, Base!" schrie sie noch einmal.

Die Clari-Marie stand jetzt neben ihr, beugte sich über sie und legte die Arme um sie. Alles an ihr war stark und aufrecht. Sie stützte die Severina mit ihren festen Armen und gab ihrem Kopf die Brust zur Stütze. Dann begann sie: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!"

Die Severina lehnte sich an sie. „Base, Base," ächzte sie, aber es klang immer friedlicher, leiser, ergebener.

Die Clari-Marie stand wie eine Säule. So stützte sie die Weiber, die in Schmerzen sich wanden, so die, die nicht sterben konnten. Ihre Stimme klang klar und ruhig; das gab ihr eine seltsame Macht, jetzt, wo alles Kampf und Qual und Unruhe war.

„Base," seufzte die Severina. Ihre Kraft schwand; aber noch immer dauerte das Ringen zwischen Leben und Tod. Und die Clari-Marie hatte inmitten dieses Ringens ein Gefühl, das

ihr Wohltat war: dein ist sie jetzt, die Severina, dich braucht sie, dich allein! Die schmächtige Gestalt zitterte und zagte in ihren Armen. „Dich braucht sie!" schrie es in ihr.

Plötzlich litt es den Jaun nicht länger, der leichenfahl, die Züge verzerrt, mit schlenkernden Armen drüben an der Wand gelehnt hatte. Die Cille hatte einen Blick auf ihn getan und so schrecklich sah er aus, daß sie zu ihm trat. „Jaun, Bub," mahnte sie mit unsicherem Ton.

„Jetzt — jetzt — stirbt sie," keuchte er. Dann warf er sich auf die Knie wie von Sinnen und kroch zum Bett. „Stirb jetzt nicht — stirb nicht!" bettelte er. „Severini!"

Da war es in einem letzten Aufflackern, daß die Severina die Augen auftat und in sein Gesicht sah, das über den Bettrand heraufblickte. „Jaun, lieber Jaun," sagte sie. Es war wie ein kleines, glückliches Aufjauchzen, als ginge ihr just eine Erkenntnis auf, etwas, woran sie bisher nicht gedacht hatte, etwas Freudiges, Großes! Als sie es gesagt hatte, sank der Kopf an der Brust der Clari-Marie seitwärts. Den Lippen entfuhr ein kurzer, unverständlicher Laut; dann verließ den Oberkörper die Kraft. Die Clari-Marie ließ ihn in die Kissen gleiten.

Der Jaun lag am Bett, flennend und willenlos. Die Cille begann schon das eintönige Totengebet zu sprechen. Aber die Clari-Marie stand aufrecht und stumm neben der Toten. So wie sie da stand, so ging sie nachher hinaus in die Wohnstube. In ihrem Kopf arbeitete es. Hast gemerkt, wie du sie verloren hast, die Severina, im letzten Augenblick? Meinst jetzt noch, dir hat sie gehört? Hast gesehen, wie sie ihn angeschaut hat, den Jaun, und meinst noch, daß sie zuletzt an dich gedacht hat, du, du? Verloren hast sie, die Severina, an — an den Jaun zuerst, dem hat sie der Tod genommen!

In der ruhigen, umständlichen, schweren Art ging sie nachher an das, was für die Tote zu tun war. Sie hatte eine Empfindung, als sei sie in langsamem Sinken auf eine Stelle geraten, von der es nicht tiefer ging. Einmal oben in einer Kammer, wo sie etwas zu holen hatte und wo es ganz still war, sagte sie laut vor sich hin: „So — jetzt hast nichts mehr, du!" Dabei regte sich nichts mehr in ihr, weder Liebe noch Leid, weder Hoffnung noch irgendein Gedanke an den nächsten Tag und an die, die nachher kamen.

Als sie in die Wohnstube zurückging, fand sie die Cille dort. „Zum Hansi hinauf, meine ich, sollte man schicken," sagte die und sah sie zaghaft von der Seite an.

„Ja, schick nur," gab die Clari-Marie zurück.

„Die Totenbeterinnen will —" hob die Cille wieder an; aber die andre fiel ihr in die Rede: „Ich will sie bestellen nachher."

Als sie beide schwiegen, hörten sie den Jaun in der Nebenkammer flennen. „Nimm ihn mit," sagte die Clari-Marie, „er soll heimgehen; er kann wiederkommen, später, morgen! Jetzt — ein Mannsvolk braucht nicht so zu flennen. Verbeißen soll einer können, wenn er ein Doktor sein will."

Die Cille sah die Schwester halb scheu, halb demütig an wie zu der Zeit, als sie noch mit ihr gehaust hatte. Dann ging sie gehorsam zum Jaun hinein, und man hörte, wie sie ihm zuredete. Nach einer Weile kamen sie beide heraus. Der bleiche Jaun sah die Clari-Marie nicht an, er nahm seinen Hut von der Wand und ging hinaus, das Grüßen vergaß er.

„Ich komme bald wieder," sagte die Cille zur Schwester, die ihr den Rücken wendete, und folgte dem Jaun.

Als beide hinaus waren, atmete die Clari-Marie tief auf: Gott sei Dank, daß keines mehr da ist!

Sie setzte sich an den Tisch, den einen Arm darauf gestützt. Nachdenken mußte sie; es war etwas nicht klar in ihr, und sie war gewohnt, klar zu sein mit ihren kleinen Lebensdingen. Geerdbebnet hat es in deinem Leben, lange schon, Stück um Stück bröckelnd, bis alles am Boden lag! Früh, in der Jugend hat es begonnen, die Brüder gingen verloren, dann das bißchen Liebe zum — zum Mann, der selber, Vater und Mutter dann und der Jaun dann, der Bub, der ein Fremder geworden war!

Geerdbebnet hat es wieder! Das mit dem Hochwürdigen geschah und mit der Schwester, daß du die Achtung vor ihnen verlorst! Die vom Rottal fehlten dir! Die Cille ging und der Hansi und der Töni und — jetzt die Severina! Halt — und das war nicht alles! Weiß Gott, immer das Rechte hast wollen, Clari-Marie! Der Herrgott mag's bezeugen, wie es dir im Herzen gewesen ist! Die Kirche und den Glauben hast hoch gehalten und irr hast werden müssen an der Kirche und am Glauben und an denen, die am frömmsten geschienen haben! Das mit dem Gericht — der Herrgott mag's sehen — das Vertrauen zu denen im Rottal hat dich geheißen, für sie zu tun, was du getan hast, und — und am Ende sind sie doch die Schuldigen! Der Eifer wider den Ungläubigen hat dich dem Gisler feind sein lassen! Und — und am Ende hat der unschuldig leiden müssen, deinetwegen! Und — und etwas zu wissen hast gemeint, etwas zu kennen von den Bresten, wie sie an die Menschen kommen können! Jetzt — was — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hat der Jaun gesagt! Der also — wenn er früher gekommen wäre, hätte die Severina heilen können, der, von dem du gesagt hast, daß er nichts wisse!

Die Clari-Marie hustete, kurz und trocken; es saß ihr etwas auf der Brust, das nicht weggehen wollte. Dann sann sie weiter.

Alles ist mißraten in deinem Leben, du! Jetzt stehst du da und bist alt und nutzlos und hast keinen mehr und bist so oft verirrt in deinem Leben, daß du dich nicht weiter traust!

Sie stützte sich schwerer auf den festen, lang über den Tisch gelegten Arm, die Hand umklammerte die Kante. Es quoll in ihr auf wie eine Welle, wild, mit fürchterlicher Gewalt: Schrei doch! Arm bist! Schrei, wie's dir weh tut, schrei! Aber der Schrei kam nicht auf. Schwerer stützte sie sich auf den Arm, hob sich wie in Schmerzen ein klein wenig auf und stieß ein einziges Wort heraus: „Herrgott!"

Im Flur gingen Schritte. Es kamen die Totenbeterinnen.

XXVI

Der Winter war nun auch zu Ende. Die Clari-Marie saß an dem Fenster, das auf die am „Löwen" vorbei und der Kirche zu führende Straße Ausblick hatte. Sie saß da nun den lieben langen Tag und arbeitete; nur wenn sie zu einer Frau geholt wurde, ging sie aus dem Hause. Aber im Isengrund hieß es, sie wolle ihr Amt abgeben, sobald die vom Rat eine Jüngere gefunden hätten.

Mit dem neuen Frühjahr ging die Hoffnung des Löwenwirts, einigermaßen die Hoffnung der ganzen Isengrunder, auf wie das Gras an den Lehnen. Jetzt mußten die fetten Zeiten wiederkommen, wo das Fremdenvolk ins Tal kam und Verdienst brachte! Im Mai stand in einer großen Zeitung ein Artikel, ein Stimmungsbild aus dem Isengrund. Da mußte irgendein Zeitungsschreiber im Dorf herumgekundschaftet haben.

„Auf dem schönen Alporte," schrieb er, „liegt ein schwerer Schatten; die zwei dort geschehenen Morde sind unaufgeklärt; der, den die Stimme des Volkes als Mörder bezeichnet, wohnt noch immer im Tal und wagt sich nicht in seine Hütte zurück, im Dorf selbst aber herrscht eine schwere, lastende Stille, als könnten sie da nicht mehr fröhlich werden, bis die Taten ihre Sühne gefunden."

Der Zeitungsmann hatte sich nicht die Mühe genommen, zu erforschen, daß die Stille im Dorfe von der Trauer herrührte, die seit dem Winter an vielen neuen Gräbern auf dem Friedhof weinte.

Es mochte an dem Zeitungsbericht liegen, an mancher andern Ursache auch, die Gäste, die der Löwenwirt und die vom Isengrund erwarteten, kamen nicht. Die Clari-Marie sah von ihrem Fenster aus zuweilen einen Fremden, auch zwei, eine kleine Schar dorfein schreiten. Am nächsten Tag konnte sie sie wieder davonziehen sehen. Der Löwenwirt klagte nicht mehr; ein paarmal reiste er ins Tal; eines Tages kam er zurück und hatte sich einen Käufer für sein Gasthaus geholt, einen schlichten jungen Menschen, einen Bauern. Eine Bauernwirtschaft wird er führen, wie der „Löwe" vor Jahren gewesen ist, Fremde will er keine herziehen, hieß es im Dorf!

In diesen Tagen kam die Cille zur Clari-Marie, ein seltener Gast. Am Fenster saßen sie beieinander, die hagere Große und die schwerfällige Starke.

„Ja — und jetzt hat eben der Kirchhofer dem Jaun wieder geschrieben," hob die Cille an, als die ersten kurzen Alltagsreden zwischen ihnen hin und her gegangen waren. „Ein Doktor will seine Praxis abgeben unten in St. Felix. Der Jaun kann sie bekommen, wenn er will. Gerade ein Glücksfall ist es für den Jaun, so ist es."

„So," sagte die Clari-Marie. „Und er will gehen?" fügte sie hinzu.

„Ja, gehen will er," antwortete die andre. Dabei seufzte sie. „Hier vergißt er sie doch nicht, die Severina." Dann sah sie zum Fenster hinaus, sah das weite, leuchtende Tal, die Kirche, die blauen Himmel und Sonnengold zum Hintergrund hatte, und seufzte wieder. „Es wird mir schon schwer, das Fortgehen, Clari-Marie," sagte sie. Der hagere Kopf hing ihr vornüber, ihre Hände preßten im Schoß sich ineinander, ihre dünnen Lippen zitterten.

Die Clari-Marie sah auf und sah sie an. Vor Zeiten würde sie dareingeredet haben, jetzt nickte sie kaum sichtbar und schwieg. Nach einer Weile und nachdem abermals die kargen Alltagsreden ihr Gespräch beschlossen hatten, ging die Cille.

Noch zwei Wochen saß die Clari-Marie am Fenster, ehe sie von diesem aus die beiden, den Jaun und die Cille, für immer aus dem Isengrund gehen sah. Es geschah noch das mit der Claudi vorher, daß mitten in der Nacht der Hansi am Zieglerhaus pochen kam.

Es war just nicht selten, daß einer die Clari-Marie herausklopfte. Als sie diesmal den Kopf aus dem Türfenster streckte, sah sie den Hansi draußen stehen, ungeduldig und noch keuchend vom raschen Gang, ohne Hut, auf dem braunen Kopf den Schein der mondklaren Nacht.

„Base," sagte er hastig, „die Claudi — ich habe es Euch ja gesagt — es wird Zeit mit ihr! Kommt schnell!"

Die Clari-Marie besann sich nicht. Vor Wochen würde sie ihn weggewiesen haben: Hast mich nicht gefragt, als du sie genommen hast, jetzt brauchst mich auch nicht! Nun rüstete sie sich ohne Zögern und ging mit ihm.

„Ich danke Euch, Base, daß Ihr kommt," sagte der Hansi, als sie vom Hause hinweg stiegen. Er atmete tief auf; das Fragen war ihm nicht leicht geworden.

„Hast nichts zu danken," gab sie zurück, „dafür bin ich jetzt noch da im Dorf."

Dann schwiegen sie lange und stiegen schnell über den mondfahlen Weg. Der Hansi, breitschultrig und hoch in blauem Kattungewand, machte die mächtigeren Schritte; er mußte zuweilen anhalten, damit die Clari-Marie nachkomme; der wurde der Weg nicht mehr leicht. Einmal fragte er sie: „Gelt, Ihr seid dann schon recht mit — mit der Claudi?"

Das klang halb zaghaft, halb treuherzig; das Blut stand ihm dunkel in den Wangen dabei.

„Hab keine Angst," gab sie kurz zurück.

Bald darauf erreichten sie die Hütte, die der Hansi mit dem Gisler gemeinsam aus Gemeindenutzholz gezimmert hatte. Sie war nicht groß und stand in der Nähe des Fuchsbaus, wo der Gisler früher Unterschlupf gehabt hatte. Die weißtannenen Wände und das Schindeldach schimmerten im Mondlicht, und in den kleinen Scheiben lag der Glanz, daß sie wie Spiegel ihn zurückwarfen.

In der Schlafkammer im Unterbau neben der kleinen, fast geräteleeren Wohnstube lag die Claudi. Der kleine rote Schein einer Lampe und das große Mondleuchten stritten sich in der Kammer um die Herrschaft. Der Gisler kam aus ihrer Tür, als der Hansi und die Clari-Marie eintraten.

„Es ist recht, daß du kommst, Clari-Marie," sagte er, als sie schweigend an ihm vorüber in die Kammer trat. Der Hansi ging mit ihr hinein.

„Guten Abend," grüßte die Clari-Marie, ihr ruhiger Bick streifte das bleiche Gesicht der Claudi. Die tat ihre großen Augen weit auf, hatte einen Schimmer von Tränen darin und sah den Hansi an.

„Dank, daß Ihr kommt," sagte sie zur Clari-Marie, und dann mühsam lächelnd und die Worte mit Anstrengung formend: „Jetzt — jetzt soll er hinaus, der Hansi! Allein will ich sein mit Euch, Clari-Marie."

Diese, die in einem mitgebrachten Körbchen stöberte, sah fast erstaunt auf, ihre Züge gewannen einen Schein von Milde. „Ja, geh," sagte sie zu dem Hansi.

Der packte eine der Hände der Claudi, drückte sie. „Du, helf Gott," stammelte er erregt. Dann ging er.

Die Clari-Marie sorgte um die junge Frau; die wußte nicht, wie es kam, daß Kraft und Mut ihr wuchsen, seit die Truttmannin um sie war.

„Es wird bald da sein," sagte jetzt die Clari-Marie.

Da legte die Claudi die Hände zusammen, sah ernsthaft vor sich hin und sagte leise: „So will ich noch einmal beten vorher."

Die Clari-Marie fuhr jäh auf. „Beten?" fragte sie. Da bewegte die Claudi schon die Lippen und hatte den Blick an der Diele hängen. „Lieber Herrgott, hilf! Weißt, er hat auch Freude, der Hansi — und — wenn ich am Leben bleibe!"

Die Clari-Marie starrte das junge Ding an. Der da ihr Vater war ein Heide! Die war nie in die Kirche gegangen, und jetzt — jetzt betete sie doch. Und —

Als die Clari-Marie am Morgen von der Hütte des Hansi zum Isengrund hinunterstieg, ging sie in tiefem Sinnen. Gebetet hat sie, die Claudi! Und Heidenvolk, hast du gemeint, sind die da oben! Viel lernen mußt du, Clari-Marie, und — und bist doch zu alt zum Lernen, viel zu alt!

XXVII

Es war der Tag, da der Jaun und die Cille aus dem Isengrund gingen. Er war schon vorgerückt. Sie hatten frühzeitig gehen wollen, aber immer hatte die Cille noch etwas vergessen, und noch immer hielt sie etwas zurück. Bei der Clari-Marie waren sie noch gewesen, Behüt' dich Gott zu sagen. Es war kein langer Abschied. Zwischen dem Jaun und ihr war eine Scheidewand ohne Tor. Ein trockenes „Ade" war alles, was sie füreinander hatten. Auch als die beiden Schwestern die dürren, knochigen Hände zusammenlegten, war wenig Zärtlichkeit dabei; dergleichen tat sich da oben nicht; aber es klang doch sonderbar verhalten, dumpf und unsicher, als sie einander „Leb gesund" sagten. Der Cille zuckte der Mund in verbissenem Flennen, und das spärliche Wasser blitzte in ihren Augen auf. Nun saß die Clari-Marie am Fenster und sah den beiden nach, wie sie dorfaus schritten.

Der Weg war feucht von Nebeln, die am Morgen am Himmel gehangen hatten, ein graues Licht lag über der Landschaft, der Himmel war fahlblau, ohne Wolken und ohne Sonne, etwas Müdes lag in der Helle des Tages. Drüben war der Hansi, der Taglöhner, mit den zwei Kisten auf dem Rücken, die einen Teil der Habseligkeiten der Abziehenden enthielten, auf der Straße zum See hinab verschwunden. Jetzt tauchten der Jaun und die Cille selber auf, zwei schwarzgekleidete, hohe, hagere Gestalten, jener, den steifen Filzhut auf dem schwarzen Haar, ohne Umschauen gemach, aber stetig fürbaß schreitend, diese ein paar Schritte hinter ihm, bald hierseits, bald dortseits der Straße gehend. Die Cille hatte einen schleppenden Gang, so als löste der Schuh sich schwer von der Scholle, auf die er trat. Es brauchte keiner zu hören, daß der Weg ihr nicht leicht wurde, in ihrem Schreiten allein lag es, daß sie Schritt um Schritt zäh und mühsam sich vom Heimatgrund losriß. Jetzt wendete sie sich noch einmal, sah einmal zur Linken an die Hänge, einmal zur Rechten und dann

mit einem großen Blick über das ganze weite Tal, bis an den Wildifirn im Westen, der breit und in trübem Licht herniederschien. Dann senkte sie den Blick, bis er am Fenster hängen blieb, an dem die Clari-Marie saß, und da war es, als wolle sie die langen Arme zum Grüßen heben. Aber es schien nur so. Mit der umständlichen, mühsamen Art ihres Ganges drehte sie sich ab und folgte dem Zaun, dessen Kopf noch einmal sichtbar wurde, während er auf der Seestraße hinabstieg.

So sah die Clari-Marie von ihrem Fenster aus die hinweggehen, die noch zu ihr gehört hatten.

Es war still nachher. Aber der Clari-Marie war es, als sei die Stille nicht nur im Hause, sondern als läge sie über dem ganzen Dorfe. Und dem war so. Der Hausrat des Löwenwirts, des Huber, wurde fortgeschafft auf der Straße, die die Clari-Marie übersah. Er selber kam ihm nachgeschritten. Mit ihm ging der davon, der hatte Leben ins Bergland bringen wollen. Er konnte bei seinem Weggang den unvollendeten Straßenunterbau zu seiner Rechten liegen sehen, wo er im Anfang seiner Isengrunder Zeit die Taglöhner hatte arbeiten lassen und von welchem Werk er gesagt hatte: „Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkommen, die Fremden!"

Als er fort war, zuckten die vom Isengrund auf: „Hätten wir ihn nicht gehen lassen!" Dann gingen sie wochenlang faustend am Zieglerhaus vorbei: „Die da drin ist schuld, daß es wieder tot ist da oben bei uns, daß wir wie aus der Welt sind!" Allgemach fügten sie sich, und der alte Friede kam in die alte Stille hinein. Der Clari-Marie gaben sie eine Nachfolgerin. Und jene saß an ihrem Fenster, immer dieselbe feste, hartsinnige Frau, etwas ungelenker geworden, aber aufrecht und stark, und sah die kleinen Geschicke des Tals sich erfüllen, sah auch das sich ändern, daß das Dorf dem Kehle-Gisler, dem „Lätz" Ehre antat, den sie sein Leben lang gelästert und geplagt hatten, dem toten Kehle-Gisler freilich.

Auf das Rothorn war ein junger Stadtherr gestiegen. Den „Lätz" hatte er als Führer mitgenommen. Das Wetter war unsicher; plötzlich fiel es ab, im höchsten Gebirg trat Nebel ein, dann Schnee. Der Stadtherr kam von der Rothornhütte zurück und stieg im „Löwen" ab; ihm sei das Wetter zu wenig vertrauenerweckend gewesen, umgekehrt sei er an der Hütte! Dann erzählte er weiter: Zwei andre Touristen, die er in der Hütte angetroffen, hätten sich nach dem Berg aufgemacht! Als er und der Gisler in der Hütte sich zum Abstieg rüsteten, hatten sie vom Berg her Hilferufe vernommen. Der Gisler stieg hinauf, die Wagehälse zu retten. Er selber wollte im „Löwen" die Rückkehr der Männer erwarten.

Die Erwarteten kamen nicht. Der Herr, der im „Löwen" wartete, ließ den Jacki, den Führer, rufen. Was er meine, fragte er den. Der Jacki, der schwer grau gewordene, aber immer noch aufrechte Mann, sah an der Rothornlehne hinauf, soweit sie sichtbar war und nicht der zähe, dichte Nebel sie verdeckte „Der Gisler ist ihnen nach?" fragte er, und als der andre bejahte, gab er mit dürren Worten zu: „Wenn sie den Gisler bei sich haben, ist keine Gefahr. In der Rothornhütte werden sie jetzt sitzen und klar Wetter abwarten."

Dann reiste der Herr aus dem „Löwen" ab, nachkommen sollten die andern; er hätte nicht warten können. Sie kamen nach. Am Tag nachher schwankten sie mit schlotternden Knien und zerrissenen Kleidern bei Zunachten ins Dorf. Eine Schar Männer und Weiber sammelten sich um sie, denen die Todesangst noch aus den Augen sah und die anfänglich ganz verwirrte Reden führten. Endlich brachten sie ihre Geschichte heraus. Die Nebel und ein Schneesturm hätten sie auf der Höhe des Rothorn überfallen. Dennoch hätten sie den Abstieg versucht, sich aber verstiegen und an wegloser Wand um Hilfe gerufen. Gegenrufe hätten sie vernommen, bald auch die Stimme des Gisler, des Führers, erkannt; der aber habe sie nicht erreicht, wohl umgekehrt müsse er sein. Mit namenloser Mühe seien sie danach der Wand und dem Tode entronnen und —

„Nicht heimgekommen ist er, der Gisler," fiel der Jacki, der dabei stand, ihnen in die Rede. Die andern stutzten und sahen den Berg an. „Er — er wird sich wohl finden," stotterte der eine.

Da schoß dem alten Jacki das Blut zu Kopf. „Er ist ein alter Mann, der Gisler, Herren," murrte er. „Retten hat er euch wollen, obgleich er hat wissen müssen, daß es auf Leben und Tod geht und eher auf Tod als auf Leben. Hinauf müssen wir, ihn suchen."

Sein Blick sagte das Weitere: Ihr werdet mitgehen, Herren, das gehört sich nicht anders!

Die Fremden sahen wieder den Berg an, schüttelten sich, langten in die Taschen: „Ja, ja, suchen sollten sie gehen, die vom Isengrund, auch einen kleinen Lohn wollten sie daran wagen; weil sie doch selber jetzt heim müßten, Eile hätten, heim zu kommen, halt!"

Sie kratzten ein paar Franken aus der Tasche bei den Worten; aber als sie die dem Jacki reichen wollten, spuckte er aus: „Pfui Teufel, mich zahlen lassen! Ich bin mit dem ‚Lätz' nicht Freund gewesen, aber —" und er spuckte zum andern Mal. Aus der Art, wie er sich von ihnen abwendete, konnten die zwei merken, vor wem er ausspuckte. Sie zogen die Achseln hoch, setzten den Herrenstolz auf und traten ins Gasthaus.

Zehn Männer vom Isengrund stiegen mit dem Jacki zu Berg.



Die Clari-Marie saß an ihrem alten Platz, als sie drei Tage später mit einer Bahre, hinter der der Hansi und andre mit entblößten Köpfen schritten, der Kirche zu zogen. Die Glocken läuteten; für den läuteten sie jetzt, den sie keinmal im Leben hatten herrufen können. Es war ein ganz langer und ein ganz feierlicher Zug. Und die Clari-Marie, die um die Art wußte, wie der „Lätz", den sie da vertrugen, gestorben war, richtete sich auf und sah dem Gräbtzug nach. Alleweil noch lernen mußt, Clari-Marie, alleweil noch lernen! Ein Unfrommer ist er gewesen, der Kehle-Gisler, und ob einer Tat ist er gestorben, wie kein Frommer sie größer tun kann! Immer noch lernen solltest, Clari-Marie! Ihr Gesicht war herb und fahl.

*

Die Zeit ging und ging. Die junge Hebamme hatte im Isengrund Arbeit, wie die alte gehabt hatte, und um so viel Junges sie aufbrachte, um so viel Altes legte der Columban, der Totengräber, ins Erdruhebett. Die Viktorine, die Pfarrmagd, legte er hinein. „Der Pfarrherr wird auch bald den letzten Durst haben," sagten die vom Isengrund und gaben ihm einen Vikar, damit er es leichter habe.

Wieder ging die Zeit und ging. Aus dem Tal kam die Nachricht herauf: „Ausgewandert sind sie jetzt, der Furrer und seine Frau, nach Amerika sind sie."

Da kam der Hansi abermals zur Clari-Marie. Mit fröhlichem Gruß trat er ein, ein gesunder, froher Mensch; immer mehr schoß ihm der reiche Lebenssaft in die Glieder.

„Ihr wißt, Base, es will uns ein zweiter Segen ins Haus kommen. Die Claudi will keine haben als Euch. Kommt Ihr?"

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick ihrer grauen scharfen Augen an, die seit geraumer Zeit tiefer in den Höhlen lagen. Dann erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl. „Geh nur," sagte sie, „ich will mich richten. Am Nachmittag komme ich."

Als sie in der Kehlehütte war, ließen die zwei sie nicht mehr fort. „Der Weg ist zu weit für Euch anfangs und zu steil. Bleibt doch hier ein paar Tage!"

Zuerst wies sie sie kurz ab. Als sie mit Drängen nicht nachließen, gab sie zögernd nach. „Ein paar Tage, bis die Claudi mich nicht mehr braucht, meinetwegen," sagte sie. Der Tobias, der kleine, dreijährige Bub, hing ihr in den Röcken, als sie das sagte. Er hatte seiner Mutter große, braune, warme Augen und seines Vaters welliges braunes Haar. Selbst die weiße Locke darin hatte er geerbt. In dem Haar spielte die glasige Hand der Clari-Marie, als sie das sagte: „Ein paar Tage, meinetwegen."

Am letzten dieser Tage war es, daß die Clari-Marie aus der Hütte trat, wo sie zum letztenmal die Claudi besorgt hatte, die jetzt, mitsamt ihrem Zweiten, einem Mädchen, schlief. Am Abend wollte sie nach dem Isengrund hinab, nur den Hansi wollte sie noch erwarten, der auf Taglohn aus war und daheim sein mußte, wenn sie ging.

Die Clari-Marie war aus der engen Stube getreten, weil eine Unruhe sie trieb, seit sie nun wieder heim sollte, in die Stille hinab. Ein Sturm fuhr durch das Tal heraus, der Himmel war grau, und schweres, braunes Gewölk trieb vom Wildifirn her talauswärts. Der Wald über der Hütte rauschte, die Baumkronen bogen sich und schnellten wieder auf, immer mächtiger schwoll das Rauschen. Die Clari-Marie trat an die Kehle hinüber, wo ehedem das Obdach des Gisler gestanden, und legte den festen Arm auf den Fels. Der Wind kam gefahren und schlug ihr in die stoffreichen Röcke, das wehte und pfiff; das graue Haar löste sich ihr in Faden und wehte ihr in die Stirn und über die Augen. Aber sie stand fest und schaute aufs Dorf nieder. „Jetzt mußt wieder da hinab," ging es ihr durch den Sinn, und zum erstenmal seit langer Zeit war wieder ein Wunsch in ihr. Jetzt wärst doch gern noch dageblieben, bei dem Bub, dem Tobias, bei —

Plötzlich kam wieder die Bitterkeit über sie. Zu was bist noch nutz, du, Clari-Marie! Alles ist dir fehlgegangen im Leben! Viel hast gewollt, und alles, was gewollt hast, ist falsch gewesen! Dich braucht keiner mehr! Uebrig bist lang!

„Du — du — Base," kam da ein kleiner Schrei mit dem Wind; und im Wind selber, halb gesprungen, halb hergeweht, kam der runde, kleine Bub, der Tobias. Er warf sich an die Clari-Marie, hob das braune Gesichtlein. „Ich habe dich gesucht," plapperte er außer Atem. Die Augen strahlten ihm. „Gelt, gehst nicht fort, du?" fragte er dann.

Da sah die Clari-Marie auf ihn nieder. Ihr Gesicht war gelb und bleich und fest wie immer, die Augen lachten nicht unter den scharfen Brauen. Aber sie hob den Bub auf, und als sie ihn nahm, schlug ihr das Herz hoch, und sie hielt ihn fest an sich, wortlos, seine Wange an die ihre gepreßt. „Komm," sagte sie, „zu windig ist es; hinein mußt."

So trug sie ihn nach der Hütte, und das Herz schlug ihr hoch und war voll einer unbändigen Freude!

Vielleicht — vielleicht will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und hart und verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!



Das Weihnachtsfest

Von

Johannes Trojan

O Fest, das in des Winters Dunkel
Hineinwirft seinen hellen Schein
Und mit des Lichterbaums Gefunkel
Zieht in der Menschen Häuser ein,
Mit dir, o Christfest, ist verbündet,
Was auch den trübsten Tag erhellt,
Ein neuer Lenz schon wird verkündet
Durch dich der blütenlosen Welt.

Ein Engel kommt, der bietet Frieden,
Den Haß und Hader scheucht er fort,
Und ruhig wird's und still hienieden,
So süß erklingt des Engels Wort.
Still wird es wie auf weiter Heide,
Wie in dem winterstarren Wald,
Dann aber nimmt das Wort die Freude,
Und lauter Kinderjubel schallt.

Was für ein Jubel, welch Entzücken
Schon auf der Kleinsten Angesicht,
Wenn sie zum erstenmal erblicken
Den Tannenbaum in so viel Licht,
Sie, denen unbegrenzte Fernen
Noch nicht erschließt des Himmels Raum,
Und die noch greifen nach den Sternen
Wie nach den Lichtern an dem Baum.

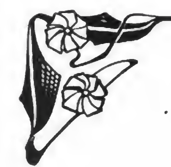
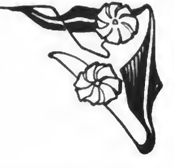
Was kann zur Freude besser taugen,
Was kann uns Lieberes geschehn,
Als daß wir in der Kinder Augen
Den Abglanz dieses Festes sehn?
Und ob ein kleiner Baum nur stände
Vor ihnen, wie sind sie beglückt,
Wenn einer Mutter liebe Hände
Ihn haben für sie ausgeschmückt!

Gesegnet sei die holde Stunde,
Die all die Freude hat gebracht,
Da niederklang aus Engelsmunde
Die Botschaft in der heil'gen Nacht.
Daß sie in jedes Herz sich schriebe,
Die uns aufs neu' frohlocken läßt:
Es ist das Licht und ist die Liebe,
Was uns beschert das Weihnachtsfest.





Nach einer Zeichnung von
Walter Püttner,
München

Moderne Frauenmaler

Von

N. E. Merow

(Hierzu 8 Abbildungen)

Wie man die Kulturhöhe eines Volkes oder einer Zeit danach beurteilen kann, welche Stellung der Frau im häuslichen wie im öffentlichen Leben eingeräumt wird, so läßt auch der Raum und die Bedeutung, die das Frauenbildnis im Kreise der andern Kunsterzeugnisse einnimmt, einen Rückschluß auf die Art und den Entwicklungsgrad einer Kunstepoche zu. In Zeiten schneller politischer und wirtschaftlicher Entwicklung, wo auf blutigem Schlachtfeld oder mit den Waffen des Geistes um der Menschheit große Gegenstände gestritten wird, tritt naturgemäß das weibliche Element zurück. Männerbildnisse, sei es in stählerner Rüstung oder ernste Gesichter mit trotzigen Stirnen, die nimmer ruhende Geistesarbeit gefurcht hat, übermitteln uns am unmittelbarsten einen Hauch jener Zeiten. Erst wenn im Aufschwung oder Niedergang scheinbar Ruhepunkte eintreten, wenn das Heute gegenüber dem Morgen wieder zu seinem Rechte kommt und das Leben selbst schönere Formen annimmt, gewinnt die Frau an Einfluß. Ist der Mann auch im Bilde der hauptsächlichste Träger der inneren Kultur, so vereinigt die Frau alles in sich, was das äußere Leben schön und angenehm macht. Frauenbildnisse erzählen heute noch von den lebensprühenden Festen, von der bunten Farbenpracht und vom Lebensgenuß längst vergangener Zeiten. Aehnliches kann man beobachten, wenn man die Entwicklung der Kunst selbst betrachtet. Die Epochen, in denen eine neue Kunst aufkommt, wo um neue Formen oder Inhalte gestritten wird, tragen einen ausgesprochen männlichen Charakter. In den Zeiten der Reife und Ueberreife herrscht ein weiblicher Zug vor. Die Zahl und Bedeutung der Frauenbildnisse wird davon natürlich bestimmt.

Die antike Bildhauerkunst hat eine Menge von Kindergestalten gebildet, ohne daß es ihr gelungen wäre, das Kindliche selbst, weder in der Form noch im Ausdruck, auch nur annähernd wiederzugeben. Sie bildete kleine Menschen, keine Kinder. Aehnlich ging es der neueren Malerei in den ersten Jahr-



Jules Lefèbvre — Des Künstlers Tochter Yvonne

hunderten ihrer Entwicklung. Für sie war die Frau nur Mutter oder Gattin, sie trug ihre Bedeutung nicht in sich selbst, sondern Leben gewann ihr ganzes Wesen erst durch ein andres, entweder durch den Gatten oder das Kind. Erst ganz allmählich gewinnt das Weibproblem als solches Raum in der Malerei, bis dann Leonardo zu Beginn der Hochrenaissance in dem faszinierenden Porträt der Mona



Ant. de la Gandara Damenbildnis

Lisa uns zum erstenmal einen Blick in den Abgrund der Sphinxnatur des Weibes tun läßt. Seitdem hat jeder Künstler von Bedeutung in seinem Werk eine Anzahl Bildnisse aufzuweisen, die nicht nur die Züge einzelner Frauen festhalten, sondern in ihnen auch die weibliche Psyche überhaupt zu deuten versuchen. In der venezianischen Malerei wird die Frau zur Repräsentantin vornehmer Geselligkeit, Rubens verkörpert in ihr ungezügelte Sinnenlust und überquellende Fruchtbarkeit, aus den Bildnissen van Dycks sieht uns die elegante Dame vom Hofe müde und melancholisch wie in Vorahnung kommender Ereignisse entgegen. Rembrandt umgibt Saskia mit der Märchenpracht des Orients, hüllt ihren zarten Leib in kostbare, glänzende Stoffe und weiß ihr Gesicht immer wieder in seine Künstlerträume zu verweben. In der Rokokozeit ist die Frau Meisterin der Koketterie, halb schelmisch, halb intrigant ist der Ausdruck ihrer Mienen. Erst in den Frauenbildnissen der großen englischen Porträtisten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der Gainsborough, Reynolds, Romney u. s. w., prägt sich etwas wie Initiative und Selbstbestimmung aus. Man fühlt, eine neue Zeit bricht an, die Frau schickt sich an, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Und heute? — Gewinnen wir aus der Summe der modernen Frauenbildnisse einen Eindruck vom Wesen der modernen Frau überhaupt? Man kann diese Frage nur mit einer gewissen Einschränkung bejahen. Ja, vom Standpunkt der sozialen Frauenbewegung und in den Augen mancher enragierter Frauenrechtlerinnen mögen unsre gegenwärtigen Frauenbildnisse so ziemlich alle rückständig oder gar unmodern erscheinen, denn fast überall sehen wir die Frau noch nicht als den schaffenden aktiven Kulturfaktor, in dessen Rolle sie sich doch allmählich hineinlebt, sondern mehr als Kulturprodukt, als die Trägerin schöner Daseinsformen dargestellt. Dagegen spiegelt gerade das Frauenbildnis der Gegenwart die einzelnen Kunstströmungen sehr deutlich wider, denn hier tritt eine allgewaltige Machthaberin auf den Plan, die die Maler gar bald von der Nachahmung der alten Meister, von dem bräunlichen Galerieton ablenkte und zur Anwendung andrer Farbenskalen nötigte, nämlich die Mode! Sie ist zugleich eine starke, aber auch eine schwache Seite der modernen Frauenporträts, denn die schnell wechselnden, von einem Extrem ins andre überspringenden Modeströmungen unsrer Tage bringen es mit sich, daß vielfach gerade ein modernes Frauenbildnis schon im Laufe weniger Jahre ein fremdes Wesen annimmt, das sich erst verliert, wenn der Abstand der Zeit größer wird und die flüchtige Mode sich damit allmählich in das bleibende und charakteristische „Kostüm" verwandelt hat.

Unsre Abbildungen geben eine Anzahl hervorragender moderner Frauenbildnisse wieder. Es sind bedeutende Maler Deutschlands und Frankreichs mit ihren Werken darunter vertreten, und wenn auch die Zusammenstellung keine Vollständigkeit anstrebt, so geben doch die einzelnen Bilder ungemein charakteristische Seiten der modernen Frauenmalerei wieder. Daß Frankreich die meisten bedeutenden Frauenmaler in dieser Auswahl stellt, ist nur natürlich, denn in keinem Lande spielt die Frau eine so ausschlaggebende Rolle im ganzen Leben der Nation, wie dort. Wie sie in der französischen Literatur herrscht, so auch, wenn auch vielleicht nicht ganz so unumschränkt, in der Malerei. Chaplin, dessen „Mädchen mit Katze" eine liebenswürdige Probe seiner Kunst bietet, ist seinem ganzen Wesen nach den Malern der Rokokozeit, namentlich Fragonard, sehr enge verwandt. Seine Bilder, die den ungeteilten Beifall der Kaiserin Eugenie fanden, vibrieren von Sinnlichkeit. Der laszive Ton, die

Albert von Keller

Frau von Kühlemann



Leo von König　　　　Madame Tardif

Genußstimmung des zweiten Kaiserreichs atmet in ihnen. Dadurch, daß er Tiere, Kätzchen oder Hündchen möglichst harmlos seinen Modellen zugesellt, erhalten die Bilder einen besonders starken Zug von Koketterie. Seine Farben sind licht, und speziell Fleisch malt er mit großer Virtuosität.

Henner, ein Elsässer von Geburt, gehört heute zu den Altmeistern französischer Kunst. Sein Lieblingsmotiv ist, den schimmernden weißen Leib einer Nymphe oder auch nur einen von mysteriösem Schweigen umhüllten weiblichen Kopf im dämmernden Silbergrau des Laubwaldes oder am Rande eines stillen Weihers darzustellen. In zahllosen Bildern hat er diesen Vorwurf immer wieder behandelt, indem er sich in der Farbengebung an die Venezianer, namentlich an Giorgione anlehnt. Dieses Geheimnisvolle, Rätselhafte mit einer Beimischung von Müdigkeit, das über den Bildern liegt, ist vielleicht die spezifisch moderne Note seiner Malerei. Dieselbe mysteriöse Stimmung finden wir in seinen eigentlichen Frauenbildnissen. Es hat manchmal den Anschein, als ob Henner uns in seinen Porträts mehr ahnen lassen will, als er eigentlich sagt. Dabei verfährt er aber nicht immer ganz künstlerisch, und durch allerhand äußere Mittel weiß er die Phantasie des Beschauers anzuregen. Er will nicht nur die Frau im Bilde darstellen, sondern auch ein Stück Frauenleben, manchmal mutet uns aber sein Werk nur wie ein Kapitel eines Frauenromans an.

Aehnlich wie Henner folgt auch Granié den Meistern der Renaissance. Um uns das, was er aus der weiblichen Psyche herausgelesen, möglichst deutlich zu machen, läßt er uns sein Modell durch ein künstlerisches Medium sehen. Das Bild der Mademoiselle Moreno mutet uns auf den ersten Blick an wie eine Madonna der Frührenaissance, erst allmählich gewahren wir, daß hinter dieser Stirn durchaus weltliche Gedanken wohnen müssen, daß das schlicht gescheitelte Haar, das einfache Kleid, das Hals und Arme freiläßt, durchaus nach der letzten Mode sind. So überträgt der Künstler den Stimmungsreiz einer längst vergangenen Epoche auf die Gegenwart, er eint den Zauber, der dem Primitiven, Unerschlossenen anhaftet, mit dem ganzen Raffinement des fin de siècle und erreicht dadurch eine aparte künstlerische Wirkung.



C. Granié — Mademoiselle Moreno

F. Humbert und Jules Lefèbvre sind die eigentlichen Modemaler der vornehmen Frauenwelt der dritten Republik. In ihren Bildern ist die Frau einzig und allein Gesellschaftsdame. Meistens in großer Balltoilette, stets aber auf das gewählteste angezogen, blickt sie uns innerlich kalt aus diesen Bildern an. Auch in dem Falle, wo es sich wie bei dem Bildnis der Tochter des Malers Lefèbvre um eine künstlerisch durchaus einwandfreie und hochstehende Arbeit handelt, können wir das Gefühl einer gewissen Leere kaum überwinden, und gerade damit haben die Künstler vielleicht den Charakter einer ganzen Zeitepoche am besten getroffen, da die Frau sich erst allmählich auf sich selbst zu besinnen anfing. Aehnlich steht es mit den Frauenbildern des Pariser Spaniers Antonio de la Gandara. Er hat von Velasquez gelernt, aber das gilt nur von dem grauen Ton, den schwarzen Schatten und einigen Farbenzusammenstellungen,



Ch. Chaplin — Mädchen mit Katze

unter denen ein häufig wiederkehrendes Rosa auffällt, von der unerbittlichen Wahrheitsliebe und dem psychologischen Scharfblick seines großen Landsmannes findet man nichts. Dagegen sind Gandaras Bildnisse typisch für die äußere Erscheinung der modernen Frau. Das Streben, die Figur so schlank als möglich erscheinen zu lassen, der ganzen äußeren Erscheinung etwas Schwebendes zu geben, das in letzter Linie gewiß auch wieder auf künstlerische Vorbilder zurückgeht, etwa auf Puvis de Chavannes und die englischen Präraffaeliten, hat er in seinen Bildnissen zum Stil erhoben.

Unter den deutschen Malern, in deren Lebenswerk Frauenbildnisse einen hervorragenden Platz einnehmen, ist der Münchner Meister F. A. von Kaulbach zunächst zu nennen, dessen abbildliche Vertretung in diesem Aufsatz im Hinblick auf die unlängst gebrachten zahlreichen Proben seiner Kunst unterbleiben kann. Ueber Kaulbachs Frauenporträts liegt eine gewinnende Heiterkeit, Sorglosigkeit und Lebensfreude. Ob er Fürstinnen, Aristokratinnen oder die Sterne der Bühne und des Brettls darstellt, er umgibt sie mit dem gleichen Sonnenschein. In leichten, farbenfreudigen Gewändern, vor dem Hintergrund schöner Parks, Blumen im Haar, ein Musikinstrument in der Hand, ist so die Frau in den Gemälden Kaulbachs einzig die Trägerin holder Anmut, die das Leben adelt und verschönt. Tiefer hat sich dagegen der andre Münchner Meister Albert von Keller in die weibliche Seele selbst versenkt. Auch er malt die Frau meistens in schimmerndem Seidenkleid, auf prächtigem Teppich, mit Juwelen geschmückt und umgeben von dem ganzen Luxus einer verfeinerten Kultur, aber trotzdem wirken die Frauen seiner Bilder häufig wie Sklavinnen in Fesseln. Um ihren Mund spielt meistens ein nervöser Zug, in den Augen liegt etwas wie Unbefriedigung und eine unklare Sehnsucht, und über dem Ganzen lagert eine schwüle Atmosphäre. Zu diesen älteren Münchner Malern gesellt sich als ein ganz hervorragender Künstler des modernen Frauenbildnisses der Berliner Leo Freiherr von König. Seine Bilder verhalten sich zu denen Albert von Kellers wie die moderne Berliner Kunst zu der Münchner überhaupt. Auch hier ist ein gewisser Zug der Müdigkeit, etwas wie Dekadenz in der Psychologie unverkennbar, der eine helle, kräftige Farbenwirkung und ein unverkennbares Streben nach einer gewissen ruhigen Monumentalität gegenüberstehen. Unter den Bildern der Berliner Sezession gehören seine Frauenporträts zu denjenigen, die am meisten für die Zukunft versprechen.



J. J. Henner — In Trauer



F. Humbert Damenbildnis



Ein einsamer Hof in der Heide

„Vallis lilii“ und andres aus Bremens Umgegend

Skizze

von

Bernhardine Schulze-Smidt

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Proschl)

Vallis lilii Mariae: Mariä Lilienthal; — so taufte der ruhelose und streitbare Erzbischof Gerardus der Zweite von Bremen sein neues Frauenkloster im Sankt Jürgenslande, dort, wo die Lüneburger Heide ihren letzten Zipfel nach Nordwesten ausstreckte und das öde Teufelsmoor schon hier eine Bracke und da einen schwankenden Sumpfstrich ins Land legte. Des Klosters Besitz war eine liebliche Oase, mitteninne zwischen dem Flüßchen Worpe, das der breiteren, schlängelnden Wumme in die Arme eilt, freien Wiesen und verschwiegener Buschung. Um 1235 zogen die weißen Nönnchen ein, fromme Zisterzienserinnen aus Walburgis bei Köln, und „soror Beatrix“, die ein bitteres Leben hinter sich gelegt hatte, ward Frau Domina und ward in der Lilientaler Kirche mit den hochstrebenden Mauern geweiht und gesegnet.

Wohl gefiel es den „weissen Jungfrawen“ an ihrer Stätte, denn sie war im Lenze „fein und beschawlich“; die Buschung wuchs zum Walde heran, und der duftete im mailichen Buchengrün und Eichengolde köstlich von Tausenden blühender Maililien, die der sumpfige Moosgrund gebar. Der drückende Sommer ließ sich auch im labenden Schatten ertragen, aber im Herbst und im kalten Winter liefen die Wasser auf und verbreiteten sich und durchsickerten Boden und Fundamente, bis sie zur Ueberschwemmung wurden. Fünf Jahre ertrugen's die weißen Nonnen, dann verließen sie ihr leichtgebautes Kloster und zogen die Wumme hinab, bis dahin, wo sie Lesmona hieß, bei Wolda. Dort blieben sie abermals 14 Monde, flüchteten zwischendurch ins feste Bremen selbst unter des Erzbischofs Fittich und saßen dann wieder 20 Jahre in Wolda. Allein die Sehnsucht ins geliebte Vallis lilii ließ sie nicht ruhen. Um 1260 kehrten sie zurück und blieben in dem neuerbauten, festgefügten Kloster, bis Luthers Lehre die Römlinge auch aus dem Bremischen vertrieb oder in Neuglaubende verwandelte.

*

So versank das Kloster Vallis lilii Mariae in Vergessenheit, und seine Baulichkeiten sind in der Franzosenzeit vernichtet worden. Verschwunden sind auch die seltsamen Klosterreliquien: der Backenzahn des Apostels Jacobus major und das wundertätige Muttergottesbild, in dessen Haupt Knochensplitter von etlichen heiligen Märtyrern eingefügt waren. Die uralte Kirche steht noch unversehrt, und im moosigen Grunde unter den herrlichen Buchen und Eichen der Holzung duften die zierlichen Maililien jahraus, jahrein.

Von ihnen leitete die geliebte alte Frau, die segnend durch unsre glückselige Jugend gegangen

ist, den Namen des idyllischen Dorfes ab, das sie uns gern als ein kleines Paradies schilderte. Wir gelangten in unsrer Kinderzeit nie dazu, es zu besuchen, aber ich spüre noch heute den geheimnisvollen Reiz, den meine lebhafte Phantasie beim weichen Klange des Namens empfand, den die geliebte alte Frau den Maiblumen gab: „Lilienkonvallien“. Jetzt sagt der botanisch gebildete Mensch vielleicht: „lilium majalis“; das aber sagt mir nichts. Von unsrer lieben Alten erfuhren wir auch, was sie 1813, schon in reifen Jahren, miterlebt hatte, wie die Kosaken rabuschernd im Sankt Jürgenslande hausten und mit gehacktem Blei auf die Franzosen, die Quäler und Zuchtruten Gottes, schossen. In ihrer blinden Wut warfen die Franzosen dafür den Brand auf die Strohdächer des lieblichen, schuldlosen Dorfes Lilienthal und legten auch die Klosterreste und die Anfänge des „angenehmen Cuhr- und Badeortes“ in Trümmer und Asche, den 60 oder 70 Jahre früher die biederen Bremer Patrizier, kraft ihrer respektablen Geldbeutel, planten. Ihren Prospekt hatten sie bereits pomphaft aufgesetzt und „verhofften, daß ein verehrungwürdiges p. t. Publikum angereget und ermahnet werde, dero vielfache Gebrechen im Bade zu Lillienthal, ohnweit deß romantischen s. v. v. Teuffels-Mohres mit Schlamm-Bähungen sowie Wellen-Stürtzen, benebst eysenhältigen Wässern und delicieuser Kuh-Milch schläunigst zu couriren“.

Leider jedoch war der großartige Plan trübselig im Sande verlaufen, nicht zum mindesten, weil die Kostenanschläge, schon damals in der guten alten Zeit, den Unternehmern zu schwindelhaft erschienen. Zweitens aber erwies sich die Reise von Bremen aus mit der „journalière“, dem ratternden Omnibus, als zu beschwerlich für „Solche, so mit podagram behafftet“, und drittens zeigte sich das „Lillienthalische Volck durchaus stickhaarigt“; will sagen: starrköpfig. Sie wollten einfach nicht, die einfachen Menschen zwischen Moor und Heide. Ihnen paßte kein sommerlicher Zufluß von Messieurs und Mesdames in Dreispitz und Schnallenschuhen, Puder und Pöschen für ihre Torfwirtschaft.

Also auch das „angenehme Bad“ tauchte ins Nichts zurück, wie zwei Jahrhunderte zuvor das fromme Kloster der weißen Nonnen. Das „Lillienthalische Volck“ indessen machte seiner festgestellten „Stickhaarigkeit“ insofern alle Ehre, daß es sich sein zerstörtes Dorf treulich wieder aufbaute, als der Erzfeind aus dem Dorfe gejagt war. Ganz dieselben rotsteinernen Fachwerkhäuser unter Strohdach oder gebrochenem aus Ziegelpfannen. Die Vergangenheit sollte nicht völlig hinweggefegt werden für die Kommenden. Nun ist sie auch uns geblieben, und wir haben ihr Abbild und ihre grauen Spuren an einem lichten Maitage gefunden. Allein ehe wir ins Paradies der geliebten Alten eingehen durften, brütete der Moorrauch über Bremen, dreimal 24 Stunden lang. Spätnachmittags hing die Sonne als dunkelrote Feuerkugel über meinem blühenden Apfelbaume im grauen Dunst; die Glieder mochten sich kaum regen, und die Seele war zum Denken zu matt.



Lilienthal

Wer den Moorrauch nicht kennt, kann sich keinen Begriff von dem quälenden Drucke machen, von der brenzlichen Glut in toter Luft, die hart auf den Dächern lastet. In Konstantinopel habe ich einmal eine ähnliche Natur-



Im Moorwinkel

stimmung erlebt, als der „rahat lodos“: die „Stille des Südens“, von Jalova über die Meerenge von Ismid zu uns heraufzog und sich an einem brennenden Apriltage bleiern über Skutari lagerte; aber nicht brenzlich, sondern voll fader Süße, als wäre sie sterbenden Blütenfeldern entstiegen. Und dazu mußten wir im Schweiße unsrer Angesichter den heulenden Derwischen zusehen.

Bei uns, im deutschen Nordwesten, brennt der Torfbauer, der sich noch gegen den Segen der modernen Moorkultur sträubt, Oedstrecken im Spätfrühling ab und sät seinen Buchweizen in die Asche. Der steht dann sehr poetisch mit seinen perlweißen, rosa angehauchten Blütenstengeln gegen die purpurne Heide. — Wie bald wird das Moorbrennen gleichfalls zu den überwundenen Erinnerungen gehören! Die Zeit eilt im Sturmschritt vorwärts, und am Ende erlebe ich's noch, daß mir ein Stück Jugendsehnsucht und -qual abhanden kommt mit andern schmerzlich-trauten Dingen.

In Lilienthal wie im ganzen Sankt Jürgensland ist der Torfbauer heimisch; flußauf und -ab und die spiegelnden Kanäle entlang zwischen den üppigsten Blumenwiesen ziehen die dunkeln Kähne unter schwarzbraunen Segeln, leer oder schwergeladen und mit dem Stangenruder vorwärts „gestaakt“. Meist sind's lange, hagere Gesellen am Ruder, lässig in der Haltung, die bartlosen Gesichter unter der Schirmmütze scharf umrissen und sehr charakteristisch im Ausdruck hölzerner Ruhe. Die Alten, die Väter der langen Jungen, tragen noch gern den Kranzbart ums Kinn und haben einen typischen Zug um die schmalen Lippen: fein und verschmitzt, als sinnierten sie über die verdrehte Zeit und die Torheit der Städter, während sie die Hamme und Wumme hinuntertreiben nach Bremen zu, ihren hohen Torfpreis festgenagelt im Verstandeskasten.

Sehr malerisch sind diese dunkeln Schiffe in der Landschaft, die an Sommertagen unbeschreiblich schön und reizend ist. So weit, so frei, so voll von Lerchenjubel und Kuckucksruf vom Holze her. Gegen Abend fällt von den Bracken her das Froschkonzert ein und das Schnarren der Ralle, des stelzenden Sumpfhühnchens. Die Lanzen und Schwerter des Schilfs stehen schmal und schneidig in der hellblauen Luft, braun wehen seine Fahnen und ringsum blüht die Iris blau und gelb; die rosa „fette Henne“ steht auf langem Stengel mit der gedrängten Schar ihrer Knospenküchlein. Ach, und wollte man nun erst mit dem Botanikbuche in den Wiesen umherforschen! Es ist ein entzückendes Blumenleben, ein rastloses Bienensummen und Libellenglitzern, wie man es in den sogenannten schöneren Gegenden nicht von unsrer schlichtlieblichen ahnt. Alles noch jungfräulich, ursprünglich und doch altväterisch. Die Hünensteine in der rosigen Heide sind Gott sei Dank von zu heiligen Vorzeitschauern umgeben, als daß die elende Plakatspekulation sich bis jetzt an ihnen zu vergreifen wagte. Ueber Schokoladen und Kakes, Haarwässer und Zahnwässer braucht

sich der Wanderer noch nicht zu ärgern in Moor und Heide! Daß sie ewig fernblieben, die Störer!

Wir fuhren im linden Regengetröpfel mit der drollig-gemütlichen Tarmstedter Kleinbahn vom Bremer Parkbahnhof aus ins Land hinein. So ein richtiges Trödelbähnchen, durchaus nicht sekundentoll und kilometerwütig; eine „journalière“ mit sparsamem Dampfbetrieb. Da sich die zweite Klasse nur durch aufgelegte rote Plüschpolster von der dritten unterscheidet, ließen wir denen, die sich im billigen Staat vornehm fühlten, die abgesessene Pracht und belustigten uns in der „Drübben“ herrlich an den derben Witzen und der lauten Heiterkeit von Ackerbürgern und Torfbauern mit Weib und Kind, alle auf Plattdeutsch und Messingdeutsch gestimmt, aber kein einziges freches oder unflätiges Wort. Hübsch war's, hinter dem Bremen des bescheidenen Mannes hinzufahren, zwischen Weißdornhecken in voller Blüte, da und dort von naiven Gartenhäuschen überschaut, und dem breiten, glatten Torfkanal mit gelegentlichen kleinen Hafenplätzen für die dunkle Flotte der „Jans von Moor“. Allmählich wich die Stadt ganz zurück, und vor der Gesichtslinie rollte sich das schöne, typische Bild auf. Ruysdaelsche Baumgruppen, Wiese und Holzung, denn von wirklichen Waldungen ist im Bremer Bannkreise keine Rede; schlängelnder Flußlauf und schnurgerader Kanal; rote Gehöfte im Busch; Syringen, Goldregen; roter Dorn und weißer Dorn; da und dort noch ein spätes Tulpenbeet und überall die gelbblühenden Samenpflanzen von Kohl und Raps. Alles im Wiesenmeer als friedliche Inselchen, und das satte, buntscheckige Vieh: Oldenburger- und Holländerschlag, träge in den Blumenwogen; desto lustiger in der Koppel die Fohlen. Am Horizonte der Deich und das ferne Bremer Stadtbild und violettbraun das Moor. Hier ein stumpfer Kirchturm und da ein spitzer, und hart an der Holzung oder verführerisch zwischen leichtem Gezweig hervorlugend schöne Landhäuser mit leuchtenden Beeten und samtenen Rasenflächen.

Lilienthal jedoch ist in keinem Zuge städtisch, bis auf ein paar neue Sommerwirtschaften, bei denen die modernen „eben“ Linien rührende Kringelei geworden sind, wo der Kellnerfrack saust und das Konfekt aus Bremen importiert wird. Hübsch ist's wahrhaftig überall im „vallis lilii“ — ich aber lobe mir für meine gröberen und „subtilen“ Genüsse Mutter Murkens ehrwürdiges rotes Gehöft im schattigen „Sommergarten“. Zwar die berühmte Mutter Murken, ein liebenswertes Original, das kein Blatt vor den Mund nahm, schläft längst in Frieden; aber Sohn Murken ist ein gediegener Wirt, und seine Frau backt ihren leckeren Butterkuchen selbst und aus dem Vollen und kocht einen soliden Kaffee. Sie bedienten uns eigenhändig und auch von Herzen, als ob sie fühlten und wüßten, daß jemand unter ihrer ländlichen Veranda saß, deren Herz sich in verschwiegenem Heimweh zusammenzog. Das war ich, und hätte mich wohl kindisch schelten müssen mit meinen bald sechzig Jahren.

Ich konnte nicht! Eine saß unsichtbar bei mir am Tische; die hielt unter der Kante meine Hand in ihrer welken, weichen, und die braunen Augen blickten die „himmlische Nachsicht“, die meinem ungestümen Kinderherzen allzeit ein Abglanz der Gottesliebe selber war. „Schilt dein Heimweh nicht!“ sprachen die milden Augen, „deine alte Zeit ist seiner wert gewesen.“

Alte Zeit! Hier lebte sie noch, in diesem trauten Bauernhause mit der weiten Diele, deren Deckenbalken sich krümmen. An den Wänden Gevögel und Getier: Jagdbeute aus Moor und Heide in Glaskästen; Küchen- und Kammergewinkel und das wohlige Gemisch von Stallgeruch und Milchgeruch, Torffeuer und scharfgeräucherten Vorräten in der Luft. — Draußen rauschten die hohen Bäume des Gartens, und die dickköpfigen Pfingstrosen blühten, vom blauleuchtenden Rittersporn überragt. Nicht der moderne, gedrungene, nein, der schlanke, dunkelblätterige, der zu lila Phlox und gelben Ringelröschen und Brennender Liebe gehört seit Urgroßelterntagen. Gleich hinterm Garten ist die alte herrliche Holzung mit ihren vielhundertjährigen Buchen im moosigen Grunde, den vor grauen Zeiten die frommen Zisterzienserinnen betreten haben und sich die Maililien in den Büßerstrick gesteckt.

Der Wahrheit die Ehre: Maililien haben wir keine einzige gefunden; Gott weiß, wo sie sich vor unsrer Raubgier versteckt hatten unter Farnen und Ranken. Aber ihr wunderfeiner und edler Duft durchzog die Holzung, und an sonnigen Plätzen (der Himmel lachte wieder wolkenlos) kam er so stark, daß man sich ordentlich nach ihm umschauen mußte. Das ganze Gehölz ist von Sumpfstrecken durchsetzt, auf deren Rand herrliche Birken ihr Gezweig senken; deren wankende Erdstrecken trügerische Halme überwuchern und weiße Blümchen: fünf oder sechs wachszarte Blütenblätter um ein feuchtes, schwarzes Auge gestellt. Rings um die moorigen Strecken üppiger Busch.

Seitwärts vom Gehöft zieht sich die lange, malerische Torfstraße an der Worpe hin: ein stilles, spiegelklares Flüßchen, in kurzen Abständen vielfach überbrückt und stellenweise mit teilendem Rickelwerk versehen, um das Hin und Her der Torfkähne zu regeln. „Fein und beschaulich“ finden's auch die Angler hier zuweilen, und beißt ihnen kein Fisch an, so können sie sich in eine Art von bäuerlichem Vineta oder Rungholt hinabträumen, so zartgetuscht und verlockend hübsch senkt sich das Spiegelbild in die Wassertiefe hinunter. Winters gleiten von Bremen her die eleganten Schlittschuhläufer und -läuferinnen den Kanal oder die Worpe hinauf, und dann ist die reizende Oede unbeschreiblich feierlich und zauberhaft. Alle die mächtigen Bäume vom Rauhfrost mit Silber und Brillanten inkrustiert; die trauten roten Häuser der Gehöfte als brennende Farbenflecke auf das blendende Weiß gesetzt, und in den kleinen Scheiben der Fenster glitzert die Wintersonne. Bei solch einer Schlittschuhfahrt nach Lilienthal, glaube ich, war's auch, daß die jugendliche Gesellschaft in froher Laune beschloß, nicht bei Murken, sondern im nächsten besten Bauernhause einzukehren und zu „lunchen“.

„Denn ich kann jetzt *alles*,“ sagte die holdeste der zwei Grazien auf Stahlschuhen stolz, weil sie soeben ihren Kochkursus beendet hatte und sicher hoffte, sehr bald eine junge Hausfrau zu werden.

„Herrlich, gnädiges Fräulein!“ rief ihr Hausherr in spe, der vorläufig noch in seiner Freiheit

Ein Blick in die Birkenallee von Worpswede



Am Ufer der Wumme

schwelgte, „dann nur gleich hier herein; das ist ja famos stilvoll! Guten Tag, kleine Frau.“

„'n Dag —.“

„Können wir irgend etwas zu essen bekommen?“

„H—m—m joa: Swaartbrot.“

„Schwarzbrot? — und —?“

„Un — hm—m: Speck un Eijer.“

„O, wie himmlisch: Speck und Eier! Soll ich euch mal Spiegeleier backen, Lissy?“

„Ja, ja!“

„Bitte, lieber Rühreier, gnädiges Fräulein, die geben besser aus.“

„Schön. Also Rühreier. Darf ich den Topf nehmen, liebe Frau?“

Die drei Herren der Schöpfung umstehen mit Fräulein Lissy zuguckend das puffende Torffeuer; die kleine Frau schnitzelt Speck in die Pfanne, und Fräulein Rose schlägt die Eier in den irdenen Topf.

„Nun geben Sie mir mal den Quirl, liebe Frau.“

„Hebb ich nich, Kinners.“

„Aber ohne Quirl kann ich doch kein Rührei machen!“

„Pardon!“ Der Hausherr in spe nimmt Fräulein Rose den Topf fort und besorgt das Quirlen mit der alten Eisengabel, die gerade auf Mutter Arens' Anrichte liegt.

„Das Ei des Kolumbus müssen Sie erst noch kochen lernen,“ sagt er lächelnd, aber es steckt etwas sehr Ernstes dahinter.

Worauf, sicherem Vernehmen nach, ein wunderbares Rührei zustande kam und eine geplante Verlobung vertagt wurde, bis Fräulein Rose in ihrer Mutter Küche gelernt hatte, das Ei des Kolumbus zu kochen. Im nächsten Winter hat sie dann ihrem jungen Gatten wieder bei Mutter Arens Rührei verfertigt.

„Wirklich, Schatz, jetzt kannst du's aber riesig!“ rief der Gatte von sechs Wochen und ließ kein Krümchen auf Mutter Arens' Teller.

Das alte Weibchen nickte und schmunzelte listig; dann stieß es die allerliebste Frau an den Ellbogen und sagte: „Se kunn dat verläden Winter nich helpen; dat weer ook so 'n olen külligen Dag, nich? Tweerlee Külle, de is dubbelt, nich?“*)

„Hat die einen scharfen Blick gehabt, Liebchen,“ meinte der junge Ehemann nachher, und doch hatten Mutter Arens' Augen damals geträent und gezwinkert, als ob sie blöde wären, und das taten sie heute noch ebenso bedenklich.

Dies harmlose Winteridyllchen ist typisch für unsre Bauern. Sie sehen dreierlei, reden knapp über eins, und die Alten unter ihnen machen gern ein Sprichwort aus ihrer halbversteckten Meinung. Deshalb gehen auch so ungezählte dieses Schlages von Mund zu Mund und finden sich da und dort in ehrwürdigen Hausbüchern. Ob die Jetztzeit auch das mit ins Vergessen wirbeln wird?

*

Es zog uns wohl weiter; immer tiefer hinein in die Poesie der uferlosen Stille von Moor und Heide. Weiter nach Worpswede und durch die

*) Sie konnten das letzten Winter nicht helfen; das war auch solch alter kalter Tag, nicht? Zweierlei Kälte, die ist doppelt, nicht?

schönste aller Birkenalleen; aber unser Tag sank, und wir hatten noch fast zwei Stunden Wegs vor uns nach Bremen zurück. Worpswede hat auch schon mehr Schilderer gefunden, als seinem Einsamkeitszauber dienlich ist. Deshalb will ich hier nur vom Malerischen erzählen und nicht von denen, die es malen. Die Worpsweder Birkenallee ist ein Bild und ein Gedicht zugleich im Maiengrün, wenn das Sonnenlicht an den weißscheckigen Stämmen seine Freude und sein Spiel hat, und die lichten Blätter, durchschimmernd gleich dem feinsten grünen Glase, an den Zweigen zittern und flimmern im Windhauch. Wer's einmal sah, vergißt es nicht so leicht.

Zeit war's, wir mußten heimwandern, und ungern genug trennten wir uns vom „vallis lilii“! Quer durchs Wiesenland gingen wir auf die schlängelnde Wumme und Borgfeld zu. Kaum ein Laut fiel weit und breit: Feierabend; stille Gartenarbeit hier und dort im Umkreise der niedrigen Strohdachhäuser. Die Luft wie Gold, das klar und immer klarer im Feuer wird. Ueber der Flußkrümmung brannte es schon rötlichgelb, und die hohen Gebüsche der Güter standen schwarz davor, vom ersten bläulichen Abenddufte umhangen. Die Wumme wie ein langhingeworfenes Stück Silberbrokat, leise fließend und flimmernd, gesäumt von der grünen Franse des jungsprießenden Schilfes. Am Himmel hin, bis in scheinbare Unendlichkeit hinaus Dächer, Turmspitzen und Baumwipfel, und in der Nähe prangende Felder und wogendes Korn; die Lerchen jubelten noch um die Wette im Aether, und die Mücken, die leichtsinnigen Eintagskinder, tanzten zur Gutenacht. Dann noch fast eine Stunde Eichenchaussee; die Stadt ward immer deutlicher im Südwesten am roten Horizont, und da hatten wir wirklich schon die gebildete „Elektrische“. — Vorbei der liebe Einsamkeitszauber.

Ihr vom Gebirge lacht mich aus, daß ich meine flache Heimat preise, und sagt mir achselzuckend das biblische: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“

Redet nur und wundert euch; ich will euch das Rätsel lösen. Wir an der platten Wasserkante blicken nicht nur in luftige Höhen zu großzügigen Gipfeln auf, die uns fernstehen; wir suchen uns kleine Blumen, und unser Himmel bleibt uns zum Greifen nahe; wir ahnen ihn hart über der Erde. Deshalb haben wir so oft das Gefühl, wir möchten niederknien und unsre Heimaterde, die innig geliebte und in ihrer feinsten Schönheit leicht zu erfassende, dankbar küssen. Das Erfassen bescheidener Lieblichkeit lernt schon das Kinderhändchen, der reife Mensch wird in sich frei in der Weite des Horizonts, und der alte sieht in dieser Weite seinen Vorhof zur Ewigkeit. Darum packt auch ihn in seiner Ebene an leuchtenden Tagen eine Seligkeit, die anders und ernster ist als die Seligkeiten der Gipfel. Sein Schöpfer dräut nicht über ihm auf eisigem Throne; freundlich wandelt er mit ihm durch lächelnde Gefilde.



Bauernhof im Winter

Die deutsche Kavallerie

Von

Carl August von der Pinnau

(Hierzu 10 Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotographen O. und F. Tellgmann in Eschwege und Mühlhausen i. Th.)



Jäger zu Pferde

Unter den Forderungen, welche die Militärverwaltung über kurz oder lang der Volksvertretung vorlegen muß, wenn anders die Schlagfertigkeit unsrer Armee nicht leiden soll, spielt die Vermehrung der Kavallerie eine große Rolle.

Wenn unsre ganze Armee Geld, viel Geld kostet, so ist die Kavallerie unter allen Waffen die teuerste, und daher ist das Zaudern der Volksvertreter, ihren Etat zu erhöhen, begreiflich. Ein andrer Grund mag allerdings auch darin liegen, daß die Kavallerie als die aristokratischste Waffe gilt, und daß sich daher bei der großen Masse eine gewisse Abneigung gegen sie herausgebildet hat. Aber wie dem auch sei, man wird ihre Vermehrung nicht mehr hinausschieben können, und zwar aus rein militärischen Gründen, denn einerseits zwingen uns unsre Nachbarn im Westen und Osten dazu, ihnen wenigstens einigermaßen gleiche Werte entgegenzustellen, und anderseits haben sich die Aufgaben der Kavallerie im Kriege gegen früher nicht verringert, sondern eher vergrößert. Das wird auch der Krieg in Ostasien sicher bestätigen. Und wenn jemand glauben sollte, daß bei Ausbruch eines Krieges Kavallerieregimenter improvisiert werden könnten, so täuscht er sich sehr, denn die Erfahrung haben uns alle Kriege gelehrt, daß dies geradezu eine Unmöglichkeit ist. So wird es auch in Zukunft sein.

Um dies zu beweisen, wollen wir daher im folgenden ganz kurz uns den Ausbildungsgang, den die Kavallerie durchzumachen hat, vergegenwärtigen. Zunächst Remonten und Rekruten — ja, wenn die nicht wären! Mit einem von beiden würde man schon leichter fertig, aber beide kommen roh, im militärtechnischen Sinne natürlich, zur Truppe. Für den Eskadronschef ist der Ersatz beider von Bedeutung, von der größeren jedoch der gute Ausfall des Pferdeersatzes, denn die ungeschickten Rekruten verschwinden nach zwei bis drei Jahren wieder, während er mit den Pferden sich zehn Jahre und noch länger herumplagen muß.

Die Remonteankaufskommissionen kaufen direkt



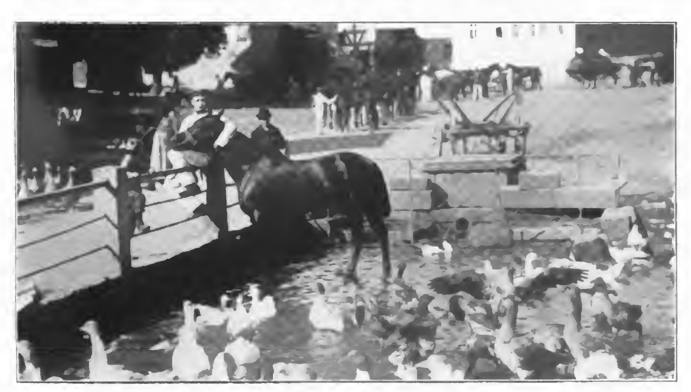
Pferdeappell im Manöver



Abgesessene Kürassierpatrouille, von Radfahrern unterstützt, im Feuergefecht

von den Züchtern diejenigen Pferde, die den ziemlich scharfen Bestimmungen genügen. Da sie in der Regel gut bezahlen, so kann bei der Pferdezucht schon Geld verdient werden, besonders wenn die Boden- und klimatischen Verhältnisse so günstig hierfür sind, wie in Ostpreußen. Wenn von hier auch der größte Teil des Pferdeersatzes der ganzen deutschen Armee kommt, so finden doch selbstverständlich auch in andern Gegenden Ankäufe statt. Nach dem Ankauf wandern die jungen Tiere zunächst nach den Remontedepots, von wo sie an die Truppe ausgegeben werden. Früher durchzogen die Remontekommandos im Fußmarsch wochen- und monatelang das Land, um ihre Garnisonen zu erreichen — man denke sich einen Fußmarsch von Ostpreußen nach dem Elsaß —, aber jetzt ist auch diese Romantik, ebenso wie die Postkutsche, verschwunden; schon allein der Billigkeit wegen geschieht der Transport per Bahn.

Bei der Truppe werden die Remonten dann durch ganz besonders ausgesuchte und befähigte Reiter, Unteroffiziere und Gefreite, allmählich zu- und durchgeritten; der Schwadronschef wird sich dieser Ausbildung wohl selbst am meisten widmen.



Ein Patient im Manöver



Husareneskadron in Zugkolonne

Nach einer solchen Reitstunde wissen die Reiter auch, was sie geleistet haben, mancher Tropfen Schweiß muß vergossen werden, ehe die mutigen Tiere sich dem Willen des Menschen unterworfen haben.

Vollständig firm sind natürlich die Pferde geritten, die zur ersten Ausbildung der Rekruten bestimmt sind. Sie können ihr Pensum beinahe von selbst. Kaum sind die Rekruten eingetroffen, so geht es auch schon aufs Pferd. Jeder führt seine treue Rosinante am Zügel, mit deren Pflege und Wartung er vom ersten Tage an betraut ist. Nicht ohne Schwierigkeiten wird der luftige Sitz erklommen, manch einer, der kaum oben angelangt ist, purzelt auch schon im nächsten Augenblick auf der andern Seite wieder herunter. Jetzt ist alles oben, Sitz und Zügelhaltung werden korrigiert, und dann wird „Zu einem rechts abgebrochen". Im Schritt geht alles tadellos, diejenigen, die früher schon einmal des Vaters Pferde zur Schwemme geritten haben, schauen stolz und selbstbewußt um sich. Aber dort das wackere Schneiderlein fühlt sich doch recht ungemütlich, und auch der dicke Einjährige mit der Brille — von Beruf Jurist — kommt sich eigentlich recht deplaciert vor. „Eskadron — Terrab!" Von selbst setzt sich der Tetengaul in Bewegung, die andern folgen nach. „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten," kann der Offizier ausrufen, denn die Reiter beginnen bedenklich hin und her zu pendeln. Krampfhafte Versuche werden unternommen, sich an dem Hals und der Mähne festzuklammern. Das lassen sich die Gäule noch gefallen, als aber einer gar versucht, sich mit den Sporen in den Weichen zu verankern, da ist dies selbst der hartgesottensten Rekrutenmähre zu viel.



Ulanenpatrouille überbringt eine Meldung



Ulanen nehmen ein Hindernis in Eskadronsfront

Mit lautem Gewieher bricht sie aus der Reihe aus, ein paar Bocksprünge, und der Reiter wälzt sich im weichen Sande der Reitbahn. Das Unglück wirkt ansteckend, und in kurzer Zeit durchbraust die ganze Schar wie die wilde Jagd die Manege. Der Offizier und die Bahnordonnanzen kommen in Gefahr, überrannt zu werden, da bringt das langgedehnte „Eskadron — halt!“ die gehorsamen Tiere zum Stehen. Die Parterregymnastiker wischen sich den Sand aus den Augen, passiert ist ihnen nichts, und der Unterricht beginnt von neuem. Allmählich wird die Scheu überwunden, die Fortschritte sind unverkennbar, und bei der Rekrutenbesichtigung im Frühjahr zeigen die jungen Soldaten schon eine gewisse Reitfertigkeit.

Dann geht es hinaus ins Gelände. Aufklärungs-, Patrouillen- und Meldedienst wird in ausgedehntem Maße geübt, gehört diese Art des Dienstes doch zur Haupttätigkeit der Kavallerie im Felde. Ebenso wie die Kavallerie vor die Bewegungen der eignen Armee einen Schleier breiten soll, ebenso soll sie den feindlichen Schleier lüften. Rechtzeitig Meldungen der eignen Truppe zu überbringen, wird die ganze Tatkraft und Intelligenz des Kavalleristen beanspruchen, muß er sich doch häufig den Weg durch die feindlichen Reihen oder das im Aufstand befindliche Land bahnen. Weite Umwege werden nötig sein, das Reiten am Tage und auf gebahnten Straßen wird zu den Unmöglichkeiten gehören, zu regelmäßigem Füttern und Tränken wird weder Zeit noch Ruhe sein. Allerdings kommen in der neuesten Zeit der Kavallerie manche



Vorbereitung zum Flußübergang

andern Hilfsmittel zugute und ersetzen ihre Tätigkeit zum Teil, so Heliographen, Luftballons, Brieftauben, Radfahrer, Telephon und Telegraph; die Hauptaufklärung wird aber nach wie vor in den Händen der Kavallerie bleiben.

Nach der Rekrutenausbildung beginnt das Eskadronsexerzieren, an das sich, wenn die Schwadronen in einer Garnison vereinigt sind, das Regimentsexerzieren anschließt. Ist dies nicht der Fall, so findet im Hochsommer Regiments- und Brigadeexerzieren statt. Zu dem eigentlichen Schlachtenkörper, der Kavalleriedivision, werden bei uns die Regimenter nur ausnahmsweise und vorübergehend zusammengezogen, da wir im Frieden, außer der Gardekavalleriedivision, solche nicht haben, sehr zum Nachteil der Ausbildung sowohl der Führer als der Truppe. In dieser Beziehung muß unbedingt baldigst Wandel geschaffen werden, besonders auch im Hinblick auf unsre Nachbarn, die zahlreiche Divisionen formiert haben, während wir die Stäbe im Mobilmachungsfalle erst improvisieren müssen.



Uebung im Lanzenstechen

Zu den Manövern werden die Kavallerieregimenter den andern Waffen zugeteilt. Leider entspricht das Stärkeverhältnis nicht demjenigen des Krieges. Der einer andern Waffe angehörige Führer wird durch die reichliche Ausstattung zu leicht verwöhnt; er verlangt womöglich Mitteilung, ob der Feind schon gefrühstückt, ob die Infanterie beim Marsche die Kragen geöffnet hat, ob der Führer eine Zigarre oder eine Pfeife raucht. Diese Sucht nach Meldungen verführt anderseits die Kavallerie, sich näher an den Feind heranzubegeben, als es in Wirklichkeit die feindlichen Schützen zulassen würden.

Wenn wir uns im vorstehenden kurz mit der kavalleristischen Ausbildung unsrer Reiter beschäftigt haben, so ist damit ihr Dienst noch keineswegs erschöpft. Fußexerzieren, Turnen, Fechten mit dem Säbel und der Lanze wechseln in bunter Folge mit theoretischem Unterricht ab. Dazu kommt noch der Schießdienst, dessen Ausbildung ziemlich viel Zeit in Anspruch nimmt, denn die Kavallerie muß auch in dieser Beziehung allen Anforderungen gewachsen sein, wird sie doch viele Aufgaben überhaupt nur im Fußgefecht, den Karabiner in der Faust, lösen können. Erwähnt sei noch, daß die Kavallerie jetzt im Ueberschreiten von Gewässern allgemein ausgebildet wird. Ganze Regimenter durchschwimmen breite Flüsse mit starker Strömung, während 1870 die Aufklärung an der Mosel vollständig aufhörte, weil der Feind alle Uebersetzmittel fortgeschafft hatte. Das Uebersetzen der Sättel und des Gepäcks geschieht auf beigetriebenen Schiffsgefäßen oder den mitgeführten Faltbootwagen, während die Pferde an der Trense geführt oder im Rudel schwimmend das andre Ufer erreichen.



Der Stab einer Kavalleriedivision, im Walde Rast machend



Die neue Heilstätte für Lungenkranke der mittleren Stände in Davos

Winterkuren im Hochgebirge

Von

Theo Seelmann

(Hierzu 7 Bilder nach photographischen Aufnahmen von Siegrist Herder und Kühner & Wieck in Davos)

Wenn des Hochsommers drückende Schwüle auf dem Tieflande lastet, dann erwacht in den Herzen der Stadtmenschheit die Sehnsucht nach den ragenden Gipfeln der Alpenwelt mit ihrem dunkeln Wäldergürtel, ihren frischen Matten, ihren Schroffen und Steilwänden und ihren rauschenden Wildbächen. Und sie alle, die in das Hochgebirge hinauszogen, um sich körperlich und geistig zu stählen und zu verjüngen, sie alle kehren in ihr Heim zurück voll des Preises der Naturschönheiten, die sich ihren bewundernden Blicken in unerschöpflichem Wechsel darboten. Aber wer möchte im Winter im Hochgebirge weilen? Wer denkt nicht an grimme Kälte, eisige Winde und wogende Nebelschwaden, wenn er sich das Winterbild im Hochgebirge ausmalt? Und doch lenken auch im Winter viele Hunderte ihre Schritte zu den alpinen Bergriesen. Es sind nicht Touristen und Bergsteiger, nicht Menschen im Vollbesitz der Gesundheit, die Wanderlust und Wagemut hinaustreibt, sondern Geschwächte und Kranke, die von dem Wunsch beseelt sind, in den stillen Hochgebirgstälern von ihren Leiden Genesung und Heilung zu finden.

Den Hauptteil der Leidenden, die eine Winterkur im Hochgebirge gebrauchen, stellen Lungenkranke, Tuberkulöse, bei denen sich der Krankheitsprozeß noch in den Anfängen der Entwicklung befindet,



Das Schulsanatorium in Davos-Platz



Abstieg auf Schneeschuhen

erblich mit dieser Krankheit Belastete oder sonstwie dazu Veranlagte. Dazu treten Personen mit chronischem Bronchialkatarrh, nervös Asthmatische, Nervenschwache, Skrofulöse und Rekonvaleszenten. Das Bemühen, gegen die Lungentuberkulose ein wirkungsvolles Heilmittel aufzufinden, hat zuerst die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf das Hochgebirge hingezogen. Schon Humboldt und Bonpland berichteten von ihren Reisen in Zentral- und Südamerika, daß sich die Bewohner der von ihnen durchforschten Hochebene, wo die tropische Wärme noch eine Besiedelung bis zu 4000 Metern gestattet, durch einen auffallend breiten Brustkorb, gut entwickelte Lungen, langen Rumpf, kurze Gliedmaßen und Fettmangel vor ihren Nachbarn in der Tiefebene auszeichneten und daß das Vorkommen von Lungenschwindsucht in diesem Gebiet zur äußersten Seltenheit gehöre. Aehnliche Beobachtungen wurden später an andern hochgelegenen Orten gesammelt. Wie immer, wenn man in der Verfolgung eines Fortschritts begriffen ist, schoß man auch hier zunächst über das Ziel hinaus. Es bildete sich alsbald die Vorstellung von dem Gesetz einer regelmäßigen allmählichen Abnahme der Lungentuberkulose mit zunehmender Höhe aus, und es machte sich sogar die Verfechtung einer schwindsuchtsfreien Zone innerhalb der höheren Gebirgslagen geltend. Es ist heute festgestellt, daß es eine völlig schwindsuchtsfreie Zone nicht gibt. Anderseits ist aber jetzt auch sicher nachgewiesen, daß tatsächlich dem Gebirge und vornehmlich dem Hochgebirge natürliche Bedingungen eigen sind, die der Einnistung, der Uebertragung und Verbreitung der Lungentuberkulose machtvoll entgegenwirken. Auch auf der Suche nach dem besonderen Heilfaktor des Hochgebirges ging man anfänglich fehl. Bald glaubte man ihn in dieser, bald in jener Eigenart der klimatischen Verhältnisse des Hochgebirges erkannt zu haben. Gegenwärtig hat sich die Auffassung mit Recht Bahn gebrochen, welche die Hebung und Besserung des Gesundheitszustandes nicht einem einzelnen Faktor zuschreibt, sondern sie auf das Hochgebirgsklima in seiner Gesamtheit zurückführt.

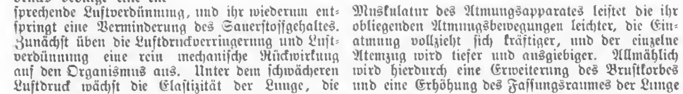


Der Flüela-Wasserfall im Winter



Aufbruch zu einer Schlittenpartie

Die untere Grenze des Hochgebirgsklimas wird durchschnittlich auf 1500 Meter ü. M. angenommen. Es ist bekannt, daß sich mit der steigenden Erhebung eine Verminderung des Luftdruckes verbindet. Beträgt der Barometerdruck im Meeresniveau 760 Millimeter, so beläuft er sich in 1500 Metern Höhe nur noch auf 629,5 und bei 2000 Metern Höhe auf 591 Millimeter. Der Druck der auf dem Körper lastenden Luftsäule ist für das Meeresniveau auf 15500 Kilogramm, für 1500 Meter Höhe auf 12828 und für 2000 Meter Höhe auf 12083 Kilogramm berechnet worden. Diese Abnahme des Luftdrucks bedingt eine entsprechende Luftverdünnung, und ihr wiederum entspringt eine Verminderung des Sauerstoffgehaltes. Zunächst üben die Luftdruckverringerung und Luftverdünnung eine rein mechanische Rückwirkung auf den Organismus aus. Unter dem schwächeren Luftdruck wächst die Elastizität der Lunge, die



Muskulatur des Atmungsapparates leistet die ihr obliegenden Atmungsbewegungen leichter, die Einatmung vollzieht sich kräftiger, und der einzelne Atemzug wird tiefer und ausgiebiger. Allmählich wird hierdurch eine Erweiterung des Brustkorbes und eine Erhöhung des Fassungsraumes der Lunge



Freiluftkur in der Liegehalle

erreicht. In ähnlicher Weise wird auch die Herztätigkeit angeregt. Die Saugkraft des Herzens steigert sich, es füllt sich stärker mit Blut, und der Blutumlauf wird beschleunigt. Dieser wohltätige Einfluß wird äußerlich gekennzeichnet durch die Zunahme der Pulsschläge. In den ersten Tagen des Aufenthaltes im Hochgebirge ist die Zahl der Pulsschläge auch bei völliger Ruhe beträchtlich vermehrt. In der Folgezeit geht sie zwar wieder auf den normalen Stand zurück, aber die Spannung des Pulses bleibt stets erhöht. In demselben Sinne wirkt zugleich die Sauerstoffarmut der Hochgebirgsluft. Sie wird gleichsam dem Herzen ein Ansporn, das Blut um so reichlicher und rascher die Lunge durchfluten zu lassen, damit der Sauerstoffbedarf in zulänglichem Maße gedeckt wird. Die Begleiterscheinung dieser kräftigeren Blutdurchlüftung ist eine Vermehrung der Wasserausscheidung durch die Lunge und eine Erleichterung der Kohlensäureausscheidung, die den gewöhnlichen Betrag ungefähr um zwanzig Prozent überragt.

Die Reinheit der Luft im Hochgebirge ist das weitere Moment, das sich der Luftverdünnung ebenbürtig an die Seite stellt. Die Erkenntnis, daß gute Luft im Freien ein nicht hoch genug einzuschätzendes Unterstützungsmittel im Kampf gegen die Lungentuberkulose ist, ist heute Besitztum der ganzen ärztlichen Welt. Welche Eigenschaften der frischen Luft es sind, die ihre Heilsamkeit mit sich bringen, ist noch nicht völlig sichergestellt. Doch liegt es auf der Hand, daß Reinheit der Luft, d. h. möglichstes Freisein von mechanischen und chemischen Schädlichkeiten, sowie von Mikroorganismen nützlich sein muß. Ebenso wie das Eindringen von



Gesamtansicht von

Staub, gasförmigen Giften und krankheitserregenden Mikroorganismen die Ansiedelung von Tuberkelbazillen begünstigt, so werden diese Einflüsse in noch höherem Grade auch die Vermehrung der Bazillen herbeizuführen imstande sein. Vor allen Dingen sind jene krankmachenden Bakterien als besonders gefährlich anzusehen, die, mit der Einatmungsluft in die Lunge gelangend, zu der tuberkulösen Erkrankung noch katarrhalische Prozesse und Eiterungen hinzufügen und ein Krankheitsbild hervorrufen helfen, das man als Mischinfektion bezeichnet. Werden die Gefahren schlechter Luft von den Kranken ferngehalten, so werden für das dem tuberkulösen Leiden innewohnende Heilungsbestreben die günstigsten Bedingungen geschaffen. Die Reinheit der Luft ist am geringsten in geschlossenen, engen, bewohnten Räumen, größer bei guter Lüftung, noch größer außerhalb geschlossener Räume, und sie wächst weiterhin mit der Entfernung von menschlichen Wohnungen und der Stärke der natürlichen Luftreinigung durch den Witterungsverlauf. Schon aus dieser Stufenfolge läßt sich entnehmen, wo der größtmögliche Schutz vor den Verunreinigungen der Luft zu finden ist. Die unvergleichliche Reinheit der Hochgebirgsluft haben aber auch, wenigstens was den Bakteriengehalt anbetrifft, die experimentellen Untersuchungen ergeben. Während sich in 10 Kubikmetern Luft aus einer Großstadtstraße 55 000 Bakterien verschiedener Art vorfanden, enthielt die gleiche Luftmenge eines Hotelzimmers in einem 560 Meter hoch gelegenen Alpenkurorte nur 600, die Luft im Freien sogar nur 25 Bakterien. In 2000 Metern Höhe war die Luft frei von Bakterien. Die frische Luft bietet aber nicht ausschließlich die bloße Verhütung von



Davos im Winter

Schädlichkeiten. Bei reichlichem Aufenthalt in frischer Luft stellen sich, wie beim Gesunden, so auch beim Lungenkranken größeres Wohlbefinden, Zunahme des Appetits, Besserung der Ernährung und Zurückgehen der Krankheitserscheinungen ein, was kaum allein auf die Fernhaltung der Verunreinigung der Luft von dem kranken Organ bezogen werden kann. Das Fehlen gewisser, unserm Geruchssinn in geschlossenen Räumen auffallender Gerüche im Freien deutet darauf hin, daß auch hierbei möglicherweise chemische, noch nicht näher bekannte Vorgänge unmittelbar einen förderlichen Einfluß auf den Krankheitszustand ausüben.

Neben diesen Faktoren treten die übrigen Eigentümlichkeiten des Hochgebirgsklimas, die Temperaturabnahme mit steigender Höhe und die verhältnismäßig beträchtliche Trockenheit, mehr zurück, wenn sie auch an der Gesamtwirkung nicht völlig unbeteiligt sind. Diese Gesamtwirkung sich an den Kranken in ausgedehntestem Maße betätigen zu lassen, ist gegenwärtig Richtschnur der ärztlichen Fürsorge bei der Durchführung der Winterkuren im Hochgebirge. Sie hat praktisch ihre Verkörperung gefunden in der Einrichtung von Liegekuren im Freien. Es war zuerst Brehmer, der dieser Behandlungsweise das Wort redete. Sein Schüler Dettweiler hat sie dann näher ausgestaltet und in jene Form gebracht, in der sie in allen Kurorten zur Anwendung gelangt. Die Liegekur verbindet den ausgiebigen Genuß frischer Luft mit den Vorteilen der Ruhe, durch die alle Ermüdung des Kranken, wie sie beim Gehen, Stehen und Sitzen unausbleiblich ist, aufs beste vermieden wird. Auf der Chaiselongue, in der Hängematte, in geeigneten Patentstühlen und Rohrsesseln nehmen die Kranken, unbeeinträchtigt durch die niedere Temperatur, stundenlang ihren Platz ein. Die nötige Erwärmung wird je nach der Witterung durch Umhüllung mit wollenen Decken, mit bis zum Leib heraufreichenden Pelzfußsäcken, Pelzmänteln und Bekleidung der Hände mit Pelzhandschuhen erzielt. Dazu ist vielfach die Verabreichung von warmer Milch üblich. Im Beginn freilich stoßen sich verzärtelte Kranke mitunter an dieser ihnen ungewohnten Behandlungsweise. Aber schon nach kurzem wissen auch sie ihre Vorzüge zu würdigen. Sie fühlen, wie sich ihr Körper infolge des andauernden Aufenthaltes in der erfrischenden Luft abhärtet, und wie diese Abhärtung mit dazu beiträgt, die Besserung ihres Leidens zu beschleunigen. Vor allen sonstigen Unbilden der Witterung, wie Regen, Schnee und Wind, sind die Kranken in den auf sonnigen Terrassen erbauten Liegehallen vollkommen geschützt. Windschirme, Vorhänge und andre Vorrichtungen ermöglichen es jederzeit, von den Ruhenden alle Störungen und Schädigungen fernzuhalten.

Die Frage, warum gerade die Winterszeit zum Gebrauch der Kur gewählt wird, kann mit wenigen Worten beantwortet werden. Selbstverständlich sind die einzelnen Faktoren des Hochgebirgsklimas im Sommer im allgemeinen die gleichen wie im Winter. Aber dem Sommer fehlt ein Moment: die Schneedecke. Die Schneedecke, die sich mit ihrem hohen Tannenlager über die Flanken und Hänge der Berge breitet, ist ein vorzüglicher Staubfänger und Staubbanner. Die Reinheit der Hochgebirgsluft wird durch sie noch wesentlich gesteigert. Aber der Schnee ist zugleich auch ein Windverscheucher. Indem er weite Strecken mit seinen Flocken gleichmäßig bedeckt, verhindert er eine verschieden starke örtliche Erwärmung einzelner Teile durch die Sonnenbestrahlung und beugt so der Entstehung lokaler Winde, die sich im Sommer oft recht unangenehm bemerkbar machen, vor. Die kälteste und schneereichste Zeit des Winters ist daher durchgängig auch die windstillste. Außerdem zeichnet sich die winterliche Jahreshälfte durch eine außerordentlich große Lichtfülle aus. Im Winter rückt auf dem Hochgebirge die Wolkenbildung tief in die Täler hinab. Während in den unteren Regionen kalte Nebel wallen und graue Wolken ziehen, wölbt sich über die Hochgebirgsgipfel ein reiner blauer Himmel und durchflutet die Luft goldener Sonnenglanz. Die Insolation, die direkte Erwärmung durch die Sonnenstrahlen, ist denn auch im Winter sehr bedeutend. Zuweilen steigt die Temperatur vom Morgen bis zum Nachmittag auf den sonnenbeschienenen Plätzen von 20° C. bis auf mehr als 40° C., während im Schatten noch mehrere Grad Kälte herrschen. Der mächtige Anreiz, den das Sonnenlicht für den Organismus in sich schließt, wird daher den Kranken gerade im Winter in reichster Fülle zuteil.

Bildet auch die Liegekur den Kern der jetzigen Heilmethode, der in der Mitte des ganzen Heilverfahrens steht, so ist sie doch nicht das einzige Mittel, mit dem die Herbeiführung der Gesundung der Kranken erstrebt wird. Eine kräftige, zweckdienliche Ernährung nebst regelmäßiger Milchkur, eine vorsichtige Kaltwasserbehandlung, Massage, schwedische Heilgymnastik und Mineralwässer ergänzen je nach dem Zustand des Kranken die Freiluftbehandlung. Solange der Leidende in dem Kurort weilt, steht er ununterbrochen unter der Obhut seines Arztes, der all sein Tun und Lassen auf das genaueste regelt und ihn dadurch zugleich die Gesichtspunkte kennen lehrt, nach denen er, wenn er in die Heimat zurückgekehrt ist, seine Lebensweise zu gestalten hat. Aber es sind nicht nur Kranke, die mit hektischen Wangen, mit den großen fragenden Augen hinaufkommen in die weißen Alpentäler, um dort oben in der klaren Winterluft Heilung zu suchen. Gar manchen Gesunden lockt die strahlende Wintersonne hinauf zu stählender Sportsübung. So treffen denn dort die schroffsten Gegensätze aufeinander, strotzende Kraft und welkes Siechtum; eine blendende Geselligkeit entfaltet sich dort oben mit weltstädtischem Luxus und allen Raffinements einer modernen Kultur hart neben der still sorgenden Tätigkeit der Aerzte.

Die Erfolge der Winterkuren im Hochgebirge sind die allererfreulichsten. Die Krankheitserscheinungen gehen erheblich zurück oder schwinden völlig, das Allgemeinbefinden des Körpers hebt sich, und Mut und Zuversicht treten an die Stelle von Zaghaftigkeit und Bedrückung. Nicht zum letzten sind die Resultate der Winterkuren im Hochgebirge ein Beweis für die Wahrheit des alten Wortes: der Arzt behandelt, die Natur heilt.



Beim Frühstück

Nach dem Gemälde von G. Rochegrosse (Paris)



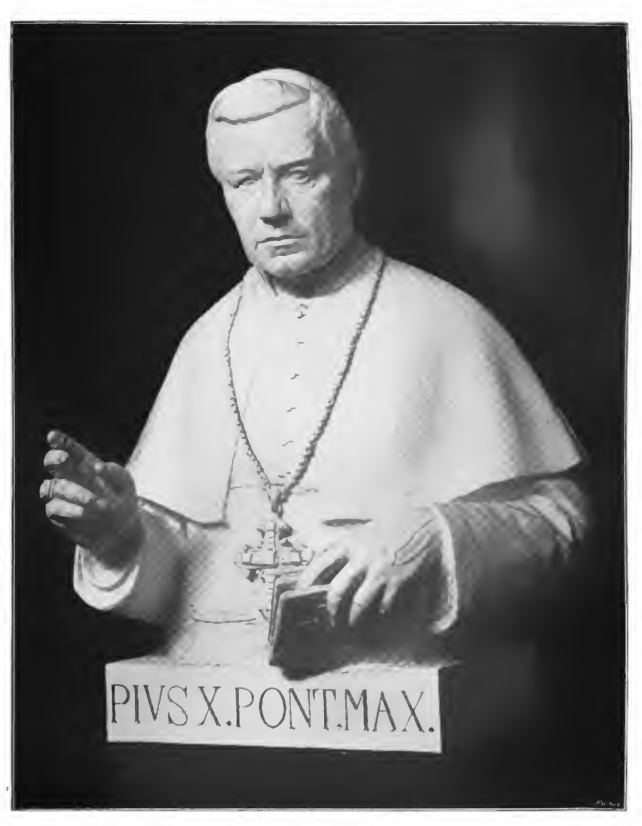
Josef Limburg bei der Arbeit an einer Büste des Papstes Pius X. im Vatikan

Josef Limburg

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im nebenstehenden veröffentlichen wir die Wiedergabe einer Büste des Papstes Pius X., deren schlichte, vornehme Auffassung und sprechende Aehnlichkeit ein gutes Zeugnis von dem Können des jungen deutschen Bildhauers, der sie geschaffen, ablegen. Josef Limburg heißt der Künstler, dem wir diese lebensvolle Arbeit verdanken. Sie ist auch insofern charakteristisch für das Schaffen des Künstlers, als dieses in gleicher Weise interessiert durch die künstlerischen Qualitäten als auch durch die Modelle, deren Züge Limburg im Bildwerk festgehalten hat. Zwischen den beiden Hauptströmungen der modernen Porträtplastik, der neuklassizistischen Stilrichtung, die nach Hildebrands Vorgang eine monumentale Vereinfachung der Formen anstrebt, und der impressionistischen, die wie Rodin das Momentane zu erfassen sucht und mit starker Verwendung von Licht und Schatten arbeitet, hält Josef Limburg ungefähr die Mitte. Er hat bislang sein Bestes in der Porträtbüste geleistet. Aber er beschränkt sich hierbei nicht auf die Darstellung des Kopfes, meistens gibt er die halbe Figur wieder, und verwendet namentlich auf die Modellierung der Hände, deren inneres Leben so wichtig für die Charakteristik der ganzen Persönlichkeit ist, große Sorgfalt. Seine Porträtbüsten erhalten auf diese Weise eine stupende Lebenswahrheit, ohne jedoch aufdringlich, unruhig oder gar unheimlich zu wirken. Der Künstler überschreitet niemals die Grenze, die in dieser Hinsicht der Plastik gezogen ist. Josef Limburg hat allerdings das Glück gehabt, Modelle zu finden, deren Physiognomien nicht nur hervorragendes künstlerisches Interesse boten, sondern auch geeignet waren, von vornherein die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er ist der Bildhauer des hohen katholischen Klerus von heute. Die Kirchenfürsten, teils Männer, die aus niederem Stande auf der Leiter kirchlicher Würden emporgestiegen, häufiger aber Glieder alter, streng katholischer aristokratischer Familien, deren Einfluß auf das gesamte deutsche Leben man heute wieder auf Schritt und Tritt spürt, sind für den Plastiker die besten

Büste des Bischofs Zorn von Bulach



Papst Pius X.

Nach dem Leben modelliert von Josef Limburg (Rom)

Modelle, die er überhaupt nur finden kann. Wo sie auch immer sitzen mögen, ob im Osten, wo der Fürstbischof Kardinal Dr. Kopp deutsche wie österreichische Untertanen mit seinem Krummstab regiert, oder im Westen, wo die Reichsregierung die Macht des Klerus in letzter Zeit wieder deutlich gefühlt hat, ihre politische wie seelsorgerische Tätigkeit zeugt von einer ungemein entwickelten Intelligenz und einem unbeugsamen, seiner Ziele sicheren Willen. Diese beiden Eigenschaften prägen sich auch in der Mehrzahl der Physiognomien aus. Der Papst selber mit seinen freundlichen Zügen repräsentiert zwar im Aeußeren weniger die politische Seite der römischen Kirche. Aber in der Erscheinung des Bischofs Dr. Zorn von Bulach, dessen Büste wohl das beste Werk Limburgs ist, kommt dieses Moment um so schärfer zum Ausdruck. Es ist nicht nur eine Leistung von hohem künstlerischen Wert, sie wird auch immer ein gewisses kulturhistorisches Interesse behalten. Das scharfgeschnittene aristokratische Gesicht mit der Adlernase, die feinen Lippen, die kein Bart versteckt, das ganze Gesicht erfüllt von regstem geistigen und seelischen Temperament, das in den nervösen zarten Händen ebenfalls zum Ausdruck kommt, dazu das geistliche Gewand, das die Erscheinung über die Alltäglichkeit erhebt: das Ganze ist eine der erfreulichsten Leistungen deutscher Porträtbildnerei der letzten Jahre. Daß Limburg nicht nur Klerikertypen sicher zu treffen weiß, sondern auch andern Vorwürfen gerecht wird, zeigen unsre andern Abbildungen. Die Statuette des Freiherrn von Rotenhan, wie die des päpstlichen Kämmerers Baron de Mathies sind ebenfalls lebensvolle Werke von großer Porträtähnlichkeit. In den beiden sonstigen Porträtbüsten, sowohl dem streng aufgefaßten Damenbildnis als auch der Doppelbüste zweier herziger Kinderchen, zeigen sich leise Anklänge an Werke der Renaissance.


Silberstatuette des päpstlichen Geheimen Kammerherrn Baron Paul de Mathies

Josef Limburg wurde am 10. Juli 1874 in Hanau am Main geboren. Er gehört also noch zu den jüngeren Künstlern. Er war ursprünglich Goldschmied und mußte sich erst unter Mühen und Entbehrungen den Weg zu seiner Kunst bahnen. 1893 kam er nach Wien und wurde Schüler Tilgners. Nach dessen Tode studierte er in Berlin auf der Hochschule für bildende Kunst. Ehe er sich der eigentlichen Porträtplastik zuwandte, hat er mehrere größere Gruppen geschaffen. Eine umfängliche Komposition „Die Macht der Töne“ erregte durch ihre kühne Idee berechtigtes Aufsehen, obwohl der Künstler sich hier in Bahnen bewegt, die ihm eigentlich ferner liegen. Auch ein kraftvoller „Bogenschütze“, eine anmutige Gruppe „Junge Liebe“ sind aus seinem Atelier hervorgegangen. Im Mai 1900 erhielt er den großen Rompreis, der ihm die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt gewährte. Dort dann eröffnete sich seiner Kunst ihr eigentliches Stoffgebiet. Josef Limburg ist einer der wenigen deutschen Künstler, denen sich die Pforten der päpstlichen Gemächer im Vatikan geöffnet haben. Auf einem unsrer Bilder sehen wir ihn in seinem Arbeitsraum in dem päpstlichen Schloß, neben ihm die Büste des Heiligen Vaters. Der Papst soll beim Anblick der fertigen Arbeit geäußert haben: „Wenn ich die Büste sehe, glaube ich mich im Spiegel zu erblicken.“ Jedenfalls ist es von besonderem Interesse und nicht ohne kulturhistorischen Reiz, daß es gerade ein Deutscher ist, der die Porträtbüsten und -Statuetten hoher Kleriker gleichsam zu seiner Spezialität gemacht hat. Daß er auch ein wirklicher Künstler ist, ist um so erfreulicher.



Damenbildnis

Wohnungshygiene für den Winter

Von

T. Bürkner

Nicht umsonst ist der Winter von vielen Kranken oder auch nur Kränklichen, Schwächlichen, gefürchtet, wie er auch für kleinere Kinder und Greise bisweilen gefährlich wird. Und wiederum ist es nicht der Winter an sich, die Jahreszeit, die wir Winter nennen, die diese Gefahr bewirkt, sondern die Art, wie wir während des Winters uns kleiden, ernähren, ganz besonders aber, wie wir wohnen. Und von den vielen Opfern, die der Winter fordert, fallen wenigstens zwei Drittel der mangelnden oder unrichtigen Hygiene der Wohnung zum Opfer. Es erscheint deshalb wohl angebracht, die Hygiene unsrer Wohnung zu besprechen und gerade auf die kleinen, oft ganz unbeachteten Details einzugehen, von deren Beachtung unsre Behaglichkeit und unsre Gesundheit abhängen.



Statuette des preuß. Gesandten am päpstlichen Stuhle Freiherrn von Rotenhan
Von Josef Limburg

Beim Eintritt der Kälte müssen unsre Wohnungen vor allem so instand gesetzt werden, daß sie das Eindringen jener so viel als möglich verhüten. Aber mit dem Aussperren der Kälte sperren wir leider gewöhnlich auch die frische Außenluft aus, die doch gerade im Winter, wo der ängstlich um seine Gesundheit Besorgte ohnehin schon zum luftscheuen Stubenhocker wird, doppelt notwendig ist. Wie oft sieht man, ganz besonders auf dem Lande, daß Vorfenster mit dicken Mooskränzen umgeben sind, die jedes Oeffnen des Fensters verhüten. Wie mag wohl die Luft in solchen Zimmern sein, wo jede Außenluft sorglich abgesperrt ist, und wo im überheizten Zimmer vielleicht ein halbes Dutzend Menschen den Tag zubringt. Das erste Gesetz der Hygiene ist es, der frischen Luft Zutritt zu gestatten. Auch sollen im Winter die Fußböden der Zimmer möglichst warm sein. Nun hat aber die kalte Luft, weil sie schwerer als die warme ist, die Neigung, zu Boden zu sinken, die warme hingegen steigt in die Höhe. Die Folge davon ist, daß im geheizten Zimmer bei unrichtigem Luftzutritt der Fußboden wie überhaupt die untere Zimmerluft kalt ist, die obere hingegen desto wärmer, je höher die Temperatur steigt. Auch dies ist wieder sehr unhygienisch, denn es bewirkt die gefürchteten fußkalten Böden der Zimmer, die kalten Füße und heißen Köpfe der Bewohner.

Die künstlich erwärmte Luft wird außerdem ihres Feuchtigkeitsgehaltes durch das Heizen beraubt, sie wird trocken, dadurch zum Einatmen ungeeignet, bewirkt Reizung und Katarrhe der Nasen- und Rachenschleimhaut und die gefürchteten Erkrankungen der Luftwege. Zugleich wird die Luft bei der meistens mangelhaften Ventilation unrein und damit, von Kohlengasen und Ausdünstungen aller Art gesättigt, im höchsten Grade gefährlich als Atemluft.

Hier haben wir die drei Hauptverstöße gegen die Gesetze der Hygiene, zugleich die drei Grund-



Doppelbüste eines Geschwisterpaares. Von Josef Limburg

ursachen der meisten „Winterkrankheiten“: Absperren der Außenluft, unrichtige Verteilung warmer und kalter Luft, Einatmen trockener, schlechter Luft.

In einer Wohnung, einem Zimmer, die mit Außerachtlassung der hygienischen Vorsichtsmaßregeln schlechthin so geheizt sind, wie dies allerorten noch geschieht, gestaltet sich nun der Vorgang, der unsrer Gesundheit schadet, Tag für Tag folgendermaßen. Das Zimmer ist möglichst erwärmt, möglichst von der frischen Luft abgeschlossen. Dem Ofen wird immer neue Nahrung zugeführt, die Luft im Zimmer wird immer wärmer und zugleich durch die Kohlengase des Ofens und die Ausatmungen der Insassen immer reicher an schädlichen Stoffen. Durch das Oeffnen der Tür, das flüchtige, schnelle Aufmachen eines Fensters dringt zuweilen kalte Luft herein, diese sinkt nach unten und macht die Luft an dem ohnehin schon kälteren Fußboden noch kälter. Der Bewohner des Zimmers bekommt kalte Füße. Es drängt sich ihm dadurch das Blut zum Kopfe, er atmet heiße, trockene, schlechte Luft. Die trockene Hitze aber entzieht zugleich seinem ganzen Körper Feuchtigkeit, die Blutzirkulation, die ohnehin gestört ist, beginnt zu stocken, und es entsteht jener unleidliche und für kränkliche Menschen gefährliche Zustand, in dem man bei kalten Füßen, heißem eingenommenem Kopfe, Trockenheit, Kitzel und Hustenreiz im Halse zu frösteln beginnt. Das ist natürlich ein Beweis, daß der Ofen nicht genug heizt, — also schleunigst mehr Kohlen herbei, mehr Wärme und damit noch mehr Schädlichkeiten!

Kommt man in einem solchen Zustande an die kalte Außenluft, so atmet der gesunde Mensch erleichtert auf, der kränkliche aber kann den plötzlichen Wechsel nicht ertragen, die Kälte wirkt auf die erhitzte Haut, die ausgetrockneten, gereizten Schleimhäute, und es entstehen die Schnupfen und Husten, die Hals- und Rachenkatarrhe, die Bronchial- und Lungenentzündungen. Dazu ist es nicht einmal nötig, auszugehen, jeder kalte Luftzug kann bei empfindlichen, verweichlichten Menschen diese Folge haben. Daß Greise, die ohnehin gegen Temperaturschwankungen empfindlich sind, und deren brüchiges Gefäßsystem vorsichtigster Lebensweise bedarf, und zarte Kinder unter zwei Jahren durch diese Schädlichkeiten besonders leiden, ist selbstverständlich.

An all diesen Uebeln ist, wie gesagt, die mangelhafte Wohnungshygiene schuld. Um die Wohnung im Winter ganz gesundheitsgerecht zu wissen, genügt es also nicht, sie nur warm zu machen, wie so viele meinen. Diese Wärme muß sich vielmehr genau nach den allgemeinen Gesetzen der Hygiene richten, wenn sie nicht direkt gesundheitsschädlich sein soll.

Wie ist nun unsre Wohnung im Winter hygienisch herzurichten?

Zunächst muß die ganze Wohnung auf ihren Zustand untersucht werden. Außenwände eines Hauses, besonders nach der sogenannten Schlagseite hin, sind leicht etwas feucht und Zimmer mit mehreren Außenwänden stets kalt. Solche Zimmer soll man nicht als Schlafzimmer benutzen, da diese weniger geheizt werden, eher als Wohnzimmer. Werden sie gut durchgeheizt und vernünftig gelüftet, so trocknen sie meist bald aus; jedenfalls bedarf ein solches Zimmer stets stärkerer Heizung als eingebaute Räume. Daß man beständig feuchte Zimmer überhaupt nicht bewohnen soll, ist ja bekannt. Alle Oefen müssen gut nachgesehen und etwaige Risse in Kachelöfen, etwaige Defekte in der Ausmauerung eiserner Oefen sehr sorgfältig ausgebessert werden. Oft will ein Ofen den ganzen Winter nicht recht brennen, man verschwendet eine Masse Brennmaterial und hat niemals ein warmes Zimmer. Das liegt oft an einem kleinen Defekt, der in wenigen Stunden beseitigt wäre. Schlechtschließende Türen, besonders solche, die nach dem Flur gehen, müssen ebenfalls in Ordnung gebracht werden. Sehr oft hat sich, besonders in neueren Häusern, der Boden etwas gesenkt, und durch die so entstandenen Ritzen dringt kalte Luft auf sehr unangenehme Art an die Füße. Hier muß entweder eine fest schließende Leiste vorgenagelt werden oder ein Filzstreifen. Fenster, besonders solche, an denen sich Sitzplätze, wohl gar der Schreibtisch befinden, müssen gut gedichtet werden. In ganz Norddeutschland befinden sich die praktischen Doppelfenster, die beide ganz geöffnet werden können. Hier ist nur ein Fenstermantel nötig, der völlig die Luft abhällt. An einfachen Fenstern müssen jedoch sogenannte Verdichtungsstränge gelegt werden. Diese sollen jedoch nur um die untere Scheibe laufen. Die obere Scheibe lasse man frei, hier mag die frische Luft sich beständig etwas Eingang schaffen und die verbrauchte abziehen. Diese natürliche Ventilation ist unbedingt notwendig.

Ist in einer Etagenwohnung der Abschluß nicht ganz dicht und das Treppenhaus kalt, was sehr oft der Fall ist, so benagle man die Tür ringsum mit einem vier Finger breiten, doppelt gelegten Friesstreifen, der so viel übersteht, daß er das Oeffnen der Tür nicht hindert. Unten darf er natürlich nur schmal vorstehen. Ein solcher Streifen hält die kalte Luft sehr gut ab und macht den Vorsaal wärmer.

Gegen fußkalte Böden, die ebenso unangenehm wie gesundheitsschädlich sind, ist es ein probates Mittel, den Zimmerteppich mit einer drei- bis vierfachen Lage Zeitungspapier zu unterlegen. Hierdurch wird die von unten eindringende Kälte sehr abgehalten. Von Zeit zu Zeit ist das Papier zu wechseln. Wenn es irgend angeht, so wähle man das Wohnzimmer so, daß das darunter gelegene Zimmer ebenfalls täglich geheizt ist. Solche Zimmer sind dann viel weniger fußkalt.

Hat man so die ganze Wohnung instand gesetzt, so gibt es ein vorzügliches Mittel, sie recht warm zu machen, nur ist es etwas umständlich. Man heize nämlich einige Tage — drei bis vier — sehr stark ein, damit sich die Wände durch und durch erwärmen. Läßt sich dies nicht durchführen, weil man die Räume bewohnen muß, so heize man wenigstens die Nacht durch das Wohnzimmer recht gut, indem man am Abend die Dauerbrandöfen, die ja jetzt wohl überall gebräuchlich sind, noch einmal nachfüllt und nicht ganz schließt. Am Tage kann man dann die Schlafzimmer ebenso heizen. Dadurch werden die Wände ausgetrocknet und sehr warm, so daß man nachher nur noch mäßig zu heizen braucht. Die Mehrkosten dieses Verfahrens werden ausgeglichen dadurch, daß man nachher



Die Faßmalerin

Nach dem Gemälde von Mathias Schmid (München)



bedeutend weniger Brennmaterial benötigt. Heizt man in den ersten kühlen Tagen nur wenig, so wird man die Erfahrung machen, daß es bei gar nicht kalter Witterung doch nicht recht warm wird. Die Wände saugen eben die Wärme auf, ohne doch selbst recht warm zu werden, da ihnen nicht genug Hitze geboten wird.

Was nun die Oefen anbetrifft, so ist jedenfalls der norddeutsche, mit Briketts geheizte Kachelofen bei weitem der praktischste. Er gibt eine völlig gleichmäßige, nicht zu starke Wärme, bedarf keines Nachfüllens nach dem allmorgendlichen Auflegen der Briketts, staubt und rußt nicht und läßt keine Kohlengase entweichen. Der amerikanische Dauerbrandofen steht ihm erheblich nach. Er strahlt grelle Hitze aus, was der Kachelofen nie tut, heizt leicht zu stark und läßt Gase entweichen, trocknet auch die Luft zu stark aus. Doch ist er leider allgemein eingeführt, man muß also dafür sorgen, die ihm anhaftenden Schädlichkeiten möglichst zu mildern. Dies geschieht zunächst dadurch, daß man den Ofen vorsichtig behandelt, ihn niemals zu sehr aufschraubt und stets aufmerksam auf Dichtigkeit prüft. Auf dem Ofen muß stets ein Gefäß mit Wasser stehen, und zwar ein solches mit weiter Oeffnung, so daß die Luft feucht bleibt.

Das Kinderzimmer ist mit besonderer Sorgfalt zu behandeln. Am besten belegt man den Fußboden mit Linoleum. Das hält ihn warm, was im Kinderzimmer so besonders nötig ist, weil die Kinder viel am Boden spielen. Hier müssen auch die Türen am Fußboden besonders gut verwahrt werden, während man die Fenster nicht dichtet, sondern nur mit einem Fenstermantel versichert. Die wenigen Fensterritzen bilden hier eine natürliche Ventilation, die im Kinderzimmer sehr nötig ist. Natürlich dürfen keine großen Spalten vorhanden sein. Der Ofen im Kinderzimmer soll unter allen Umständen ein Dauerbrenner sein, der tadellos funktioniert. Ein schlechter Ofen in diesem Raum ist direkt lebengefährdend für die kleinen Bewohner. Auf diesem Ofen, so daß sie für keine Kinderhand erreichbar ist, muß eine große, flache Verdampfschale stehen, die leicht abhebbar ist und sorgfältig gefüllt erhalten werden muß. Der Ofen selbst soll mit einem Gitter umgeben sein, dessen Verschluß sich nicht von Kinderhänden öffnen läßt, wobei man berücksichtigen muß, daß diese Händchen sich als sehr geschickt erweisen, wenn es gilt, Unheil anzurichten. Daß die Lampe im Kinderzimmer kein unwichtiger Gegenstand ist, liegt auf der Hand. Sie muß hoch hängen, darf nicht zum Herabziehen eingerichtet sein. Am gesundheitsgemäßesten ist eine gut instand gehaltene Petroleumlampe, die hell, aber nicht grell brennt, deren Glocke grünlich oder gelblich abgedämpft ist, so daß das Licht nur hell auf den Tisch fällt, während das übrige Zimmer gut, aber nicht stark beleuchtet ist.

Im Schlafzimmer muß darauf geachtet werden, daß kein direkter Zug von einem Fenster her die Betten treffe. Ein kleiner Bettschirm, der richtig aufgestellt wird, leistet hier die besten Dienste. Die Fenster dichtet man nicht, das bißchen frische Luft ist im Winter bei meist geschlossenen Fenstern sehr notwendig.

Für das Schlafzimmer ist ein Ofen ganz angenehm, der in besonderen Fällen schnell etwas erwärmt. Im übrigen ist das regelmäßige, wohl gar starke Heizen des Schlafzimmers so gesundheitsschädlich, wirkt so erschlaffend und verweichlichend, daß es gar nicht in Betracht kommen sollte.

Hat man nun die ganze Wohnung so für den Winter ausgerüstet, so handelt es sich darum, sie richtig zu heizen, zu lüften, zu sonnen. Es ist allgemein bekannt, daß die Temperatur eines geheizten Zimmers nicht über 15 Grad betragen soll; für Greise und blutarme Personen kann sie jedoch 16 haben. Alles, was darüber, ist vom Uebel. Beim Heizen ist vor allem die in vielen Familien noch so sehr beliebte Art, die Kohlen mit Wasser zu vermengen, der ärgste Uebelstand, zugleich eine Gesundheitsschädigung und unnütze Verschwendung, nicht Sparsamkeit, wie viele Hausfrauen glauben. Das Wasser wird in der Hitze sofort in stinkenden Dampf verwandelt, und diese Umwandlung verbraucht Wärme, die unnütz konsumiert wird, und erzeugt schädliche Gase. Sinnloses Heizen ohne vernünftige Regulierung ist ebenfalls allgemein üblich. Der Ofen, welcher Art er auch sei, muß so lange in vollem Zuge brennen, bis das Heizmaterial gut angeglüht ist, dann aber auch sofort reguliert werden, damit keine Wärme unnütz entweicht. Beim geringsten Kohlendunst muß der Ofen jedoch etwas mehr Luft bekommen, er ist dann zu fest geschlossen.

Ueber 16 Grad soll, wie schon erwähnt, die Temperatur nicht steigen. Hat man dann noch nicht warm genug, so muß etwas wärmere Kleidung angelegt werden, weil sonst die schon geschilderten Gesundheitsschädigungen eintreten. Das Lüften der Zimmer muß mehrmals des Tages, und zwar gründlich, vorgenommen werden, nicht etwa in der Weise, daß ein Fensterspalt einige Minuten geöffnet wird. Man öffne vielmehr alle Fenster zugleich weit und mache Zugluft — dies braucht nur wenige Minuten zu dauern —, dann schließt man alles wieder. Auf diese Weise erfolgt eine gründliche Durchlüftung des Zimmers, dessen frische, reine Luft sich sehr schnell wieder erwärmt, weit schneller als schlechte, verbrauchte Luft. Das Behagen, das man beim Betreten eines so durchlüfteten Zimmers empfindet, belehrt uns sehr nachdrücklich über die Vorzüge dieser Art der Lüftung, wie überhaupt die Sinne uns es am deutlichsten machen, was nützlich und richtig ist. Soll eine Wohnung, ein Zimmer hygienisch richtig gelüftet sein, so darf die Nase keinerlei Empfindung irgendeiner Art von Dunst haben. Besonders des Abends wird sehr gegen diese Bedingung gesündigt. Die Familie sitzt in dem von Ofenwärme, Lampendunst, Speisegeruch erfüllten Zimmer oft stundenlang, ohne daran zu denken, daß Halsorgane und Lungen und damit der ganze Körper empfindlich geschädigt werden.

Vor dem Schlafengehen muß das Wohnzimmer doppelt gründlich durchlüftet werden. Unterläßt man das, so setzt sich während der Nacht die schlechte Luft in allen Winkeln, in Teppichen, Vorhängen, Polstermöbeln so fest, daß nach einiger Zeit der muffige Geruch gar nicht mehr fortzubringen ist. Wo geraucht wird, müssen namentlich alle Zigarrenreste vollständig entfernt werden.

Die Verdampfschale wird allabendlich gut ausgewaschen, mit Sodawasser, und für die Nacht frisch gefüllt.

Im Kinderzimmer sind dieselben Maßregeln nötig. Außerdem beachte man, daß kleine Kinder meist stundenlang am Boden spielen. Man beuge sich nur einmal zu ihnen herab, atme die kalte, dunstgeschwängerte, schwere Luft ein, man wird sich dann schnell selbst sagen, daß das unbedingt schädlich ist. Am Ofen des Kinderzimmers darf nichts getrocknet werden, weder reine, noch viel weniger gebrauchte Wäsche.

Die Schlafzimmer haben ihre besondere Hygiene. Zunächst ist es unbedingt schädlich, das Schlafzimmer zu heizen. Der Körper wird im Bett genügend erwärmt, es handelt sich also nur um die Atmungsluft. Diese soll natürlich nicht eisig kalt sein, offene Fenster bei vielen Grad Kälte sind nicht gesund, wie die Abhärtungsfanatiker behaupten, sondern schädlich im höchsten Grade. Aber warme, trockene Ofenluft ist ebenso wenig zuträglich. Am richtigsten ist es, ein geheiztes, gut gelüftetes Nebenzimmer zu öffnen, so daß die Temperatur im Schlafzimmer etwas „beschlagen" ist. Hier öffnet man auch an dem von den Betten entferntesten Fenster eine Scheibe ein wenig. Auf diese Art ist atembare Luft genug vorhanden.

Aus dem Schlafzimmer entferne man im Winter doppelt peinlich alles, was die Luft verschlechtern könnte. Gebrauchte nasse Stiefel, gebrauchte Wäsche, getragene Kleider. Auch Nachtlichter, die stets dunsten, vermeide man. Eine niedrig geschraubte Petroleumlampe als Licht zu benutzen, ist ein Attentat auf die Gesundheit. Muß das Schlafzimmer doch aus irgendeinem Grunde geheizt werden, so darf die Verdampfschale nicht fehlen, und der Ofen muß mit größter Vorsicht reguliert werden.

Das Lüften des Schlafzimmers wie der Betten wird im Winter meist sehr mangelhaft besorgt. Gerade dann aber ist es am notwendigsten. Es ist nicht nötig, daß das Schlafzimmerfenster stundenlang offen stehe. Aber es darf auch nicht bloß notdürftig gelüftet und dann ängstlich geschlossen werden. Während die Betten ausgelegt sind, mache man gründlich Zugluft; ist alles wieder geordnet, was aber nicht sofort geschehen darf, und das Zimmer gründlich gelüftet, so kann man die Fenster ruhig wieder schließen, um sie dann am Mittag wieder für einige Zeit zu öffnen. Die Betten dürfen im Winter durchaus nicht mit einer dicken, undurchlässigen Bettdecke zugedeckt sein, die das Auslüften verhindert. Am besten ist es, sie aufgedeckt, d. h. mit zurückgeschlagener Decke den ganzen Tag über zu lassen. Können ordnungsliebende Hausfrauen das nicht übers Herz bringen, so mögen sie wenigstens die Bettüberdecke weglassen.

Das nasse Aufwischen der Zimmer sollte im Winter so viel als möglich vermieden werden. Es ist bei nicht ganz tadellosen Böden sehr schädlich, weil die feuchten Stellen schlecht trocknen und ein dumpfer Geruch entsteht. Ein trockenes Aufwischen, höchstens mit feuchtem Scheuertuch, genügt für gewöhnlich auch vollkommen.

Von Zeit zu Zeit, etwa am wöchentlichen Putztage, müssen alle Zimmer gründlich durchgelüftet werden, während man die Oefen gut eingeheizt hat. Je stärker die Räume bewohnt sind, desto nötiger ist dies. Auch hier ist die Nase der beste Richter. Die Wohnung muß nach dieser Prozedur ganz „frisch" sein.

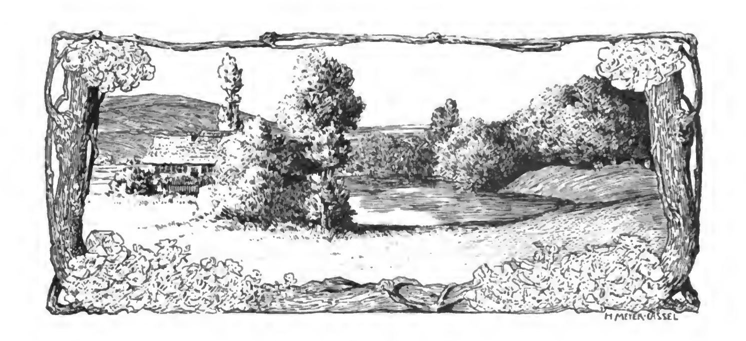
Das so sehr beliebte Ausräuchern mit Essenz, Kiefernduft, Essig und wie alle die Mittelchen heißen, die eine Wohnung in „guten Geruch" bringen sollen, haben nicht den geringsten Wert, sie verdecken nur durch irgendeinen Duft die schlechte Luft, die aber genau so vorhanden ist, wie vor dem Räuchern, und genau so schädlich wirkt.

Der Sonne verstatte man den völlig ungehinderten Eintritt in die Wohnung. Wo sie sich auch nur mit einem Strahl zeigt, öffne man Vorhänge und Fenster so weit als möglich. Sie ist die große Heilbringerin, vor deren Erscheinen sich alle Krankheitskeime und -Erreger flüchten. Lieber mag einmal ein Teppich, ein Möbel verblassen, obgleich die Wintersonne ja kaum den Farben schädlich wird. An heiteren Wintertagen „sonne" man auch die Betten, klopfe sie, lasse sie so lange als möglich in der Sonne liegen.

Aber auch die Bewohner selber mögen sich sonnen so viel als möglich. Auch durchs geschlossene Fenster spendet die Sonne noch ihr Heil, macht auch verdrießliche Stubenhocker munterer.

Beobachtet man diese einfachen Vorschriften, so wird der Winter viel von seinen gesundheitgefährdenden Nachteilen verlieren. In reiner Luft, in richtiger Temperatur, vor Kälte wie vor erschlaffender Hitze bewahrt, übersteht auch der Schwächliche die schlechte Jahreszeit um vieles leichter. Kommt zu der richtigen Hygiene der Wohnung dann noch verständige Körperpflege und regelmäßige Bewegung, dann ist der Winter, besonders wenn er nicht naß und mild, sondern kalt und trocken ist, keineswegs eine ungesundere oder gefährlichere Jahreszeit als Frühling, Sommer und Herbst.





Die Marmorsäge

Von

Hermann Hesse

I

Es war so ein Prachtsommer, in dem man das schöne Wetter nicht nach Tagen, sondern nach Wochen rechnete, und es war noch Juni und man hatte gerade das Heu eingebracht, so gesund und trocken wie schon lange nicht mehr.

Für manche Leute gibt es nichts Schöneres als einen solchen Sommer, wo noch im feuchtesten Ried das Schilf verbrennt und einem die Hitze bis in die Knochen geht. Diese Leute, soweit sie nicht etwa in Indien geboren sind, haben kein sehr zufriedenes und jedenfalls kein gleichmäßiges Leben, denn die echten Sommer gibt es nicht alle Jahre. Dafür saugen sie, sobald ihre Zeit gekommen ist, so viel Wärme und Behagen ein und werden ihres meist ohnehin nicht sehr betriebsamen Daseins so schlaraffisch froh, wie es andern Leuten nie zuteil wird. Zu dieser harmlosen Menschenklasse gehöre auch ich; darum war mir in jenem Sommersanfang auch so mächtig wohl, freilich mit starken Unterbrechungen, von denen ich nachher das Nötigste erzählen werde.

Es war vielleicht der üppigste Juni, den ich je erlebt habe, und es wäre bald Zeit, daß wieder so einer käme. Der kleine Blumengarten vor meines Vetters Haus an der Dorfstraße duftete und blühte ganz unbändig; die Georginen, die den schadhaften Zaun versteckten, standen dick und hoch und hatten feiste runde Knospen angesetzt, aus deren Ritzen gelb und rot und lila die jungen Blütenblätter strebten. Der Goldlack braunte so überschwenglich honigbraun und duftete so ausgelassen und sehnlich, als wüßte er wohl, daß seine Zeit schon nahe war, da er verblühen und den dicht wuchernden Reseden Platz machen mußte. Still und brütend standen die steifen Balsaminen auf dicken, gläsernen Stengeln, schlank und träumerisch die Schwertlilien, fröhlich hellrot die verwildernden Rosenbüsche. Man sah kaum eine Handbreit Erde mehr, als sei der ganze Garten nur ein großer, bunter und fröhlicher Strauß, der aus einer zu schmalen Vase hervorquoll, und an dessen Rändern die Kapuziner in den Rosen fast erstickten und in dessen Mitte der prahlerisch emporflammende Türkenbund mit seinen großen geilen Blüten sich frech und gewalttätig breit machte.

Mir gefiel das ungemein, aber mein Vetter und die Bauersleute sahen es kaum. Denen fängt der Garten erst an, ein wenig Freude zu machen, wenn es dann herbstelt und in den Beeten nur noch letzte Spätrosen, Strohblumen und Astern übrig sind. Jetzt waren sie alle tagtäglich von früh bis spät im Feld und fielen am Abend müde und schwer wie umgeworfene Bleisoldaten in die Betten. Und doch wird in jedem Herbst und in jedem Frühjahr der Garten wieder treulich besorgt und hergerichtet, der nichts einbringt und den sie in seiner schönsten Zeit kaum ansehen. Ich fragte einmal einen Hofbauern, warum und für wen er sich eigentlich immer wieder diese Mühe mache.

„Für dich," sagte er ernsthaft, „und für derlei Faulenzer und arme Schlucker, damit sie auch an etwas ihre Freude haben können. Weißt's jetzt?"

Seit zwei Wochen stand ein heißer, blauer Himmel über dem Land, am Morgen rein und lachend, am Nachmittag stets von niederen, langsam wachsenden, gedrängten Wolkenballen umlagert. Nachts gingen nah und fern Gewitter nieder, aber jeden Morgen, wenn man — noch den Donner im Ohr — erwachte, glänzte die Höhe blau und sonnig herab und war schon wieder ganz von Licht und Hitze durchtränkt. Dann begann ich froh und ohne Hast meine Art von Sommerleben: kurze Gänge auf glühenden und durstig klaffenden Feldwegen durch warm atmende, hohe, gilbende Aehrenfelder, aus denen Mohn und Kornblumen, Wicken, Kornraden und Winden lachten, sodann lange, stundenlange Rasten in hohem Gras an Waldsäumen, über mir Käfergoldgeflimmer, Bienengesang, windstill

ruhendes Gezweige im tiefen Himmel; gegen Abend alsdann ein wohlig träger Heimweg durch Sonnenstaub und rötliches Ackergold, durch eine Luft voll Reife und Müdigkeit und sehnsüchtigem Kuhgebrüll, und am Ende lange, laue Stunden bis Mitternacht, versessen unter Ahorn und Linde allein oder mit irgendeinem Bekannten bei gelbem Wein, ein zufriedenes, lässiges Plaudern in die warme Nacht hinein, bis fern irgendwo das Donnern begann und unter erschrocken aufrauschenden Windschauern erste, langsam und wollüstig aus den Lüften sinkende Tropfen schwer und weich und kaum hörbar in den dicken Staub fielen.

„Nein, so was Faules wie du!“ meinte mein lieber Vetter mit ratlosem Kopfschütteln, „daß dir nur keine Glieder abfallen!“

„Sie hängen noch gut,“ beruhigte ich. Und ich freute mich daran, wie müde und schweißig und steifgeschafft er war. Ich wußte mich in meinem guten Recht; ein Examen und eine lange Reihe von sauren Monaten lagen hinter mir, in denen ich meine Bequemlichkeit täglich schwer genug gekreuzigt und geopfert hatte. Jetzt war ich obenan — was kost't die Welt?

Vetter Kilian war auch gar nicht so, daß er mir meine Lust nicht gegönnt hätte. Vor meiner Gelehrsamkeit hatte er tiefen Respekt, sie umgab mich für sein Auge mit einem geheiligten Faltenwurf, und ich warf natürlich die Falten so, daß die mancherlei Löcher nicht gerade obenhin kamen. Vielmehr fand ich seine Ehrfurcht anfangs zwar komisch, dann aber rührend, und in Bälde schien sie mir sogar natürlich, wohlverdient und ganz am Platze zu sein.

Es war mir so wohl wie noch nie. Still und langsam schlenderte ich in Feld und Wiesenland, durch Korn und Heu und hohen Schierling, lag regungslos und atmend wie eine Schlange in der schönen Wärme und genoß die brütend stillen Stunden, in denen ich meine Haut langsam braun werden sah und jeden in der Nähe tätigen Feldarbeiter mit herzlicher Schadenfreude betrachtete.

Und dann diese Sommertöne! Diese Töne, bei denen einem närrisch wohl und traurig wird und die ich so lieb habe: das unendliche, bis über Mitternacht anhaltende Zikadenläuten, an das man sich völlig verlieren kann wie an den Anblick des Meeres — das satte Rauschen der wogenden Aehren — das beständig auf der Lauer liegende entfernte leise Donnern — abends das Mückengeschwärme und das fernhin rufende, ergreifende Sensendengeln — nachts der schwellende, warme Wind und das leidenschaftliche Stürzen plötzlicher Regengüsse.

Und wie in diesen kurzen, stolzen Wochen alles inbrünstiger blüht und atmet, tiefer lebt und duftet, sehnlicher und inniger lodert! Wie der überreiche Lindenduft in weichen Schwaden ganze Tale füllt, und wie neben den müden, reifenden Kornähren die farbigen Ackerblumen gierig leben und sich brüsten, wie sie verdoppelt glühen und fiebern in der Hast der Augenblicke, bis ihnen viel zu früh die Sichel rauscht!

Diese Fülle und Schönheit hätte wohl genügt, um mich froh und übermütig zu machen, und doch hatte ich das gar nimmer nötig. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, fand die Welt und mich selber sehr wohlbeschaffen und betrieb das Leben noch als eine ergötzliche Liebhaberkunst, vorwiegend nach ästhetischen Gesichtspunkten. Nur das Verliebtsein kam und verlief ganz ohne meine Wahl nach den althergebrachten Regeln. Doch hätte mir das niemand sagen dürfen! Ich hatte mich nach den nötigen Zweifeln und Schwankungen einer das Leben bejahenden Philosophie ergeben und mir nach mehrfachen schweren Erfahrungen, wie mir schien, eine ruhige und sachliche Betrachtung der Dinge erworben. Außerdem hatte ich mein Examen bestanden, auf den Herbst eine ungewöhnlich und unverdient gute Anstellung in der Stadt in Aussicht, ein nettes Taschengeld im Sack und zwei Monate Ferien vor mir liegen.

Es gibt wahrscheinlich in jedem Leben solche Zeiten: weit vor sich sieht man glatte Bahn, kein Hindernis, keine Wolke am Himmel, keine Pfütze im Weg. Da wiegt man sich gar stattlich im Wipfel und glaubt mehr und mehr zu erkennen, daß es eben doch kein Glück und keinen Zufall gibt, sondern daß man das alles und noch eine halbe Zukunft ehrlich verdient und erworben habe, einfach weil man der Kerl dazu war. Und man tut wohl daran, sich dieser Erkenntnis zu freuen, denn auf ihr beruht das Glück der Märchenprinzen ebenso wie das Glück der Spatzen auf dem Mist, und es dauert ja nie zu lange.

Von den zwei schönen Ferienmonaten waren mir erst ein paar Tage durch die Finger geglitten. Bequem und elastisch wie ein heiterer Weiser wandelte ich in den Tälern hin und her, eine Zigarre im Mund, eine Ackerschnalle am Hut, ein Pfund Kirschen und ein gutes Büchlein in der Tasche. Ich tauschte kluge, ernste Worte mit den Gutsbesitzern, sprach da und dort den Leuten im Felde überlegen aufmunternd zu, ließ mich zu allen großen und kleinen Festlichkeiten, Zusammenkünften und Schmäusen, Zweckessen und Backtagen, Taufen und Bockbierabenden einladen, tat gelegentlich am Spätnachmittag einen Trunk mit dem Pfarrer, ging mit den Fabrikherren und Wasserpächtern zum Forellenangeln, bewegte mich maßvoll fröhlich und schnalzte innerlich mit der Zunge, wenn irgend so ein feister, erfahrener Mann mich ganz wie seinesgleichen behandelte und keine Anspielungen auf meine große Jugend machte. Denn wirklich, ich war nur äußerlich so lächerlich jung. Seit einiger Zeit hatte ich entdeckt, daß ich nun über die Spielereien hinausgekommen und ein Mann geworden sei; mit stiller Wonne ward ich stündlich meiner Reife froh und brauchte gern den Ausdruck, das Leben sei ein Roß, ein flottes, kräftiges Roß, und wie ein Reiter müsse man es behandeln, kühn und auch vorsichtig. Manche Wahrheiten, die mir vor einem Jahr noch altmodisch, pedantisch und greisenhaft geklungen hatten, fand ich neuerdings erstaunlich wahr und tief. Ich fing sogar schon an, Studenten und solches Volk als „junge Leute“ zu empfinden und mit warmem Interesse und Wohlwollen zu betrachten. Alles in allem war ich mein Lebtag noch nie so glücklich gewesen. Das Leben war ein Roß, und tüchtige Rosse reiten war ganz mein Fall.

Und da lag die Erde in ihrer Sommerschönheit um mich her, die Kornfelder fingen an gelb zu

werden, die Luft war noch voll Heugeruch, und das Laub hatte noch lichte, heftige Farben. Die Kinder trugen Brot und Most ins Feld, die Bauern waren eilig und fröhlich, und abends liefen die jungen Mädchen in Reihen über die Gasse, ohne Grund plötzlich hinauslachend und ohne Verabredung plötzlich ihre weichmütigen Volkslieder anstimmend. Vom Gipfel meiner jungen Mannesreife herab sah ich freundlich zu, gönnte den Kindern und den Bauern und den Mädchen ihre Lust von Herzen und glaubte das alles wohl zu verstehen. Ich glaubte sogar die Volkslieder zu verstehen. Gar nicht von oben herunter — ein „Herr" war ich nicht und wollte es nicht sein. Aber das ganze Dasein so klar und klug zu überschauen, schien mir ein Hauptvergnügen. Es war schön, über mein Leben hinwegzublicken, das bisher so ziellos ausgesehen hatte und so reichlich mit Dummheiten durchsetzt war, und das doch nun so simpel dalag — jetzt, wo ich auf der Höhe stand und den krummen Herweg wie den geraden Weiterweg so deutlich übersehen konnte.

Um mein Glück und meine Weisheit zu krönen, beschloß ich, künftighin meine Erfahrungen und Künste gebotenen Falles auch auf Liebessachen anzuwenden, um mir ein überlegtes, solides Glück zu erbauen. Lieber Gott, wie hatte ich bisher drauf los geliebt, ohne Direktion und meistens unglücklich! Auch unter dieses Jugendkapitel gehörte nun ein fester, sauber gezogener Strich.

II

In der kühlen Waldschlucht des Sattelbachs, der alle paar hundert Schritt eine Mühle treiben muß, lag stattlich und sauber ein Marmorsägewerk: Schuppen, Sägeraum, Stellfalle, Hof, Wohnhaus und Gärtchen, alles einfach, solid und erfreulich aussehend, weder verwittert noch allzu neu. Da wurden Marmorblöcke langsam und tadellos in Platten und Scheiben zersägt, gewaschen und geschliffen, ein stiller und reinlicher Betrieb, an dem jeder Zuschauer seine Lust haben mußte. Fremdartig, aber hübsch und anziehend war es, mitten in dem engen und gewundenen Tale zwischen Tannen und Buchen und schmalen Wiesenbändern den Sägehof daliegen zu sehen, angefüllt mit großen Marmorblöcken, weißen, bläulichgrauen und buntgeäderten, mit fertigen Platten von jeder Größe, mit Marmorabfällen und feinem glänzenden Marmorstaub. Als ich das erstemal diesen Hof nach einem Neugierbesuch verließ, nahm ich ein kleines, einseitig poliertes Stückchen weißen Marmors in der Tasche mit; das besaß ich jahrelang und hatte es als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch liegen. Ich hätte es heute noch, aber im vorigen Frühling kam eine Nacht, in der das Katzengejammer auf dem Nachbarsdache mich nicht schlafen ließ, und da flog nebst andern entbehrlichen Stücken auch jenes kleine Andenken an eine vergangene Zeit den Katzen nach in die Dächer.

Der Besitzer dieser Marmorschleiferei hieß Herr Lampart und schien mir von den tüchtigen Originalen jener ergiebigen Gegend eins der eigentümlichsten zu sein. Er war früh verwitwet und hatte teils durch sein ungeselliges Leben, teils durch sein eigenartiges Gewerbe, das mit der Umgebung und mit dem Leben der Leute ringsum ohne Berührung blieb, einen besonderen Anstrich bekommen. Er galt für sehr wohlhabend, doch wußte das keiner gewiß, denn es gab weit herum niemand, der irgendein ähnliches Geschäft und einen Einblick in dessen Gang und Ertrag gehabt hätte. Worin seine Besonderheit bestand, hatte ich noch nicht ergründet. Sie war aber da und nötigte einen, mit Herrn Lampart anders als mit andern Leuten umzugehen. Wer zu ihm kam, war willkommen und fand einen freundlichen Empfang, aber daß der Marmorsäger jemand wiederbesuchte, ist nie vorgekommen; schon das gab seiner ohnehin nicht gewöhnlichen Person etwas Abgeschlossenes und fast Feudales. Erschien er einmal — es geschah selten — bei einer öffentlichen Feier im Dorf oder zu einer Jagd oder in irgendeiner Kommission, so behandelte man ihn sehr höflich, tastete aber verlegen nach der rechten Begrüßung, denn er kam so ruhig daher und blickte jedem so gleichmütig ernst ins Gesicht wie ein Einsiedler, der aus dem Wald hervorgekommen ist und bald wieder hineingehen wird.

Man fragte ihn, wie die Geschäfte gingen. „Danke, es tut sich," sagte er, aber er tat keine Gegenfrage. Man erkundigte sich, ob die letzte Ueberschwemmung oder der letzte Wassermangel ihn geschädigt habe. „Danke, nicht besonders," sagte er, aber er fuhr nicht fort: „Und bei Ihnen?"

Nach dem Aeußeren zu urteilen, war er ein Mann, der viele Sorgen gehabt hat und vielleicht noch hat, der aber gewohnt ist, sie mit niemand zu teilen.

In jenem Sommer war es mir zu einer Gewohnheit geworden, sehr oft beim Marmormüller einzukehren. Diesen Mann zu studieren und dabei womöglich einen Triumph meiner Menschenkenntnis zu erleben, schien mir ein edles Ziel. Ich war noch ein Anfänger in solchen Künsten und wußte nicht, daß man so etwas nicht ungestraft treiben kann, sondern auf solchen Entdeckungsfahrten meistens in die Strömungen eines fremden Lebens hineingezogen wird und ihnen selten ohne Beulen und Wunden wieder entrinnt. Ueberhaupt war ich noch des frohen jugendlichen Glaubens, ein Mensch könne einem andern ins Innere sehen, wie denn jeder junge Weltweise sich für einen durchtriebenen Beobachter hält, während er sich selber gern undurchschaulich glaubt. So betrat ich also die Mühle mit Zuversicht und heiterem Eifer, ohne zu ahnen, daß vielleicht gerade hier mein Schicksal verborgen liege und nur auf die rechte Stunde warte, um mir ein wildes Stück Leben vorzuspielen und einen ersten bitteren Denkzettel mitzugeben.

Oft trat ich nur im Vorüberbummeln für eine Viertelstunde in den Hof und in die kühle, dämmerige Schleiferei, wo blanke Stahlbänder taktmäßig auf und nieder stiegen, Sandkörner knirschten und rieselten, schweigsame Männer am Werk standen und unter dem Boden das Wasser plätscherte. Ich schaute den paar Rädern und Riemen zu, setzte mich auf einen Steinblock, drehte mit den Sohlen eine Holzrolle hin und her oder ließ die Marmorkörner und Splitter unter ihnen knirschen, horchte auf das Wasser, steckte eine Zigarre an, genoß eine kleine Weile die Stille und Kühle und lief wieder

weg. Den Herrn traf ich dann fast nie. Wenn ich zu ihm wollte, und das wollte ich sehr oft, dann trat ich in das kleine, immer schlummerstille Wohnhaus, kratzte im Gang die Stiefel ab und hustete dazu, bis entweder Herr Lampart oder seine Tochter herunterkam, die Tür einer lichten Wohnstube öffnete und mir einen Stuhl und ein Glas Wein hinstellte. Der Wein war ein vorzüglicher Markgräsler, aber mehr als ein Glas trank ich nie davon.

Da saß ich am schweren Tisch, nippte am Glas, drehte meine Finger umeinander und brauchte immer eine Weile, bis ein Gespräch im Lauf war; denn weder der Hausherr noch die Tochter, die aber sehr selten beide zugleich da waren, machten je den Anfang, und mir schien diesen Leuten gegenüber und in diesem Hause niemals irgendein Thema, das man sonst etwa vornimmt, am Platze zu sein. Nach einer guten halben Stunde, wenn dann längst eine Unterhaltung beieinander war, hatte ich meistens, trotz aller Behutsamkeit, mein Weinglas leer. Ein zweites wurde nicht angeboten, darum bitten mochte ich nicht, vor dem leeren Glase da zu sitzen war mir ein wenig peinlich, also stand ich auf, gab die Hand und setzte den Hut auf.

Was die Tochter betrifft, so war mir im Anfang nichts aufgefallen, als daß sie dem Vater so merkwürdig ähnlich war. Sie war so groß gewachsen, aufrecht und dunkelhaarig wie er, sie hatte seine matten schwarzen Augen, seine gerade, klar und scharf geformte Nase, seinen stillen, schönen Mund. Sie hatte auch seinen Gang, soweit ein Weib eines Mannes Gang haben kann, und dieselbe gute und ernste Stimme, die an Altgesang erinnerte. Sie streckte einem die Hand mit derselben ruhigen Geste entgegen wie ihr Vater, wartete ebenso wie er ab, was man zu sagen habe, und sie gab auf gleichgültige Höflichkeitsfragen ebenso sachlich, kurz und ein wenig wie verwundert Antwort. Im Anfang interessierte der Vater mich mehr; sie kam mir wie ein Pleonasmus vor.

Aber schließlich ist ein dreiundzwanzigjähriges schönes Mädchen doch ein ander Ding als ein noch so rüstiger Geschäftsmann, und auch bei der auffallendsten Verwandtschaftsähnlichkeit kann man ein Weib nicht lange mit denselben Augen und Interessen ansehen wie einen Mann. Als ich meine Menschenkenntnis am Alten soweit erschöpft hatte, um mir darüber klar zu werden, er sei ein merkwürdiger Mann und schwer zu verstehen, und als die plötzlichen Schlaglichter und Verständnisse gänzlich ausblieben, die zu einem weiteren Eindringen in sein verhülltes Wesen nötig gewesen wären, da schien es mir kein Pleonasmus, nun auch die Tochter zu studieren.

Sie war von einer Art Schönheit, die man in alemannischen Grenzlanden öfters antrifft und die wesentlich auf einer ebenmäßigen Kraft und Wucht der Erscheinung beruht, auch unzertrennlich ist von großem, hohem Wuchs und bräunlicher Gesichtsfarbe. Ich hatte sie anfänglich wie ein hübsches Bild betrachtet, dann aber fesselte die Sicherheit und Reife des schönen Mädchens mich mehr und mehr. So etwa fing meine Verliebtheit an, und sie wuchs bald zu einer Leidenschaft, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Sie wäre wohl bald eklatant geworden, wenn nicht die gemessene Art des Mädchens und die ruhig kühle Luft des ganzen Hauses mich, sobald ich dort war, wie eine leichte Lähmung umfangen und zahm gemacht hätte.

Wenn ich ihr oder ihrem Vater gegenübersaß, kroch mein ganzes Feuer sogleich zu einem scheuen Flämmlein zusammen, das ich vorsichtig verbarg, und statt wie in früheren Fällen eine Szene zu riskieren und herauszuplatzen, hockte ich zierlich und mutlos im Sessel. Die Stube sah auch durchaus nicht einer Bühne ähnlich, auf der junge Liebesritter mit Erfolg sich ins Knie niederlassen, sondern glich mehr einer Stätte der Mäßigung und Ergebung, wo ruhige Kräfte walten und ein ernstes Stück Leben ernst erlebt und ertragen wird. Trotz alledem spürte ich hinter dem stillen Hinleben des Mädchens eine gebändigte Lebensfülle und Erregbarkeit, die nur selten hervorbrach und auch dann nur in einer raschen Geste oder einem plötzlich aufglühenden Blick, wenn ein Gespräch sie lebhaft mitriß.

Ich hatte, wie schon angedeutet, vor kurzem den Stein der Weisen gefunden und mich als Meister der Lebensklugheit entdeckt. Kaum ging mir also das erste Licht über die Lage der Dinge auf, so hatte meine überlegene Weisheit auch schon alles stilvoll umgedichtet und mich zu einem klugen Manne gemacht, der zwar eingestandenermaßen sehr verliebt ist, der aber keine Frucht vorzeitig vom Ast brechen will, sondern die sichere Methode des Maßhaltens, Wartens und Reifwerdenlassens befolgt.

Oft genug besann ich mich darüber, wie wohl das eigentliche Wesen des schönen und strengen Mädchens aussehen möge. Sie konnte im Grunde leidenschaftlich sein, oder auch melancholisch, oder auch wirklich gleichmütig. Jedenfalls war das, was man an ihr zu sehen bekam, nicht ganz ihre wahre Natur. Ueber sie, die so frei zu urteilen und so selbständig zu leben schien, hatte ihr Vater eine unbeschränkte Macht, und ich fühlte, daß ihre wahre innere Natur nicht ungestraft durch den väterlichen Einfluß, wenn auch in Liebe, von früh auf unterdrückt und in andre Formen gezwungen worden war. Wenn ich sie beide beisammen sah, was freilich sehr selten vorkam, glaubte ich diesen vielleicht ungewollt tyrannischen Einfluß mitzufühlen und hatte die unklare Empfindung, es müsse zwischen ihnen einmal einen zähen und tödlichen Kampf geben. Wenn ich aber dachte, daß dies vielleicht einmal um mich geschehen könne, schlug mir das Herz, und ich konnte ein leises Grauen nicht unterdrücken.

III

Machte meine Freundschaft mit Herrn Lampart wenig oder keine Fortschritte, so gedieh mein Verkehr mit Gustav Becker, dem Verwalter des Rippacher Hofes, desto erfreulicher. Wir hatten sogar vor kurzem, nach stundenlangen Gesprächen, Brüderschaft getrunken, und ich war nicht wenig stolz darauf, trotz der entschiedenen Mißbilligung meines Vetters. Becker war ein studierter Mann, vielleicht zweiunddreißig alt, und ein gewiegter, schlauer Patron. Von ihm beleidigte es mich nicht, daß er meine schönen Manneswort meistens mit einem ironischen Lächeln anhörte, denn ich sah ihn

mit dem gleichen Lächeln viel älteren und würdigeren Leuten aufwarten. Er konnte es sich erlauben, denn er war nicht nur der selbständige Verwalter und vielleicht künftige Käufer des größten Gutes in der Gegend, sondern auch innerlich den meisten Existenzen seiner Umgebung stark überlegen. Man nannte ihn anerkennend einen höllisch gescheiten Kerl, aber sehr lieb hatte man ihn nicht. Ich bildete mir ein, er fühle sich von den Leuten gemieden und gebe sich deshalb so viel mit mir ab.

Freilich brachte er mich oft zur Verzweiflung. Meine Sätze über das Leben und die Menschen machte er häufig ohne Worte, bloß durch ein grausam ausdrucksvolles Grinsen, mir selber zweifelhaft, und manchmal wagte er es direkt, jede Art von Weltweisheit für etwas Lächerliches zu erklären.

„Drüber reden kann man ja immerhin. Ueberhaupt, Reden kostet nichts und ist ganz gesund, verglichen mit andern Vergnügungen. Einer sagt: das Leben ist ein Rechenexempel, und dann kann man das eine Viertelstunde lang nett und richtig finden. Er kann auch sagen: das Leben ist ein Misthaufen. Es ist auch wahr, und der Erfolg ist der gleiche. Wie gesagt, eine Viertelstunde lang."

Eines Abends saß ich mit Gustav Becker im Adlergarten bei einem Glas Bier. Wir saßen an einem Tisch gegen die Wiese hin ungestört und ganz allein. Es war so ein trockener, heißer Abend, wo alles voll von goldigem Staub ist, der Lindenduft war fast betäubend und das Licht schien weder zu- noch abzunehmen.

„Du, du kennst doch den Marmorsäger drüben im Sattelbachtal?" fragte ich meinen Freund.

Er sah nicht vom Pfeifenstopfen auf und nickte nur.

„Ja, sag mal, was ist nun das für ein Mensch?"

Becker lachte und stieß die Pfeifenpatrone in die Westentasche.

„Ein ganz gescheiter Mensch ist er," sagte er dann. „Darum hält er auch immer das Maul. Was geht er dich an?"

„Nichts, ich dachte nur so. Er macht doch einen besonderen Eindruck."

„Das tun gescheite Leute immer; es gibt nicht so viele."

„Sonst nichts? Weißt du nichts über ihn?"

„Er hat ein schönes Mädel."

„Ja. Das mein' ich nicht. Warum kommt er nie zu Leuten?"

„Was soll er dort?"

„Ach, einerlei. Ich denke, vielleicht hat er was Besonderes erlebt, oder so."

„Aha, so was Romantisches? Stille Mühle im Tal? Marmor? Schweigsamer Eremit? Begrabenes Lebensglück? Tut mir leid, aber damit ist's nichts. Er ist ein vorzüglicher Geschäftsmann."

„Weißt du das?"

„Er hat's hinter den Ohren. Der Mann macht Geld."

Da mußte er gehen. Es gab noch zu tun. Er zahlte sein Bier und ging direkt über die gemähte Wiese, und als er hinter dem nächsten Bühel schon eine Weile verschwunden war, kam noch ein langer Strich Pfeifenrauch von dorther, denn Becker lief gegen den Wind. Im Stall fingen die Kühe satt und langsam zu brüllen an, auf der Dorfstraße tauchten die ersten Feierabendgestalten auf, und als ich nach einer kleinen Weile um mich schaute, waren die Berge schon blauschwarz und der Himmel war nimmer rot, sondern grünlichblau und sah aus, als müßte jeden Augenblick der erste Stern herauskommen.

Das kurze Gespräch mit dem Verwalter hatte meinem Denkerstolz einen leisen Tritt versetzt, und da es so ein schöner Abend und doch schon ein Loch in meinem Selbstbewußtsein war, kam meine Liebe zu der Marmormüllerin plötzlich über mich und ließ mich fühlen, daß mit Leidenschaften nicht zu spielen sei. Ich trank noch manche Halbe aus, und als nun wirklich die Sterne heraus waren und als von der Gasse so ein rührendes Volkslied herüberklang, da hatte ich meine Weisheit und meinen Hut auf der Bank liegen lassen, lief langsam in die dunkeln Felder hinein und ließ im Gehen die Tränen laufen, wie sie wollten.

Aber durch die Tränen hindurch sah ich das sommernächtige Land daliegen, die mächtige Flucht der Ackerfelder schwoll am Horizont wie eine starke und weiche Woge in den Himmel, seitwärts schlief atmend der weithin gestreckte Wald und hinter mir lag fast verschwunden das Dorf, mit wenig Lichtlein und wenigen leisen und fernen Tönen. Himmel, Ackerland, Wald und Dorf samt den vielerlei Wiesendüften und dem vereinzelt noch hörbaren Grillengeläut floß alles ineinander und umgab mich lau und sprach zu mir wie eine schöne, froh und traurig machende Melodie. Nur die Sterne ruhten klar und unbewegt in halbdunkeln Höhen. Ein scheues und doch brennendes Begehren, eine Sehnsucht rang sich in mir auf; ich wußte nicht, war es ein Hindrängen zu neuen, unbekannten Freuden und Schmerzen oder ein Verlangen, rückwärts in die Kinderheimat zu wandern, mich an den väterlichen Gartenzaun zu lehnen, die Stimmen der toten Eltern und das Kläffen des toten Hundes noch einmal zu hören und mich auszuweinen.

Ohne es zu wollen, kam ich in den Wald und durch dürres Gezweige und schwüle Finsternis, bis es vor mir plötzlich geräumig und helle ward, und dann stand ich lange zwischen den hohen Tannen über dem engen Sattelbachtal, und drunten lag das Lampartische Anwesen mit den matten blassen Marmorhaufen und dem dunkel brausenden schmalen Wehr. Bis ich mich schämte und querfeldein den nächsten Heimweg nahm.

Am nächsten Tage hatte Gustav Becker mein Geheimnis schon heraus.

„Mach doch keine Redensarten," sagte er, „du bist ja einfach in die Lampart verschossen. Das Unglück ist ja nicht so groß. Du bist in dem Alter, daß dir dergleichen ohne Zweifel noch öfter passieren wird."

Mein Stolz regte sich schon wieder mächtig.

„Nein, mein Lieber," sagte ich, „da hast du mich doch unterschätzt. Ueber so knabenhafte Liebeleien sind wir hinaus. Ich hab' mir alles wohl überlegt und finde, ich könnte gar keine bessere Heirat tun."

„Heiraten?" lachte Becker. „Junge, du bist reizend."

Da wurde ich ernstlich zornig, lief aber doch nicht fort, sondern ließ mich darauf ein, dem Verwalter meine Gedanken und Pläne in dieser Sache weitläufig zu erzählen.

„Du vergißt eine Hauptsache," sagte er dann ernsthaft und nachdrücklich. „Die Lamparts sind nichts für dich, das sind Leute von einem schweren Kaliber. Verlieben kann man sich ja in wen man will, aber heiraten darf man nur jemand, mit dem man nachher auch fertig werden und Tempo einhalten kann. Du bist ja ein ordentlicher Kerl, aber die Lamparts sind aus einem ganz andern Stoff. Die reden wenig und haben dafür eine Wucht nach innen, die du gar nicht verstehst."

Da ich Gesichter schnitt und ihn heftig unterbrechen wollte, lachte er plötzlich wieder und meinte: „Na, dann tummle dich, mein Sohn, und auch viel Glück dazu!"

Von da an sprach ich eine Zeitlang oft mit ihm darüber. Da er selten von der Sommerarbeit abkommen konnte, führten wir fast alle diese Gespräche unterwegs im Felde oder in Stall und Scheuer. Und je mehr ich redete, desto klarer und abgerundeter stand die ganze Sache vor mir, und es wundert mich nachträglich, daß ich nicht noch andre Leute ins Vertrauen zog.

Nur wenn ich in der Marmorsäge saß, fühlte ich mich bedrückt und merkte wieder, wie weit ich noch vom Ziele war. Das Mädchen war stets von derselben freundlich stillen Art, mit einem Anflug von Männlichkeit, der mir köstlich schien und mich doch schüchtern machte.

Ich sprach mit ihr über Jahreszeit und Wetter, über Bücher, die ich ihr lieh, aber am liebsten über „das Leben"; das war eben damals mein Leibfach. Zuweilen wollte es mir scheinen, sie sähe mich doch gern und habe mich heimlich lieb; sie konnte mich je und je so selbstvergessen und prüfend ansehen, wie etwas, woran man Freude hat. Auch ging sie ganz ernsthaft auf meine klugen Reden ein, schien aber im Hintergrund eine unumstößlich andre Meinung zu haben.

Einmal sagte sie: „Für die Frauen oder wenigstens für mich sieht das Leben doch anders aus. Wir müssen vieles tun und geschehen lassen, was ein Mann anders machen könnte. Wir sind nicht so frei . . ."

Ich sprach davon, daß jedermann sein Schicksal in der Hand habe und sich ein Leben schaffen müsse, das ganz sein Werk sei und ihm gehöre.

„Ein Mann kann das vielleicht," meinte sie. „Das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das anders. Auch wir können etwas aus unserm Leben machen, aber es gilt da mehr, das Notwendige mit Vernunft zu tragen und zu verschönern, als eigne Schritte zu tun."

Und als ich nochmals widersprach und eine hübsche kleine Rede losließ, wurde sie wärmer und sagte fast leidenschaftlich:

„Bleiben Sie bei Ihrem Glauben und lassen Sie mir meinen! Sich das Schönste vom Leben heraussuchen, wenn man die Wahl hat, ist keine so große Kunst. Aber wer hat denn die Wahl? Wenn Sie heute oder morgen unter ein Wagenrad kommen und Arme und Beine verlieren, was fangen Sie dann mit Ihren Luftschlössern an? Dann wären Sie froh, Sie hätten gelernt, mit dem, was über Sie verhängt ist, auszukommen. Aber fangen Sie nur das Glück, ich gönne es Ihnen, fangen Sie's nur!"

Sie war nie so lebhaft gewesen. Dann wurde sie still, lächelte sonderbar und hielt mich nicht, als ich aufstand und für heute Abschied nahm. Meine Weltanschauung hatte sie nicht erschüttert, und das Beispiel mit dem Wagenrad fiel mir erst viel später wieder ein. Aber ihre Worte beschäftigten mich nun öfters und gingen mir meistens in ganz unpassenden Augenblicken wieder durch den Kopf. Ich hatte im Sinn, mit meinem Freunde auf dem Rippacher Hof darüber zu reden; doch wenn ich Beckers kühle Augen und spottbereit zuckende Lippen ansah, verging mir immer die Lust. Ueberhaupt kam es allmählich so, daß ich, je mehr meine Gespräche mit Fräulein Lampart persönlicher und merkwürdiger wurden, desto weniger über sie mit dem Verwalter sprach. Auch schien die Sache ihm nimmer wichtig zu sein. Höchstens fragte er hier und da, ob ich auch fleißig ins Marmorwerk laufe, neckte mich ein wenig und ließ es wieder gut sein, wie es in seinem Wesen lag.

Einmal traf ich ihn zu meinem Erstaunen in der Lampartschen Einsiedelei. Er saß, als ich eintrat, in der Wohnstube beim Hausherrn, das übliche Glas Wein vor sich. Als er es leer hatte, war es mir eine Art Genugtuung, zu sehen, daß auch ihm kein zweites angeboten wurde. Er brach bald auf, und da Lampart beschäftigt schien und die Tochter nicht da war, schloß ich mich ihm an.

„Was führt denn dich daher?" fragte ich ihn, als wir auf der Straße waren. „Du scheinst den Lampart ja ganz gut zu kennen."

„'s geht an."

„Hast du Geschäfte mit ihm?"

„Geldgeschäfte, ja. Ich bin eine Art Bankier für ihn. Und das Lämmlein ist heute nicht dagewesen, wie? Dein Besuch war so kurz."

„Ach laß doch!"

Ich war bis jetzt mit dem Mädchen in eine ganz vertrauliche Freundschaftlichkeit gekommen, ohne indessen je mit Wissen etwas von meiner stetig zunehmenden Verliebtheit merken zu lassen. Jetzt nahm sie wider all mein Erwarten plötzlich wieder ein andres Wesen an, das mir fürs erste wieder alle Hoffnung raubte. Scheu war sie eigentlich nicht, aber sie schien einen Weg in das frühere Fremdsein zurück zu suchen, bat nicht mehr um Bücher und bemühte sich, unsre Unterhaltung an äußere und allgemeine Dinge zu fesseln und den angefangenen herzlichen Verkehr mit mir nicht weiter gedeihen zu lassen.

Ich grübelte nach, lief im Wald herum und kam auf tausend dumme Vermutungen, wurde nun selber noch unsicherer in meinem Benehmen gegen sie und kam in ein kümmerliches Sorgen und Zweifeln hinein, das ein Hohn auf meine ganze Glücksphilosophie war und mich stundenweise wieder völlig zu einem ratlos verliebten Buben machte. Mittlerweile war auch mehr als die Hälfte meiner Ferienzeit verstrichen, und ich fing an, die Tage zu zählen und jedem unnütz verbummelten mit Neid und Verzweiflung nachzublicken, als wäre jedesmal gerade der unendlich wichtig und unwiederbringlich.

Zwischenhinein kam ein Tag, an dem ich aufatmend und fast erschrocken alles gewonnen glaubte und einen Augenblick vor dem offenen Tor des Glücksgartens stand. Ich kam bei der Sägerei vorüber



Auf dem Christbaummarkt. Nach einer Zeichnung von Martin Känike

und sah Helene im Gärtchen zwischen den hohen Dahlienbüschen stehen. Da ging ich hinein, grüßte und half ihr eine liegende Staude aufpfählen und aufbinden. Es war höchstens eine Viertelstunde, daß ich dort blieb. Mein Hereinkommen hatte sie überrascht, sie war viel befangener und scheuer als sonst, und in ihrem Scheusein lag etwas, das ich wie eine deutliche Schrift glaubte lesen zu können. Sie hat mich lieb, fühlte ich durch und durch, und da wurde ich plötzlich sicher und froh, sah auf das große, stattliche Mädchen zärtlich und fast mit Mitleid, wollte ihre Befangenheit schonen und tat, als sähe ich nichts, kam mir auch wie ein Held vor, als ich nach kurzer Zeit ihr die Hand gab und weiterging, ohne nur zurückzusehen. Sie hat mich lieb, empfand ich mit allen Sinnen, und morgen wird alles gut werden.

Es war wieder ein prachtvoller Tag. Ueber den Sorgen und Aufregungen hatte ich für eine Weile fast den Sinn für die schöne Jahreszeit verloren und war ohne Augen herumgelaufen. Nun war wieder der Wald von Licht durchzittert, der Bach war wieder schwarz, braun und silbern, die Ferne licht und zart, auf den Feldwegen lachten rot und blau die Röcke der Bauernweiber. Ich war so andächtig froh, ich hätte keinen Schmetterling verjagen mögen. Am oberen Waldrande, nach einem heißen Steigen, legte ich mich hin, übersah die fruchtbare Weite bis zum fernen runden Stausen hin, gab mich der Mittagssonne preis und war mit der schönen Welt und mit mir und allem von Herzen zufrieden. Meine schen gewordene Weltklugheit kehrte siegreich zurück, fand alles bestens im Gleise und war fast so stolz und froh, als hätte sie selber den Gang der Dinge regiert und alles so freundlich gewendet.

Es war gut, daß ich diesen Tag nach Kräften genoß, verträumte und versang. Abends trank ich sogar im Adlergarten einen Schoppen vom besten alten Roten.

Als ich tags darauf bei den Marmorleuten vorsprach, war dort alles im alten kühlen Zustande. Vor dem Anblick der Wohnstube, der Möbel und der ruhig ernsten Helene stob meine Sicherheit und mein Siegesmut elend davon, ich saß da, wie ein armer Reisender auf der Treppe sitzt, und ging nachher davon wie ein nasser Hund, jammervoll nüchtern. Passiert war nichts. Helene war sogar ganz freundlich gewesen. Aber von dem gestrigen Gefühl war nichts mehr da.

An diesem Tage begann die Sache für mich bitter ernst zu werden. Ich hatte eine Ahnung vom Glücke vorausgeschmeckt.

Nun verzehrte mich die Sehnsucht wie ein gieriger Hunger, Schlaf und Seelenruhe waren dahin. Die Welt versank um mich her, und ich blieb abgetrennt in einer Einsamkeit und Stille zurück, in der ich nichts vernahm, als das leise und laute Schreien meiner Leidenschaft. Mir hatte geträumt, das große, schöne, ernste Mädchen käme zu mir und lege sich an meine Brust; jetzt streckte ich weinend und fluchend die Arme ins Leere aus und schlich bei Tag und Nacht um die Marmormühle, wo ich kaum mehr einzukehren wagte.

Es half nichts, daß ich mir vom Verwalter Becker ohne Widerspruch die spöttische Predigt einer glaubenslosen Nüchternheit gefallen ließ. Es half nichts, daß ich Stunden auf Stunden durch die Bruthitze über Feld lief oder mich in die kalten Waldbäche legte, bis mir die Zähne klapperten. Es half auch nichts, daß ich am Samstag abend mich an einem großen Raufhandel im Dorfe beteiligte und den Leib voller Beulen gehauen bekam.

Und die Zeit lief weg wie Wasser. Noch vierzehn Tage Ferien! Noch zwölf Tage! Noch zehn! Zweimal in dieser Zeit ging ich in die Sägerei. Das eine Mal traf ich nur den Vater an, ging mit ihm zur Säge und sah stumpfsinnig zu, wie ein neuer Block eingespannt wurde. Herr Lampart ging in den Vorratsschuppen hinüber, um irgend etwas zu besorgen, und als er nicht gleich wiederkam, lief ich fort und hatte im Sinn, nimmer herzukommen.

Trotzdem stand ich nach zwei Tagen wieder da. Helene empfing mich wie immer, und ich konnte den Blick nicht von ihr lassen. In meiner fahrigen und haltlosen Stimmung kramte ich gedankenlos eine Menge von dummen Witzen, Redensarten und Anekdoten aus, die sie sichtlich ärgerten.

„Warum sind Sie heute so?“ fragte sie schließlich und sah mich so schön und offen an, daß mir das Herz zu schlagen begann.

„Wie denn?“ fragte ich, und der Teufel wollte, daß ich dabei zu lachen versuchte.

Dies mißglückte Lachen gefiel ihr nicht, sie zuckte die Achseln und sah fast traurig aus. Mir war einen Augenblick, sie habe mich gern gehabt und mir entgegenkommen wollen und sei nun darum betrübt. Eine Minute lang schwieg ich beklommen, da war der Teufel wieder da, daß ich in die vorige Narrenstimmung zurückfiel und wieder ins Geschwätz geriet, von dem jedes Wort mir selber weh tat und das Mädchen ärgern mußte. Und ich war jung und dumm genug, meinen Schmerz und meine widersinnige Narrheit fast wie ein Schauspiel zu genießen und im Bubentrotz die Kluft zwischen mir und ihr wissentlich zu vergrößern, statt mir lieber die Zunge abzubeißen oder Helene ehrlich um Verzeihung zu bitten. In meinen allerfrühesten Liebesversuchen war ich kein größerer Hanswurst gewesen!

Dann verschluckte ich mich in der Hast am Wein, mußte mächtig husten und verließ Stube und Haus elender als jemals.

IV

Nun waren von meiner Ferienzeit nur noch acht Tage übrig.

Es war ein so schöner Sommer, es hatte alles so verheißungsvoll und heiter angefangen. Jetzt war meine Freude dahin — was sollte ich noch mit den acht Tagen anfangen? Ich war entschlossen, schon morgen abzureisen. In der Stadt müßte sich dann irgendein modus vivendi finden.

Aber vorher mußte ich noch einmal in ihr Haus. Ich mußte noch einmal hingehen, ihre kraftvoll edle Schönheit anschauen und ihr sagen: ‚Ich habe dich lieb, warum hast du mit mir gespielt?‘

Zunächst ging ich zu Gustav Becker auf den Rippacher Hof, den ich neuerdings etwas vernachlässigt hatte. Er stand in seiner großen, kahlen

Stube an einem lächerlich schmalen Stehpult und schrieb Briefe.

„Ich will dir adieu sagen," sagte ich, „wahrscheinlich geh' ich schon morgen fort. Weißt du, es muß jetzt wieder an ein strammes Arbeiten gehen."

Zu meiner Verwunderung machte der Verwalter gar keine Witze. Er schlug mir auf die Schulter, lächelte fast mitleidig und sagte: „So, so. Ja, dann geh in Gottes Namen, Junge!"

Und als ich schon unter der Tür war, zog er mich noch einmal in die Stube zurück und sagte: „Du, hör mal, du tust mir leid. Aber daß das mit dem Mädel nichts werden würde, hab' ich gleich gewußt. Du hast da so je und je deine Weisheitssprüche verzapft — halte dich jetzt dran und bleib im Sattel, wenn dir auch der Schädel noch so brummt! Daß du ein wirklicher Mann wirst, das hängt gar nicht von deiner Weisheit ab; — ein Mann wird man nur durch Narben, und das tut vorher elend weh. Also komm darüber weg, gelt?"

Das war vor Mittag.

Den Nachmittag saß ich im Moos am Abhang, steil über der Sattelbachschlucht, und schaute auf den Bach und die Werke und auch auf das Lampartsche Haus hinunter. Ich ließ mir Zeit, Abschied zu nehmen und zu träumen und nachzudenken, namentlich über das, was Becker mir gesagt hatte. Von meinem jungen Hochmut war nimmer viel übrig. Mit Schmerzen sah ich die Schlucht und die paar Dächer unten liegen, den Bach glänzen und die weiße Fahrstraße im leichten Winde stäuben; ich bedachte, daß ich nun wohl für eine lange Zeit nicht hierher zurückkommen würde, während hier Bach und Mühlwerke und Menschen ihren stetigen Lauf weitergingen. Vielleicht wird Helene einmal ihre Resignation und Schicksalsruhe wegwerfen und ihrem inneren Verlangen nach ein kräftiges Glück oder Leid ergreifen und sich daran ersättigen? Vielleicht, wer weiß, wird auch mein eigner Weg noch einmal sich aus Schluchten und Talgewirre hervorwinden und in ein klares, weites Land der Ruhe führen? — Wer weiß?

Ich glaubte nicht daran. Mich hatte zum erstenmal eine echte, ernste Leidenschaft in die übermächtigen Arme genommen, und ich wußte keine Macht in mir stark und edel genug, sie zu besiegen.

Es kam mir der Gedanke, lieber abzureisen, ohne noch einmal mit Helene zu sprechen. Das war gewiß das beste. Ich nickte ihrem Haus und Garten zu, beschloß, sie nicht mehr sehen zu wollen, und blieb Abschied nehmend bis gegen den Abend in der Höhe liegen.

Träumerisch ging ich weg, waldabwärts, oft in der Steile strauchelnd, und erwachte erst mit heftigem Erschrecken aus meiner Versunkenheit, als meine Schritte auf den Marmorsplittern des Hofes krachten und ich mich vor der Tür stehen fand, die ich nicht mehr hatte sehen und anrühren wollen. Nun war es zu spät.

Ohne zu wissen, wie ich hereingekommen war, saß ich dann innen in der Dämmerung am Tisch, und Helene saß mir gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenster, schwieg und sah in die Stube hinein. Es kam mir vor, ich sitze schon lange so da und habe schon stundenlang gehockt und geschwiegen. Und indem ich jetzt aufschrak, kam mir plötzlich zum Bewußtsein, es sei das letztemal.

„Ja," sagte ich, „ich bin nun am Adieusagen. Meine Ferien sind aus."

„Ach?"

Und wieder war alles still. Man hörte die Arbeiter im Schuppen hantieren, auf der Straße fuhr ein Lastwagen langsam vorbei, und ich horchte ihm nach, bis er um die Biegung war und verklang. Ich hätte gern dem Wagen noch lange, lange nachgelauscht. Nun riß es mich vom Stuhl auf, ich wollte gehen.

Ich trat zum Fenster hinüber. Auch sie stand auf und sah mich an. Ihr Blick war fest und ernst und wich mir eine ganze lange Weile nicht aus.

„Wissen Sie nimmer," sagte ich, „damals im Garten?"

„Ja, ich weiß."

„Helene, damals meinte ich, Sie hätten mich lieb. Und jetzt muß ich gehen."

Sie nahm meine ausgestreckte Hand und zog mich ans Fenster.

„Lassen Sie sich noch einmal ansehen," sagte sie und bog mit der linken Hand mein Gesicht in die Höhe. Dann näherte sie ihre Augen den meinen und sah mich seltsam fest und steinern an. Und da mir nun ihr Gesicht so nahe war, konnte ich nicht anders und legte meinen Mund auf ihren. Da schloß sie die Augen und gab mir den Kuß zurück, und ich legte den Arm um sie, zog sie fest an mich und fragte leise: „Schatz, warum erst heut?"

„Nicht reden!" sagte sie. „Geh jetzt fort und komm in einer Stunde wieder. Ich muß drüben nach den Leuten sehen. Der Vater ist heut nicht da."

Ich ging und schritt davon, talabwärts durch unbekannte, merkwürdige Gegenden, zwischen blendend lichten Wolkenbildern, hörte nur wie im Traume zuweilen den Sattelbach rauschen und dachte an lauter ganz entfernte, wesenlose Dinge — an kleine drollige oder rührende Szenen aus meiner Kleinkinderzeit und dergleichen Geschichten, die aus den Wolken heraus mit halbem Umriß erstanden und, ehe ich sie ganz erkennen konnte, wieder untergingen. Ich sang auch im Gehen ein Lied vor mich hin, aber es war ein gewöhnlicher Gassenhauer. So irrte ich in fremden Räumen, bis eine seltsame, süße Wärme mich wohlig durchdrang und die große, kräftige Gestalt Helenes vor meinen Gedanken stand. Da kam ich zu mir, fand mich weit unten im Tal bei anbrechender Dämmerung, und eilte nun schnell und freudig zurück.

Sie wartete schon, ließ mich durch Haustor und Stubentür ein, da setzten wir uns beide auf den Tischrand, hielten unsre Hände ineinander und sprachen kein Wort. Es war lau und dunkel, ein Fenster stand offen, in dessen Höhe über dem Bergwald ein schmaler Strich des blassen Himmels schimmerte, von spitzigen Tannenkronen schwarz durchschnitten. Wir spielten jedes mit des andern Fingern, und mich überlief bei jedem leichten Druck ein Schauer von Glück.

„Helene!"

„Ja?"

„O du! —"

Und unsre Finger tasteten aneinander, bis sie stille wurden und ruhig ineinander lagen. Ich schaute auf den bleichen Himmelsspalt, und nach einer Zeit, als ich mich umwandte, sah ich auch sie dorthin blicken und sah mitten im Dunkel ein schwaches Licht von dorther in ihren Augen und in zwei großen, unbeweglich an ihren Lidern hängenden Tränen widerglänzen. Die küßte ich langsam hinweg und wunderte mich, wie kühl und salzig sie schmeckten. Da zog sie mich an sich, küßte mich lang und mächtig und stand auf.

„Es ist Zeit. Jetzt mußt du gehen."

Und als wir unter der Tür standen, küßte sie mich plötzlich noch einmal mit heftiger Leidenschaft, und dann zitterte sie so, daß es auch mich schüttelte, und sagte mit einer kaum mehr hörbaren, erstickenden Stimme:

„Geh, geh! Hörst du, geh jetzt!" Und als ich draußen stand: „Adieu, du! Komm nimmer, komm nicht wieder! Adieu!"

Ehe ich etwas sagen konnte, hatte sie die Tür zugezogen. Mir war bang und unklar ums Herz, doch überwog mein großes Glücksgefühl, das mich auf dem Heimweg wie ein Flügelbrausen umgab. Ich ging mit schallenden Tritten, ohne es doch zu spüren, und daheim tat ich die Kleider ab und legte mich im Hemd ins Fenster.

So eine Nacht möchte ich noch einmal haben. Der laue Wind tat mir wie eine Mutterhand, vor dem hochgelegenen Fensterchen flüsterten und dunkelten die großen, runden Kastanienbäume, ein leichter Felderduft wehte hin und wieder durch die Nacht, und in der Ferne flog das Wetterleuchten golden zitternd über den schweren Himmel. Ein leises fernes Donnern tönte je und je herüber, schwach und von fremdartigem Klang, als ob irgendwo weit weg die Wälder und Berge im Schlafe sich regten und schwere, müde Traumworte lallten. Das alles sah und hörte ich wie ein König von meiner hohen Glücksburg herab, es gehörte mir und war nur da, um meiner tiefen Lust ein schöner Rastort zu sein. Mein Wesen atmete in Wonne auf und verlor sich wie ein schöner Liebesvers hinströmend und doch unerschöpft in die Nachtweite über das schlafende Land, an die ferne leuchtenden Wolken streifend, von jedem aus der Schwärze sich wölbenden Baum und von jedem matten Hügelfirst wie von Liebeshänden berührt. Es ist nichts, um es mit Worten zu sagen, aber es lebt noch unverloren in mir weiter, und ich könnte, wenn es dafür eine Sprache gäbe, jede in die Dunkelheit verlaufende Bodenwelle, jedes Wipfelgeräusch, die Adern der entfernten Blitze und den geheimen Rhythmus des Donners noch genau beschreiben.

Nein, ich kann es nicht beschreiben. Das Schönste und Innerlichste und Köstlichste kann man ja nicht sagen. Aber ich wollte, jene Nacht käme mir noch einmal wieder, da ich bis ins innerste Herz hinein ein Seliger war.

Wenn ich vom Verwalter Becker nicht schon Abschied genommen hätte, wäre ich gewiß am folgenden Morgen zu ihm gegangen. Statt dessen trieb ich mich im Dorf herum und schrieb dann einen langen Brief an Helene. Ich meldete mich auf den Abend an und machte ihr eine Menge Vorschläge, setzte ihr genau und ernsthaft meine Umstände und Aussichten auseinander und fragte, ob sie es für gut halte, daß ich gleich mit ihrem Vater rede, oder ob wir damit noch warten wollten, bis ich der in Aussicht stehenden Anstellung und damit der nächsten Zukunft sicher wäre. Und abends ging ich zu ihr. Der Vater war wieder nicht da; es war seit einigen Tagen einer seiner Lieferanten in der Gegend, der ihn in Anspruch nahm.

Ich küßte meinen schönen Schatz, zog ihn in die Stube und fragte nach meinem Brief. Ja, sie hatte ihn erhalten. Und was sie denn darüber denke? Sie schwieg und sah mich flehentlich an, und da ich in sie drang, legte sie mir die Hand auf den Mund, küßte mich auf die Stirn und stöhnte leise, aber so jammervoll, daß ich mir nicht zu helfen wußte. Auf all mein zärtliches Fragen schüttelte sie nur den Kopf, lächelte dann aus ihrem Schmerz heraus merkwürdig weich und fein, schlang den Arm um mich und saß wieder mit mir, ganz wie gestern, schweigend und hingegeben. Sie lehnte sich fest an mich, legte den Kopf an meine Brust, und ich küßte sie langsam, ohne etwas denken zu können, auf Haar und Stirn und Wange und Nacken, bis mir schwindelte. Ich sprang auf.

„Also soll ich morgen mit deinem Vater reden oder nicht?"

„Nein," sagte sie, „bitte, nicht."

„Warum denn? Hast du Angst?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Also warum denn?"

„Laß nur, laß! Rede nicht davon. Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit."

Da saßen wir und hielten uns still umfangen, und während sie sich an mich schmiegte und bei jeder Liebkosung den Atem anhielt und schauerte, ging ihre Bedrücktheit und Schwermut auf mich über. Ich wollte mich wehren und redete mir zu, an mich und an unser Glück zu glauben.

„Ja, ja," nickte sie, „nicht davon reden! Wir sind ja jetzt glücklich."

Darauf küßte sie mich mehrmals mit stummer Kraft und Glut und hing dann erschlaffend und müde in meinem Arm. Und als ich gehen mußte, und als sie mir in der Tür mit der Hand übers Haar strich, sagte sie mit halber Stimme: „Adieu Schatz. Komm morgen nicht! Komm gar nicht wieder, bitte! Du siehst doch, daß es mich unglücklich macht."

V

Mit einem quälenden Zwiespalt im Herzen ging ich heim und vergrübelte die halbe Nacht. Warum wollte sie nicht glauben und glücklich sein? Ich mußte an das denken, was sie mir schon vor einigen Wochen einmal gesagt hatte: „Wir Frauen sind nicht so frei wie ihr; man muß tragen lernen, was über einen verhängt ist." Was war denn über sie verhängt?

Das mußte ich jedenfalls wissen, und darum schickte ich ihr am Vormittag einen Zettel und wartete abends, als das Werk stillstand und die Arbeiter alle gegangen waren, hinter dem Schuppen bei den Marmorblöcken. Sie kam spät und zögernd herüber.

„Warum bist du gekommen? Laß es jetzt genug sein. Der Vater ist drinnen."

„Nein," sagte ich, „du mußt mir jetzt sagen, was du noch auf dem Herzen hast, alles und alles, ich gehe nicht eher weg."

Helene sah mich ruhig an und war so blaß wie die Steinplatten, vor denen sie stand.

„Quäl mich nicht," flüsterte sie mühsam. „Ich kann dir nichts sagen, ich will nicht. Ich kann dir nur sagen — reise ab, heut oder morgen, und vergiß das, was jetzt ist. Ich kann nicht dir gehören."

Sie schien trotz der lauen Juliabendluft zu frieren, so zitterte sie. Schwerlich habe ich je eine ähnliche Qual empfunden, wie in diesen Augenblicken. Aber so konnte ich nicht gehen.

„Sag mir jetzt alles," wiederholte ich, „ich muß es wissen."

Sie sah mich an, daß mir alles weh tat. Aber ich konnte nicht anders.

„Rede," sagte ich fast rauh, „sonst geh' ich jetzt im Augenblick zu deinem Vater hinüber."

Sie richtete sich unwillig auf und war in ihrer Blässe bei dem Dämmerlicht von einer traurigen und großartigen Schönheit. Sie sprach ohne Leidenschaft, aber lauter als vorher.

„Also. Ich bin nicht frei, und du kannst mich nicht haben. Es ist schon ein andrer da. Ist das genug?"

„Nein," sagte ich, „das ist nicht genug. Hast du denn den andern lieb? Lieber als mich?"

„O du!" rief sie heftig. „Nein, nein, ich hab' ihn ja nicht lieb. Aber ich bin ihm versprochen, und daran ist nichts zu ändern."

„Warum nicht? Wenn du ihn nicht magst!"

„Damals wußte ich ja noch nichts von dir. Er gefiel mir; lieb hatte ich ihn nicht, aber es war ein rechter Mann, und ich kannte keinen andern. Da hab' ich ja gesagt, und jetzt ist es so und muß so bleiben."

„Es muß nicht, Helene. So etwas kann man doch zurücknehmen."

„Ja, schon. Aber es ist nicht um jenen, es ist um den Vater. Dem darf ich nicht untreu werden."

„Aber ich will mit ihm reden —"

„O du Kindskopf! Verstehst du denn gar nichts —?"

Ich sah sie an. Sie lachte fast.

„Verkauft bin ich, von meinem Vater und mit meinem Willen verkauft. Im Winter ist Hochzeit."

Sie wendete sich ab, ging ein paar Schritte weit und kehrte wieder um. Und sagte: „Schatz, sei tapfer! Du darfst nicht mehr kommen, du darfst nicht —"

„Und bloß ums Geld?" mußte ich fragen.

Sie zuckte die Achseln.

„Was liegt daran? Mein Vater kann nimmer zurück, er ist so fest angebunden wie ich. Du kennst ihn nicht! Wenn ich ihn im Stich lasse, gibt es ein Unglück. Also sei brav, sei gescheit, du Kind!"

Und dann brach sie plötzlich aus: „Versteh doch, du, und bring mich nicht um! — Jetzt kann ich noch, wie ich will. Aber wenn du mich noch einmal anrührst — ich halte das nimmer aus... Ich kann dir keinen Kuß mehr geben, sonst gehen wir alle verloren."

Einen Augenblick war alles stille, so stille, daß man im Haus drüben den Vater auf und ab gehen hörte.

„Ich kann heute nichts entscheiden," war meine Antwort. „Willst du mir nicht noch sagen — wer es ist?"

„Der andre? Nein, es ist besser, du weißt es nicht. O, komm jetzt nicht wieder — mir zulieb!"

Sie ging ins Haus, und ich sah ihr nach. Ich wollte fortgehen, vergaß es aber und setzte mich auf die kühlen weißen Steine, hörte dem Wasser zu und fühlte nichts als ein Gleiten, Gleiten und Hinwegströmen ohne Ende. Es war, als liefe mein Leben und Helenens Leben und viele ungezählte Schicksale an mir vorbei dahin, schluchtabwärts ins Dunkle, gleichgültig und wortlos wie Wasser. Wie Wasser...

Spät und todmüde kam ich nach Haus, schlief und stand am Morgen wieder auf, beschloß, den Koffer zu packen, vergaß es wieder und schlenderte nach dem Frühstück in den Wald. Es wurde kein Gedanke in mir fertig, sie stiegen nur wie Blasen aus einem stillen Wasser in mir auf und platzten und waren nichts mehr, sobald sie sichtbar geworden waren.

‚Also jetzt ist alles aus,' dachte ich hier und da, aber es war kein Bild, keine Vorstellung dabei; es war nur ein Wort, ich konnte dazu aufatmen und mit dem Kopf nicken, war aber so klug wie vorher.

Erst im währenden Nachmittag wachte die Liebe und das Elend in mir auf und drohte mich zu überwältigen. Auch dieser Zustand war kein Boden für gute und klare Gedanken, und statt mich zu zwingen und eine besonnene Stunde abzuwarten, ließ ich mich fortreißen und legte mich in der Nähe des Marmorwerks auf die Lauer, bis ich den Herrn Lampart das Haus verlassen und talaufwärts auf der Landstraße gegen das Dorf hin verschwinden sah.

Da ging ich hinüber.

Als ich eintrat, schrie Helene auf und sah mich tief verwundet an.

„Warum?" stöhnte sie. „Warum noch einmal?"

Ich war ratlos und beschämt und bin mir nie so jämmerlich vorgekommen wie da. Die Tür hatte ich noch in der Hand, aber es ließ mich nicht fort, so ging ich langsam zu ihr hin, die mich mit angstvollen, leidenden Blicken ansah.

„Verzeih, Helene," sagte ich nun.

Sie nickte vielemal, blickte zu Boden und wieder auf, wiederholte immer: „Warum? O du! O du!" In Gesicht und Gebärden schien sie älter und reifer und mächtiger geworden zu sein, ich erschien mir daneben fast wie ein Knabe.

„Nun, also," fragte sie schließlich und versuchte zu lächeln.

„Sag mir noch etwas," bat ich beklommen, „damit ich gehen kann."

Ihr Gesicht zuckte, ich glaubte, sie würde jetzt in Tränen ausbrechen. Aber da lächelte sie unversehens, ich kann nicht sagen wie weich und aus Qualen heraus, und richtete sich auf und sagte ganz flüsternd: „Komm doch, warum stehst du so steif da!" Und ich tat einen Schritt und nahm sie in die Arme. Wir hielten uns mit allen Kräften umklammert, und während bei mir die Lust sich immer mehr mit Bangigkeit und Schrecken und verhaltenem Schluchzen mischte, wurde sie zusehends heiter, streichelte mich wie ein Kind, nannte mich mit phantastischen Kosenamen, biß mich in die Hand und war erfinderisch in kleinen Liebestorheiten. In mir kämpfte ein tiefes Angstgefühl gegen die

treibende Leidenschaft, ich fand keine Worte und hielt Helene an mich gezogen, während sie mich mutwillig und schließlich lachend liebkoste und neckte.

„Sei doch ein bißchen froh, du Eiszapfen!" rief sie mir zu und zog mich am Schnurrbart.

Und ich fragte ängstlich: „Ja, glaubst du jetzt, daß es doch noch gut wird? Wenn du doch nicht mir gehören kannst —"

Sie faßte meinen Kopf mit ihren beiden Händen, sah mir ganz nah ins Gesicht und sagte: „Ja, nun wird alles gut."

„Dann darf ich hierbleiben, und morgen wiederkommen und mit deinem Vater sprechen?"

„Ja, dummer Bub, das darfst du alles. Du darfst sogar im Gehrock kommen, wenn du einen hast. Morgen ist so wie so Sonntag."

„Jawohl, ich hab' einen," lachte ich und war auf einmal so kindisch froh, daß ich sie mitriß und ein paarmal mit ihr durch das Zimmer walzte. Dann strandeten wir an der Tischecke, ich hob sie auf meinen Schoß, sie legte die Stirn an meine Wange, und ich spielte mit ihrem dunkeln, dicken Haar, bis sie aufsprang und zurücktrat und ihr Haar wieder aufsteckte, mir mit dem Finger drohte und rief: „Jeden Augenblick kann der Vater kommen. Sind wir Kindsköpfe!"

Ich bekam noch einen Kuß, und noch einen, und aus dem Strauß vom Fenstersims eine Resede an den Hut. Es ging gegen den Abend, und da es Samstag war, fand ich im Adler allerlei Gesellschaft, trank einen Schoppen, schob eine Partie Kegel mit und ging dann zeitig heim. Dort holte ich den Gehrock aus dem Schrank, hängte ihn über die Stuhllehne und betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Er war so gut wie neu, seinerzeit zum Examen gekauft und seither fast nie getragen. Das schwarze, glänzende Tuch erweckte lauter feierliche und würdevolle Gedanken in mir. Statt ins Bett zu gehen, setzte ich mich hin und überlegte, was ich morgen Helenens Vater zu sagen hätte. Genau und deutlich stellte ich mir vor, wie ich vor ihn treten würde, bescheiden und doch mit Würde, malte mir seine Einwände, meine Erwiderungen, ja auch seine und meine Gedanken und Gebärden aus. Ich sprach sogar laut, wie ein sich übender Prediger, und machte die nötigen Gesten dazu, und noch als ich schon im Bette lag und nahe am Einschlafen war, deklamierte ich einzelne Sätze aus der mutmaßlichen Unterredung von morgen her.

‚Gewiß, Herr Lampart, ich verstehe das vollkommen. Allein ich darf vielleicht darauf hinweisen —'

Am Ende wurde es mir selber lächerlich.

Dann war es Sonntagmorgen. Ich blieb, um nochmals in Ruhe nachzudenken, im Bett liegen, bis die Kirchenglocken läuteten. Während der Kirchzeit zog ich mein Staatskleid an, mindestens so umständlich und peinlich wie damals vor dem Examen, rasierte mich aufs feinste, trank meine Morgenmilch und hatte immerhin ein wenig, das heißt ganz erheblich Herzklopfen. Unruhig wartete ich, bis der Gottesdienst aus war, und schritt, als kaum das Ausläuten vertönt hatte, langsam und ernsthaft und die staubigen Wegstellen vermeidend, durch den schon heißen, dunstigen Vormittag die Straße zum Sattelbach und talabwärts meinem Ziel entgegen. Trotz meiner Behutsamkeit geriet ich in dem Gehrock und hohen Kragen in ein leises Schwitzen.

Als ich die Marmorsäge erreichte, standen im Weg und auf dem Hofe zu meinem Erstaunen und Unbehagen einige Leute aus dem Dorf herum, auf irgend etwas wartend und in kleinen Gruppen leise redend, wie etwa bei einer Gant.

Doch mochte ich niemand fragen, was das bedeute, und ging an den Leuten vorbei zur Haustür, verwundert und beklommen wie in einem ängstlich sonderbaren Traume. Eintretend stieß ich in dem Flur auf den Verwalter Becker, den ich kurz und verlegen grüßte. Es war mir peinlich, ihn da zu treffen, da er doch glauben mußte, ich sei längst abgereist. Doch schien er daran nimmer zu denken. Er sah angestrengt und müde aus, auch blaß.

„So, kommst du auch?" sagte er nickend und mit ziemlich bissiger Stimme. „Ich fürchte, Teuerster, du bist heute hier entbehrlich."

„Herr Lampart ist doch da?" fragte ich dagegen.

„Jawohl, wo soll er sonst sein?"

„Und das Fräulein?"

Er deutete auf die Stubentür.

„Da drinnen?"

Becker nickte, und ich wollte eben anklopfen, als die Tür aufging und ein Mann herauskam. Dabei sah ich, daß mehrere Besucher in dem Zimmer herumstanden und daß die Möbel teilweise umgestellt waren.

Jetzt wurde ich stutzig.

„Becker, du, was ist hier geschehen? Was wollen die Leute? Und du, warum bist du hier?"

Der Verwalter drehte sich um und sah mich sonderbar an.

„Weißt du's denn nicht?" fragte er mit veränderter Stimme.

„Was denn? Nein."

Er stellte sich vor mich hin und sah mir ins Gesicht.

„Dann geh nur wieder heim, Junge," sagte er leise und fast weich und legte mir die Hand auf den Arm. Mir stieg im Hals ein Würgen auf, eine namenlose Angst flog mir durch alle Glieder.

Und Becker sah mich noch einmal so merkwürdig prüfend an. Dann fragte er leise: „Hast du gestern mit dem Mädchen gesprochen?" Und als ich rot wurde, hustete er gewaltsam, es klang aber wie ein Stöhnen.

„Was ist mit Helene? Wo ist sie?" schrie ich angstvoll heraus. „Etwas Schlimmes?"

Becker nickte, ging auf und ab und schien mich vergessen zu haben. Ich lehnte am Pfosten des Treppengeländers und fühlte mich von fremden, blutlosen Gestalten beengend und höhnisch umflattert. Nun ging Becker wieder an mir vorbei, sagte: „Komm!" und stieg die Treppe hinauf, bis wo sie eine Biegung machte. Dort setzte er sich auf eine Stufe, und ich setzte mich neben ihn, meinen schönen Gehrock rücksichtslos zerknitternd. Einen Augenblick war es totenstill durchs ganze Haus, dann fing Becker zu sprechen an.

„Nimm dein Herz in die Hand und beiß auf die Zähne, Kleiner. Also die Helene Lampart ist tot, und zwar haben wir sie heut morgen vor der unteren Stellfalle aus dem Bach gezogen. — Sei

still, sag nichts! Und nicht umfallen! Du bist nicht der einzige, dem das kein Spaß ist. Probier's jetzt und drück die Männlichkeit durch. Jetzt liegt sie in der Stube dort und sieht wieder schön genug aus, aber wie wir sie herausgeholt haben — das war bös, du, das war bös . . ."

Er hielt inne und schüttelte den Kopf.

„Sei still! Nichts sagen! Später ist zum Reden Zeit genug. Es geht mich näher an als dich. — Oder nein, lassen wir's; ich sag' dir das alles dann morgen."

„Nein," bat ich, „Becker, sag mir's! Ich muß alles wissen."

„Nun ja. Kommentar und so weiter steht dir später jederzeit zu Diensten. Ich kann jetzt nur sagen, es war gut mit dir gemeint, daß ich dich all die Zeit hier ins Haus laufen ließ. Man weiß ja nie vorher. — Also, ich bin mit der Helene verlobt gewesen. Noch nicht öffentlich, aber —"

Im Augenblick meinte ich, ich müsse aufstehen und dem Verwalter mit aller Kraft ins Gesicht hauen. Er schien es zu merken.

„Nicht so!" sagte er ruhig und sah mich an. „Wie gesagt, zu Erklärungen ist ein andermal Zeit."

Wir saßen schweigend. Wie eine Gespensterjagd flog die ganze Geschichte zwischen Helene und Becker und mir an mir vorbei, so klar wie schnell. Warum hatte ich das nicht früher erfahren, warum nicht selber gemerkt? Wieviel Möglichkeiten hätte es da noch gegeben! Nur ein Wort, nur eine Ahnung, und ich wäre still meiner Wege gegangen, und sie läge jetzt nicht dort drinnen.

Mein Zorn war schon erstickt. Ich fühlte wohl, daß Becker die Wahrheit ahnen mußte, und ich begriff, welche Last nun auf ihm lag, da er in seiner Sicherheit mich hatte spielen lassen und nun den größeren Teil der Schuld auf seiner Seele hatte. Jetzt mußte ich noch eine Frage tun.

„Du, Becker — hast du sie lieb gehabt? Ernstlich lieb gehabt?"

Er wollte etwas sagen, aber die Stimme brach ihm ab. Er nickte nur, zweimal, dreimal. Und als ich ihn nicken sah, und als ich sah, wie diesem zähen und harten Menschen die Stimme versagte, und wie auf seinem herben, übernächtigen Gesicht die Muskeln so deutlich redend zuckten, da fiel mich das ganze Weh erst an, und ich senkte den Kopf und schluchzte ohne Halt.

Nach einer guten Weile, da ich durch die versiegenden Tränen aufschaute, stand jener vor mir und hielt mir die Hand hingestreckt. Ich nahm sie an und drückte sie, er stieg langsam vor mir her die steile Treppe hinunter und öffnete leise die Tür des Wohnzimmers, in dem Helene lag und das ich mit tiefem Grauen an jenem Morgen zum letztenmal betrat.



Mathias Schmid

(Zu dem Einschaltbilde „Die Faßmalerin", zwischen S. 280 u. 281)

Unter den zahlreichen Malern, denen das Leben des Tiroler Bergvolkes immer neue Motive bietet und deren Bilder sich allen Wandlungen des Geschmackes zum Trotz unerschütterlich fest in der Gunst der weitesten Kreise unsers Volkes behauptet haben, steht Mathias Schmid nächst Defregger in erster Reihe. Der liebenswürdige Künstler ist ein echtes Tiroler Kind; im Jahre 1835 wurde er zu See im Paznauntal als der siebte Sohn eines Landmannes geboren. Schon als Knabe zeigte er Anlage zum Zeichnen und betätigte in kindlicher Weise seine Kunst, wo er nur konnte. Nach vollendeter Schulzeit brachte ihn denn auch sein Vater zu einem Faßmaler*) und Vergolder in die Lehre. Als es nun bei diesem nichts mehr zu lernen gab, setzte er es bei seinem Vater durch, die Akademie in München besuchen zu dürfen: im Jahre 1853 wanderte er dem Ziele seiner Hoffnung entgegen. Aber ein ganz eigner Unstern fügte es, daß dem schüchternen Tiroler unter dem Tore der Akademie ein Landsmann begegnete, der, von der Künstlerlaufbahn schwer enttäuscht, dem jungen Schmid entschieden abriet, diesen dornenvollen Beruf zu ergreifen.

So entschloß er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, seinem Lieblingswunsche zu entsagen, und trat bei einem Vergolder als Gehilfe ein. Zwei Jahre brachte er mit dieser unbefriedigenden Tätigkeit zu, dann konnte er aber dem inneren Drange nicht mehr widerstehen und trat schließlich doch in die Akademie ein. Sein wackerer Vater unterstützte ihn hierbei nach besten Kräften, doch verlor er ihn bald durch den Tod und war nun so ziemlich ganz auf seine Kunst angewiesen. Er arbeitete aber mit unverdrossenem Eifer und hatte auch das Glück, für seine Bilder religiösen Inhalts Käufer und Besteller zu finden. Auch seine Heimatgemeinde bestellte drei Altarbilder bei ihm. Als die Kartons bereits fast vollendet waren, erhielt er die Nachricht, daß sich die Gemeinde von zugereisten Missionspredigern habe bereden lassen, das für die Bilder bestimmte Geld für eine alle zehn Jahre zu haltende Mission zu verwenden.

Die Heiligenmalerei machte sich also zunächst nur schlecht bezahlt. In seiner engeren Heimat erlebte er auch mancherlei Anfeindungen, und als er sich schließlich, aller pekuniären Hilfsmittel entblößt, in seine Vaterstadt zurückziehen mußte, erging es ihm dort nicht besser. So schnürte er wieder sein Bündel. Von einem seiner Brüder mit den nötigsten Geldmitteln versehen, ging er wieder nach Innsbruck und bewarb sich um ein landständisches Stipendium. Es gelang ihm auch, ein solches nach und nach auf drei Jahre zu erhalten mit der Bedingung, sich der Heiligenmalerei ganz und gar zu widmen. So fleißig er aber auch Heilige malte, so langsam ging es mit dem Verkaufen. Um seine

*) Bezeichnung für Maler, die geschnitzte Heiligenbilder bemalen, in Farben „fassen".



Mathias Schmid

Einkünfte zu verbessern, zeichnete er zunächst für illustrierte Blätter mancherlei Szenen aus dem Tiroler Volksleben.

Damit hatte er das eigentliche Feld seiner Begabung gefunden, aber so glücklich er innerlich auch darüber sein mochte, für seine äußeren Verhältnisse bedeutete die Wendung zunächst einen schweren Schlag. Als es nämlich in Tirol ruchbar wurde, daß er auch für sogenannte liberale Blätter gearbeitet hatte, wurde ihm, als einem „Unwürdigen", das Stipendium entzogen, und er war nun wieder auf sich selbst angewiesen. In mutigem Selbstvertrauen entschloß er sich aber in so schwerer Zeit, einen Hausstand zu gründen, und nach seiner Verheiratung siedelte er nach Salzburg über, wo er endlich dazu überging, ausschließlich Bilder aus dem Volksleben zu malen. Seine ersten Bilder: „Herrgottsschnitzer in Berchtesgaden", „Bilderhändler auf der Alpe", gefielen allgemein, und damit wuchs ihm der Mut. Er zog dann, 1869, wieder nach München. Pilotys epochemachende Schule stand damals in schönster Blüte; im Jahre 1871 gelang es Schmid, in ihr Aufnahme zu finden. Schon sein erstes größeres Bild: „Bettelmönche" (1871) erregte Aufmerksamkeit. Bald folgten die „Karrenzieher", dann entstanden „Der strenge Sittenrichter", „Beichtzettelablieferung", „Herrgottshändler", „Auswanderung der Zillertaler Protestanten" und eine Menge kleinerer Bilder. Es liegt etwas Tendenz in diesen Bildern, die der Künstler in den kommenden Jahren völlig überwand. Immer klarer und deutlicher wurde ihm, daß er eine unerschöpfliche Fundgrube im Leben und Treiben seiner Landsleute für seine Kunst hatte. Immer sieghafter durchdrang auch der Humor alle Wolken, die seine Stimmung bisher verdüsterten, und in glücklichstem Familienleben schuf er nun in unermüdlicher Arbeit Bild auf Bild. Alle die kleinen, bald ernsten, bald heiteren Vorgänge des Alltagslebens in seiner Tiroler Heimat hat er hier mit glücklichem Blick für das Charakteristische festgehalten. Alle seine Bilder zeigen eine ungemein sichere Zeichnung, eine diskrete, unauffällige, durchaus harmonische Farbe. Wenn man nur die Titel einiger seiner bekanntesten Bilder nennt, wie: „Rettung", „Verlassen", „Auf der Wallfahrt", „Fürs Vaterland", „Ein Räuber der Lüfte", so lebt man bereits völlig in jener Welt, die Schmid auch jenen nahegebracht hat, die selber niemals das schöne Alpenland durchwandert haben.

Das Porträt Mathias Schmids, das wir diesen Zeilen beifügen, ist die Nachbildung eines Gemäldes der Frau Schmid-Göringer, der Tochter und Schülerin des Meisters.



Geburtshaus von Mathias Schmid



Vesperbrot. Nach dem Gemälde von Joh. Friedr. Engel (München)

(Aus der Jahresausstellung im Münchner Glaspalast)



Ein Indianerlager auf der Weltausstellung zu St. Louis

Die Nachkommen der „Kriechenden Schlange“

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Als ich vor 15 Jahren nach Amerika segelte, schmeichelte ich mir ein wenig mit dem Gedanken, hier nicht ganz ein Neuling und Fremdling zu sein. Denn ich wußte genau, wie der Totem der Delawaren, der Pawnees, Sioux und Cherokesen beschaffen ist, wie der Medizinmann sein Werk betreibt, wie man das Calumet raucht, was das Ausgraben des Tomahawks bedeutet, wie man die erbeuteten Skalpe zum Trocknen im Rauche des Wigwamfeuers aufhängt, wie man auf den geräuschlosen Mokassins die Waldpfade entlangschleicht, und wie es sich ziemt, jedesmal einen Kerb in den Büchsenkolben zu schneiden, so oft man einer Rothaut das Lebenslicht ausgeblasen hat. Meine Kenntnisse von allen äußeren und inneren Einzelheiten des Indianerlebens waren außerordentlich bedeutend. Ich wußte mehr vom indianischen Leben als vom Tun und Treiben des deutschen Arbeiters oder Bauers. Ich glaube, ich wäre imstande gewesen, ein Kanoe aus einem Baumstamme auszuhöhlen oder aus Baumrinde anzufertigen, eine Spur zu verfolgen, einen Büffel zu erlegen und eine Hirschhaut zu gerben. Und außerdem waren mir mindestens vierzig oder fünfzig indianische Wörter so geläufig, als wenn sie deutsch gewesen wären. Alle diese Kenntnisse hatte ich still für mich in unverdrossenem Fleiße aus dem gründlichen Studium jener kleinen Büchelchen erworben, die wir nach ihrem Preise Neunkreuzerbüchelchen nannten, und deren Umschlag durch eine in herrlichen Farben prangende, irgendeine im Innern erzählte Heldentat schildernde Zeichnung geschmückt war.

Nebenbei bemerke ich für Eltern, die passende Lektüre für ihre strebsamen jungen Sprößlinge suchen, daß der alte Cooper ein vorzüglicher Erzähler ist. Man muß ihn nicht nach all dem Schund beurteilen, der unter Benutzung seiner Geschichten fabriziert worden ist. Unlängst habe ich einige seiner Lederstrumpferzählungen in ihrer ursprünglichen Fassung gelesen und gefunden, daß man nicht zehn oder vierzehn Jahre zu zählen braucht,



Siouxweib mit Kind



Wohnung der Pueblos

um an seinen meisterhaften Schilderungen von Land und Leuten Interesse zu finden. Man gebe den Jungen den wirklichen ungekürzten Cooper, daraus werden sie nichts Schlimmes lernen, aber die Natur und auch die Gerechtigkeit liebgewinnen, denn Cooper wendet sich eifrig gegen die Grausamkeiten der Weißen, die Preise auf die Skalpe der Indianer setzten und andre Abscheulichkeiten begingen.

Also ich war mit vielen schönen Kenntnissen ausgestattet, als ich die amerikanischen Gestade betrat, aber leider sollten mir diese Kenntnisse nichts nützen. Fünf Jahre habe ich hier gelebt, und in all dieser Zeit ist mir nicht eine einzige Kriechende Schlange, kein Springender Hirsch und kein Schwarzer Adler, keine Squaw, kein Tomahawk und kein Wampumgürtel zu Gesicht gekommen. Ein paarmal sah ich einen indianischen Quacksalber, gekleidet wie die weißen Amerikaner und nur durch seine dunkle Hautfarbe und durch seine langen Haare von ihnen unterschieden, an der Ecke der St. Louiser Straßen, wo er seine für alle Uebel gute Ware anpries und an die Gläubigen verkauft. Das sah ich mit Betrübnis, denn so hatte ich mir die Nachkommen Chingagooks und Unkas' nicht vorgestellt. Erst als ich wieder zur Alten Welt zurückgekehrt war, widerfuhr mir durch Buffalo Bill, der damals in Europa herumreiste und Vorstellungen mit Indianern und Cowboys gab, das Glück, den Indianer so zu sehen, wie er mir vorschwebte: hirschlederne Hosen mit langen Lederfransen und Schnüren aus Elchzähnen und Perlen besetzt, lederne Wämser mit ähnlichen Verzierungen, eine bunt schillernde Decke über die Schulter geworfen, einen Kranz von aufrechtstehenden Adlerfedern auf dem Kopfe, die Flinte in der Hand, den Tomahawk im Gürtel, auf schnellen Pferden dahingaloppierend, schrill den Kriegsruf schreiend, die Waffen schwenkend und die Herzen der Zuschauer mit Grausen und Wohlbehagen erfüllend.

Durch Buffalo Bill haben die Europäer und auch die Amerikaner eine falsche Idee vom Indianer bekommen. Bei Cooper ist er richtig gezeichnet, wie er vor hundert Jahren war. Aber wie ihn Buffalo Bill zeigte, ist er schon lange nicht mehr. Die amerikanische Regierung, deren Fürsorge sich der rote Mann erfreut, hat daher die Gelegenheit der St. Louiser Weltausstellung ergriffen, um der Welt zu zeigen, was sie für die Indianer tut, und wie es jetzt um die ehemaligen Herren des Landes steht. Das stetige Vordringen der Weißen nötigte die Bundesregierung, die Indianer zur Abtretung ihrer einstigen Jagdgründe zu zwingen. Auch in den Fällen, wo die Absichten der Unionsregierung gut waren und ihre Maßnahmen wirklich auf das Wohl des roten Mannes abzielten, der im Kampfe um seinen alten Mutterboden immer weiter zurückgedrängt wurde, kam es doch häufig zu blutigen Zusammenstößen. Als im

Jahre 1825 unter dem Präsidenten Monroe der Beschluß gefaßt wurde, alle im Osten des Mississippi wohnenden Indianer nach dem Westen zu verpflanzen, griffen die Seminolen in Florida zu den Waffen, und erst nach heftigen Kämpfen fügten sie sich den Geboten des allmächtigen Präsidenten. Noch härter war das Schicksal, das die Cherokesen in Georgia traf. Dieser Stamm hatte sich schon mit der Zivilisation und ihren Kulturaufgaben vertraut gemacht, hatte Dörfer gegründet und betrieb eine blühende Industrie. Nun wurden sie in ihre alte Unkultur zurückgestoßen, die sie selbst schon überwunden hatten. Lange setzten sie den Regierungsbeschlüssen einen passiven Widerstand entgegen und wichen erst, als ebenfalls Truppen gegen sie in Marsch gesetzt wurden. Gewöhnlich aber erschien die Regierung erst auf dem Plane, wenn der weiße Ansiedler sich des Bodens schon mit Gewalt bemächtigt hatte. Das gab dann Anlaß zu Indianerkriegen; die Regierung sandte den weißen Eindringlingen, die sich im offenbarsten Unrecht befanden, ihre Soldaten zu Hilfe, dezimierte die Rothäute und schloß mit den Besiegten einen Vertrag ab, wonach diese ihre Jagdgründe der amerikanischen Regierung abtraten und ein von der Bundesregierung bestimmtes andres Gebiet einnahmen. Um der Sache einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, wurde den Indianern als Gegenleistung eine bestimmte Summe Geld zugeschrieben. So entstanden nach und nach die sogenannten Indianerreservationen, deren es heute über 150 in den verschiedensten Teilen der Union gibt.

Auf diesen Reservationen leben die Reste der Indianerstämme, die wir aus Cooper kennen, soweit sie nicht ganz und gar vertilgt worden sind. Die Reservationen sind mit einer einzigen Ausnahme so klein, daß nur wenige tausend Indianer zusammenleben können, daß also keine Gefahr eines ernstlichen Indianeraufstandes vorliegen kann. Die größte Reservation ist das sogenannte Indianerterritorium zwischen Missouri, Kansas und Texas, wo 85 000 Cherokesen, Chickasaws, Choctaws, Creeks und Seminolen leben. Diese fünf Stämme haben ganz die Sitten der weißen Ansiedler angenommen und leben von Ackerbau und Viehzucht. Viele von ihnen haben weißes Blut in den Adern. Da nämlich die Bundesregierung den Stämmen Land genug gegeben hat, daß diese zur Not der Jagd nachgehen könnten, sind diese Indianer vielleicht die reichsten Gemeinden der Erde. Sie haben einen sehr großen Landbesitz, zahlen keine Steuern und erhalten im Gegenteil alljährlich einen Zuschuß von der Regierung, die Zinsen der seinerzeit bewilligten Kaufsumme nämlich, die sich alljährlich auf rund zehn Millionen Taler belaufen. Die Unionsregierung hat neun Agenten bestellt, gleichsam als Vormünder ihrer rothäutigen Untertanen, deren wichtigstes Geschäft darin besteht, den Stämmen ihre Renten auszuzahlen. Sie erhalten übrigens das ihnen Zukommende zumeist in Gestalt von Waren. Da die



Eine Gruppe indianischer Felsenbewohner (Pueblos)



Gruppe von Puebloweibern mit ihren Kindern

Indianer ein unstetes Jagdvolk waren, maß man ihnen soviel Land zu, als unter diesen Lebensbedingungen unbedingt notwendig war. Jetzt aber, wo sie Ackerbauer und Viehzüchter geworden sind, haben sie weit mehr Land, als sie eigentlich brauchen, und jeder Stammesangehörige kann sich seine Farm so groß auswählen, wie er will. Den Frieden der Niederlassung hat erst kürzlich wieder ein neuer Sendbote der Zivilisation gestört: die Eisenbahn. Wenn es sich um Eisenbahnbauten handelt, fällt der weiße Amerikaner in die ursprüngliche Wildheit zurück, mit der ausgerüstet er als Pionier europäischer Zivilisation gegen Westen aufbrach. Beim Eisenbahnbau wird heute mehr Leuten das Fell über die Ohren gezogen, als die Indianer jemals mit drei geschickten Griffen skalpiert haben. Auch diesmal fackelte man nicht lange, man nahm einfach das Gebiet, das man zuerst den Rothäuten feierlich gelobt hatte, legte die Schienen, und damit war die Sache abgetan. Von Entschädigung der ursprünglichen Besitzer hat kein Mensch ein Sterbenswörtchen vernommen. Der Hauptort im Indianerterritorium ist die Stadt Talequah im Gebiete der Cherokesen am Illinois, die beinahe 2000 Einwohner zählt und sogar ein Kapitol und noch mehrere öffentliche Gebäude besitzt.



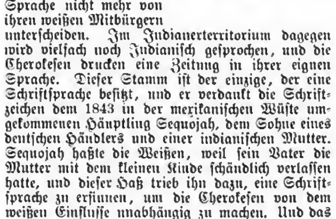
Siouxhäuptlinge im Kriegsschmuck

Dieser Wohlstand hat zahlreiche Weiße bewogen, sich durch Heirat einer Squaw in einen der Stämme aufnehmen zu lassen, wodurch sie dann vollberechtigte Miteigentümer des Stammgebietes wurden. Außerdem haben die fünf Stämme im Indianergebiet beinahe einer halben Million weißer Farmer die Ansiedlung und die Benutzung von Stammesländereien gestattet. Sie leben also mit und unter den Weißen, kleiden sich wie diese, haben längst das Zelt des wandernden Jägers mit dem Hause des seßhaften Bauers vertauscht, bestellen ihre Felder, sorgen für ihr Vieh und



Siouxindianer zu Pferde

unterscheiden sich fast in gar nichts von ihren weißen Nachbarn. Wie die amerikanischen Einzelstaaten haben sie ihre besondere Konstitution, ihr Parlament und ihren ganzen Verwaltungsapparat, der in seinen Einzelheiten halb an die alten indianischen Gebräuche, halb an die Sitten der weißen Amerikaner erinnert. Wie die 85000 Rothäute im Indianerterritorium sind auch die 5000 im Staate New York lebenden Indianer vollständig zu arbeitsamen und ruhigen Farmern geworden, die sich hier auch in der Sprache nicht mehr von ihren weißen Mitbürgern unterscheiden. Im Indianerterritorium dagegen wird vielfach noch Indianisch gesprochen, und die Cherokesen drucken eine Zeitung in ihrer eignen Sprache. Dieser Stamm ist der einzige, der eine Schriftsprache besitzt, und er verdankt die Schriftzeichen dem 1843 in der mexikanischen Wüste umgekommenen Häuptling Sequojah, dem Sohne eines deutschen Händlers und einer indianischen Mutter. Sequojah haßte die Weißen, weil sein Vater die Mutter mit dem kleinen Kinde schändlich verlassen hatte, und dieser Haß trieb ihn dazu, eine Schriftsprache zu erfinnen, um die Cherokesen von dem weißen Einflusse unabhängig zu machen. Und das





Siouxfamilie

ist ihm so gut gelungen, daß heute noch die Cherokesen im Gegensatze zu allen andern europäisierten Indianern kein Englisch lernen wollen, da ihnen die eigne Sprache genügt.

Wie das Beispiel Sequojahs zeigt, waren Mischehen zwischen Weißen und Roten schon im 18. Jahrhundert keine Seltenheit. Jetzt, wo die Verbindung mit einer Indianerin dem Weißen eine reiche Mitgift bringt und ein unabhängiges Leben garantiert, sind diese Mischehen noch viel zahlreicher, und zum Teil daher, zum Teil aus der Adoption des Namens irgendeines bekannten oder befreundeten Weißen kommt es, daß die allerwenigsten der europäisierten Indianer heute einen indianischen Namen haben. Die englischen Namen überwiegen, dann kommen die spanischen, die zumeist von Indianern aus Arizona und Neumexiko getragen werden. Von den vierzig indianischen Musikern, die sich auf der Weltausstellung hören ließen, hatten etwa zwanzig englische, zehn spanische Namen, und unter den andern befand sich ein Sioux, der William Hermann, und ein Ottawa, der August Breuninger hieß.

Ein volles Drittel aller amerikanischen Indianer ist also vollständig europäisiert, und von den andern 180000 Leuten halten auch nur noch rund 50000 an alter Sitte, Tracht und Lebensgewohnheit fest. Die Zahl dieser Konservativen nimmt weit schneller ab, als die der Indianer überhaupt, die sich in den letzten zehn Jahren, allerdings wohl dank den vielen Adoptionen von Weißen, ungefähr auf der gleichen Höhe gehalten hat. Die Regierung unterhält ungefähr 300 Schulen, und ebensoviele Erziehungsanstalten für Indianer gehören den katholischen und protestantischen Missionen. Die Missionen halten übrigens nicht Schritt mit der Europäisierung, denn die Zahl der zum Christentum bekehrten Indianer beträgt nicht mehr als rund 30000. In den Schulen der Regierung lernen die Kinder nicht nur Englisch lesen und schreiben, sondern es werden da alle Handfertigkeiten und Künste gelehrt, die dem Farmer und seiner Frau nützen können, also außer der



Die Früchte der Zivilisation: Indianische Schuljugend

Bearbeitung des Landes Schmieden, Zimmern und dergleichen Handwerke. Und die Lehrer versuchen es, den Zöglingen den allen primitiven Völkern fehlenden Begriff des Privateigentums an Land beizubringen, damit sie später von dem Stamme ihren Anteil an Land fordern und sich selbständig machen. Man bemüht sich also, den Indianer von einem unsteten Jäger zum seßhaften Bauern, vom unselbständigen Mitgliede eines Stammes zum unabhängigen Bürger zu machen, und die Statistik zeigt, daß diese Bemühungen in den letzten Jahren große Erfolge gehabt haben. Wahrscheinlich haben am Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts die Indianerstämme als solche zu existieren aufgehört, die ganze traditionelle Tracht des roten Mannes ist dann nur noch im Museum zu finden, und der Indianer wird sich dann in nichts als in seiner dunkleren Hautfarbe mehr von dem weißen Farmer Amerikas unterscheiden. Die Romantik ist damit für immer verschwunden, und Amerika, das so lange das Ziel heißer Wünsche für unsre Jugend war, verschwindet gänzlich im Grau des Alltags. Für die Romantiker ist die Neue Welt überhaupt schon lange kein Boden mehr, im fernen Westen kann allerdings noch einer, der auf Abenteuer ausgeht, manches erleben, obwohl er ganz bequem mit der Eisenbahn dahin gelangt. Wenn der Amerikaner aber sich in romantische Stimmungen versenken will, fährt er nach — Europa.

Heute zwar gibt es noch zahlreiche Indianer in der Tracht, die wir von Cooper und Buffalo Bill kennen. Die Bundesregierung hatte fast von jedem Stamme des amerikanischen Kontinents Familien nach St. Louis gebracht, wo sie genau so lebten wie in ihrer Heimat. Die einen hatten Zelte aus Baumrinde oder Leinwand, die andern Hütten aus Gras oder Rasenstücken errichtet, und auch die wohlbekannten Indianerzelte aus Hirschhaut mit naiven und bunten Malereien fehlten nicht. Aber interessanter als diese Schaustellungen war die vollständig eingerichtete Indianerschule, worin täglich vor den Augen der Besucher Unterricht gegeben, Prüfungen vorgenommen und Arbeiten der männlichen und weiblichen Zöglinge gezeigt wurden. Hier zeigte Onkel Sam, daß er seine frühere Maxime: „The only good Indian is a dead Indian“ aufgegeben hat und jetzt tüchtig arbeitet, um aus dem Indianer einen unabhängigen und selbständigen Menschen zu machen, der auf dem Boden der gegenwärtigen Verhältnisse sein Fortkommen finden kann. Alle diese Mädchen und Jungen sehen genau so aus wie weiße Schuljugend, sie haben genau die nämlichen Fähigkeiten und Neigungen und leisten genau das nämliche wie ihre weißen Altersgenossen. Unser Bild zeigt die putzigen kleinen Burschen und Mädchen in ihrer zivilisierten Tracht, die so seltsam kontrastiert mit dem bunten Federschmuck und der abenteuerlichen Tracht, welche die andern noch einmal für den großen Weltjahrmarkt angelegt haben. Und obschon der Springende Hirsch und der Rote Wolf, die da draußen ihren bunten und wehenden Putz von bemalten Kleidern und Gesichtern, von Adlerfedern und Lederfransen spazieren tragen, ungleich malerischer sind als diese Schulkinder, muß man sich doch freuen, daß der Indianer durch dieses tätige Eingreifen der Bundesregierung in die Er-

ziehung der roten Jugend von dem sonst unvermeidlichen gänzlichen Untergehen und Verschwinden gerettet wird. Die kleinen Rothäute sehen ganz hell und verständig in die Welt; vielleicht ersteht auch einmal aus ihrer Mitte ein Industriekönig, der die Blaßgesichter nun wieder mit ihren eignen Waffen bekämpft und sie sich unterwirft vermöge der fabelhaften geheimnisvollen Gewalt des Dollars.

Chingagook und Unkas werden bald Mythen sein und sind es, streng genommen, schon jetzt, aber der Indianer als solcher steht deshalb nicht auf dem Aussterbeetat. Wenn er sich den nun einmal herrschenden Bedingungen anpaßt, und die Ergebnisse der Indianererziehung der letzten zehn Jahre beweisen sein Anpassungsvermögen, wird er sich neben den weißen Amerikanern behaupten, so gut sich die Neger hier behaupten. Aber von Tomahawk, Skalpiermesser, Wampumgürtel wird nur noch in den Museen die Rede sein.

Literatur

Wenn das deutsche Publikum seit Bilses Roman „Aus einer kleinen Garnison" und dessen noch geringwertigeren Nachahmungen ein Mißtrauen gegen Militärromane im allgemeinen gefaßt hat, so ist das zwar begreiflich, aber vom literarischen Standpunkt bedauerlich. Soll der moderne Prosaroman ein Spiegel unsers geistigen und gesellschaftlichen Lebens sein, so muß es doch eigentlich als selbstverständlich erscheinen, daß in dem Deutschland der Gegenwart, in dem die Armee eine so wichtige, fast zentrale Stellung einnimmt, auch der Romanschriftsteller in seinem Schaffen der Schilderung von Menschen und Zuständen im Heer einen breiten Raum gewährt. Natürlich muß dies, wenn der Literatur damit wirklich gedient sein soll, in ernsthafter, objektiver Weise, ohne parteitendenziöse und auf Sensation zielende Nebenabsichten geschehen. Ist diese Grundbedingung erfüllt, dann darf und soll der Leser willig dem Erzähler folgen, der ihn in die Kaserne und ins Manöver zum „gemeinen Mann", ins Sport- und Gesellschaftsleben der Offiziere führt; und eine humoristische Hervorhebung kleiner Schwächen und Mängel (wie sie ja keinem Stande fehlen) wird dann die Armee ebensowenig in der öffentlichen Achtung herabsetzen, wie die Betonung der schweren, ja tragischen Konflikte, vor die sich der einzelne gegenüber dem großen, ehern gefügten Organismus des Heeres oft ohne seine Schuld gestellt sehen mag, etwa eine Verurteilung jenes ganzen Organismus zu bedeuten braucht. Von diesem Standpunkte aus werden wir uns also über ein Zuviel von „Militärromanen", sofern sie nur gut geschrieben sind, nicht so leicht beklagen, vielmehr ein erfreuliches Symptom für den gesunden Wirklichkeitssinn, der in unsrer Literatur lebt, darin begrüßen, wenn z. B. gleichzeitig ein Roman von so frischem, ansprechendem Humor wie des Freiherrn v. Schlicht „Gardestern" und ein andrer von so ernstem, ergreifendem Grundton wie Liesbet Seibert-Dills „Oberleutnant Grote" erscheint, die beide ihren Stoff dem Offiziersleben in einer „kleinen Garnison" entnehmen. „Der Gardestern" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geh. 3.50 Mark, geb. 4.50 Mark) ist ein aus der Garde zur Linie versetzter Leutnant v. Stern, der sich in den engen Verhältnissen der Provinzstadt recht unglücklich fühlt, auch im Dienst mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen hat, endlich aber doch, dank seiner frischen und resoluten Art, in der ein gut Stück praktischer Lebensweisheit steckt, sich das Glück in Gestalt eines liebenswürdigen (und erfreulicherweise auch recht wohlhabenden!) Mädchens erobert. Bei der Schilderung der Offiziers- wie der Bürgerkreise, die das „Milieu" der Handlung bilden, fehlt es nicht an satirischen Zügen, aber gallige Bosheit, prinzipielle Abneigung gegen das Militär würde man vergeblich suchen; überall klingt jener echte Humor durch, der niemals einseitig Partei ergreift und der die Menschen gerade um ihrer Schwächen willen nicht nur bedauert, sondern auch liebt. — Eine ganz andre Stimmung empfängt und begleitet uns bis zum ergreifenden Schluß in dem Buch der Frau Seibert-Dill (gleichfalls in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen; Preis 3 Mark, geb. 4 Mark). Der Held ihres Romans, Oberleutnant Grote, ist eine ernste, sich selbst und das Leben schwer nehmende Natur; er ist sich von vornherein klar, daß er die Leidenschaft, die ihn zu der schönen, eigenartigen Frau seines Bruders hinzieht, niederkämpfen muß, aber in diesem Kampf, in dem sein Pflichtgefühl Sieger bleibt, reibt er seine Lebenskraft und seine Gesundheit auf. Das ist ohne alles moralisierende Pathos erzählt, mit einer echt dichterischen Begabung, der die Charaktere, nicht die Ereignisse die Hauptsache sind und die denn auch in der Figur des Oberleutnants und besonders in der seiner Schwägerin Gestalten geschaffen hat, die unbedingt lebenswahr und dabei durchaus originell wirken. L. Seibert-Dill hat sich auch mit diesem Werk als ein Talent erwiesen, von dem wir noch viel Gutes erwarten dürfen.

— Durch die Weltausstellung in St. Louis hat sich in diesem Jahre wieder einmal stärker noch als gewöhnlich das Interesse weiter Kreise der Neuen Welt zugewendet, und so kommt gleichsam zu rechter Zeit allen denen, die durch solch äußere Ereignisse das Bedürfnis fühlen, sich des näheren über Land und Leute von „Nordamerika" zu unterrichten, die zweite Auflage des Werkes von Dr. Emil Decker, das (Preis gebunden 16 Mark) die vierte Abteilung der von Professor Dr. Sievers herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde" des Bibliographischen Instituts in Leipzig bildet. In Gestalt eines selbstständigen Bandes hat „Nordamerika", das ehedem einem einzigen Bande über ganz Amerika eingegliedert war, zu einem Buche von nahezu doppeltem Umfange anwachsen dürfen; aber doch nur einem Gelehrten, der souverän den Stoff beherrscht, konnte es gelingen, auf solch immer noch sehr beschränktem Raum eine relativ so erschöpfende, dabei aber auch durchaus übersichtliche Darstellung zu geben, wie es hier der Fall ist. Der Verfasser kennt „das Land seiner Wahl", wie er es nennt, aus eigenster und offenbar gründlichster Anschauung. Als geographische Landschaften, die der gesamten zweiten Auflage der „Allgemeinen Länderkunde" das Einteilungsprinzip gegeben haben, behandelt der Verfasser nacheinander das laurentische Land, das appalachische Bergland, das südöstliche Niederland, Mexiko, das mittlere Kordillerenland, das kanadisch-alaskische Kordillerenland, die Bermuda-Inseln. Ein Kapitel, das die Vereinigten Staaten, Mexiko und Kanada als politische Gemeinwesen und Wirtschaftsgebiete betrachtet, schließt das Werk ab, nachdem speziellere Angaben besonders über die wirtschaftlichen Verhältnisse bereits in den einzelnen Kapiteln gegeben worden sind. Zahlreiche ein- und mehrfarbige instruktive Abbildungen, nach guten Vorlagen wohlgelungen, dazu ein gediegener und ausreichender Kartenapparat unterstützen die Darlegungen des Autors in zweckdienlichster Weise.

— In der Sammlung „Meisterwerke der ausländischen Erzählungsliteratur", die von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegeben wird, ist jetzt Henri de Régniers Roman „La double maitresse" unter dem deutschen Titel „In doppelten Banden" erschienen. Die Uebersetzung hat Friedrich von Oppeln-Bronikowski besorgt, der schon durch eine Reihe trefflicher Uebertragungen sich als berufener Vermittler zwischen der französischen und der deutschen Literatur legitimiert hat. In diesem Roman hat Régnier, der in seinem Vaterland sich zuerst als Lyriker hohe Anerkennung erwarb, sich, nach der treffenden Bemerkung des Uebersetzers in der Vorrede, aus dem uferlosesten Ichstile zu einer ganz objektiven Schöpfung durchgearbeitet. Er hat ein Kulturbild aus dem ancien régime und die Schilderung eines Menschen aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert geschaffen, die an greifbarer Plastik, an Stimmungszauber und an psychologischem Scharfblick etwas in ihrer Art Vollkommenes bieten. Die Tragikomödie einer Menschenseele, der durch eine tyrannische Erziehung alle innere Festigkeit geraubt worden ist, spielt sich auf dem Hintergrund altfranzösischen Landlebens und der römischen Zustände im Zeitalter des Rokoko in seltsam zwingender und bestrickender Anschaulichkeit vor uns ab. Es ist in dem Buch viel vom alten esprit gaulois, und auch wo dessen sinnliche Glut zu starken Aeußerungen kommt, wirkt sie nicht niedrig, weil sie von der inneren Wahrheit und dem künstlerischen Ernst des Ganzen geadelt wird.



Das Kaiser-Friedrich-Museum und das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Berlin

Am 18. Oktober, dem dreiundsiebzigsten Jahrestage der Geburt Kaiser Friedrichs III., haben in Berlin zwei dem Andenken des verewigten Herrschers gewidmete Monumentalwerke ihre Weihe erhalten: das Kaiser-Friedrich-Museum und das von Rudolf Maison geschaffene Reiterstandbild des Kaisers. In unmittelbarem räumlichen Zusammenschluß haben die beiden Werke, die an die doppelte historische Bedeutung des Monarchen als Feldherr und als Förderer der Künste für alle Zeiten erinnern sollen, ihren Platz auf der nördlichen Spitze der im Zentrum Berlins gelegenen Spree-Insel gefunden, auf der sich in südöstlicher Richtung das Pergamon-Museum, die Nationalgalerie, das Neue und das Alte Museum an sie anreihen. Der Bau des in den Formen der italienischen Spätrenaissance ausgeführten, von zwei Kuppeln überragten Museums hat sechs Jahre erfordert. Die Aufgabe des Architekten, des Geh. Oberhofbaurats Ihne, war durch die Lage, die Gestalt und den verhältnismäßig geringen Flächeninhalt des Bauplatzes in ungewöhnlicher Weise erschwert. Man muß dies berücksichtigen, wenn man den kritischen Stimmen recht zu geben geneigt ist, die an der Gliederung und architektonischen Wirkung des neuen Gebäudes allerlei auszusetzen haben. Das säulengetragene Eintrittsportal befindet sich an der Spitze der Insel, dem imposanten Maisonschen Reiterstandbild gegenüber. Das prunkvoll ausgeschmückte Innere umfaßt in seinen zwei Geschossen 73 Säle und Kabinette, die sich um fünf große Höfe gruppieren. In diesen Räumen ist außer der königlichen Gemäldegalerie, dem königlichen Münzkabinett und andern bisher im Alten Museum untergebrachten Sammlungen noch eine große Anzahl sonstiger im königlichen Besitz befindlicher Kunstwerke von höchstem Wert vereinigt zur Schau gestellt. Von den beiden Treppenhäusern enthält das vordere, größere eine Bronzekopie der berühmten Schlüterschen Reiterstatue des Großen Kurfürsten, das hintere, kleinere unten die Venus und den Merkur von Pigalle, oben neben einem Friedrich dem Großen von Schadow die Marmororiginale der auf dem Wilhelmsplatz stehenden Statuen Zietens und des alten Dessauers. Das Erdgeschoß ist im allgemeinen für Werke der Plastik bestimmt, enthält aber auch Gemälde und Altertümer. Besonders beachtenswert sind hier eine Basilika mit sehr schönen altitalienischen Renaissancealtären und Altarbildern, einige der farbigen italienischen Plastik der Renaissance gewidmete Säle, eine Halle mit frühmittelalterlichen christlichen Skulpturen, die an ihrem Westende auch das herrliche große Mosaikbild aus der Altarnische einer uralten Kirche in Ravenna enthält, und, als Hauptmerkwürdigkeit, die in zwei Sälen aufgestellte kolossale Palastfassade des Schlosses Mschatta, die der Sultan dem Kaiser zum Geschenk gemacht hat. Im Obergeschoß, das vor allem die Gemäldegalerie, daneben aber auch zahlreiche plastische Werke und andre Kunstschätze enthält, reihen sich rechts die den Italienern und romanischen Schulen, links die den Deutschen und Niederländern eingeräumten Säle und Kabinette aneinander. In diesen Räumen besonders tritt deutlich hervor, wie sehr die hier untergebrachten unschätzbaren Kunstwerke durch die bewunderungswürdige Anordnung, die ihnen der feinsinnige, außerordentlich verdienstvolle Direktor des Museums, Dr. W. Bode, unterstützt von seinem vortrefflichen Assistenten Dr. Max Friedländer, dem jetzigen zweiten Direktor des Museums, gegeben hat, und durch die günstigen Beleuchtungsverhältnisse an künstlerischer Wirkung gewonnen haben. Manche dieser Säle zählen zu den schönsten, die überhaupt zu sehen sind, voran der Rubens-Saal, der große florentinische und der venezianische Saal. Alles in allem steht das Kaiser-Friedrich-Museum sowohl an Reichtum und künstlerischem Wert des Inhalts wie durch die hier zum ersten Male in weitgehendem Maße durchgeführte Berücksichtigung der technisch-ästhetischen Forderungen, die man an eine große Kunstsammlung stellen darf, unstreitig an der Spitze aller Berliner Museen und darf für die Aufstellung von Kunstwerken an sich in vieler Hinsicht überhaupt als vorbildlich gelten.



Das Kaiser-Friedrich-Denkmal im Moment der Enthüllung



Das neue Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin

Zum Thronwechsel in Sachsen

Wieder steht das sächsische Volk an einer Königsbahre; wenig über zwei Jahre nach dem Tode König Alberts ist auch sein Bruder und Nachfolger, König Georg, zu seinen Vätern versammelt worden. Mit ihm ist abermals einer aus der sich immer mehr lichtenden Schar jener Männer dahingegangen, die berufen waren, in großer Zeit an hervorragender Stelle für den Ruhm und die Einigung unsers deutschen Vaterlandes zu wirken. Die kurze Regierungszeit, die dem verstorbenen Monarchen vergönnt war, hat ihm keine Gelegenheit gegeben, den hohen Verdiensten, die er sich als Heerfuhrer auf den französischen Schlachtfeldern erworben und in dreißigjähriger unermüdlicher Friedensarbeit gemehrt hatte, noch weitere von ähnlicher historischer Bedeutung hinzuzufügen, um so weniger, als er bereits von schweren körperlichen Leiden heimgesucht war und von schmerzlichen Schicksalsschlägen betroffen wurde; aber bis zum letzten Atemzuge ist er seinem Lande und dem ganzen deutschen Volke durch seinen edeln, gediegenen Charakter, durch seine oft betätigte Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, durch die unerschütterliche Pflichttreue, mit der er seinen hohen Beruf erfüllte, und durch seine glänzenden Soldatentugenden ein leuchtendes Vorbild gewesen. — Sein Sohn, König Friedrich August III., der nach ihm die Bürde der Krone auf sich nimmt, steht im besten Mannesalter; er wird in einem halben Jahr sein vierzigstes Lebensjahr vollenden. Wie sein Vater, ist er vor allem Soldat, die Armee war, wie er selbst bei seiner Thronbesteigung ausgesprochen hat, von seiner frühesten Jugend an seine ganze Liebe; doch hat er über seinen militärischen Neigungen nie versäumt, sich einen offenen Blick für alle wichtigen Erscheinungen des modernen Staats- und Kulturlebens zu erhalten. Die Herzen seines Volkes gehören ihm bereits; er hat sie sich durch sein offenes, frisches Wesen gewonnen, und selbst das schwere Leid, das im vorigen Jahre über ihn hereingebrochen ist, hat seine Popularität nur gesteigert, indem es ihm noch das allgemeine Mitgefühl zuwandte. Sachsen darf zu seinem neuen Monarchen mit der vollen Zuversicht aufblicken, daß er, wie er es in den schönen Schlußworten seiner Proklamation verspricht, stets bestrebt sein wird, des ganzen Landes und des ganzen Volkes Wohl zu fördern, und jeden, auch den letzten seiner Untertanen, glücklich und zufrieden zu machen.



Phot. Klinkhardt & Eyssen, Dresden

König Friedrich August III. von Sachsen



Phot. Nic. Perscheid, Leipzig

König Georg von Sachsen †

Sir William Harcourt †

Einer der bedeutendsten Vorkämpfer des englischen Liberalismus und eine der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten Großbritanniens ist in Sir William Harcourt dahingegangen. Er gehörte mit Gladstone, John Morley und John Bright zu den Wortführern der liberalen Partei in ihrer besten Zeit, und in verschiedenen Ministerien hat er ein Portefeuille innegehabt. In der Periode der irischen Wirren gehörte er dem Kabinett Gladstone als Minister des Innern an und nahm hervorragenden Anteil an der Einbringung der Homerule-Bill, die zur Spaltung der großen liberalen Partei führen sollte. Aus diesen Tagen stammte seine unversöhnliche Feindschaft gegen Chamberlain, aber alle späteren Bemühungen Harcourts, die abtrünnigen Liberalen, die sich unter Chamberlains Führung zur unionistischen Partei zusammengetan hatten, wieder in das alte Lager herüberzuziehen, blieben erfolglos. Sir William, der äußerlich mehr einem Gelehrten als einem Staatsmann glich — er war ursprünglich auch Professor der Rechte in Oxford gewesen —, verfügte über eine glänzende Rednergabe und einen schlagfertigen, manchmal auch wohl etwas derben Witz. Als er sich kürzlich wegen seines hohen Alters vom politischen Leben zurückzog, wurden ihm mancherlei Ehrungen zuteil. Auch



Sir William Harcourt †

die Peerswürde wurde ihm angeboten, aber Harcourt schlug sie aus. Rasch und schmerzlos erlag nun dem Tod der in harter politischer Fehde mit Ehren ergraute Kämpfer.

Zum sechzigsten Geburtstag Dr. Karl Luegers

Der sechzigste Geburtstag des Bürgermeisters der Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien ist durch einen imposanten Fackelzug der Wiener Bürgerschaft und durch Errichtung einer den Namen des Gefeierten tragenden Wohltätigkeitsstiftung festlich begangen worden. Lueger, der als Oberhaupt der Stadt sich einer großen Beliebtheit bei seinen Parteifreunden erfreut und dessen Ruf weit über die österreichischen Reichsgrenzen gedrungen ist, wurde am 24. Oktober 1844 in Wien geboren. Er machte hier seine Studien und ließ sich 1874 als Advokat nieder, gab aber diese Tätigkeit 1896 auf, da ihn das politische Leben immer mehr in Anspruch nahm. Im Jahre 1875 zog er als Vertreter des dritten Wiener Bezirks in den Gemeinderat ein, wo er sich der demokratischen Partei anschloß, so daß er noch zu Beginn der Ministerpräsidentschaft des Grafen Taaffe im Wiener Gemeinderat den Antrag stellte, einen Parteitag aller liberalen Gruppen in Wien zu veranstalten, um den Kampf gegen die Regierung zu organisieren. Doch bald darauf trat er als Vorkämpfer der antisemitischen Bewegung auf, als deren Führer in Oesterreich er heute gilt. Lueger vertritt seine Partei nicht bloß im Wiener Gemeinderat, sondern seit 1885 im österreichischen Reichsrat und seit 1890 auch im niederösterreichischen Landtag, und zwar in beiden Vertretungskörpern als Abgeordneter des fünften Wiener Bezirks. Nach dem Rücktritt Dr. Grübls als Bürgermeister der Stadt Wien wurde Dr. Lueger 1895 an dessen Stelle gewählt, doch lehnte er die auf ihn gefallene Wahl sowie seine ein Jahr später erfolgte Wiederwahl seitens des unterdessen neugebildeten Gemeinderats ab, da die notwendige kaiserliche Bestätigung nicht zu erwarten war. So leitete er vorläufig als erster Bürgermeister-stellvertreter die Geschäfte seiner Vaterstadt. Nach dem Rücktritt seines Platzhalters Strobach am 8. April 1897 zum dritten Male zum Bürgermeister gewählt, steht Dr. Lueger seitdem an der Spitze der Wiener Gemeindeverwaltung, nachdem diesmal die kaiserliche Bestätigung nicht ausgeblieben war. Seit dem Jahre 1901 ist er Ehrenbürger Wiens. **M. W.**



Phot. L. Grillich, Wien

Bürgermeister Dr. Karl Lueger

Vom ersten niedersächsischen Volkstrachtenfest

Das Bestreben, dem nivellierenden Zuge der Zeit Einhalt zu gebieten und dort, wo es noch möglich ist, alte Trachten



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Vom ersten niedersächsischen Volkstrachtenfest in Scheessel: Zug der Vierländerinnen



Der Kronprinz mit dem einstigen bayrischen Thronerben, Prinz Luitpold

und Gebrauche, die früher selbstverständlich und natürliche Folgen von Klima, Sitte, Tätigkeit und dem den Menschen innewohnenden Schmuckbedürfnisse waren, aus rein ästhetischen Gründen zu erhalten und sie zu Grundlagen einer neuen künstlerischen Kultur zu machen, hat bereits bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen. Jedenfalls ist die Aufmerksamkeit auf den Schatz, der in den alten Trachten steckt, aufs neue hingewiesen worden und dadurch der sinnlosen Verschleuderung einzelner Stücke wenigstens vorgebeugt. Die niedersächsische Bevölkerung hat vor kurzem in dem freundlichen Orte Scheessel, einer Station der Hamburg-Bremer Bahn, ein Volkstrachtenfest abgehalten, das von bestem Erfolge gekrönt war. Von weither waren zahlreiche Bauern und Bäuerinnen in reicher Tracht gekommen, so daß das Ganze ein ungemein farbenprächtiges Bild bot. Scheessel selber stellte eine ganze Schar, aus Vierlanden waren Bauern und Bauerinnen gekommen, aus dem „Alten Lande“, aus Bückeburg, aus der hannoverschen Geest, ja sogar aus der Osnabrücker Gegend waren die mannigfaltigsten Kostüme vertreten. Der von der Deutschen Kaiserin gestiftete Ehrenpreis wurde den Leuten aus dem „Alten Lande“ zuerkannt.

Das neue Rathaus in Stuttgart

An Stelle des alten, bürgerlich schlichten, aber doch stattlichen Rathauses, das sich an der Sudseite des Marktplatzes der schwäbischen Hauptstadt in einer Reihe mit andern altväterisch behäbigen Giebelhäusern erhob, ist ein imposanter Neubau getreten, der mit seiner Fassade jetzt diese ganze eine Seite des Platzes und mit seiner zwei Höfe umfassenden Gesamtanlage in Gestalt eines langgezogenen unregelmäßigen Vierecks den Raum eines ganzen Straßenkarrees einnimmt. Professor Jassoy, von dem der Entwurf und die Ausführung des neuen Rathauses herrühren, hat für den Bau die Formsprache der Gotik gewählt. Er hat dabei mit richtigem Gefuhl jenen Ueberreichtum der Gliederungen und Verzierungen vermieden, der den bekanntesten der so oft als vorbildlich angesehenen altniederländischen Rathäuser eigentumlich ist, der aber gegenüber der einfachen Bauweise des alten Stuttgart, die ja der Umgebung des Rathauses noch immer ihr Gepräge gibt, fremdartig und aufdringlich gewirkt haben würde. Am reichsten ist die Fassade nach dem Marktplatz bedacht. Die sehr breiten Fenster, deren jedes Stockwerk fünf enthält, lassen den Betrachter schon von außen erkennen, daß hier die großen Sitzungssäle untergebracht sind. In der Mittelachse steigt, einen Schmuckgiebel überragend, über dem großen Haupttor, zu dessen Seiten die Statuen der Könige Wilhelm I. und Wilhelm II. aufgestellt werden sollen, der schlanke Uhrturm zu ansehnlicher Höhe empor. Außer dem graziösen Maßwerk, das, in diskreter Weise verteilt, besonders die Hauptfassade und den Turm belebt, werden Statuen berühmter Schwaben (an Geisteshelden hat ja dieser enge, aber gesegnete Erdfleck eine bedeutende Zahl aufzuweisen!) die Außenseiten des Baues schmucken. An den langgestreckten Seitenfassaden ist der Eindruck der Monotonie glücklich vermieden durch geschickte abwechslungsreiche Gliederung in vor- und zurücktretende Bauteile, von denen die einen turmartig ausgebildet und mit Hauben abgeschlossen sind, die andern in zierliche Giebel von verschiedener Höhe auslaufen. Die Südseite endlich, die nach der noch ein echtes Stück Alt-Stuttgart veranschaulichenden

Die kaiserlichen Prinzen in Bad Kreuth

Seitdem vor einigen Jahren die Kinder des deutschen Kaiserpaares zur Sommerfrische in Tegernsee weilten, haben die älteren Kaisersöhne immer wieder gern von Zeit zu Zeit den schönen Gebirgsort mit seinem lieblichen See und die eng befreundete Familie des Herzogs Karl Theodor aufgesucht, meist um an den dortigen Jagden teilzunehmen. So waren der Kronprinz und Prinz Eitel Friedrich auch jüngst als Jagdgäste des Herzogs mehrere Tage in dem nicht weit von Tegernsee gelegenen Bad Kreuth, und bei dieser Gelegenheit sind die beiden hier wiedergegebenen Aufnahmen gemacht worden. Das größere Gruppenbild zeigt außer der Herzogin Karl Theodor mit ihren Gästen die beiden jüngeren Töchter des Herzogspaares, die beide berufen sind, dereinst Königskronen zu tragen. Dem andern Bild, auf dem der Kronprinz den kleinen Prinzen Luitpold an der Hand hält, mag mancher gute Deutsche eine erfreuliche symbolische Bedeutung beilegen: stellt es doch die künftigen Souveräne der beiden größten deutschen Bundesstaaten dar und eröffnet es doch die tröstliche Perspektive, daß die beiden Prinzen auch dermaleinst als Herrscher so einträchtig wie hier zusammenstehen werden.



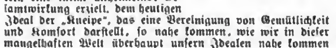
Phot. W. Dietrich, München

Prinzessin Rupprecht — Kronprinz — Herzogin Carl Theodor — Prinz Eitel Friedrich — Prinzessin Albert von Belgien

Die kaiserlichen Prinzen in Bad Kreuth

Das neue Stuttgarter Rathaus. Erbaut von Oberbaurat Professor Heinrich Jassoy

Küferstraße blickt, erhielt wieder einen stärker repräsentativen Charakter, besonders durch ein Tor, dessen Schmuck in den auch sonst neben der Gotik hier und da anklingenden Formen der frühen deutschen Renaissance gehalten ist. Im Innern entspricht das neue Rathaus aufs beste allen Anforderungen, die man an ein vorwiegend praktischen Zwecken dienendes Gebäude zu stellen berechtigt ist. Die Raumdisposition ist klar und übersichtlich, die Lichtzufuhr überall durchaus genügend. Außerdem aber wird auch das Innere des Hauses in den hierzu geeigneten Räumen einen würdigen Schmuck aufweisen, der, von heimischen Künstlern geschaffen, Natur und Volkstum der Heimat widerspiegelt. So hat Professor Haug für den großen Rathaussaal prächtige Landschaftsbilder in bedeutendem Umfang und für den Vorraum figürliche Darstellungen der wichtigsten bürgerlichen Gewerbe ausgeführt. Und natürlich durfte nach altem gutem Brauch auch der Ratskeller nicht fehlen. Er ist sogar von besonders stattlichem Umfang und wird in seiner Ausstattung, die mit feinen künstlerischen Mitteln eine intim anheimelnde Gesamtwirkung erzielt, dem heutigen



Ideal der „Kneipe“, das eine Vereinigung von Gemütlichkeit und Komfort darstellt, so nahe kommen, wie wir in dieser mangelhaften Welt überhaupt unsern Idealen nahe kommen können.



Zum Tode der Prinzessin Maria Mercedes von Asturien

In Spanien herrscht tiefe Trauer über den frühen, unerwarteten Tod der Infantin Maria Mercedes, Prinzessin von Asturien, die am 17. Oktober, nachdem sie einem Töchterchen das Leben gegeben hatte, einer schweren Darmkrankheit erlag. Die am 11. September 1880 zu Madrid geborene Infantin war als älteste Schwester des bekanntlich noch unvermählten Königs Alfons XIII. von Spanien bis zur Geburt eines direkten Thronerben die designierte Nachfolgerin ihres Bruders. Im Februar 1901 vermählte sich die Prinzessin mit dem Prinzen Karl von Bourbon-Sizilien. Aus dieser Ehe sind außer der jetzt geborenen Prinzessin zwei Prinzen, Alfons (geboren 30. November 1901) und Ferdinand (geboren 6. März 1903) hervorgegangen, von denen der ältere jetzt zum spanischen Thronfolger proklamiert worden ist.



Die † Prinzessin von Asturien mit ihrem Gemahl und den Prinzen Alfons und Ferdinand

Die neue Maschinenbauschule in Köln

Die am 24. Oktober 1904 eingeweihte neue Maschinenbauschule in Köln macht trotz ihrer einfachen, aber ganz aus echtem Material hergestellten Schauseite mehr den Eindruck eines vornehmen Barockschlosses als einer Schule. Jedenfalls ist die schwierige Aufgabe, hinter einer 75 Meter langen Front in drei Stockwerken und einem Dachgeschosse große Fest-, Sammlungs- und Schulräume mit vorzüglichem Tageslichte zu schaffen, von dem Architekten, Stadtbauinspektor Schilling, in echt künstlerischer Weise gelöst worden. Durch den Haupteingang gelangt man in die geräumige, in modernem Barock ausgestattete Eintrittshalle, deren Decke von vier mächtigen Hausteinsäulen getragen wird. Dann folgt geradeaus ein kleiner Vorraum und dahinter die große Aula mit einer dunkeln Eichenholztäfelung und Oberlichten in der



Die neue Maschinenbauschule in Köln. Entworfen von Stadtbauinspektor Schilling



Hendrik Witboi

Korbbogentonnenwölbung. Im Erdgeschosse befinden sich Geschäftsräume und Vortragssäle, in der Mitte der Hauptfront im ersten Oberstock der Bücherei- und Lesesaal, im zweiten ein Sammlungssaal für Baukonstruktionsmodelle. Der übrige Raum sowie die Seitenflügel enthalten Zeichensäle und einige große Ausstellungssäle für Modelle. Für den Bau hat die Stadt rund $1^1/_2$ Millionen Mark geopfert, wozu noch der Wert des Grundstücks mit $^1/_2$ Million Mark tritt, obwohl die Schule seit 1903 Staatsanstalt ist. Das Gebäude, das nahe dem Rheine am Ubierringe liegt, trägt dazu bei, dem durch große öffentliche Bauten, den Römerpark und zahlreiche Schmuckanlagen jetzt schon ausgezeichneten südlichen Teile der Neustadt ein Gepräge von vornehm-ruhigem Charakter zu geben.

J. L. Algermissen



Phot. A. Krenn, Zürich

Das Georg-Herwegh-Denkmal in Liestal

Vom Aufstand in Südwestafrika

Eine sehr unerfreuliche Wendung haben die Zustände in Südwestafrika durch den überraschenden Abfall des bisher für völlig loyal gehaltenen „Oberkapitäns" der Witboi-Hottentotten, Hendrik Witboi, genommen. Zehn Jahre lang hat der „wilde Jäger Südwestafrikas", wie der Kapitän früher genannt wurde, den am 16. September 1894 mit Deutschland geschlossenen Frieden treu gehalten, und noch vor kurzem hatte er ausdrücklich seine Ergebenheit gegen das Deutsche Reich beteuert. Unerwartet ließ er dann am 3. Oktober an die deutsche Behörde eine formelle Kriegserklärung ergehen, und der ganze Stamm der Witbois befindet sich seitdem in vollem Aufstand. Damit haben unsre braven Soldaten in Südwestafrika neue, unerwünschte Arbeit bekommen, und voraussichtlich werden im Hafen von Swakopmund bald weitere Truppennachschübe aus Deutschland landen, um den schwarzen Rebellen ein für allemal die Lust zu weiteren Aufständen zu vertreiben.

Das Grabdenkmal für Hugo Wolf

Auf dem Zentralfriedhof in Wien wurde am 20. Oktober ein im Auftrage des Hugo-Wolf-Vereins von Professor Edmund Hellmer geschaffenes Grabdenkmal Hugo Wolfs, des genialen Tondichters, enthüllt. Die Feier wurde mit Wolffschen Chören eingeleitet und beschlossen. Die Gedächtnisrede hielt Dr. Haberlandt, der Obmann des Hugo-Wolf-Vereins; dann widmete Bürgermeister Lueger den Manen des Komponisten ehrende Worte und übernahm das Denkmal in die Obhut der Stadt. Der gelbrote Marmorblock, der das sprechend ähnliche Reliefbild des Toten trägt, ist etwa $3^1/_2$ Meter hoch; die allegorischen Figuren, die sich an beiden Seiten erheben, versinnbildlichen Liebe und Schmerz, Lust und Leid.

Das Georg-Herwegh-Denkmal in Liestal

Als vor vier Jahren die Verehrer Georg Herweghs anläßlich der fünfundzwanzigsten Wiederkehr seines Todestages seinen Manen huldigten, regte sich der Gedanke, dem Dichter einen Denkstein zu setzen, und zwar in der schweizerischen Stadt Liestal,



Phot. Hans Makart, Wien

Das Hugo-Wolf-Grabmal in Wien
Entworfen von Professor Edmund Hellmer

deren Ehrenbürger er war, und die ihm die letzte Ruhestätte bereitete. Die Ausführung des Planes nahm ein hauptsächlich aus Vertretern des schweizerischen Arbeiterstandes bestehender Ausschuß in die Hand, und die erforderlichen Geldmittel wurden fast ausschließlich durch Arbeiterverbände der Schweiz, Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs aufgebracht. Am 16. Oktober d. J. wurde das einfache, aber sehr wirkungsvolle Denkmal eingeweiht. Die Festrede hielt der Dichter Robert Seidel, der mit schwungvollen Worten den Freiheitssänger und Freiheitskämpfer feierte und hervorhob, daß hier zum erstenmal das arbeitende Volk einem Dichter ein Denkmal setze. Die Granitblöcke, aus denen sich das Denkmal zusammensetzt, sind nach einem Entwurfe des Baseler Architekten Ladewig aufgestellt; das auf dem Mittelblock angebrachte Reliefbild des Dichters ist von dem Bildhauer Custorin in Basel modelliert.



Phot. Colliers Berlin

Japanische Streifwache

Zum Krieg in Ostasien

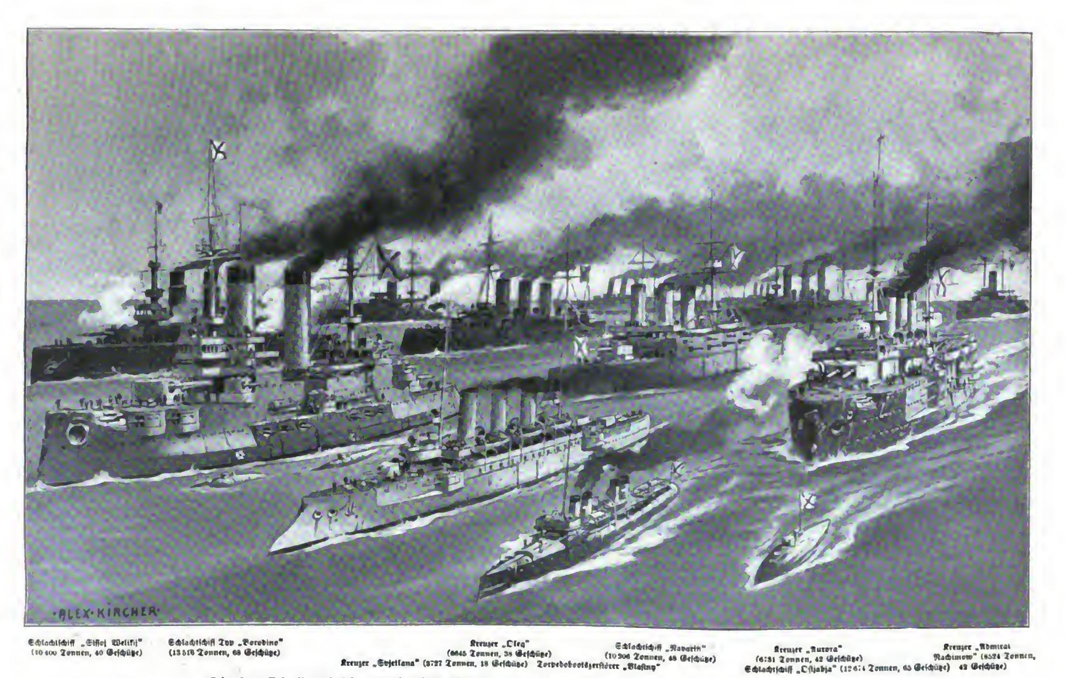
Der Befehlshaber des baltischen Geschwaders, Admiral Roschdjestwensky, der durch sein unbesonnenes Verhalten wider Willen die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt auf seine Person gelenkt hat, genoß als Marineoffizier in Rußland bisher den besten Ruf und hat eine glänzende, an Ehren reiche Laufbahn hinter sich. Der im 57. Lebensjahre stehende Admiral hat sich besonders große Verdienste um die Entwicklung der russischen Marineartillerie erworben. Schon im russisch-türkischen Kriege von 1877 wurde sein Name bekannt, ja volkstümlich durch einen tollkühnen, aber erfolgreichen Angriff, den der junge Marineoffizier mit der schwach armierten „Vesta" auf mehrere türkische Kriegsschiffe ausführte. Im Jahre 1885 wurde Roschdjestwensky als Marineattaché nach London entsandt, wo er sich eine genaue Kenntnis der englischen Marine aneignete. Während des chinesisch-japanischen Krieges befehligte er das russische Geschwader im Stillen Ozean und erwarb sich in dieser Stellung so große Verdienste, daß Zar Nikolaus II. ihn 1898 zum Konteradmiral beförderte. Später zeichnete er sich als Chef des Artillerielehrgeschwaders der baltischen Flotte wiederum besonders aus, war dann eine Zeitlang Chef des Generalstabes der Marine und wurde nach dem Tode des Vizeadmirals Makarow zum Befehlshaber der baltischen Flotte ernannt, bei deren Führung er nun sein ohnehin schwer bedrängtes Vaterland in eine so schwierige und bedenkliche Situation gebracht hat. – Der in so kurzer Zeit in der ganzen Welt berühmt gewordene General Kuroki hat zum erstenmal in der Schlacht bei Liaujang den in ihn gesetzten Erwartungen nicht ganz entsprochen; die Einkreisung des russischen Heeres, die Kuroki durch seinen Vorstoß nach Nordwesten vollenden sollte, mißlang, und Kuropatkin konnte sich nach Mukden zurückziehen, von wo er neuerdings wieder, allerdings unter gewaltigen Menschenopfern, etliche von Erfolg begleitete Vorstöße gegen die Japaner unternommen hat. Immerhin aber waren diese zweifellos aus den mehrtägigen und schweren Kämpfen bei Liaujang als Sieger hervorgegangen und hatten ein gutes Recht, ihrer Siegesfreude durch festliche Veranstaltungen und Illuminationen in der Heimat lebhaften äußeren Ausdruck zu geben, was dem sonst so verschlossenen Inselvolke ein besonderes Bedürfnis zu sein scheint. — Die furchtbaren Blutopfer, welche die fast ununterbrochenen Kämpfe den beiden Heeren kosten, stellen die höchsten Anforderungen an alle, die berufen sind, den Verwundeten und Kranken Hilfe zu bringen. Das offizielle Sanitätswesen bei den Japanern wird allgemein als vorzüglich organisiert geschildert und scheint dem der Russen überlegen zu sein; dafür geschieht aber in Rußland von privater Seite sehr viel, um die Leiden der braven Kämpfer zu lindern. Die Geburts- und Geldaristokratie geht darin mit leuchtendem Beispiel voran, und vor allem die erste Frau des Reiches, die Zarin Alexandra, hat in der Fürsorge für die Verwundeten Großes geleistet. Wie vielen schwer gefährdeten Menschenleben in dem heiß umstrittenen Liaujang mag der von der Kaiserin ausgerüstete Sanitätszug, den unsre Abbildung zeigt, Hilfe gebracht haben! — Auf beiden Seiten läßt man es nicht an Anstrengungen fehlen, in dem Kriege eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Die sibirische Bahn bringt den Russen Sukkurs über Sukkurs, fortwährend werden aber auch von japanischer Seite Truppennachschübe nach dem Festland gesandt, um die Armee der russischen an Zahl gleich zu erhalten.



Admiral Roschdjestwensky, Kommandeur der baltischen Flotte



Der Sanitätszug der Kaiserin von Rußland am Bahnhof in Liaujang



Schlachtschiff „Sissoj Weliki“ (10 400 Tonnen, 40 Geschütze) — Schlachtschiff Typ „Borodino“ (13 516 Tonnen, 68 Geschütze) — Kreuzer „Swjetlana“ (3727 Tonnen, 18 Geschütze) — Kreuzer „Oleg“ (6645 Tonnen, 38 Geschütze) — Torpedobootszerstörer „Blasiny“ — Schlachtschiff „Navarin“ (10 206 Tonnen, 48 Geschütze) — Schlachtschiff „Osljabja“ (12 674 Tonnen, 63 Geschütze) — Kreuzer „Aurora“ (6731 Tonnen, 42 Geschütze) — Kreuzer „Admiral Nachimow“ (8524 Tonnen, 42 Geschütze)

Die für Ostasien bestimmte baltische Flotte. Nach einer Originalzeichnung von Alex Kircher

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe III

Von **Karl Hoffmann** in Budapest

(Neu)

Schwarz (9 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II

W. 1. Da1—h1
S. 1. e5—e4

Erzwungen, da andernfalls Weiß mit 2. e3—e4 matt setzt.

W. 2. Dh1—h8!
S. 2. T beliebig, L beliebig, e2—e1D
W. 3. Dh8(×)e5, d4, —a8, ×d8 matt.

Partie Nr. II

Turnierpartie, gespielt zu Coburg am 19. Juli 1904

Zukertorts Eröffnung

Weiß: H. Caro-Berlin. — Schwarz: J. Mieses-Leipzig.

Weiß.	Schwarz.		
1. **Sg1—f3**	c7—c5	22. Tf1×e1	Ta8—e8
2. e2—e3	d7—d5	23. Kg1—f1	a7—a6
3. d2—d4	e7—e6	24. Sb5—c3 [7])	d5—d4!
4. c2—c3?	Lf8—d6	25. e3×d4	Sc6×d4
5. Lf1—d3	f7—f5	26. a3—a4? [8])	Te8—e4
6. c3—c4 [1])	Sg8—f6	27. Sc3—e2	Sd4—e2 [9])
7. c4×d5	e6×d5	28. b4—b5	a6—a5
8. d4×c5 [2])	Ld6×c5	29. b5—b6	Td8—d2
9. Dd1—c2	Sf6—e4	30. Tb1—b5	Se2—d4!! [10])
10. Sb1—c3	Sb8—c6	31. Tb5—e5	Sd4—c6
11. 0—0 [3])	Sc6—b4	32. Te5—e3	f5—f4
12. Ld3—b5†	Lc8—d7	33. Te3—c3	Te4×a4
13. Dc2—a4	Ld7×b5	34. Tc3—b3	Ta4—a2
14. Da4×b5†	Dd8—d7	35. Se2×f4	Td2×f2†
15. Sf3—e5 [4])	Dd7×b5	36. Kf1—e1	a5—a4 [11])
16. Sc3×b5	0—0	37. Tb3—b1	Sc6—d4
17. a2—a3	Sb4—c6	38. Te1—c8†	Kg8—f7
18. Se5—d7	Tf8—d8	39. Tc8—c7†	Kf7—f6
19. Sd7×c5	Se4×c5	40. Sf4—d5†	Kf6—g6
20. b2—b4 [5])	Sc5—b3 [6])	41. Sd5—e3	Ta2—e2
21. Ta1—b1	Sb3×e1	42. Tb1—b4	Tf2×g2
		Weiß gibt die Partie auf.	

¹) Weiß hat nun ein bedeutsames Tempo verloren. Die Stellung ist nach 6. . . . Sg8—f6 beiderseits identisch, nur daß Schwarz den wichtigen Zug f7—f5 voraus hat.

²) Weiß glaubte wohl einen Bauern zu gewinnen; doch würde nach 10. Ld3×e4 der Lc5 sich zunächst durch Schachgebot auf b4 in Sicherheit bringen.

³) 11. a2—a3 verdiente den Vorzug.

⁴) Oder 15. Db5×d7† Kc8×d7 16. a2—a3 Se4×c3 (17. a3×b4? Sc3—e2† 18. Kg1—h1 Lc5×b4) mit günstiger Stellung für Schwarz.

⁵) Weiß sollte endlich den Lc1 entwickeln. Der Textzug schwächt die Bauernstellung.

⁶) Besser wäre nach Dr. Tarrasch Sc5—a4 oder auch Sc5—e6.

⁷) Oder 24. Sb5—d4 Sc6×d4 25. e3×d4 Te8—e4 26. Te1—d1 Td8—e8, wobei Schwarz vorzüglich steht.

⁸) Eine weitere Schwächung der Bauernstellung. Der Springer sollte über a4 nach c5 wandern.

⁹) Ueberraschend und sehr stark. Es droht Te4×b4, und auf 28. Tb1—b2 geschieht vielleicht am einfachsten Se2×b4.

¹⁰) Prachtvoll kombiniert! Der Te4 steht nun mehrere Züge hindurch en prise und darf doch in keinem Moment geschlagen werden. Das weiße Spiel ist verloren.

¹¹) Natürlich nicht Tf2×f4 wegen 37. Te1×e6.

Rätsel

Augenblick in Augenblick
Gibt ein großes Meisterstück,
Ragt aus Eisen, Erz und Stein
In die Ewigkeit hinein. Dr. K. K. von F.

Fünfsilbiges Scherzrätsel

Eins hält der Niedrigkeit sich fern
Und vor der Zeit sehn wir's so gern.

Zwei hier ein wichtiger Rapport
Und dort ein kleines Nebenwort.

Die letzten drei wir alle sind,
Doch nur als winzig Menschenkind.

Das Ganze ist ein alter Zopf,
Der aber niemals wuchs am Kopf. M. Sch.

Scherzrätsel

Er hat sich völlig umgewandt,
Der hat den Fuß verloren,
Um dann im innigsten Verband
Zu dringen in die Ohren. Dr. K. K. von F.

Silbenrätsel

Schon weht die Nacht um meines Ersten Kronen,
Und rings, wo arbeitsmüde Menschen wohnen,
Verlöschen die zwei Letzten nun ihr Licht;
Und bald ruht alles nach erfüllter Pflicht
Mit weltentrücktem, traumverklärtem Sinn,
Wie einst im Arm der schönsten Zauberin
Das Ganze ruhte — dem ein ew'ges Leben
Ein deutscher Meister durch sein Werk gegeben. L. J.

Doppelsinn

Wenn du es tust,
Bringt's oft Gefahren;
Wenn du es hast,
Läßt du es fahren. Dr. K. K. von F.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Silbenrätsels: Tann — Häuser — Tannhäuser.
Des Kombinationsrätsels: Strumpf — Trumpf — Rumpf — Sumpf — Stumpf.
Des Anagramms: Hekate — Rakete.
Der dreisilbigen Charade: Bettelstab.
Des Wechselrätsels: Kanzler, Kanzel, Lanze.



Höhere Köchin

Junge Hausfrau: „Nun, was sagen Sie zu dem von mir bereiteten Pudding?"

Köchin: „Gnädige Frau beliebten das Rezept nicht völlig den Intentionen der Verfasserin gemäß zu interpretieren."

Briefmappe

C. G. in Altenplathow. Die beste Methode zum Selbststudium fremder Sprachen (ohne Lehrer) ist immer noch die Toussaint-Langenscheidtsche. Lassen Sie sich von einer Ihnen bekannten Buchhandlung in Magdeburg oder event. von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung selbst (Berlin SW., Hallesche Straße) einen Probebrief für das Französische kommen.

Hans D. in Landshut. Sie übersenden uns „den Erfolg eines gelegentlichen Pegasusrittes“, der in drei Gedichten besteht, von denen wir eines abdrucken wollen. Goethe hat einmal gesagt: „Alles Lyrische muß im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig sein,“ und wir wollen es nicht tadeln, daß Sie sich ausschließlich an die letzte Hälfte dieser Vorschrift gehalten haben, da Ihr Opus wirklich erheiternd wirkt:

Jugendlust.

Blütenschnee und Sonnengold —
Schönes Mädchen, sei mir hold,
Gib mir deine Minne!
Schlürf die linde Maienluft
Und der Blumen Nektarduft
Mit der Luft der Sinne!

Süßer Nachtigallensang
Und der Leier goldner Klang
Und des Cherubs Töne
Laden hold zum Tanze ein
Dich bei Götterfunkenschein
— Deine Engelschöne! —

Walzer, Polka und Mazur'
Jubeln dir die Freude nur,
Die in Eis (?) lodert:
Wiegend über jede Kluft,
Wirbelnd über jede Gruft,
Wo Chimäre modert. (??)

Tanze dir die Füßchen wund,
Lächle mit dem Rosenmund,
Laß die Wangen glühen,
Wo die Hore gütig winkt,
Und des Glückes Zauber blinkt,
Laß sie nicht entfliehen.

Tritt der Tod uns, Liebchen, an,
Zerrt uns fort vom Weltenplan,
Geht es über Sterne!
Vaterliebe trägt uns fort
An der Liebe ew'gen Ort,
In Aeonenferne!

Frau Olga v. H. in St. bei W. Wir empfehlen Ihnen das textlich wie illustrativ gleich ausgezeichnete und anziehende Werk, das für Sie nach dieser Sommerreise doppelt interessant sein wird: „Von Innsbruck nach Kufstein“. Eine Wanderung durch das Unterinntal. Geschildert von Rudolf Greinz. Mit zwölf Charakterköpfen nach Zeichnungen von Eduard Grützner und zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ludwig Stirner. Das durch alle besseren Buchhandlungen zu beziehende Prachtwerk ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen; Preis elegant geb. 10 Mark.

G. in Danzig. In Ihrem Gedicht „Herbstgedanken“ seufzen Sie:

„Ich seh' die Welt in Grau gehüllt,
Mein heißes Lieben ward gestillt;
Ich bin ein müder Greis — — —;
Zwar der Verwandten Kreis
Tut zärtlich, doch denkt er ans Erben —
Ich möchte sterben! — — —“

Wenn Sie von Ihren Verwandten nicht doch zu schlecht denken, ist es sehr selbstlos von Ihnen, daß Sie ihnen den Gefallen tun möchten, zu sterben. Wir würden sagen: nee, nu gerade nich!

F. G. in M. Eine gute Orientierung über die Verhältnisse in Argentinien bietet ein von Dr. W. Vallentin kürzlich im Deutschen Turnverein zu Buenos Aires gehaltener Vortrag, der als Broschüre unter dem Titel „Kolonialpolitische Studien mit besonderer Berücksichtigung Argentiniens“ (Separatabdruck aus der „Deutschen La Plata-Zeitung“) in Buenos Aires erschienen ist. Vallentins Bemühungen zielen darauf hin, durch die Organisation einer Deutsch-Argentinischen Kolonialgesellschaft deutsche Arbeitskraft und deutsche Kapitalien in erhöhtem Maße nach Argentinien zu leiten.





Frl. Alwine L. in Dortmund. Neuerdings hat man begonnen, auch Blumen und Blätter durch den Kerbschnitt wiederzugeben. Es gab ja bisher schon wunderhübsche Sachen und Sächelchen in Kerbschnitt, aber die Muster letzten sich zusammen aus immer wiederkehrenden, regelmäßigen, geometrischen Formen. Wenn man nun eine Reihe von Mustern nebeneinander hatte, so blieb der Eindruck einer gewissen Gleichmäßigkeit nicht aus. Nachdem jetzt der „Blumenschnitt" in die Kerbschnitzerei eingeführt ist, kann man entweder ganz auf die alten Formen verzichten und nur Pflanzenmotive, Blumen, Blätter, Blüten verwenden, oder man kann diese neuen lebendigen Formen mit den früheren Ornamenten vereint benutzen. In beiden Fällen lassen sich reizvolle Muster zusammenstellen. Dabei sind diese Schnitte auch nicht schwerer auszuführen als die früheren. Anleitung dazu findet man in einem Büchlein „Kerbschnitt und Blumenschnitt" von F. Herrigel (Verlag von O. Maier, Ravensburg), das auch eine reiche Auswahl hübscher Vorlagen in gewöhnlichem Kerbschnitt bietet. Auch für den, der sich bisher noch gar nicht mit Kerbschnitzereien befaßt hat, ist dies Büchlein zu empfehlen, denn es enthält eine gediegene Anleitung zur Erlernung dieser Kunst überhaupt und zahlreiche wertvolle Winke über Werkzeuge, Wahl und Behandlung des Holzes und der fertigen Schnitzereien u. s. w.

Besorgte Mutter. Zweifellos ist altbackenes Brot leichter zu verdauen als frisches, und daher namentlich für Kinder zuträglicher. Altbackenes Brot wird von den Zähnen gut zerkleinert, kommt es so in den Magen, so kann der Verdauungssaft es leicht und vollständig durchdringen und so zur Auflösung und Verdauung bringen. Das frische Brot dagegen wird durch das Kauen zu einem zähen Klumpen zusammengeballt, als solcher von dem Mundspeichel eingehüllt durch die Speiseröhre in den Magen gepreßt. Der Magensaft kann die Masse nicht genügend durchdringen, sondern nur von außen auf sie einwirken, wodurch die Auflösung sehr verlangsamt wird. Für Kinder und Menschen mit schwacher Verdauung ist der Genuß frischen Brotes und Kuchens daher geradezu gefährlich.

Edmund G. in Bern. Das ist kein Scherz, sondern eine keinen Zweifel zulassende Tatsache: chemisch reines, d. h. aus Sauer- und Wasserstoff ohne alle weitere Beimischung bestehendes Trinkwasser wirkt wie starkes Gift auf den menschlichen Organismus. Es hat ein intensives Bestreben, alle Salze zu lösen, auf die es trifft, und wirkt daher auf die Schleimhäute des Magens ätzend nach Art einer Säure.

Oberstlt. v. K. in Hannover. Jene Notiz bezog sich auf die österreichischen Automobilfahrer, die nach dem Muster der Automobilkorps der englischen Volunteers ein „freiwilliges Automobilkorps" errichten wollen, das im Kriege einen großen Teil des Ordonnanz- und Verbindungsdienstes auf sich nehmen soll. Zur praktischen Erprobung dieses Gedankens soll während der heurigen Manöver der Uebungsleitung, den operierenden Armee-, Korps-, bezw. selbständigen Divisionskommandos eine Anzahl von Automobilfahrern (zwei bis drei) mit ihren eignen Maschinen als „fahrende Ordonnanzoffiziere" zur Erprobung zugewiesen werden.

Alfred B. in Hildesheim. 1. Das Wort „Laudator temporis acti" (Lobredner vergangener Zeiten) stammt aus Horaz' Ars poetica, 173. 2) „L'appétit vient en mangeant" (der Appetit kommt beim Essen) findet sich zuerst in Rabelais „Gargantua" (Kap. 5).

Fr. v. H. in Wiesbaden. Die französische Zeitschrift „Le monde artiste" hat kürzlich eine Statistik aufgestellt über die Anzahl von Notenzeichen, die das Auge des Klavierspielers wahrnehmen muß, und über die Zahl der Bewegungen, die seine Finger ausführen müssen, wenn er eine Minute lang spielt. Danach muß der Klavierspieler in einer Minute 1500 Zeichen wahrnehmen und 2000 Bewegungen ausführen.



Erfolge der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Die Verfasser können mit Genugtuung feststellen, dass der von ihnen vertretenen Sache **die denkbar grössten Anerkennungen** zuteil geworden sind:

von seiten des Staates und von allerhöchster und höchster Stelle aus wurden dem (vom Kgl. Preuss. Unterr.-Ministerium zum Professor ernannten) Gründer der Methode vielfache Auszeichnungen verliehen:

von der Jury der Ausstellung deutscher Unterrichtsmittel wurde die Methode ausgezeichnet: Wien 1873, „**Verdienst-**





Med." — Altona 1869, **Ehrenv. Anerk.**" — Dresden 1879, „**I. Preis**" — Berlin 1879, „**Ehr.-Dipl.**" — Brüssel 1888, „**Gold. Med.**" — Chicago 1893, „**Höchster Preis**" — Berlin 1896, „**Ehr.-Dipl.**" — Paris 1900, „**Goldene Medaille**" — St. Louis 1904, „**Grosser Preis**";

von seiten der fachwissenschaftlichen Kritik und des studierenden Publikums endlich hat die Methode Toussaint-Langenscheidt, sowie das **Aussprache-Bezeichnungs-System** derselben eine Anerkennung erfahren, die einzig dasteht.

Urteile.

„Diese Briefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen von Prof. Dr. Büchmann, Dir. Diesterweg, Prof. Dr. Herrig, Staatsminist. Dr. v. Lutz, Exz., Staatssekretär Dr. v. Stephan, Exz., u. a. geworden ist." (Lehrer-Ztg.)

„T.-L.'s Methode erscheint uns als eine der wichtigsten Erscheinungen der Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph menschlichen Scharfsinns wie Dampfmaschine und Telegraphie." (Litt. Rundschau.)

„Wer, ohne Geld wegzuwerfen, wirklich zum Ziele gelangen will, bediene sich dieser Original-Unterrichtsbriefe." (Neue Freie Presse, Wien.)

„Obwohl erst kurze Zeit im Besitze Ihrer Unterrichtsbriefe, habe ich schon soviel Freude an ihnen gehabt, dass die geringe Mühe sich schon durch die Hebung des Selbstbewusstseins bezahlt gemacht hat und ich nun nicht mehr zweifle, das so lange vergebens erstrebte Ziel endlich zu erreichen, nachdem ich mich jahrelang mit elendem Stückwerk behelfen musste." Dr. Emil L...., a. d. Univ. Wien (1. August 1904).

„Lediglich den Toussaint-Langenscheidtschen Briefen verdanke ich es, dass ich seit kurzer Zeit eine sehr gut honorierte Stelle bei einer hiesigen Aktiengesellschaft einnehme." Otto R. . . in Bremerhaven.

„Ich habe die ersten italienischen Unterrichtsbriefe durchgesehen und mich davon überzeugt, dass sie ebenso zuverlässig nach ihrem Inhalte sind als praktisch angelegt in ihrer Form. Die Aussprache ist mit grosser Genauigkeit angegeben und dabei sehr gut durch Anknüpfung an die deutsche Aussprache verständlich gemacht." Prof. Dr. Suchier a. d. Univ. Halle a. S. (16. Mai 1904).

Deutsch für Deutsche.

Deutsche Sprachbriefe von Prof. Dr. **Daniel Sanders.** Ein Kursus in 20 Briefen zu 16—24 S. **Gratis-Beilagen:** Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Wörterbuch der Zeitwörter, Register. 660 S., gr. 8°. Nur komplett in Mappe M. 20. (Einrichtung etc. wie die fremdsprachigen Original-Unterrichtsbriefe.) **Einzelne Briefe werden** — ausgenommen Brief 1 zur Probe à 1 M. — **nicht abgegeben.**

NEU! Soeben erschienen — **Der kleine Toussaint-Langenscheidt.** — NEU! Soeben erschienen.

Englisch

zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht.

Reisesprachführer, Konversationsbuch, Grammatik und Wörterbuch

(Reisegespräche, auch zur Anwendung für Sprechmaschinen)

von Dr. **Heinrich Baumann.**

ca. 600 Seiten in Taschenformat ff. geb. 3 M.

Das hier dargebotene Werkchen soll in seinem bescheidenen Umfange zunächst als erste Grundlage zur Erwerbung englischer Sprachkenntnisse dienen. Es enthält deshalb eine kurzgedrängte, aber vollständige englische Grammatik; eine Sammlung von Gesprächen, die teils als Muster dienen, teils das heutige englische Leben nach allen möglichen Richtungen hin beleuchten sollen, ferner ein deutsch-englisches und ein kürzeres englisch-deutsches Wörterbuch. Das Ganze ist so zusammengestellt und ineinandergefügt, dass es nicht nur dem Anfänger als Sprachführer dienen, sondern auch dem, der die englische Welt aus eigener Anschauung kennen zu lernen wünscht, als nützlicher Wegweiser und Reisebegleiter auf Schritt und Tritt Hilfe gewähren kann. Die Aussprache der englischen Wörter ist mit ganz besonderer Sorgfalt nach dem Toussaint-Langenscheidtschen phonetischen System behandelt worden.

Gleiche Werkchen für **Französisch, Italienisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Dänisch-Norwegisch, Polnisch** etc. befinden sich in Vorbereitung.

Bestellschein.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei der Buchhandlung

....

Englische Unterrichtsbriefe. kplt. M. 27.—
Französische " " M. 27.—
Russische " " M. 27.—
Spanische " " M. 27.—
Italienische " kplt. (36 Briefe), davon Br. 1—14 sogl.*
Schwedische " " (36 "), " " 1—14 " *
Deutsche " " M. 20.—.

* Die weiteren Briefe nach Erscheinen beziehungsweise nach Maßgabe der geleisteten Zahlungen zum Preise von je M. 1.—.

Sachs-Villatte, enzykl. Wörterb. d. franz. Sprache.
A. Grosse Ausgabe. 2 Teile geb. je M. 42.—.
B. Hand- u. Schulausgabe. 2 Teile einzeln geb. je M. 8.—. Beide Teile in 1 Bande geb. M. 15.—.

Muret-Sanders, enzykl. Wörterb. d. engl. Sprache.
A. Grosse Ausgabe. Teil I, 2 Bände, geb. M. 42.—. Teil II, 2 " " M. 42.—.
B. Hand- u. Schulausgabe. 2 Teile einzeln geb. je M. 8.—. Beide Teile in 1 Bande geb. M. 15.—.

Menge, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch, geb. M. 7.50.

Langenscheidts Taschenwörterbücher:
Englisch, Französisch, Spanisch, Lateinisch.
Teil I und II apart geb. à M. 2.—.
Teil I und II in einem Bande geb. M. 3.50.
do. **Griechisch.** Teil I (Altgriechisch-deutsch) geb. M. 2.—.
Portugiesisch. Teil II (Deutsch-portugiesisch) geb. M. 2.—.

Langenscheidts Sachwörterbücher:
Land und Leute in Frankreich, geb. M. 3.—.
Land und Leute in England, geb. M. 3.—.
Land und Leute in Amerika, geb. M. 3.—.
Parisismen von Prof. Dr. Villatte, geb. M. 5.60.
Londinismen von Dr. Baumann, geb. M. 5.60.
Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, geb. M. 4.50.
Vogel, Deutsches Nachschlagebuch, geb. M. 2.80.
Menge, Oden und Epoden des Horaz, geb. M. 9.—.

Betrag folgt anbei — ist per Postnachnahme zu erheben.

Ort, Datum u. Wohnung: ....

Name u. Stand: ....

Bücher-Zettel.

An

Buchhandlung

in

(Wird in offenem Kuvert für 3 Pfg. befördert.)

Ph. M. in Aachen. Auch dies viel gemißbrauchte „unentwegt“ gehört zu den sogenannten „Modeschlagwörtern“, von denen kürzlich O. Ladendorf in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung Proben zusammengestellt hat. Schon 1832 sprach Immermann von der „Anbahnung“ der Wiedergeburt Deutschlands. Eine „brennende Frage“ war schon Laube 1849 ganz geläufig. Der „edle Rost“ des Alters ist nicht erst von W. v. Schlegel, sondern schon von Wieland 1790 gebraucht worden. „Auf der Höhe der Zeit“ stand man schon 1830, die Wendung läßt sich aber noch bis ins 18. Jahrhundert zurückführen. Wohl der früheste Beleg für das „innere Auge“ findet sich 1766 bei Wieland. Der „überwundene Standpunkt“ ist nicht erst 1842, sondern schon 1838 zu belegen und scheint von D. Fr. Strauß' Gegnern ausgegangen zu sein. Die „Tragweite“ kam 1848 in Mode und ist eine Uebersetzung des französischen „portée“. Für „voll und ganz“ scheint 1842 die Frühgrenze zu sein, wo es in einem Gedicht Freiligraths vorkommt.

H. C. A. in Köln a. Rh. Wir müssen allerdings gestehen, daß die höchst ergreifende Geschichte, die in dem uns übersandten Gedicht „Wiedergefunden!“ berichtet wird, nicht ganz leicht zu verstehen ist. Doch das schadet nichts; man muß den Kommentatoren, die mit dem zweiten Teil des „Faust“ und Dantes „Göttlicher Komödie“ nun wohl fertig sein werden, auch im 20. Jahrhundert etwas zu tun geben. Wir wollen wenigstens den größeren Teil des Poems zur Erbauung der Briefkastenleser hier folgen lassen und bemerken zur Erklärung, daß der Dichter in den ersten drei Strophen schildert, wie er bei einer Wanderung durch blühende Felder am Wegesrande ein holdes Mägdlein ruhend findet. Dann heißt es weiter:

4.

Ich frug sie nach Namen und Heimat —
Da senkt sich ihr Blick in mein Aug'.
Der sprach von Liebe und Sehnsucht,
Von Wehmut und Freude auch.

5.

Ich bin vom Land der Zitronen;
Dort lebt' auch Valerio:
Ich schenkte ihm meine Liebe
Aus heißem inneren Triebe —
Mein Herz, wie war es so froh!

6.

Doch nach einem Wonnemonat,
Da kam Valerio nicht.
Er hatte verlassen die Heimat,
Treulos auch mich!
Treu—los — — — —

7.

Es stockt ihr plötzlich der Atem; —
Ihr Auge erweitert sich,
Sie wußte sich nicht zu raten,
Warf sich mir an die Brust
In himmlischer Liebeslust.

8.

Valerio! Valerio!
Dich liebe ich! — jauchzt sie;
Und war dann — tot.
Da erfaßt mich schreckliche Reue,
Ergoß in Klagen mich:
Da liegt die Gute, die Treue, —
Ihr Valerio — bin ich.

M. T. in Charkow. Wir würden Ihnen empfehlen, sich mit dem seit 43 Jahren bestehenden Wareneinkaufsverein in Görlitz in Verbindung zu setzen, der auch viel ins Ausland versendet.

H. in Hamburg. Ihr Gedicht „Die Schlacht bei Liaujang!“ ist leider zu umfangreich für den Abdruck in unserm Blatt. Wir können hier nur die zweite und die letzte der 28 Strophen mitteilen. Sie geben gewiß die Anschauung vieler richtig wieder, wenn Sie von den beiden kämpfenden Nationen singen:

„Wie weit ein jeder hier im Rechte,
Ob überhaupt — sei hingestellt —;
Verschieden lauten die Berichte,
Verschieden urteilt auch die Welt.“

Dagegen ergreifen Sie in den Schlußzeilen entschieden Partei:

„Dem kleinen Volk aus Japans Gauen
Sei unser größtes Lob gebracht,
Weil's heldenmütig sich tut hauen
Mit Rußlands kolossaler Macht.“

Auch da werden Ihnen viele beistimmen!

Dr. G. P. in Königsberg i. Pr. Auf der diesjährigen ordentlichen Hauptversammlung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller in München, die am 29. Juni in Graz stattfand, ist u. a. ein Beschluß gefaßt worden, der eine Aenderung in der Berechnung der Eintrittsgelder bezweckt. Bisher wurde das Eintrittsgeld nach der Höhe der Versicherungsklasse festgesetzt; in Zukunft wird das Eintrittsgeld entsprechend dem jeweiligen Eintrittsalter bemessen und ist für alle Klassen gleich. So beträgt in Zukunft das Eintrittsgeld bei einem tatsächlichen Eintrittsalter bis zu 30 Jahren 10 M., bis zu 35 Jahren 20 M., bis zu 40 Jahren 30 M., bis zu 45 Jahren 60 M. und bis zu 50 Jahren 100 Mark. Das Eintrittsgeld kann in Raten entrichtet werden.

Heinz in Wien. Sie fragen in Ihrem Gedichte „Das alte Lied“:

„Muß ich stets die gleichen Lieder,
Muß ich stets die gleiche Klage,
Stets das gleiche Märchen singen,
Heute, morgen, alle Tage?“

Wenn es Sie beruhigen kann, wollen wir Ihnen die ausdrückliche Versicherung geben, daß wir Sie davon gern entbinden; wir glauben überhaupt nicht, daß eine moralische oder gesetzliche Verpflichtung zu einer so grausamen Tätigkeit einem unbescholtenen Staatsbürger auferlegt werden kann.

Leut. v. Th. in Wesel. Nach Meyers Taschenbuch der Kriegsflotten für 1904 beträgt der Durchmesser der stärksten Panzer rund 400 Millimeter und etwas darüber. Nach derselben Quelle sind unsre schwersten Schiffsgeschütze 28 L/40, d. h. sie haben einen Seelendurchmesser (Kaliber) von 280 Millimetern und eine Länge von 40 × 280 Millimetern. England besitzt solche von 34,3 L/30 und 30,5 L/40, die Vereinigten Staaten desgleichen. Versuchsweise hat man jedoch schon Schnellfeuergeschütze bis 50 und 60 Kaliberlängen hergestellt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Einen neuen, ganz eigenartigen Artikel bringt die Firma Julius Schrader in Feuerbach bei Stuttgart in den Handel. Es sind dies sogenannte „Likör-Patronen“, mittels denen sich sofort von jedermann feinste Tafelliköre und sonstige Spirituosen, wie Curaçao, à la Chartreuse, à la Benediktine, Allasch, Kognak, Rum u. s. w. (zirka 90 Sorten) herstellen lassen. Der Preis einer Patrone, aus der 2½ Liter des betreffenden Likörs hergestellt werden können, stellt sich auf 60 bis 90 Pfennig.

Die Musikinstrumentenfabrik von Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig widmet sich seit vielen Jahren der Streichinstrumentenbranche als Spezialität. Die von ihr gelieferten Violinen, Celli u. s. w. sind aufs sorgfältigste ausgearbeitet und zeichnen sich durch guten Ton aus; jedes Instrument wird vor dem Versande genau geprüft. Ein 152 Seiten umfassender Katalog wird an jedermann auf Wunsch gratis versandt.

Völlig nahtlose Strümpfe und Socken in Wolle und Baumwolle von den feinsten gewebten bis zu starken gestrickten, das ist die neueste Errungenschaft, mit welcher der Erfinder der so praktischen Ertatzfüße, die Firma Paul E. Droop, Chemnitz i. S. 40, Fabrik und Versandhaus, in ihrem diesjährigen Winterkatalog hervortritt. Der auf Wunsch kostenlos zum Versand kommende Katalog enthält außerdem eine reiche Fülle sonstiger Artikel, als Handschuhe, krimpfreie Unterzeuge in Baumwolle, Merino, Seide und Wolle, Kragen, Manschetten, Taschentüchern u. s. w.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Handschriften=Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

P. M. P. in R., Rußland. Die ziemlich liegende und dabei kurvenreiche Schrift läßt auf viel Empfindungsfähigkeit, Weichheit und Gemüt schließen und deren ungleiche und plötzlich angebrachte Schattierung auf Mangel an systematischer, gleichmäßiger Energie. Sie sind noch nicht genügend gefestigt in sich selbst, treten im einen Moment mit größter Bestimmtheit auf, um im nächsten schon wieder nachzugeben. Die häufigen Verschnörkelungen (siehe z in „zu" und „zurück") deuten in Verbindung mit der stark kurvenreichen, gewöhnlichen Schrift auf Zugänglichkeit für Sinnenreizungen. Die flüchtig angebrachten i-Punkte und die am Ende der Linie zusammengedrängten, unter den Rand herabgezogenen Buchstaben sprechen von Mangel an Einteilungssinn und klarer Uebersicht, die im voraus überdenkt und dann erst ausführt. Der geschwungene Federzug im Anstrich des m in „mir" und z in „zu" verrät Schlagfertigkeit.

Schleifer Fritz in W. Empfindungsfähig. Energisch. Langsam, aber gründlich, jedenfalls tüchtig in Ihrem Beruf. Man tut besser daran, wenn man sucht, friedlich mit Ihnen auszukommen, denn Sie sind leidenschaftlich, erregbar und heftig. Rücksichtslos offen und wahr. Mitunter etwas derb, aber ehrlich und gerade.

O. P. in S. Sie sind energisch und auch recht konzentrationsfähig. Geneigt, vor allem den Kern der Dinge ins Auge zu fassen. Sie haben sowohl Gemüt als Verstand, möchten aber letzterem die Oberherrschaft einräumen und geraten dadurch noch häufig in innere Konflikte. Wahr bis zur Rücksichtslosigkeit. Unbiegsam. Sparsam, aber mehr aus Prinzip als der Anlage nach. Noch jung, unfertig und nicht losgelöst vom Traditionellen.

Max H. in Rußland. Ein rascher, tätiger Mann, der rasch handelt und mitunter allzusehr dem Impuls folgt, dem alles lange Hinundherreden und Ueberlegen zuwider ist und der wohl bisweilen auch recht rücksichtslos dreinfahren kann. Anpassungsfähig, schnell orientiert in neuen Verhältnissen, weiß er sie auch geschickt auszunutzen und für seine Zwecke brauchbar zu machen. Energisch und resolut. Vorwiegend materielle Interessen.

König. Ein schlichter, einfacher, natürlicher Mensch (schmucklose, einfache Schrift), reell, wahr und zuverlässig (gleichmäßig in der Lage und offene Buchstaben). Empfindungsfähig, treu und ausdauernd (obiges und dabei schwere Schrift). Selbstloser Tat fähig (keine auf sich selbst zurückkommenden Endungen). Maßvoll, klar (ziemlich harmonische, klare Schrift). Hat Selbstgefühl, aber tritt bescheiden auf (große, feste, dabei aber einfache Schrift). Ernst und gediegen in der Lebensauffassung (etwas schwere, nüchterne Schrift).

Nr. 17 in H., Rußland. Noch jung und in mancher Hinsicht unfertig, auch geistig noch wenig entwickelt und selbständig. Es fehlt an Grazie, Biegsamkeit und der Fähigkeit, sich rasch und liebenswürdig anzupassen. Sehr wahr und zuverlässig, auch ausdauernd und treu in den Gefühlen, wo Sie sich angeschlossen haben. Kopf und Herz geraten noch oft in Konflikt, denn von letzterem ist mehr da, als Sie Wort haben wollen.

Nr. 20 in H., Rußland. Sie haben Eigenart, aber nicht so viel, wie Sie sich den Anschein geben möchten; denn Sie streben nach Effekt, pflegen das Aparte und Bizarre und begehen dabei manchmal Geschmacklosigkeiten. Sie wollen auch mit mehr Sicherheit und Gewandtheit auftreten, als Ihnen eigentlich zur Verfügung steht, und fühlen sich trotz allem Schein oft innerlich geniert. Leicht sind Sie in Ihrer Eitelkeit verletzt und ziehen sich dann empfindlich in sich selbst zurück. Sie sind eine sehr reelle, wahre Natur, eine, die sich aber noch nicht zu innerer Harmonie und Klarheit durchgearbeitet hat.

Joh. S., Lehrer in Böhmen. Sie sind etwas umständlich und formell, legen viel Wert auf Kleinigkeiten und Nebensächliches und sind ein richtiger Pedant in vielen Sachen. Gewohnt zu dominieren, Ihrer Ansicht und Ihrer Person Beachtung zu verschaffen. Energisch, bestimmt, etwas empfindlich, weil eitel, hauptsächlich geistig. In manchen Dingen verschlossen, überhaupt bemüht, vorsichtig zu sein. Sie wollen den Verstand vorherrschen lassen und streben nach Selbstdisziplin, und doch werden Sie oft heftig und fahren manchmal scharf mit Ihrer Ansicht heraus.

Helene G. Korrekt, pünktlich, gewissenhaft, zuverlässig. Gleichmäßig in der Stimmung; heiter und zuversichtlich. Mehr Verstandes- als Gemütsmensch, nicht in Gefahr, sich gedankenlos in Dinge einzulassen, deren Ende nicht abzusehen ist.

Reitz in Schloß N. bei M. Korrekt, höflich, zuvorkommend, solange dies ohne starke persönliche Opfer sich machen läßt. Bescheiden, einfach und natürlich im Auftreten. Pünktlich, genau u. s. w.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.



Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Thüringisches Dorf

Nach einer Farbstiftzeichnung von Ernst Liebermann (München)



Flammen

Roman

von

Wilhelm Hegeler

„Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich."
F. Nietzsche

Als der Privatdozent der Philosophie, Heinrich Grabaus, das auditorium maximum der Universität betrat, saß die zuhörende Schar bereits dicht gedrängt auf den Bänken. Das Sommersemester war längst geschlossen, das Kolleg, das der junge Lehrer las, über die klassische Zeit der deutschen Literatur, gehörte zum Ferienkursus. So befanden sich nur wenige Studenten unter der Zuhörerschaft, alle möglichen Stände waren vertreten, behäbige Rentiers, Offiziere, Volksschullehrer, sogar einige Handwerker. Den größten Bestandteil aber bildeten die Frauen.

Grabaus, ein Mann von dreißig, mit dem lang aufgeschossenen, eckigen und unfertigen Körper eines Jünglings, auf dem ein nicht schöner aber ausdrucksvoller Kopf saß, von dunkelblondem zurückgestrichenem Haar begrenzt, eine etwas zu große, strenge und klare Gelehrtenstirn, darunter lebhafte, nervöse Augen von wechselnder Färbung, bald heller, bald dunkler, jetzt scharf aufblitzend wie Politikeraugen, jetzt von so verlorenem Ausdruck, als wenn sich fremde Welten in ihnen spiegelten, dazu eine spitze Nase und unter graublondem Schnurrbart ein frischer, naiver Mund — dieser so beschaffene Grabaus hatte seinen Schlapphut auf den Nagel gehängt und das Katheder bestiegen. Gerade wollte er sein Manuskript aufschlagen, als er unter dem eingelassenen, etwas vorstehenden Tintenfaß einen Veilchenstrauß bemerkte. Duftend und taufrisch. Er konnte erst vor kurzem dorthin gelegt sein. Unwillkürlich streckte seine Hand sich danach aus, doch im nächsten Augenblick glitt sie zurück. Indem er das Manuskript öffnete, sagte er:

„Meine Damen und Herren, wir kommen heute zu Goethes Faust. Nachdem ich Sie durch eine an Schätzen wahrlich nicht arme Welt geführt und Ihnen Schönheit und Tiefsinn, reiche Gestaltungskraft und ethisches Pathos gezeigt und, soweit es in meinen Kräften stand, gedeutet habe, geht es mir heute wie jenem Wächter des Zauberschlosses, der seinem mit der wunderbegabten Lampe ausgerüsteten Begleiter alle Schätze gewiesen und beleuchtet hatte: die Säle, die mit Erzen gefüllt waren, die Säle, worin die Kristalle glitzerten, die Säle voll schimmernder Edelsteine — doch vor dem Eingang des letzten Saales hieß er ihn die Lampe auslöschen und sagte, indem er die Türe öffnete: ‚Knie nieder und staune.' — Meine Damen und Herren, das Werk, an das wir kommen, ragt aus den Dichtungswerken seiner Zeit empor wie jene allergrößten Berge, die wir nicht in der Kette der andern nennen. Sie bilden eine Gruppe für sich. Mit ihrem breiten und mächtigen Grund steigen sie aus sonnigen Geländen empor, Lieblichkeit, Fülle und Anmut umgürten ihren Rumpf, aber ihr Haupt ragt in die ätherklare, überirdische Ferne. So steht das Werk da, riesengroß, mit den andern Werken seiner Epoche nicht zu vergleichen. Ein ganzes Jahrhundert hat sich daran genährt, es ist übersetzt in die Sprachen fast aller Völker. Und wo immer man ein Wort daraus zitiert, schlägt das Herz schneller und spürt man den Strom

einer magischen Lebenskraft wie im Luftstrom, der von den Alpen herniederfährt. Alle möglichen Stände, die heterogensten Weltanschauungen haben den Faust als Vertreter gerade ihrer Meinung in Anspruch zu nehmen versucht. Aber zu groß für alle einzelnen, ist er in Wahrheit der Repräsentant der modernen Menschheit, die, aus mittelalterlicher Gebundenheit befreit und auf sich selbst gestellt, dennoch das schöne Erbe vergangener Zeiten nicht zertreten hat. So zwischen den Zeiten stehend, schließt er sie beide in sich und ist der Zusammenstrom vergangenen und zukünftigen Denkens. Das Werk des reichsten Lebens, das je vollendet wurde, ist es wie kein andres reich an Fülle des Lebens. Und ich kann mir nicht denken, daß irgendein Mensch dieser Gestalt ins Antlitz zu schauen vermag, ohne darin seine eignen Züge und seine Empfindungen in unendlicher Steigerung wiederzuerkennen. Aber die klingendste Saite und der stärkste Ton dieses Menschheitsliedes ist doch der Sehnsuchtsüberschwang der an ihrer eignen Kraftfülle verbrennenden Jugend, ist Faust der Titan, der Uebermensch, von dem Mephisto sagt, daß

Alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Dieser Faust lebt in der Vorstellung jedes Gebildeten: geliebt, bewundert, umstritten — doch niemals völlig erschöpft. Ja, meine Damen und Herren, eine Armee von Gelehrten, mit besseren Waffen ausgerüstet als ich, hat sich gemüht, die Größe, die Schönheit, den Tiefsinn dieses Werks in ihre Bücher zu pressen und es als Ganzes zu deuten. Vergeblich! Werden Sie nun begreifen, wenn ich am liebsten sagte: ‚Kniet nieder und staunt!‘ — Lassen Sie mich mit Ihnen knien und schweigen?"

In der grüngoldenen Dämmerung der Lindenbäume, die ihre breiten Arme bis dicht an die großen geöffneten Fenster streckten, zwitscherten und tirilierten Vögel aller Art, von dem ferner liegenden Platz drang Kinderlärm, Wagengerassel und dumpfes Dröhnen von Steinmetzen. Trotzdem schien im Saal selbst lautlose Stille zu herrschen. Die Zuhörer saßen alle noch in den verschiedenartigen Stellungen, die sie zu Anfang eingenommen hatten, aber die erwartungsvolle Spannung gab all diesen einander höchst unähnlichen, jungen und alten, behäbigen und schwärmerischen Köpfen einen gemeinsamen charakteristischen Zug. Wo nur irgend ein Funke geistigen Lebens im Innern glühte, trat er jetzt hervor und spiegelte auf den Gesichtern den Ausdruck eines neuen bis dahin verschleierten, jetzt aber erkennbaren Lebens.

Am meisten verändert war das Gesicht des jungen Dozenten selbst. Die fröhliche Offenheit war verdrängt von der Kraft einer gewaltigen Konzentration, und wie er jetzt auf die Menge hinunterschaute, jedem einzelnen ins Auge zu starren schien und in Wirklichkeit doch keinen bemerkte, drückte sich in seinen Zügen ebenso sehr eine starke Sehnsucht wie ein tiefes Leiden aus.

„Wenn ich so vom Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit erfüllt und überzeugt bin," fuhr er fort, „daß, was auch immer ich über dieses Werk sage, ich von der Größe seines Wesens nicht mehr zu enthüllen vermag, als der durch das Spektrum gebrochene Sonnenstrahl dem Forscher vom Wesen der Sonne enträtselt, so will ich dennoch den Versuch wagen. Aber ehe wir zum Werke selbst kommen, lassen Sie mich versuchen, Ihnen den Seelenzustand seines Schöpfers zu schildern, des jungen aufbrausenden Genies, das den Urfaust schuf . . ."

Als die Uhr sechs schlug, schien es den Zuhörern, daß eine unsichtbare Hand den Zeiger schneller als natürlich umgedreht hätte. Noch hielten sie den Atem an, nachdem der Vortragende schon geschlossen hatte. Dann begann ein Stampfen von mehr als zweihundert Füßen, dumpfes Dröhnen doppelt besohlter Stiefel und aufgeregtes, wirbelartiges Trappeln spitzer Damenhacken. Grabaus erhob sich, während er sein Manuskript, auf das er kaum hin und wieder einen flüchtigen Blick geworfen hatte, zusammenklappte, legte er zwischen die ersten Seiten den Veilchenstrauß. Dann verließ er, begleitet von dem rauschenden Wirbel der stampfenden Füße, das Auditorium.

Auf der engen Straße flutete an diesem schönen Herbstnachmittag ein reges Kleinstadtleben. Säbelrasselnde Offiziere, Frauen mit großen Körben, Pennäler mit bunten Mützen und studentisch kecken Gesichtern, dazu Scharen von niedlichen jungen Mädchen drängten sich auf dem schmalen Trottoir.

Einen Augenblick blieb Grabaus nachdenkend stehen. Eigentlich hatte er beabsichtigt, seine Frau zu einem Spaziergang abzuholen. Doch während ihn bei dem Gedanken daran ein leises Unbehagen beschlich, beschloß er, lieber allein zu gehen.

In dieser Stunde fühlte er sich glücklich und froh. Mochte das Leben in seiner Einförmigkeit und Enge auch noch so trostlos sein, diese Vorträge, in denen er ausschütten konnte, was sein Herz und seinen Sinn bedrängte, gaben ihm immer wieder neue Spannkraft. Als wenn alles, was er in seinen Hörern aufgerüttelt hatte, in ihm selbst doppelt stark flutete und schäumte, fühlte er sich über die Schranken seiner Wirklichkeit hinausgehoben und in jenen wirbelnden Strom einer reichen, gärenden, wilden und frohen Zeit hineinversetzt, die er soeben geschildert hatte. Und nicht mehr ferne Vergangenheit war sie — ihm schien, als könnte sie seine eigne nahe Zukunft werden, als könnte er die tausend Stricke, die ihn hier festhielten, zerreißen, als müßten da und dort, wie Schößlinge aus der frühlingsschwangeren Erde, Freunde auftauchen, eine stürmende, gleichgestimmte Schar, als würde alles leicht und rein

und kristallisch gestaltet ans Tageslicht treten, was in den dunkeln Schächten seines Innern lebte. Glücklich fühlte er sich, wie seit langer Zeit nicht, sehnsüchtig, aber auch hoffnunggeschwellt, gleich einem jungen Baum, unter dessen Rinde die Säfte schießen, und dessen Knospenhüllen von den Strahlen der Sonne zerspringen.

Da erblickte Grabaus auf der ihm entgegengesetzten Seite des Marktes, den er soeben überschreiten wollte, bei den Körben einer Gemüsehändlerin ein Ehepaar: beide, Mann und Frau, gleich klein und dick, in lange Mäntel gehüllt, die ihre Gestalten noch unförmiger machten. Die krausen Hosen des Mannes und die Röcke der Frau waren so kurz, daß sie kaum die Gummizüge der ausgetretenen Schuhe bedeckten. Der Mann hatte auf seiner oben breiten und nach unten spitz zulaufenden Nase eine dunkle Brille, die bläuliche Schatten über sein blasses, schwammiges Gesicht warf. Ein schwarzer runder Vollbart hätte die Backen bis zu den Augen hin bedeckt, wenn nicht ein Teil der Wangen ausrasiert gewesen wäre. In der einen Hand hielt er einen vorsündflutlichen Regenschirm, mit der andern aber hatte er seine Frau an einem der großen Knöpfe ihres Mantels ergriffen, den er eifrig hin- und herdrehte, während er auf sie einsprach. Die Frau nickte ununterbrochen, vielleicht weil sie den Aeußerungen ihres Mannes zustimmte, vielleicht auch nur, um ihm verständlich zu machen, daß sie zuhörte. Gleichzeitig aß sie nämlich eine Birne und verzog dabei ihr Gesicht zu einer Grimasse, die zu sagen schien, das Obst wäre längst nicht so gut, wie die Händlerin ihr angepriesen hätte. In dem Gesicht der dicken Obstfrau, die hinter ihren Körben stand, prägte sich ebenso sehr Verwunderung wie Entrüstung aus. Sie sagte nichts, aber ihr Achselzucken und die Blicke, die sie zu den Weibern rechts und links schweifen ließ, schienen allen zuzurufen: habt ihr je ein so kurioses, lächerliches und dabei unverschämtes Pack gesehen wie diese beiden?

Grabaus hatte kaum das Pärchen erblickt, als er erschrocken stehen blieb, im Begriff sich auf dem Absatz umzudrehen und davon zu machen. Aber schon war die Frau seiner gewahr worden. Sie ließ den Ueberrest der Birne auf die Erde fallen, zeigte der Obstfrau durch ein einfaches Kopfschütteln an, daß es mit dem Handel nichts wäre, und machte dann ihren Gatten auf Grabaus aufmerksam. Diesem blieb nichts übrig als näher zu kommen und durch ein freundliches Gesicht seinem Vergnügen über dies unverhoffte Zusammentreffen Ausdruck zu geben.

Der Professor — der Wuhlmann hieß — begrüßte seinen jüngeren Kollegen und sagte:

„Sie wollen wohl gerade spazieren gehen? Da schließe ich mich Ihnen an. Ich möchte Sie ohnehin etwas fragen."

Nachdem die Frau Professor sich verabschiedet hatte, setzten die beiden den Weg gemeinsam fort. Die ersten Minuten gingen sie schweigend, dann sagte Grabaus:

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Professor, daß ich Ihren Aufsatz noch nicht gelesen habe."

Dieser hielt im Gehen inne, ergriff seinen Begleiter an einem Knopf seines Rockes, was immer seine Gewohnheit war, wenn er mit jemand sprach, gerade als wenn er fürchtete, daß der Zuhörer ihm davonliefe.

„Soo? Na, das tut ja nichts, Sie müssen nicht etwa denken, daß ich Sie danach fragen wollte. Mein Aufsatz ist ja auch nicht zum Gelesenwerden. Studiert will er sein! Aber machen Sie sich nur mal dahinter. Sie werden da manche Nuß zu knacken finden. Jaa, mancher lieber Kollege wird sich da die morschen Zähne ausbeißen. Aber hören Sie mal, was treiben Sie denn? Erzählen Sie doch mal. Beschäftigt Sie irgendein bestimmtes Problem? Wem sind Sie denn momentan auf der Spur?"

„Nun, es gestaltet sich so allerlei," erwiderte Grabaus, den das Ausgefragtwerden verdroß.

„Allerlei? Na, hoffentlich auch was Bestimmtes. Erzählen Sie doch! Ich habe Sie in der letzten Zeit so wenig zu Gesicht bekommen. Warum ließen Sie sich nie sehen? Sie wissen doch, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, Herr Professor."

„Jaa, aber Sie dürfen es auch nicht vergessen. Ich habe nur Ihr Bestes im Auge. Es gibt wenig Menschen, für die ich mich interessiere. Homines nominantur, non sunt. Aber von Ihnen hoffe ich noch bedeutende Dinge. In gewissem Sinn hoffe ich" — er machte Halt und vor seinen Begleiter hintretend, starrte er ihm gerade ins Gesicht — „daß Sie mal mein Nachfolger werden könnten."

Grabaus hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aber auch die unklarste und verschwommenste Form, seine Freude auszudrücken, erschien ihm noch zu sehr als Lüge. Er nickte nur stumm mit dem Kopf.

„Aber warum schließen Sie sich so ab?" fuhr der Professor fort. „Da Sie nicht dazu gekommen sind, meinen Aufsatz zu lesen, der seit acht Tagen bei Ihnen lagert, welche bedeutenderen Werke haben Sie denn so gefesselt?"

‚Wenn ich ihm nun sagte, daß ich Maupassants „Notre Cœur" gelesen habe, was würde dieser Maulwurf dann wohl für Augen machen?' dachte Grabaus. Aber er kam überhaupt nicht zu einer Antwort, denn im selben Augenblick stieß ihn sein Begleiter in die Seite und sagte aufgeregt:

„Passen Sie auf! Passen Sie auf! Sie werden ein Schauspiel erleben. Ein — Schauspiel!"

Ihnen entgegen kam ein stattlicher Mann, der trotz des Schlapphuts und des lockeren Havelocks etwas militärisch Straffes in seiner Erscheinung hatte. Es war der Geheimrat Teichmann, Leiter des bakteriologischen Instituts der Universität, unlängst noch ein simpler Stabsarzt, jetzt aber nach Erfindung eines Heilserums eine weltberühmte Größe, dem aus der Verwertung seiner Erfindung jährlich ein Vermögen in den Schoß floß. Neben ihm ging seine Frau, eine junge reizende Dame aus der eleganten Gesellschaft.

Sobald Wuhlmann des Paares ansichtig geworden war, hatte er den Schirm unter den Arm geschoben und beide Hände so tief als möglich in die Taschen seines Rockes begraben. Mit starrem Gesicht und einem Blick, als wenn er ihnen die Pest anwünschte, ging er den beiden entgegen, und erst als er bemerkte, daß der Geheimrat seinen Hut zog, lüftete er auch den seinen. Aber kaum war er einige Schritte weiter gegangen, als er Grabaus an einem Knopf ergriff und in einem erschütternden Flüsterton, wie man ihn sonst nur auf dem Theater hört, hervorstieß:

„Haben Sie's gesehen? Haben Sie's gesehen? Er hat uns zuerst gegrüßt —"

„Verzeihen Sie, Herr Professor."

„Er hat mich zuerst gegrüßt! Dies Faktum nagele ich hiermit öffentlich fest. Trotzdem eine Dame bei ihm war, und er warten mußte, ob ich ihn grüßen würde, hat er —"

„Aber Herr Professor —"

„— zuerst den Hut gezogen! Was nützt ihm das nun, daß der Staat sich nicht geschämt hat, ihn über den Kopf der Fakultät hierherzusetzen? Er ist sich doch seiner Würdelosigkeit bewußt. Dieser Krämer, der aus der Wissenschaft ein Geschäft macht! Dieser Ignorant! Dieser hergelaufene Lazarettgehilfe! Er möchte, daß wir ihm seine schmutzigen Millionen verzeihen. Deshalb kriecht er vor uns. Deshalb —"

„Aber, Herr Professor, verzeihen Sie —"

„Was, was? Ist es nicht wahr? Sind Sie nicht Zeuge? Haben Sie's nicht gesehen? Wir waren noch zwei, noch drei Schritt entfernt, da riß er den Hut herunter."

„Ja, aber nur, weil ich ihn zuerst gegrüßt habe."

„Was?"

„Ja, Herr Professor, das ist doch ganz natürlich —"

„Sie — haben — diesen Menschen zuerst gegrüßt —"

„Da ich ihn kenne und der jüngere bin — außerdem —"

Wuhlmann hatte die Brille von der Nase auf die Stirn geschoben und starrte mit blöde zwinkernden Augen seinen Begleiter an. Nach dessen letzten Worten aber stürmte er plötzlich davon, indem er den Schlapphut tief ins Gesicht zog. Einen Moment stand Grabaus ganz verblüfft, ehe er sich entschloß, ihn einzuholen.

Eine ziemliche Strecke gingen die beiden schweigsam die Straße hinunter, dann sagte Wuhlmann, wobei er zur Bekräftigung mit seinem Regenschirm auf das Pflaster stieß:

„Wenn Sie nicht dabei gewesen wären, hätte er mich zuerst gegrüßt. Moralisch ist er jedenfalls der Blamierte."

Uebellaunig rannte er weiter, bis er am Ende der Straße den Vorschlag machte, umzudrehen. Aus einer Querstraße kam ihnen eine muntere Gesellschaft entgegen, junge Mädchen und Männer, die einen abendlichen Ausflug vorzuhaben schienen. Sie grüßten Grabaus mit hervorgehobenem Enthusiasmus.

„Wer sind denn die schon wieder?" brummte Wuhlmann. „Merkwürdige Bekanntschaften haben Sie —"

„Das sind Zuhörer aus meinem Ferienkursus."

„Ach, dieser Ferienkursus! Das ist auch 'ne recht verfehlte Geschichte. Wie konnten Sie sich nur dazu hergeben?"

„Herr Professor, die Vorträge, die ich da halte, sind seit langer Zeit wieder glückliche Stunden für mich. Stunden, in denen ich das Gefühl habe, wirklich das zu lehren, was in mir lebendig ist."

„Na, hören Sie mal, was lehren Sie denn in Ihren Semestervorlesungen?"

Grabaus zuckte die Achseln.

„Das würde mich interessieren, was Sie da eigentlich lehren."

„Ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen. Als ich hierher kam, da las ich, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, im zweiten Semester ein Kolleg über Schillers Weltanschauung. Mein Hörsaal reichte nicht aus für meine Hörer. — Man hat mir von der Fakultät nahe gelegt, ein derartiges Thema nicht wieder zu wählen."

„Ja, lieber Freund, was geht Sie als Philosophen der Dichter Schiller an?"

„Schön. Ich habe Themata gewählt, die den Wünschen der Fakultät mehr entsprachen."

„Und aus denen Sie selbst auch viel mehr lernen konnten."

„Mag sein. Aber weil ich das, was in mir drängte, loswerden wollte, begann ich zu schreiben. Auch das legte man mir nah, in meinem Interesse zu unterlassen."

„Ja, glauben Sie, es machte einen guten Eindruck, wenn Ihr Name in allen möglichen seichten, halbwissenschaftlichen Blättern prangt? Damit können Sie dem großen Publikum imponieren, aber ein Beweis für den Ernst Ihres Forschens ist das nicht."

„Ich habe also auch das gelassen. Ich habe mich auf meine Fachwissenschaft beschränkt und im übrigen still geschwiegen. Aber da Sie mir wohlwollen, Herr Professor, kann ich Ihnen sagen, oft überfällt mich eine wahre Mutlosigkeit

und Verzweiflung. Mein Kopf ist zum Zerspringen voll. Ich muß mich mitteilen. Ideen ringen und drängen nach Gestaltung. Aber ich bin einfach abgeschnitten vom Verkehr mit der Jugend, auf die zu wirken doch mein sehnlichster Wunsch ist. Ich bin mundtot gemacht. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand verstehen —"

„Mein lieber Grabaus, was wir Ihnen da Schlimmes angetan haben, das ist nur zu Ihrem eignen Besten. In Ihnen gärt's und ringt's. Junger Freund, in welchem Menschen gärt's nicht, wenn er dreißig ist? Aber glauben Sie, das wäre was Gescheites, was da gärt? Das muß sich erst mal hübsch setzen. Das muß erst mal einen chemischen Zersetzungsprozeß durchmachen. Und was dann übrig bleibt — viel wird's ja nicht sein — das könnte möglicherweise etwas Gescheites enthalten."

„Einen chemischen Zersetzungsprozeß durchmachen," sagte Grabaus bitter. „Das heißt mit andern Worten: vermodern."

„Na, wie Sie's nennen wollen," erwiderte Wuhlmann immer liebenswürdiger werdend. „Ich würde vorziehen, zu sagen: klären. Das Tohuwabohu der Anschauungen soll sich klären, sich niederschlagen zu einigen reinlichen, klaren Begriffen. Denn Begriffe —, erst die sind Wissenschaft."

Dabei lächelte er, ein blut- und herzloses Lächeln voll pharisäischen Dünkels.

„Nun, in meinem Kopf lebt der Begriff schon in den Anschauungen," versetzte Grabaus ziemlich barsch.

„Glauben Sie, Ihr Kopf wäre besonders konstruiert? Ne, mein Freund, nur sind Sie noch sehr jung. Sehr jung! Ja, wie alt sind Sie denn? Kaum dreißig! Seien Sie doch froh, daß wir Ihnen noch Gelegenheit geben, zu lernen. Zum Lehren kommt man noch immer früh genug. Lehren sollte man überhaupt erst mit grauen Haaren."

„Und totem Herzen. Jawohl!"

„Ja, natürlich! Was hat denn das Herz mit der Wissenschaft zu tun? Die Wissenschaft des Herzens — die sparen Sie sich auf für die Weiblichkeit in Ihrem Ferienkursus."

„Und doch ist noch kein fruchtbarer Gedanke geboren, Herr Professor, an dessen Werden das Herz nicht seinen Anteil gehabt hätte."

„Ach, wirklich!"

„Und wenn Sie das nicht glauben, dann beweist das —"

„Nun, was beweist es, bitte?"

„Es beweist, daß Ihre Begabung dahin geht, den Gedanken andrer nachzuspüren, aber daß nie ein eigner Gedanke in Ihnen gelebt hat."

„Was?"

Den Schirm horizontal unterm Arm, die Hände über dem Bauch gefaltet, starrte der dicke, kleine Herr mit offenem Mund seinen ihn um Hauptes länge überragenden Begleiter an.

„Verzeihen Sie meine Offenheit, Herr Professor," murmelte Grabaus.

„Also das ist Ihre Verehrung für mich!" schrie dieser und ergriff ihn heftig am Rockknopf, ließ ihn aber sofort wieder los, als wenn es in diesem Fall nicht nötig, oder als wenn sein Abscheu zu groß wäre.

„So spricht der Mensch zu mir, der sich als mein Schüler vorgestellt hat. Heute sind Sie wenigstens ehrlich! Nun, dann will ich auch ehrlich sein. Und ich versichere Sie — mein heiliges Ehrenwort drauf! — solange ich lebe, solange mein Wort noch das geringste Gewicht bei der Fakultät hat: solange wird hier nie ein Platz für Sie frei. Verstehen Sie! Adieu!"

Damit rannte er fort, und Grabaus schaute ihm mit verwundertem und etwas verlegenem Lächeln nach. Dann aber tat er einen kräftigen Atemzug. Trotz allem hatte ihn das doch sehr erquickt.

Als Grabaus nach Hause kam, ging er an dem Kinderzimmer, in dem er seine Frau wußte, leise vorbei, in sein eignes Zimmer. Er wollte allein sein.

In einer sonderbaren Zwiestimmung befand er sich. Nun er die ganze Auseinandersetzung überlegte, kam ihm seine schroffe Antwort höchst ungeschickt vor. Wie zwecklos! dachte sein Verstand. Doch sein inneres Gefühl erkannte den Zweck und die Notwendigkeit sehr wohl, wenn es sie auch nicht beweisen konnte. Was habe ich gewonnen? fragte die eine Stimme. Ja, aber was hast du denn verloren? erwiderte die andre. Wenigstens ist Klarheit geschaffen. Und nun heißt es überlegen, was geschehen soll.

Vor fünf Jahren war der junge Doktor der Philosophie, Heinrich Grabaus, zu dem ordentlichen Professor Wuhlmann, bei dem er mehrere Semester gehört hatte, gekommen, mit der Bitte, ihm bei seiner Habilitation behilflich zu sein. Wuhlmann war nicht der erste, an den er sich wandte. An größeren Universitäten hatte Grabaus zuerst sein Glück versucht. Mit der naiven Sicherheit eines Menschen, der von der Kraft der in ihm lebenden und nach Wirkung ringenden Ideen vorwärts getrieben wird, hatte er die berühmten Professoren einen nach dem andern aufgesucht, überzeugt, als Freund und brüderlicher Kampfgenosse aufgenommen zu werden. Aber höchst übel hatte man ihn empfangen, wie einen gepäckbeladenen Fahrgast, der zu nachtschlafender Zeit in ein besetztes Abteil steigt. Daß in seinen Schriften, von denen die „Geschichte des deutschen Idealismus" als das Hauptwerk galt, vielfach eine neue Wertung der Dinge versucht war, hatte ihn offenbar verdächtig gemacht. Als Grabaus zu Wuhlmann kam, war er schon erfahrener und

zurückhaltender geworden. Die beiden Männer verstanden sich anfangs ganz gut, indem jeder aus den Worten des andern gerade das heraushörte, was er wünschte. Aber sehr bald kam es zwischen ihnen durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere zu Differenzen. Wuhlmann verdankte seinen wissenschaftlichen Ruf vor allem seinen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie. Eine rein rezeptive Natur ohne schöpferische Begabung, besaß er eine ungeheure Gelehrsamkeit und beherrschte die entlegensten Strecken seiner Wissenschaft. Seine Kunst bestand vor allem darin, den Gedanken nachzuspüren im Lauf ihrer Entwicklung, von ihren ägyptischen, syrischen oder indischen Anfängen an ihre unbedeutendsten Spuren und verkümmertsten Rudimente zu verfolgen. Aber nie hatte diesem unablässig, maulwurfsartig wühlenden Arbeiter das Licht eines eignen Gedankens gestrahlt, nie war ihm auch nur ein fremder Gedanke zum wirklichen inneren Erlebnis geworden, das sein Herz mit jener heiteren Ruhe, die am Ende die schönste Frucht aller Philosophie ist, erfüllt hätte. Von Machtverlangen und der Sucht nach äußerer Anerkennung geplagt wie nur irgendeiner der unfreien und gewöhnlichen Geister, die sich selbst nur in der Schätzung der Umwelt finden, war er der ärgste Intrigant und Tyrann. Zerfallen mit den Professoren der andern Fakultäten, die ihn nach seiner Meinung nicht aufkommen lassen wollten, hatte er seine engeren Kollegen, frühere Schüler von ihm, ganz unter seinem Bann. Und diese Stellung eines kanonisierenden Papstes wollte er auch Grabaus gegenüber einnehmen. Als er sah, daß der junge Lehrer seine eignen Wege ging, bestimmte er ihn durch wohlwollend klingende Ermahnungen, sich einzuschränken. Schließlich stand die gesamte Fakultät gegen den jungen Gelehrten, der die Wahl hatte, entweder auf ein Weiterkommen an der Universität überhaupt zu verzichten oder sich zu fügen. Fünf Jahre lang hatte er sich gefügt und den lebendigen Strom eingedämmt mit der Geduld eines Menschen, der fühlt, daß er innerlich wächst, und weiß, daß seine Stunde kommen wird. Aber immer stürmischer war seine Sehnsucht geworden, brennender und verlangender der Wunsch, zu sein, was er wirklich war. Nun hatte heute ein einziges unüberlegtes Wort alle Frucht des langen Wartens zerstört. Und doch war er, je länger er sie bedachte, desto weniger entmutigt durch diese schnelle Tat. Ihm schien, nicht, daß er heute den Bruch herbeigeführt habe, sei das Verkehrte, sondern daß er den Druck so lange getragen. Aber was sollte nun werden? Bilder verschiedenster Art stiegen aus dem so plötzlich geöffneten Schoß der Zukunft empor.

Er hatte noch nicht lange gesessen, als heftig die Tür geöffnet wurde und seine Frau ihren Kopf hereinsteckte. Offenbar hatte sie ihn nicht im Zimmer vermutet und war nun sehr erstaunt, ihn doch zu sehen.

„Du bist da? Und ich sitze und laure. Ach nö, höre mal, du hast doch versprochen, mich abzuholen —?“ sagte sie, die einzelnen Vokale recht lang ziehend und voll tönen lassend, wie das die Art der gebildeten Berlinerinnen ist, bei denen der Dialekt gebrochen nachklingt. „Warste etwa allein spazieren?“

„Sei nicht böse, Liebling, die Vorlesung hat mich heute so erregt, daß ich lieber allein gehen wollte.“

„So was! Und mich läßte ganz einfach bei den Jöhren sitzen? Du bist 'n schöner Pappi! — Mach ma Tü tu, Mammikind,“ sagte sie zu dem älteren der kleinen Geschöpfe, die sich hinter ihr hereingedrängt hatten, einem vierjährigen, dickköpfigen Mädchen.

Während sich dieses noch besann, war ihr kleiner Bruder an ihr vorbeigestürmt und hatte die Tür aus Leibeskräften zugeschlagen.

„Also allein hast du gebummelt? Ich wette, daß dich wieder 'ne Schülerin angesprochen hat. Da war die bessere Hälfte natürlich überflüssig.“

„Was du dir wieder denkst!“ erwiderte Grabaus kopfschüttelnd.

„Na, na, gewiß hast du ein kleines Privatissimum lesen müssen.“

Eifersüchtige Männer pflegen ihre Frauen durch gewaltsame Ausbrüche zu quälen. Die Eifersucht der Frauen aber äußert sich meist in unaufhörlichen Sticheleien. Frau Konstanze Grabaus gehörte zu den Frauen, deren Eifersucht schon das Normale übersteigt. Die sonst so nüchterne und temperamentlose Frau lebte in der beständigen Furcht, ihren Mann zu verlieren. Wegen der unschuldigsten Veranlassung und oft auch ohne jeden Grund konnte sie ihn mit Anzüglichkeiten plagen. Dem gleichgültigsten Gespräch verstand sie dann eine Wendung zu geben, die zu diesem Thema führte. Grabaus respektierte die Schwäche seiner Frau als eine ihr treues und anhängliches Wesen notwendig ergänzende Eigenschaft, doch litt er mit der Zeit immer mehr unter ihren Reden, wie unter leis bohrendem Zahnweh, das einen auf die Dauer mürber machen kann als der grimmigste vorübergehende Schmerz, und er vermied es ängstlich, je mit ihr über andre Frauen zu sprechen.

Das Mammikind, Elsbeth getauft, doch auf alle möglichen Namen hörend, nur nicht auf diesen, hatte sich unterdes am Tisch zu schaffen gemacht. Es besaß eine außerordentliche Vorliebe für alles, was mit Schreibwerk zusammenhing und war besonders auf seines Vaters Manuskripte erpicht.

Jetzt hatte es den Zipfel eines Haufens loser Blätter ergriffen und zerrte daran mit ängstlichem Vergnügen.

„Ach Mammikind, du bringst mir ja die ganze Aesthetik durcheinander. Komm zum Vater! Komm, setz dich auf meinen Schoß!"

Das Kind folgte und war glückselig, als es auf einer leeren Seite in einem fort seinen Namen malen durfte.

„Also mein Herz, sei nicht böse," wandte Grabaus sich an seine Frau. „Was meinst du, wenn wir den Spaziergang nach dem Essen nachholten?"

„Nach dem Abendessen? Im Dunkeln? Nö, da bin ich zu müde. Nun wart' ich schon lieber bis morgen. Aber ein schlechter Mensch bist du doch, mich einfach zu versetzen. — Nicht wahr, schlecht ist der Papi, Mamikind? Böse Papi, nit wah?"

Mit ernsten Augen sah die Kleine ihren Vater an und runzelte die Stirn. Aber der Bube kam von der andern Seite des Zimmers herbeigelaufen.

„Nein, dute Papi. Papi eiei! Eiei Papi!" schrie er, indem er nach seinem Vater die Arme ausstreckte.

Die Eltern lachten.

„Ach, du Bengel!" sagte die Mutter und hob den zappelnden Jungen auf. „Gott — aber wie doch die Männer zusammenhalten!"

„Ich glaube gar, du bist auf deinen Jungen eifersüchtig."

„Eifersüchtig?" erwiderte Frau Konstanze geringschätzig. „Ach, wenn ich dazu Anlage hätte —!"

„Nana."

„Ich hätte ja keine ruhige Stunde mehr. Zum Beispiel, was heute wieder kam. Na, das ist aber 'ne Ueberraschung. Das erfährst du erst morgen."

„Was ist denn gekommen?"

„Heut sag ich's nicht. Strafe muß sein."

„Nun sag's schon, Liebling! Du weißt ja, wir Männer sind das neugierige Geschlecht. — Uebrigens —"

Er brach ab. Aber aus dem einen Wort, aus seiner Miene, wie er die Sorgenwolke verscheuchte, hatte seine Frau schon alles mögliche vermutet.

„Was — übrigens? Hast du auch 'ne Ueberraschung? Was Schlimmes? Sag mir!"

„Ach nichts."

„Ist dein Aufsatz zurückgekommen? Hat Wuhlmann dir was gesagt? Sind wir gesteigert?"

„Nichts, nichts. Wir können nachher mal in Ruhe drüber sprechen. Erst sag mir mal deine Ueberraschung!"

Frau Konstanze zog einen Brief aus der Tasche.

„Da, lies! Aber werd mir nur nicht zu eitel. — Ja, wenn ich eifersüchtig wäre! Eine eifersüchtige Frau hätte den Brief längst verbrannt."

Grabaus hatte, ohne auf die letzten Worte zu hören, mit dem Lesen begonnen. Es war der Brief eines jungen oder vielmehr alten Mädchens, das ihm für die aus seinen Vorlesungen gewonnenen Anregungen dankte. Der Brief war überschwenglich, und doch hatte die Verfasserin aufrichtige und zugleich feine, kluge Worte gefunden, sowohl um die Freudlosigkeit ihrer einsamen Existenz früher, wie um ihre frohe Gehobenheit jetzt zu schildern: dies Gefühl, aus niedriger, dumpfer Sorgen Enge in die freie Atmosphäre einer großen Gedankenwelt geführt zu sein. „Ich weiß nun" — schrieb sie — „und darüber bin ich so glücklich, als wenn ich in meinen alten Tagen noch Haus, Herd und Familie gefunden hätte, daß, wenn man nur sein Herz öffnet, man nicht allein zu sein braucht auf der Welt. Mir ist zumut, als wenn Sie mich in einen Kreis von Menschen eingeführt hätten, die mir unendlich überlegen und tausendmal klüger als ich, mich doch als jemand längst Vertrautes willkommen hießen und das Beste und Intimste, was ihr Inneres bewegt, mir mitteilten. Was früher schön gebundene Bücher für mich waren, Bücher, an denen der Hauch längst vergangener Schulstunden, ernster, pedantischer und mürrischer Männer, die sie mir zuerst öffneten, hing, aus diesen toten Büchern sind lebendige unverlierbare Freunde geworden. Und das alles, diese Erweckung eines neuen reichen Lebens in meiner müden und verödeten Brust danke ich Ihnen. —"

Nicht ohne Ergriffenheit und Freude hatte Grabaus die Zeilen gelesen. Er ließ das Blatt sinken und sah seine Frau an, deren Augen gespannt auf ihm ruhten.

„Ein schöner Brief, nicht wahr?" fragte sie.

„Schön und wirklich echt," erwiderte er.

„Ich möchte nur wissen, wer die Person ist?"

„Warum? Wenn man sie kennen lernte, wäre man vielleicht enttäuscht. So hat die Phantasie ihr freies Spiel."

„Du! Mal sie dir nur nicht zu schön aus."

„Ach, schöne Frauen schreiben nicht solche Briefe," sagte er mit leisem Spott.

Das Dienstmädchen kam herein und meldete, daß das Bad für die Kinder hergerichtet sei. Frau Konstanze, die ihre Kinder selbst zu baden pflegte, schickte sich schon an, hinauszugehen, blieb aber noch vor der Tür stehen.

„Und deine Ueberraschung?" fragte sie.

„Die erzähle ich dir nachher."

„Es ist doch wirklich nichts Schlimmes?"

„Nein, nein. Je länger ich mir's überlege, desto mehr finde ich, daß es sogar etwas sehr Gutes ist."

Als Grabaus allein war, nahm er noch einmal den Brief zur Hand. Eine schöne, frohgemute Stimmung erfüllte ihn jetzt ganz. Vom Garten her flutete, durch das Zweiggewirr der Apfelbäume vielfach zerteilt, der goldenrote Abendsonnenschein und ergoß sein gedämpftes Feuer über die lange Reihe der Bilder von Shakespeare,

Goethe, Schiller, Kant und all der andern verstorbenen oder noch lebenden Großen im Geist, die in dieser Dämmerstunde, von dem geheimnisvollen Glanz seltsam erhellt, beredter und teilnahmsvoller als sonst auf ihn herabschauten.

„Aus toten Büchern haben Sie lebendige Freunde gemacht" — wiederholte Grabaus mit glückverkündendem Lächeln. ‚Nun', dachte er, ‚bin ich denn etwa allein und verloren? Habe ich nicht die Gewißheit, daß diese hier mir recht geben, und daß mein Wort, mögen auch alle Professoren mich mundtot machen wollen, doch durchdringen wird! Warum sollte ich den Mut sinken lassen? Ach und dann — ich habe ja selbst immer geglaubt und gelehrt, daß wo nur ein Mensch mit eignen neuen Ideen erscheint, er auf den stärksten Widerstand stößt. Wenn ich bisher nicht gewußt habe, daß ich etwas bin, so habe ich es heut erfahren.'

Als Frau Konstanze wieder hereinkam, war der Tisch zum Abendessen schon gedeckt. Doch vorher mußten die Eltern den Kindern noch gute Nacht sagen. Besonders rotbäckig und niedlich, wie stets nach dem Baden, schauten die beiden Kleinen aus ihren weißen Kissen hervor. Der Bube kroch sofort unter die Steppdecke, indem er vorgab, den Bergmann zu spielen. Seine Mama, die mit ihm immer etwas auf Kriegsfuß stand, drohte mit der Rute und hatte nicht geringe Mühe, bis er sich schließlich zu einer vernünftigen Lage bequemte. Elsbeth aber ruhte höchst sittsam und artig mit ihrer Puppe im Arm, sorgsam bemüht, das Tüchlein, das man ihr aus Vorsicht unter die nassen Haare gelegt hatte, nicht zu verschieben. Nachdem sie ein etwas lang ausgesponnenes Nachtgebet gesprochen und sich selbst, den Buben, Papa, Mama, die Puppe und den Kanarienvogel der Fürsorge Gottes empfohlen hatte, gaben die Eltern beiden Kindern noch den letzten Kuß und gingen dann zu Tisch.

Es gab Pellkartoffeln.

Nicht ohne gewissen Stolz hob Frau Grabaus den Deckel von der blanken Nickelschlüssel, und nicht ohne Grund brach ihr Mann beim Anblick der so behäbig dicken und runden braunen Knollen in Bewunderung aus. Mit diesen Kartoffeln hatte es seine eigne Bewandtnis: sie waren selbstgepflanzt.

Knapp ein halbes Jahr war es her, daß der junge Privatdozent, dem der Arzt freie Luft und körperliche Arbeit verordnet hatte, in aller Herrgottsfrühe mit dem Spaten in den Garten gegangen war, um die Erde umzugraben. Höchst ungeschickt hatte er sich bei dem Geschäft angestellt, und als er nach einer Stunde das bearbeitete Stück Land überschaute, das mit seinen Löchern und Hügeln den Eindruck erweckte, Hühner hätten darauf mit Maulwürfen um die Wette gehaust, war er nicht wenig verzagt. Aber ein alter pensionierter Briefträger im Nachbargarten ließ ihm Hilfe angedeihen mit guten Ratschlägen, die er ihm über den Staketenzaun herüberschrie: wie man den Spaten richtig anfassen und dann hübsch gleichmäßig Scholle auf Scholle umkehren müsse. So kam Grabaus mit der Zeit hinter die uralte Kunst des Grabens. Und allgemach ergriff ihn ein ganz neues, bis dahin nie so recht gekostetes Frohgefühl: daß sein Körper im Schweiß der Arbeit dampfte, während sein Kopf immer sorgenfreier und leichter wurde. Selbst hatte er sich dann — immer den Anweisungen des alten Briefträgers folgend — ein Pflanzholz zugeschnitten und eine Kartoffel nach der andern ins braune Erdreich vergraben, überzeugt, daß er von ihnen nie wieder etwas zu sehen bekommen würde. Aber welche Freude, als im Mai die Sonne lauter grüne Schößlinge hervortrieb! Und wie er nun vor wenigen Tagen mit seiner Frau zur Ernte auszog, da befand er sich in nicht geringerer Aufregung als ein Adept, der um Mitternacht nach Schätzen gräbt. Sollten da unten wirklich Kartoffeln vorhanden sein? Er grub — und rund und sauber lagen sie in der Erde gebettet, nesterweise, aus einer waren bald zehn, bald zwölf, bald acht geworden. Nie hatte er so eigentümlich, so einfach und überzeugend die rätselhafte Fruchtbarkeit der Mutter Erde erkannt wie bei diesem Anblick. Er hatte das Gefühl, jemand danken zu müssen und wußte doch nicht wem? Von dunkeln, weiten Gefühlen durchströmt, die sein Verstand nicht entwirren mochte, lag er auf den Knien und wühlte behutsam nach immer neuen Schätzen in der lockeren, sonnendurchwärmten Krume und war glücklich in dem Bewußtsein, daß auch er ein Teil sei dieser ewigen, unbegreiflichen und gütigen Kraft . . .

Heute nun sollte er die Kartoffeln essen. Und während er sich in übermütiger Stimmung an den Tisch setzte, sagte er zu seiner Frau:

„Na, Konstanze, heute geht's doch hoch her! Wenn alle Stricke reißen, werde ich Bauer."

Seine Frau war mit dem Schälen beschäftigt. Unter Lachen und Scherzen verging die halbe Mahlzeit, als ihr plötzlich einfiel, daß er ihr noch etwas erzählen wollte.

Der Stimmung gemäß, in der Grabaus sich befand, berichtete er auf lustige Weise, welcher Schrecken ihn ergriffen, als er das Paar bei der Obsthändlerin entdeckte, dann was für einen Tobsuchtsanfall Wuhlmann bekommen hatte beim Anblick des Geheimrats Teichmann, und wie sie sich zu guter Letzt selbst in die Haare gefahren waren. Aber als Grabaus hiervon sprach, trat unwillkürlich bei seiner Erzählung das heraus, was ihn, ohne daß es ihm selbst zum Bewußtsein gekommen wäre, am meisten getroffen hatte. Nicht daß er durch seine unkluge Offenheit sich Wuhlmann zum Feind gemacht und seiner Karriere



Scharmützel

Nach dem Gemälde von Franz Simm (München)



geschadet hatte. Darüber war er längst hinweg! Aber das schmerzte und entsetzte ihn, wie Wuhlmann sein übereiltes Wort beantwortet hatte. Diese Art, die eine so niedrige und gewöhnliche Seele verriet, auf ein unerfreuliches Urteil mit einer persönlichen Gehässigkeit zu reagieren. Der ehrliche und sachliche Mensch in ihm war empört, und verwundet war der arglose Enthusiast, der, so gut er die Schrullen seines Lehrers kannte, doch bis dahin noch immer zu ihm aufgeblickt hatte.

Aber mitten im Sprechen sah er, daß seine Frau die Gabel beiseite legte und mit aufgestütztem Kopf vor sich hinstarrte.

„Was ist dir, Herz?" fragte er erschrocken. „Du wirst das doch nicht tragisch nehmen. — I, darum soll's uns doch schmecken."

Damit griff er in die Schüssel und wollte ihren Teller wieder füllen.

„Laß!" sagte sie finster. „Mir ist der Appetit vergangen."

„Warum nicht gar! Komm, mach gleich ein vergnügtes Gesicht."

„Ich bitte dich, laß die Scherze!" erwiderte sie heftig. „Sag mir lieber, was jetzt aus uns werden soll?"

„Ja, glaubst du denn, ich würde meinen Weg nicht trotzdem machen? Weil ein neidischer Professor mich nicht aufkommen lassen will, deswegen sollte ich für meine Zukunft fürchten? Du lieber Himmel, das wäre doch einfach kindisch."

Aber seine Frau schien überhaupt nicht zu hören, sondern nickte nur immer düster mit dem Kopf vor sich hin.

„Das hab' ich mir doch immer gedacht, daß es mal so kommen würde. Du mußtest dir ja den Mund verbrennen mit deiner Unvorsichtigkeit. Nun kannst du hier als Privatdozent sitzen, bis du schwarz wirst. Und paß auf, dein Stipendium wird dir von der Regierung auch noch entzogen. Ach, du lieber Gott! Du lieber Gott, was soll nun werden?"

„Du sprichst, als nagten wir schon am Hungertuch."

„Das wird auch noch kommen. Paß nur auf! Wenn du so weiter machst —"

„Nun höre mal zu, mein Liebling! Haben sich unsre Verhältnisse nicht einfach glänzend gestaltet, nachdem wir mit dreihundert Mark Vermögen geheiratet haben und die ganze Welt uns das schönste Elend prophezeit hat? Habe ich nicht gleich im ersten Jahr so viel Vorträge gehabt, daß wir allein davon zur Not hätten leben können?"

„Aber die hast du jetzt doch nicht mehr!"

„Narr, ich habe sie aufgegeben, um mich lieb Kind bei den Kollegen zu machen. Um mir den Nimbus des gelehrten Mannes zu wahren, für den das große Publikum nicht existiert. Aber die Rücksichten brauche ich jetzt doch nicht mehr zu nehmen. Jetzt, wo ich vogelfrei bin —"

„Ja, ja, vogelfrei! Das stimmt."

„Jetzt kann ich doch schreiben und Vorträge halten, so viel ich will."

„Ach, aber das alles ist doch nichts Festes. Vorträge — Vorträge —"

„Na, und glaubst du, es gäbe nicht mehr Universitäten? Ich versuch's eben anderswo."

„Als ob du jetzt irgendwo ankämst? Bild' dir doch das nicht ein! Nein, wie kann man nur? Wie kann man nur so dumm sein?! Sich selbst alles verderben."

„Liebe Konstanze," sagte Grabaus plötzlich scharf, „nun ist es wirklich genug. So sollte meine Frau nicht sprechen. Du kannst sagen: du hast dich wie ein Esel benommen. Aber in gewissen Fällen muß sich ein anständiger Mensch eben wie ein Esel benehmen. Siehst du, ich dachte, du würdest mir die Hand drücken und sagen: Dumm von dir, aber auch schön von dir! Ich hätt's ebenso gemacht."

„Das fehlte noch! Das möchte dir so passen, daß ich das auch noch schön finde."

„Ja, wär's dir denn lieber, ich hätte still geschwiegen?"

„Natürlich! Was denn?"

Ein leiser Ausruf des Schreckens entfuhr ihm. Er sprang auf. Während er das Zimmer verließ, hörte er, wie seine Frau ihm nachrief:

„Du hättest auch wohl deine Serviette falten können!"

Sie schellte dann dem Mädchen und befahl diesem in ihrem ruhigen, gewöhnlichen Ton, bei dem Herrn die Lampe anzustecken.

Grabaus saß in seinem Stuhl, die Arme über der Brust fest zusammengepreßt, als suchte er sein aufgeregt pochendes Herz zu beruhigen. Das alles war ja so plötzlich gekommen! sagte er sich. Ein unüberlegtes Wort des Zorns bei ihr so gut wie vor einigen Stunden bei ihm. Sie würde zur Besinnung kommen und sich dann als die treue und hochherzige Frau bewähren, für die er sie bis heute gehalten ... Sein Blick fiel auf das Bild der heiligen Barbara über dem Büchergestell, das vom Lampenschimmer gerade hell bestrahlt war. Dies Bild hatte er während seiner Verlobungszeit gekauft als einzigen Schmuck seines kargen Studentenlogis, da er in den sieghaften und edeln Zügen jener Frau Aehnlichkeit mit denen seiner Braut entdeckt hatte. Nun richtete sich sein Auge wieder darauf, und all die Erinnerungen einer gläubigen, verehrungsvollen Liebe, die ihn Jahre hindurch erhoben hatte, kehrten zurück. Aber heimlich stechende Angst umschnürte ihn zur selben Zeit enger und enger, während längst verklungene Worte, plötzliche Erleuchtungen, die aber, ehe sie noch Gesicht und Gestalt deutlicher Wirklichkeiten bekommen hatten, davon

gehuscht waren, eine ganze Schar böser Eindrücke aus dunkeln Winkeln hervorkrochen.

Seine Frau trat ins Zimmer, mit noch trägeren Bewegungen als sonst, schraubte die Lampe ein wenig niedriger und setzte sich ihm dann gegenüber.

„Das ist doch gar keine Art, so ohne gesegnete Mahlzeit davonzurennen,“ sagte sie ruhig.

„Entschuldige.“

Er lächelte und schlug einen scherzenden Ton an, aber die Angst schaute verräterisch aus seinem Gesicht, während er sprach:

„Schau, Herz, ich bin doch wirklich nicht der Phantast, für den du mich hältst. Ich weiß so gut wie du, daß man im Leben paktieren muß. Daß es sinnlos ist, jedem mit der Wahrheit ins Gesicht zu fahren. Es kommt mir doch wahrhaftig auf eine Notlüge nicht an. Aber in diesem Fall ist es doch nicht so, als wenn ich heute zufällig einen Fauxpas gemacht hätte. Sondern es mußte einfach so kommen. Und wenn es nicht an mich herangetreten wäre, so hätte ich hingehen müssen, um Klarheit zu schaffen. Denn da, worin ich lebe, was mich einfach zu dem macht, der ich bin, da kann ich auf die Dauer doch nicht lügen. Das hieße einfach meine Ehre vernichten und mich selbst auch. Das mußt du doch einsehen!“

Sie blickte ihn noch einen Augenblick an, wie er bang an ihren Lippen hing, dann zog sie müde und gleichgültig die Stirn hoch und erwiderte in einem durchaus nicht erregten, sondern wie selbstverständlichen Ton:

„Das alles klingt ja ganz schön. Aber schließlich sind es doch nur Phrasen. Aber ich und deine Kinder, wir sind keine Phrasen. Und für uns hast du mal in erster Linie zu sorgen.“

„Hab' ich das nicht getan?“

„Nein. Immerfort hieß es: Ich! Ich! Ich! Meine Ideen! Meine Weltanschauung! Meine Ehre! Wie wir dabei wegkamen, das war dir höchst gleichgültig.“

„Das ist nicht wahr.“

„O doch!“

„Die schwärzeste Ungerechtigkeit ist das!“

„Durchaus nicht. Ich sage nur ganz einfach, wie die Dinge liegen. Gewiß — gehungert haben wir noch nicht. Das fehlte auch gerade noch! Aber wie leben wir denn eigentlich? Du merkst das freilich nicht, was es heißt, sich einschränken und mit hundertfünfzig Mark Wirtschaftsgeld auskommen. Dir ist ja auch höchst gleichgültig, was du auf dem Leibe trägst. Mir aber nicht. Ich will nun endlich auch mal anfangen und was vom Leben haben. Als wir verlobt waren, hast du immer renommiert, in zwei Jahren wärst du Professor. Aber nun sind fünf Jahre vergangen, und du bist noch immer Privatdozent und auf das Stipendium angewiesen. Und Wilhelmi, der damals um mich anhielt, ist jetzt Bauinspektor. Und die andern Männer von meinen Freundinnen haben auch alle ihr festes Einkommen. Nur wir nicht.“

„Konstanze, alles das ist doch nicht dein Ernst? Das kann doch nicht dein Ernst sein? Was hab' ich dir zuleid getan, daß du so sprichst?“

„Ach, warum sollst du mir was zuleid getan haben, wenn ich dir die Wahrheit sage?“ fuhr sie mit dieser trägen, etwas weinerlichen, unerbittlichen Stimme fort. „Ich will eben auch mal Klarheit schaffen, wie du dich ausdrückst. Fünf Jahre habe ich mir blauen Dunst vormachen lassen. Aber nun hat das ein Ende. Und du mußt dich auch mal drauf besinnen, wofür du denn eigentlich auf der Welt bist, und sehen, daß du endlich was Festes bekommst. Denn deine Bücher bringen auch nichts ein. Die liest ja kein Mensch.“

„Und wie hast du davon gesprochen, als wir noch verlobt waren!“

„Na ja, da habe ich eben geduldig zugehört, wenn du mir stundenlang vorlasest. Das war auch langweilig genug. Und begriffen hab' ich nichts davon, will ich dir nur gestehen. 'ne Frau kann das überhaupt nicht begreifen. Aber so seid ihr Philosophen ja; man braucht bloß zu sagen: Großartig, dann denkt ihr, man hätte das tiefste Verständnis.“

Ihm standen Tränen in den Augen. Seine Lippen zuckten, und er machte krampfhafte Anstrengungen, um nicht laut aufzuschluchzen.

„Konstanze! Konstanze! Du trittst dich ja selbst mit Füßen. Besinn dich doch, wer du bist. Beschimpf dich doch nicht! Sieh dein Bild an, Konstanze!“

Er hatte ihre Hand ergriffen und wies auf das Bild der Santa Barbara an der Wand, das jetzt im Dunkel, dem leiblichen Auge kaum erkennbar, doch so stark vor seinem geistigen stand.

Frau Grabaus aber machte unwillig ihre Hand los.

„Ach, das ist doch langweilig, dies ewige Vergleichen! Was geht das Bild mich an? Das bin ich doch nicht.“

„Und doch hab' ich dies Bild geliebt!“

„Aber mich hast du geheiratet.“

Er ließ den Kopf sinken, und vor seinen geschlossenen Augen stand plötzlich, hell leuchtend wie ein Transparent: dann bin ich also betrogen!

„Du mußt jetzt nicht vom Thema abschwenken,“ fuhr sie fort, „das ist auch eine schlechte Angewohnheit von dir, daß du immer ausweichst und einen mit schönen Versprechungen tröstest. Aber ich lass' mich nicht mehr so abspeisen. Du mußt jetzt ernstlich was tun, damit du endlich was Festes bekommst. Das Gescheiteste wäre, du gingst noch heute zu Wuhlmann und —“

Er sprang auf und sagte mit tonloser Stimme:

„Verzeih, ich kann nicht mehr —"

„Wohin willst du?"

Aber er hatte das Zimmer schon verlassen, ohne eine Antwort zu geben.

Er saß in der Gartenlaube, einem schwerfällig plumpen Bau, wie die Urväter ihn, nicht schön aber haltbar, für eine halbe Ewigkeit zusammengezimmert hatten, aus dicken, dichtgereihten Kiefernstämmen, mit niedriger Tür und undurchlässigem Dach, von hundertjährigem Efeu eng umsponnen wie ein Grab. Kein Sternschimmer fiel hinein, vom heißen Mittag lastete noch die Schwüle mit ihrem Modergeruch darin. Grabaus saß in eine Ecke gekauert, mit zusammengesunkener Brust und verschränkten Armen. Eine ungeheure Angst umgürtete ihn, ein Gefühl, als wäre ihm der Boden unter den Füßen und die Luft zum Atmen weggenommen. Betrogen — nicht von seiner Frau, von allen, an die er bei seiner Arbeit je gedacht. Es war, als wenn das Leben selbst durch die Stimme seines Weibes gesprochen hätte: Wir brauchen das alles nicht, was du uns bringst. Wir brauchen ganz andre Dinge — und ihm alles vor die Füße geworfen hätte.

Er hatte nie seine Jugend genossen und nie mit nüchternen, ausruhenden Augen in der Welt umhergeschaut. Gerade in den Entwicklungsjahren, als die embryonenhaften Gestalten seiner inneren Welt sich bildeten, war diese eigentümliche Verblendung gegen die äußere Umwelt, diese unbewußte Abgeschiedenheit von der gegenständlichen Wirklichkeit am stärksten gewesen. Bekannte hatte er wohl gehabt. Aber nie einen Freund. Um den zu besitzen, hätte er einen Menschen finden müssen, der entweder ihm ebenbürtig oder ein willenloses Werkzeug für ihn gewesen wäre. Denn ohne daß er es wollte, beherrschte er immer den Kreis, in dem er sich befand, und erfüllte ihn mit dem Geist, der in ihm lebendig war. Aber die Menschen, die er traf, waren doppelgesichtige Mittelmäßigkeiten, Zweiseelenmenschen, mit einem solid gebauten, unfehlbaren Organ für ihren Vorteil ausgerüstet und einem Seelchen, das sich gern über die gemeine Schätzung der Dinge erhob. Sie berauschten sich gern an seiner Gegenwart, fühlten sich groß und frei, aber bald zog die innere Schwere sie herunter, und seiner überdrüssig, ließen sie ihn seinen Weg einsam weiter gehen. Er wurde das kaum gewahr. Die Menschen, die zu ihm kamen, nahm er enthusiastisch auf und war nicht böse, wenn sie wieder gingen. Erst als er seine Braut kennen lernte, nahm diese ihn ganz gefangen. All die Jahre, während sie mit ihrer ruhigen, scheinbar nie müden und so seelenvollen Teilnahme ihn in ihrem Bann hielt, lebte er nur für sie. Sie war ihm Geliebte, Freundin, Publikum. Und so stark und dauernd war diese Selbsttäuschung, daß auch in der Ehe ihre wachsende Gleichgültigkeit und Stumpfheit sie nicht hatte zerstören können. Gewaltsam mußte dieser Wahn zertrümmert werden, und das hatte seine Frau heute besser, als sie selbst ahnte, getan.

Lange Zeit saß Grabaus wie betäubt und in undurchdringliches Dunkel gehüllt. So wenig man nach einem heftigen Sturm wagt, seine Glieder zu rühren, so wenig vermochte er in dem dumpfen Chaos irgend einen Gedanken festzuhalten und richtigzustellen. Schließlich aber stand er auf und ging über die Gartentreppe ins Haus zurück. Er hatte ein instinktives Bedürfnis nach Bewegung, als wenn dadurch die schwergeballte Masse seines Schmerzes zerteilt und lockerer würde. Während er auf dem Korridor Licht machte, um Hut und Stock zu nehmen, trat seine Frau aus dem Schlafzimmer. Sie war schon fast entkleidet, ihr dünnes, fettiges Haar hing in einem Zopf auf dem weißen Frisiermantel.

„Da bist du ja. Komm doch!"

Er schüttelte den Kopf.

„Wo willst du denn jetzt noch hin?"

„Weg — ich muß noch gehen."

Sie verzog voller Verachtung ihren Mund.

„Dann geh! Aber schön finde ich das nicht. Wenn man dich in die Enge treibt, dann drückst du dich. Du solltest mir lieber eine klare Antwort geben."

Nachdem Grabaus ein kurzes Stück die Straße hinuntergegangen war, blieb er stehen und dachte: ‚Wenn ich einen Schmuck habe, den ich für Gold hielt, und merke, er ist von Blech, dann werfe ich ihn weg. Einem Freund, der nichts taugt, gebe ich den Abschied. Aber an mein Weib bin ich gebunden bis an mein Lebensende.'

Es gibt Worte, die wir hundertmal gehört und selbst ausgesprochen haben, ohne daß sie uns allzuviel sagten. Dann aber kommt eine Stunde, wo die ganze Schwere ihres Inhalts sich aus ihrer Schale löst und uns zermalmt.

Bis an mein Lebensende — das war wie ein schwarzer, tiefer Schlund, der ihn verschlang . . . ‚Wenn ich je wieder das Bedürfnis habe, mich auszusprechen,' dachte er, ‚dann ist sie es, an die ich mich wenden muß. Kinder habe ich von ihr. Nachts liege ich an ihrer Seite. Morgens stehe ich mit ihr auf. Sie hat Rechte an mich. Sie und ich, wir sind eins. Aber wer ist sie? Ein fremder Mensch, mit dem mich innerlich nichts mehr verbindet. Und trotzdem — eins mit ihr bis an mein Lebensende.'

Als er endlich nach Hause zurückkehrte, hatte er den Eindruck eines endlos langen, dunkeln Weges, den er einsam und doch als ein Unfreier zurückgelegt hatte, mit einer Kette am Hals, die, je stärker er daran riß und zerrte, sich desto fester

zusammenzog. Und das Gefühl, daß so wie dieser Weg seine Zukunft sei, lastete auf ihm während der ganzen Nacht.

Mehrere Tage vergingen, während deren die beiden Gatten in stummem Groll miteinander verkehrten, ohne sich auszusöhnen. Nicht genug konnte Grabaus sich wundern, daß seine Frau, weit entfernt, ihr Unrecht einzugestehen, im Gegenteil ihn wie einen verstockten Sünder behandelte und durch ihr ganzes Gebaren ausdrückte, daß sie jeden Augenblick darauf wartete, er würde endlich zur Einkehr kommen.

Und in der Tat, eine unbedeutende Kleinigkeit bewirkte in ihm eine ganz andre Auffassung. Da in seinem Zimmer die Fenster geputzt wurden, hatte er sich ins Eßzimmer zurückgezogen, wo er zu dieser Morgenstunde ungestört saß, denn die Kinder tollten im Garten. Er hatte sein Buch sinken lassen und schaute auf die Straße. Dort stand seine Frau und handelte mit dem Gemüsemann. Die beiden schienen wegen eines Sackes mit Aepfeln nicht einig werden zu können. Der Mann, ein furchtbar ausgemergelter Kerl, schäbiger gekleidet als mancher Bettler, redete aufgeregt auf Frau Konstanze ein, rechnete ihr an den Fingern vor, streckte beschwörend die Arme aus, schlug sich aufs Knie und gestikulierte wie ein leidenschaftlicher Italiener. Wohl zehn Minuten währte die Szene. Jeden Augenblick dachte Grabaus, nun wäre es genug, seine Frau würde nachgeben. Aber diese blieb unbewegt, bis schließlich der Mann wütend seine Peitsche auf den Wagen warf, den Sack herunterriß und mit dem ganzen Ausdruck eines erbosten Menschen seine Last ins Haus trug. Frau Konstanze aber warf einen Blick zum Fenster hinauf, wobei sie zum erstenmal seit mehreren Tagen wieder lächelte.

Grabaus klappte das Buch zu und dachte aufgeregt: ‚Wie hätte ich wohl diesen Einkauf besorgt? Offenbar hätte ich nicht bloß sogleich den geforderten Preis bezahlt, sondern womöglich auch noch dem Gemüsemann einen anständigen Rock geschenkt. Und dabei besitzt der Kerl Grundstücke und ist in einer höheren Steuerklasse als ich. Blamiert hätte ich mich und als gänzlich untüchtig erwiesen ... Ich aber verlange von meiner Frau, die eine tüchtige Hausfrau ist, die ihre Kinder in Zucht und Ordnung hält, die feilscht und sorgt und sich müht von früh bis spät um unser Wohl — ich verlange von ihr, daß sie die Welt mit meinen Augen ansieht, was ihrer Natur so wenig entspricht wie das Gegenteil meiner! Betrogen fühle ich mich? War nicht vielleicht ich es, der sie um ihr Ich betrügen wollte, der, ohne ihr Wesen zu erkennen, ihr immer vorredete: so bist du und nicht anders! Ja, wenn ich schon betrogen bin, so hat doch sie nicht schuld, sondern ich. O, ich Narr,‘ dachte er. ‚Mich selbst sollte ich ausschelten und niemand anders.‘

Während solche Gedanken ihn ergriffen, hatte er zwar noch immer ein bitteres Gefühl von Enttäuschung und Leere. Gleichzeitig aber regten sich neue Kräfte. Und während er die Zukunft überschaute, glaubte er sich stark genug, von nun ab bewußt auf seinem Wege einsam vorwärts zu schreiten.

Nach der stumpfen Niedergeschlagenheit der letzten Tage kamen die Einfälle und Pläne jetzt in Fülle über ihn. Vor dem Essen ging er noch zu seiner Frau, die auf dem Boden ihre Aepfel auspackte, und sagte, er hätte sich entschlossen, in der nächsten Woche nach Berlin zu reisen und beim Ministerialdirektor Wohlbold um eine Audienz nachzusuchen. Der Ministerialdirektor, der bei der Besetzung der Lehrstühle an preußischen Universitäten eine gewichtige Stimme besaß, war ein Studienfreund seines Vaters und ihm selbst wohlgesinnt.

Frau Grabaus hörte diesen Plan ruhig an, während sie damit fortfuhr, die Aepfel sorgfältig einen nach dem andern blank zu putzen. Schließlich sagte sie:

„Naja, also bist du doch zur Vernunft gekommen. Lange genug hat's ja gedauert. Das mit Wohlbold leuchtet mir sehr ein. Ich hab' an den gleich gedacht.“

„Sooo?“

„Ja, das ist doch ganz klar, daß du dich an den wenden mußt. Aber ihr Philosophen braucht ja immer erst drei Tage Gedankenarbeit, ehe ihr das findet, was 'ne Frau sofort sieht. Uebrigens, du“ — rief sie ihm nach —, „wenn du nach Berlin reist, mußt du mir bei Wertheim verschiedenes besorgen. Meine Schwestern möchte ich nicht damit betrauen, die machen bei solchen Gelegenheiten immer einen Schmuh für sich.“

•

Weißschimmernde Lichtkugeln in bläulichem Dunst und vom Horizont her ein Sprühen rotgoldener Funken, letzter Goldglanz über den bräunlichen Blättern, die langsam hier eins und dort eins in kreisendem Tanz zu Boden fielen, ein Fluten von Menschen und Wagen über den breiten Platz und die endlose Straße hinunter, ein Aufleuchten blitzender Augen, seidener Stoffe, künstlicher Blumen, ein Wogen, Hasten, Lärmen, Klingeln und Rasseln — und das alles doch gedämpft, wie aufgetrunken von der weichen Herbstabenddämmerung: in diesem ersten Eindruck, den Grabaus nach langem Fernsein von Berlin empfing, lag etwas von festlicher Feier, als wenn die große Stadt sich nach vollbrachter Sommerschlafenszeit zur Winterauferstehung rüstete. Er selbst fühlte sich gehoben, leichter, mutiger; die Sicherheit und Energie, mit der all diese Tausend ihren Zielen entgegeneilten, wirkte ansteckend auf ihn, vom Sturmschritt der Menge fühlte er sich fortgerissen, von ihrem Leichtsinn sich angesteckt, vom heißen Atem ihrer Begierden durchwärmt, wie berauscht von diesem brandenden Wogen, das,

aus Millionen Wellen zusammenklingend, ein einziges zu verkünden schien: Leben! Wie war das anders, als wenn er daheim durch die nachtschlafenen Straßen schritt, an dunkeln Häusern vorbei, ein einsamer Spätling, dessen hallender Schritt allein die stummen Gedanken begleitete.

Fast hätte er gewünscht, um diesen Abend allein genießen zu können, sein Freund, der Maler Fritz Gebhard, den er zu besuchen sich vorgenommen hatte, wäre nicht daheim. Und nachdem er die vier Treppen eines Hauses in der Potsdamerstraße hinaufgestiegen war und ziemlich rasch hintereinander geklingelt hatte, ohne daß jemand öffnete, wollte er schon umkehren. Doch da blickte Fritz Gebhard grade durch den Türspalt.

„Naa?" fragte er in mißtrauischem Ton.

„Kennst mich wohl nicht mehr?"

„Ja — was? Du bist's?! Ja, was treibt dich denn hierher? Aber das ist ja großartig! 'n Tag! 'n Tag!"

Dabei schüttelte der Maler ihm beide Hände. Dann folgten Fragen und Antworten, nach Befinden, Reise, wie es Frau Konstanze und den Kindern ginge, was die Kunst, was die Wissenschaft machte? — Dabei standen die beiden noch immer zwischen Tür und Angel. Schließlich sagte Grabaus:

„Höre, da ich dir hoffentlich nicht lästig bin, könntest du mich eigentlich auffordern, einzutreten."

„Hm — nämlich — ich habe Damenbesuch!"

„Ach — — das heißt, eigentlich hätte ich mir das ja denken können."

„Es geniert ja weiter nicht. Nur — sprich, bitte, nicht drüber."

„Na hör mal!"

Während Grabaus seinem Freund durch den schmalen Gang folgte, hielt er ihn noch am Rockärmel fest.

„Ach erlaube — es ist doch nicht eine verheiratete Frau?"

„Gott bewahre."

„Das wäre mir auch etwas peinlich."

„'n junges Mädchen wäre doch eigentlich noch peinlicher," murmelte Gebhard.

Sie traten in das von einer Bogenlampe erhellte Atelier. In einem Winkel saß an einem Teetischchen, ihnen halb den Rücken zukehrend, eine verschleierte junge Dame, die den einen Handschuh halb ab- oder wieder übergestreift, eifrig und unverwandt ihr eignes Bildnis auf einer in der Mitte des Ateliers stehenden Staffelei lorgnettierte.

Bevor Gebhard noch seinen Freund vorstellen konnte, erhob die Dame sich eilig, aber mit der vollkommenen Natürlichkeit einer ihrer selbst sicheren Weltdame und sagte:

„Es tut mir sehr leid, Herr Gebhard, aber mein Kutscher fährt mir davon, wenn ich nicht komme. Das Bild hat mir ausgezeichnet gefallen, und ich werde nicht verfehlen, der Baronin —"

„Ach Maggie," sagte der Maler leichthin, „das hier ist mein bester Freund. 'n anständiger Mensch obendrein."

„Aber — Herr — —" unterbrach Maggie ihn in leicht befremdetem, doch nicht unwilligem Ton.

„Weißt du Schatz, ihm gehören all die Taschentücher H. G. in meiner Kommode. Seit sechs Jahren hat er sie noch nicht zurückverlangt, die gute Seele. Daraus kannst du doch sehen, was für gute Freunde wir sind. Heinrich Grabaus, Philosophieprofessor. Maggie Thön vom Deutschen Theater."

Auf dem schönen Gesicht des Fräulein Thön verrieten Bestürzung, Verwirrung, Scham, Besiegtheit von der kecken Weise ihres Freundes sich in einem so reizenden Spiel der Züge, daß Grabaus von dieser lieblichen und so schnell sich ihm menschlich nähernden Erscheinung ganz entzückt war. Der großen Dame aus der Gesellschaft machte er eine mehr als tiefe Verbeugung, das schöne, liebenswürdige Mädchen gewann ihm ein herzliches Lächeln ab, die Schauspielerin betrachtete er mit neugierigen, Geheimnisvolles ahnenden Augen.

Nachdem Grabaus so als Freund vorgestellt war, vertauschte Fräulein Thön ihr zurückhaltendes und würdevolles Wesen mit einer anmutigen Vertraulichkeit. Sie legte Schleier und Handschuh ab, goß dem Gast Tee ein und holte von einem Wandbrett ein Kästchen mit allerhand Knusperzeug gefüllt, das sie herumreichte. Sich selbst zündete sie eine Zigarette an. Dann fragte sie Grabaus, wie lange er sich in Berlin aufzuhalten gedächte, und als dieser antwortete, er wollte nur einige Tage bleiben, um seine Angelegenheit zu ordnen, meinte sie, er müßte doch auch von den Anregungen Berlins, den Theatern und Konzerten etwas mit genießen.

Während die beiden so ins Plaudern kamen, warf Gebhard dazwischen:

„Was hast du eigentlich für heute abend vor?"

„Einstweilen nichts. Falls du frei bist —"

„Es tut mir riesig leid, aber ich muß nachher zu einer Komiteesitzung. Und wenn die zu Ende ist —"

Maggie biß sich auf die Lippen und sagte:

„Also willst du wirklich dahin?"

„Ich kann nicht anders. Es ist doch nicht zum Vergnügen — einfach Dienst . . ."

„Minnedienst!" sagte sie etwas höhnisch. „Dich lockt ja bloß die schöne Frau Platen."

„Tata!" machte er und zog die Stirn hoch. „Was du für Ideen hast!"

„Warum gehst du denn sonst hin?"

„Ich muß. Ich hab's versprochen. Wenn ich mich nirgendwo zeige, wie soll ich dann Aufträge bekommen?"

„Laß doch die Leute zu dir kommen."

„Aber wenn sie nicht wollen? — Die Kunst geht nach Brot."

„Ach! Glauben Sie das alles nur nicht!" wandte Maggie sich an Grabaus. „Die Kunst ist ihm nur ein schöner Vorwand. Verliebt ist er. Verliebt wie ein Primaner in eine herzlose, kalte, stolze Frau. Ach, was die Leute nur an der finden! Da kommt sie her aus ihrem Provinznest, und alle liegen vor ihr auf den Knien. Aber unterhalten Sie sich nur mal mit ihr! Eine Puppe! So fad! So fad! — Ich hab' sie gesehen. Auf 'nem Bazar. Vor lauter Stolz hat sie den Kopf nicht bewegt, aus Angst, ihre siebenzackige Krone fiel herunter. Dabei ist sie nicht mal von Adel."

„Erlaube," sagte Gebhard nicht ohne Wichtigkeit, „sie ist eine geborne von Hellen."

„Sekt hat sie verkauft. Mit 'ner Miene wie 'ne Mutter Gottes, die den Segen austeilt. So kredenzt man doch nicht Sekt. — Schau, Liebster, was hast du an der Frau? Meinst du, die würde dich je erhören! Ach ihr Männer! Nein, nein, was seid ihr für ein Volk!"

„Recht so! Bravo!" sagte Gebhard. „Ich würde zur Bekräftigung gleich eine Teetasse zerschlagen. Eine ganz ordinäre, niederträchtige Gesellschaft sind wir Männer. Man sollte uns allen — oder vielmehr euch allen die Kehle abschneiden. Nur du dürftest am Leben bleiben — du und um dich kniend hunderttausend Mannsbilder."

„Ach, mach keine Scherze. Tatsache ist, daß du in die Frau verliebt bist und mich abscheulich vernachlässigst."

„Aber wenn ich dir nun sage, daß Frau Platen überhaupt heute abend nicht da ist? Und wenn ich dir verspreche, dich vom Theater abzuholen?"

„Wirklich?!"

„Ich schwöre."

„Ach, du bist doch ein lieber Kerl. — Und Sie, Herr Doktor? Hätten Sie vielleicht Lust, mit ins Theater zu kommen? Wir haben heut Hero und Leander, mit mir als Janthe."

„Das wäre eine Idee!" sagte Gebhard vergnügt. „Nachher speisen wir alle bei Maggie zu Abend. Was es halt gibt. Kinder, das wird sehr gemütlich!"

„Mögen Sie?" wandte Maggie sich mit liebenswürdigem Lächeln an Grabaus.

„Ja — wenn ich nicht —"

„Ach nur keine Höflichkeiten! Sie können mir keinen größeren Gefallen tun, als mit mir ins Theater zu kommen. Wenn ich einen Bekannten dort weiß, geht's mit dem Spiel gleich viel besser. Und ihm tun Sie den größten Gefallen, wenn Sie uns nachher begleiten."

„Ohne 'ne kleine Spitze geht's doch nicht," lachte Gebhard.

„Das soll keine Spitze sein! — Aber Herrschaften" — sie hatte ein Uehrchen aus dem Busen gezogen, das sie mit komischem Entsetzen anstarrte — „es ist allerhöchste Zeit. Ich will mich nur geschwind abbürsten, gleich bin ich wieder da."

Sie verschwand in des Malers Kammer, und kaum war sie draußen, als Gebhard seinen Freund bei der Hand nahm.

„Liebster, vor Mitternacht kann ich unmöglich aus der Sitzung sein. Nicht wegen Frau Platen. Die ist gar nicht da. Aber — na, ich kann einfach nicht. Wenn ich Maggie das gleich sagte, wäre sie vor Eifersucht außer sich. Ich hab' sie furchtbar gern, wirklich, sie ist reizend, gut, lieb, ein bezauberndes Kind — aber eifersüchtig! Du mußt sie ein bißchen trösten, nimm dich ihrer an, sag ihr einige Süßigkeiten, dann merkt sie gar nicht, wie die Zeit herumgeht, bis ich komme."

Grabaus machte ein etwas entsetztes Gesicht. „Ja — aber —"

„Sprich mit ihr über ihre Kunst. Vertreib ihr die Zeit. Mein Gott, sie ist doch kein Drache!"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Na, also! Du verplauderst eine reizende Stunde mit ihr, und ich komme viel zu früh. Ach du Glücklicher, und ich muß in diese blödsinnige Sitzung. Wenn wenigstens Frau Platen da wäre! — Ja, das ist eben, es lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht," fuhr er in demselben Ton ohne die geringste Unterbrechung fort, als Maggie wieder hereingekommen war.

„Was hält nicht?" fragte diese.

„Wir sprechen von Oel und Pastell, mein Liebchen. Mit Pastell lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht. Ist eben 'ne oberflächliche Sache. Oel aber, das dringt tief ein. Das ist der große Unterschied."

„Ja," sagte Maggie, „Pastell und Oel — das ist wie die Liebe bei Männern und Frauen."

„Sehr fein gesagt! Maggie, da hast du dir 'nen brillanten Abgang verschafft. Aber nun macht auch, daß ihr fortkommt!"

Gleich darauf saß Grabaus mit seiner niedlichen Nachbarin im Wagen und fuhr zum Deutschen Theater. Während der Fahrt fragte sie ihn über ihren Freund aus, Grabaus mußte erzählen, wie sie zusammen die Schulbank gedrückt hatten, was für tolle Streiche Fritz schon als Gymnasiast verübt hatte. Auch wollte sie wissen, wie viele Geliebte er besessen? Darüber aber erklärte Grabaus nichts zu wissen.

„Ach," seufzte Maggie, „es hackt eben keine Krähe der andern die Augen aus. Nur die gerechnet, die er ableugnet, geben ein ganzes Register. Und von wie vielen weiß ich nichts!"

Im Theater ließ sie es sich nicht nehmen, für ihn ein Billett zu besorgen. Nachdem sie sich seinen Platz gemerkt hatte, eilte sie schnell durch den Schauspielereingang in ihre Garderobe.

Es war noch ziemlich leer, und Grabaus hatte einige Zeit zum Nachdenken. Daheim brachte

um diese Zeit Frau Konstanze die Kleinen zu Bett, und Mammilind würde den abwesenden Vater gewiß besonders warm dem lieben Gott empfehlen. Und morgen früh würde er zeitig aufstehen und sich in Frack und weißer Binde aufs Ministerium begeben müssen. Angenehme Aussichten! Doch weder das Morgen noch seine Familie konnte seine Gedanken beschäftigen. Als wäre das alles durch eine Kluft vom heutigen Abend getrennt, als wäre es unwirklich und unwahrscheinlich — während jenes reizende Mädchen, das gleich vor ihm auftauchen würde, Wirklichkeit war. Sie schwebte ihm vor, und er fragte sich, was eigentlich das Hübscheste an ihr sei? Die biegsame und doch volle Gestalt mit dem wunderbar feinen Gliederbau, ihre Augen, deren samtdunkle Sterne so weich und tief in der weißen Netzhaut ruhten? Ihr Wesen suchte er zu ergründen, die Bedingungen ihrer Existenz, ihre Herkunft, Erziehung — doch kaum hatte der trockene Verstand diese Fragen gestellt, als eine hastige und energische Stimme sagte: Sie ist so wie sie ist! Wie könnte sie wohl anders sein? Reizend ist sie. Ihre Hand — man denkt, sie müßte abbrechen vom Arm, so fein ist das Gelenk, und doch wie fest ist ihr Druck! Und Fritz muß einfach verrückt sein. Ein kalter, gefühlloser Unmensch! Ich werde sie trösten nachher! Mit aller Kraft meiner Ueberzeugung werde ich ihr zureden, daß sie sich losmachen soll von ihm, ihn vergessen, um — Nun was um? Um sich in mich zu verlieben? Bin ich denn verrückt? — Er blickte nach oben, der Kronleuchter begann sich zu drehen, die Lichter flossen auseinander und wieder zusammen. Ihn schwindelte. Da tönte ein Klingelzeichen. Er nahm den Theaterzettel, und während er die Namen durchlas, atmete er bebend und erwartungsvoll.

Der Vorhang ging auf. Und als in feierlich heiterem Rhythmus die Einleitungsworte des Dichters an sein Ohr schwebten wie ein klarer Luftstrom, von Blau und Sonnengold durchwirkt, da wurde ihm selbst feierlicher und stiller zu Sinn. Hinausgehoben wurde er aus dem Sinnenrausch, der ihn umnebelt hatte, die Umwelt versank, die ungeheure Stadt mit ihrer wogenden Unrast, die zahllosen Gesichter, die sich leicht und tief im Vorüberhasten ihm eingeprägt hatten, der Maler, die reizende Freundin, sie alle vergaß er. Einzig Hero, die Priesterin stand vor ihm, das junge Geschöpf der Erde, und doch wie überirdisch, lockend in ihrer Mädchenschönheit und unnahbar zugleich in ihrer Reinheit, in deren Brust alle Wünsche ihres Geschlechts wohl lebten, aber eingeschlummert waren wie Vögel in ihrem stillen Nest — sie allein war da und schien zu sagen: Tritt ein in mein Heiligtum einer höheren und reineren Welt. Und als dann Maggie die Szene betrat als muntere Janthe, da war er zuerst beinahe enttäuscht. Gegen Heros anmutige Hoheit verschwand fast ihre Zierlichkeit. Doch dann nahm sie ihn wieder gleich gefangen, wie sie, die spöttische Keckheit ihrer Worte mildernd, mit ihrer Schalkheit alle fröhliche Lust neu erwachen ließ und mit geröteten Wangen, schnell atmender Brust den ganzen Zauber einer jungen spielenden Welt hereintrug, Mädchenlachen und Mädchenneugier, Waldduft und tanzenden Sonnenflimmer. Ein schöner, großer Eindruck steigerte sich immer mehr.

Am Schauspielerausgang wartete er auf sie. Dicht gehüllt in einen Schleier wegen der kalten Nachtluft nahm sie seinen Arm und stieg mit ihm in eine Droschke. Sie fror, und manchmal fühlte er, während unter dem Mantel ihr Arm den seinen leicht berührte, wie sie zusammenschauerte. Sie sprachen von dem Stück. Gern wollte Maggie wissen, wie jeder einzelne Schauspieler und jede Schauspielerin ihm gefallen hatte. Er aber stand noch ganz unter dem Bann der Dichtung selbst, und an die traurigen, schlechtvorbereiteten Aufführungen zu Haus gewöhnt, hatte er nur den Eindruck einer vollkommenen Harmonie des Zusammenspiels, ohne diese gegen jene Leistung gleich abwägen zu können.

Rascher als auf der Herfahrt langten sie diesmal am Ziel an.

Während Maggie die Treppe hinaufeilte, sagte sie:

„Ich will nur hoffen, daß Fritz da ist. Weh ihm, wenn er mich warten läßt."

„Wär's denn so schlimm, wenn er ein bißchen später käme? Es könnte ihm doch was in die Quere gekommen sein."

„Ach, ach, in die Quere kommen! Wenn er nicht da ist, hat er nicht da sein wollen. Früher war er immer pünktlich."

Ein altes Dienstmädchen, schwarz und fett, einer Zigeunermutter ähnlich, öffnete den Korridor.

„Huscha, ist Herr Gebhard schon da?"

„Herr Gebhard? Ne, der ist noch nicht da."

Maggie stampfte auf, und wie sie jetzt mit schwärzeren Augen, blasseren Wangen und mit gerunzelter Stirn unter dem weißlichen Gaslicht stand, sah sie ganz verändert gegen vorhin aus.

„Hm — also doch! Huscha, mach uns geschwind was zu Abend. Wir sind drei. Herr Gebhard muß jeden Augenblick kommen."

„Wenn's man wahr is," erwiderte diese, indem sie den neuen Gast mit nicht allzuviel Wohlwollen musterte. „Ich glaube, heut kommt er gewiß nicht mehr. Der macht sich anderswo 'n vergnügten Abend."

„Ach ärgere du mich auch! Mach und koch Eier. Eh sie gar sind, ist er da."

„Wenn's das jnädje Fräulein so jenau weiß. Ich glaub's aber nich," brummte die Alte skeptisch.

„Nein!" sagte Maggie, als sie ins Zimmer getreten waren. „Wie die mich mit ihrem

Pessimismus ärgert. Die könnte einem die ganze Welt greulich machen. Und was mich am wütendsten macht, sie hat immer recht. Immer trifft's ein, was sie sagt."

Maggie schob ein mit Büchern und Rollen bedecktes Taburett, das neben dem Divan stand, beiseite und bot ihm Platz. Sie selbst wollte nur schnell die Schuhe wechseln.

Es war ein nicht allzugroßes Zimmer. Auf dem mit graugrünem Gewebe bedeckten Fußboden standen weiße Lackmöbel. Einige herunterhängende Leuchtkörper in Form von Kleeblättern spendeten mildes Licht, das durch die hinter dem Diwan stehende rotverschleierte Stehlampe eine wärmere Tönung erhielt. Grabaus hatte nur kurze Zeit in den Büchern geblättert, als Maggie wieder erschien.

„Noch immer nicht!" sagte sie vorwurfsvoll, während sie einen Schulterhaken an dem lang herunterfallenden Gewande zunestelte. „Ist das nicht geradezu empörend?!"

„Aber warum soll er denn nun nicht einfach verhindert sein? Das kann doch dem pünktlichsten Menschen passieren."

Maggie setzte sich auf einen kleinen Hocker neben dem Diwan.

„Daß Sie ihn auch noch entschuldigen! Warum wollen Sie nicht ehrlich sein und sagen: er ist abscheulich!"

„Wenn er nichts dafür kann, allerdings dann ist er abscheulich."

„Und wenn Sie an seiner Stelle wären, würden Sie dann auch so sein?"

„Wenn ich an seiner Stelle wäre — — wahrhaftig nein, ich glaube, ich wäre sehr pünktlich gewesen."

„Das ist lieb von Ihnen! Ich glaube auch, Sie sind ein ehrlicher Mensch, der sein Wort hält. Aber von mir ist es gar nicht hübsch," fuhr sie mit plötzlich veränderter Stimme fort, „daß ich so viel Aufhebens mache, weil er fehlt, statt froh zu sein, daß Sie mir Gesellschaft leisten."

Sie öffnete einen Zigarettenkasten und reichte ihm Feuer.

„Wir wollen vergnügt sein und plaudern... Sehen Sie mal, das ist meine neue Rolle. Die Edrita in ‚Weh dem, der lügt'. Ach, darauf freu' ich mich. Ich will so natürlich, so munter, so treuherzig, so täppisch sein, wie ich nur kann. Und doch dabei immer das listige Mädchen, das schlau durch die Liebe wird. Die ersten Akte kann ich schon. Hören Sie zu! Sie geben mir die Stichworte."

Sie reichte ihm die Rolle, und während er die abgerissenen Endworte sagte, sprach sie in einem für ihn wieder neuen Ton die Verse ihrer Rolle.

Doch mitten in das Spiel wurde die Tür aufgerissen, und Maruschka erschien mit der ganzen Breite ihrer Person auf der Schwelle.

„Jnädjes Fräulein, es is angerichtet."

„Ja doch," rief Maggie ungeduldig.

„Die Eier sind auch gar."

„Ja, ja."

„Is denn Herr Gebhard nu da?"

„Nein! Merkst du das nicht? — Ach, dies Untier! Sie ist so gut und treu, aber ihre Bosheit kann sie nicht lassen. — Kommen Sie, wir wollen essen. Ach, aber ich mag nicht. Ich hatte mich so auf ihn gefreut. Nun geht's auf Mitternacht —"

„Er wird schon noch kommen."

„Ja, gegen Morgen. Todmüde, blasiert, gähnend... Ach, wir Frauen. Ach Gott, die arme Hero! Was muß die ausstehen wegen ihrer Liebe. Und doch war Leander ihr treu. Warum muß das sein, die Liebe? Warum müssen wir Frauen so sein, daß wir nicht ohne das auskommen können? Warum sind die Männer so treulos! Sehen Sie, bei jedem, den ich kennen lerne, und der mir gefällt, muß ich denken: wie lange wird's dauern? Ich habe eine förmliche Angst, mich zu verlieben. Und doch kann ich nicht leben ohne Liebe."

„Aber gibt's denn nichts, was noch stärker ist?" wandte Grabaus ein. „Haben Sie nicht Ihre Kunst?"

„Ach, ohne Liebe ist es auch mit meiner Kunst nichts. Zum erstenmal habe ich mit Talent gespielt, als ich mich das erstemal verliebt hatte. Die Liebe gibt mir Kraft, Feuer, Leben, alles, alles. Ohne Liebe bin ich ein Lämpchen ohne Oel. Ich könnte hungern, auf Stroh schlafen, aber jemand müßte an meinem Lager knien und sagen: Maggie, ich liebe dich! Maggie, ich liebe dich."

Ganz weich, wie traumverloren klang ihre Stimme durch die rote Dämmerung, wie sie mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgebeugt, flüsterte, als wenn sie an der eignen Stimme sich verzauberte: „Maggie, ich liebe dich."

Sie ergriff seine Hand, und sich näher zu ihm beugend, flüsterte sie: „Sagen Sie's mal! Ich möchte hören, wie's von Ihrer Stimme klingt: Maggie, ich liebe dich."

Weicher und einschmeichelnder schienen ihm nie Worte geklungen zu haben, voll dunkler Sehnsucht schauten ihn die schwarzen Augen an, unter der gepreßt atmenden Brust glaubte er den schnellen Herzschlag zu hören. Eiskalt lag ihre schmale Hand in seiner, und ihm war, als müßte er statt aller Antwort ihre Hüften umschlingen und mit einem Kuß ihr den Mund verschließen. Da richtete er sich auf, und leicht seine freie Hand auf ihre Schulter legend, stieß er hervor:

„Maggie — im Scherz mag ich's nicht sagen. Und im Ernst — darf ich's doch nicht."

Einen Augenblick schaute sie ihn noch an, wirr und wie umnebelt. Dann sprang sie auf und ging hastig hin und her.



Goldene Hochzeit

Nach dem Gemälde von Walter Firle (München)

Er hatte sich auch erhoben und sagte in unsicher scherzendem Ton:

„Man soll nicht mit dem Feuer spielen, Maggie."

Doch sie, wie gänzlich umgewandelt, streckte ihm mit ihrem schönsten Lächeln die Hand hin.

„O, das ist schön von Ihnen!" sagte sie voll Enthusiasmus. „Das ist edel! Tausend Männer an Ihrer Stelle hätten mir jetzt Liebe geschworen, hätten die Situation ausgenützt. Daß sie mich belügen, daß sie den Freund betrügen, das wäre ihnen gleichgültig gewesen. Aber Sie sind besser! Ich danke Ihnen. — Wollen Sie mein Freund sein?"

Er drückte ihre Hand.

„Sie sind ein reiner Mensch! Sie sind treu, edel, wahrhaftig. Ach, solch einem Mann bin ich nie in meinem Leben begegnet. Alle wollen sie mich besitzen. Alle schwören beim Heiligsten, Teuersten, bei ihrer Ehre, bei ihrem Gewissen, bei allem, was es Unzerstörbares geben sollte — und alle brechen ihre Schwüre. Aber Sie sind nicht so! O, dafür bin ich Ihnen so dankbar! Nun mag Fritz bleiben, wo er will. Ich habe einen Freund gefunden. Nicht wahr, Sie werden mein Freund sein? Ach, ich will Ihnen nicht lästig fallen. Sie sollen mir nur manchmal raten, mir zuhören, im Guten an mich denken. Nicht wahr, das ist nicht viel? Kommen Sie, nun bin ich so vergnügt, als wenn ich 's große Los gewonnen hätte. Nun wollen wir's uns schmecken lassen."

Kaum vermochte Grabaus diesem Wirbelstrom der Worte zu folgen. Noch war er zu verwirrt. Halb reute seine Standhaftigkeit ihn, er kam sich töricht vor, und doch im Innersten fühlte er sich erleichtert, als wenn er nach banger Schwüle frischere Luft atmete, und die tiefste Stimme gab ihm recht. Maggie ging voran in ein kleines, holländisch eingerichtetes Eßzimmer. Auf dem Büfett standen Delfter Teller neben mattglänzenden Zinnschalen. Der Tisch in der Mitte war sauber gedeckt. Maggie bot ihm Platz und schnitt ihm Brot, reichte ihm die Schüsseln und ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst aufzulegen.

„Eine Viertelstunde müssen Sie jetzt still sein und essen, essen, essen. Sie müssen nach der Reise wütend hungrig sein. Nichts schrecklicher für einen Mann als ein leerer Magen, so schlimm wie für die Frau ein leeres Herz... Hier die Sardinen müssen Sie kosten. Das ist Fritzens Leibgericht. Wir wollen sie ihm rein aufessen. Wenn er die leere Büchse sieht, das wird ihn tiefer kränken, als wenn er erführe, Sie hätten mich ihm gestohlen. — Ach, aber was schwatz' ich alles! Sie sollen essen."

Mit einem Ruck lehnte sie sich zurück und verstummte gänzlich. Ihr selbst schien das Essen mehr Spielerei zu sein, und sie achtete weniger auf die Stillung ihres eignen Appetits als darauf, daß ihr Gast tapfer zulangte. Als sie dann fertig waren, nahm sie die Weinflasche und ein Glas, und beide saßen wieder auf ihrem alten Platz.

„Nun machen Sie sich's bequem. Denken Sie, Sie wären zu Haus. Ich wäre Ihre Frau. Ach, wie hübsch muß das sein, so als Mann und Frau zu sitzen. Die Kinder schlafen. Tages Müh und Plage ist vorbei. Der Regen trommelt gegen die Scheiben. Ach, Sie müssen doch sehr glücklich sein. Nicht wahr?"

Er lachte und sagte in leichtem Ton:

„Man schätzt das, was man hat, immer weniger, als das, was man nicht hat. Eine undankbare Kreatur ist der Mensch."

„Was machen Sie, wenn Sie abends mit Ihrer Frau zusammensitzen?"

„Alles mögliche. Man liest sich vor — was täten Sie denn, wenn Sie meine Frau wären?"

„Ich?... Am liebsten machte ich Zukunftspläne. Das wäre meine Leidenschaft. Wenn ich einen sicheren Boden unter den Füßen hätte und an morgen denken dürfte — ich lebte ganz in der Zukunft. Ich stellte Reisen zusammen. Ich baute Häuser. Ich begleitete meine Kinder auf ihrem zukünftigen Lebensweg. Ach, schön muß es sein, Zukunft zu haben."

„Aber Maggie, wie sprechen Sie denn? Liegt vor Ihnen nicht die schönste Zukunft?"

„Meine Zukunft — haha! Möchten Sie wissen, wo meine Zukunft liegt? Im Souffleurkasten, im Spital, im — und das wäre vielleicht noch das beste — im Bett eines alten, reichen Juden. Aber sterben werde ich da nicht. Ich werd' im Elend sterben. On revient toujours... Ich bin auf der Gasse groß geworden. Warum soll ich da nicht auch sterben? Wenn ich ein altes Weib mit Streichhölzern sehe, denke ich immer: Grüß dich Gott, Zukunft!"

„Ach, was sind das alles für Einbildungen? Sie mit Ihrem Talent!"

„Daß ich jung und hübsch bin, das ist das Beste an meinen Talent... Komm mir nur keiner mit Zukunft. Ich hab' kein Gestern, kein Morgen. Manchmal finde ich alte Briefe, lese sie wieder, sehe noch die Tränen auf dem Papier. Und dann denk' ich und denke: Ja, wer war's denn nur, der dich damals liebte? Und den du so liebtest. Um den du geweint hast. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht darauf besinnen. Ich mag's auch nicht. Ich leb' im Augenblick. Was gestern war und morgen kommt, da pfeif' ich drauf. Ich will nicht wissen, wie die Tage fliegen, wie ich älter werde, wie die Runzeln kommen, Fettpolster, hohle Zähne. — Nichts will ich wissen als das, was ist... Ach, und doch muß es schön sein, still sitzen und Träume spinnen zu können."

Sie lehnte sich zurück, und leicht die Augen schließend wiederholte sie: „Ja, schön war's. Wie ich noch als Kind oft abends auf der dunkeln Hoftreppe saß, nichts hatte — alles hoffte... Nun hab' ich alles und hoffe nichts..."

Es war so still, daß man von nebenan die Uhr ticken hörte.

„Warum erzähle ich Ihnen das alles nur? Komisch! Glauben Sie, ich hätte je mit einem Menschen so gesprochen? Mit Fritz, mit irgend 'nem andern? Nie!"

Sie sprang auf.

„Nie! Warum mit Ihnen?"

„Vielleicht, weil Sie fühlten, daß die andern das Weib in Ihnen sahen, und ich uneigennützig bin."

„Das wird's wohl sein," sagte sie nachdenklich. „Den andern gegenüber war ich so, wie sie mich wollten. Gegen Sie aber kann ich sein, wie ich bin. Ich hab' Vertrauen zu Ihnen. Drollig!"

„Was ist drollig?"

Aber sie schien ihn nicht zu hören, sondern summte halblaut vor sich hin und sah ihn dabei von Zeit zu Zeit lachend mit zwinkernden Augen an.

„Maggie, ich glaube fast, Sie mokieren sich über mich."

„Nein! Ach nein. Wirklich nicht. Und doch ist es so drollig."

Sie kam wieder näher.

„Was ist so drollig? Sie oder ich?"

„Wir beide! Ein uneigennütziger Mann! Sie mögen mich nicht? Sie sind in Ihre Frau verliebt? Obwohl das kein Grund wäre. Aber ich gefalle Ihnen nicht. Ich bin nicht Ihr Genre. Oder warum sind Sie so uneigennützig? Wirklich aus Uneigennützigkeit?"

„Ja. Wirklich. Aber wenn Sie noch viel reden — weiß der Himmel, von Stein bin ich auch nicht."

„Ach!" machte sie, scheinbar grenzenlos erstaunt. „Nicht von Stein? Wirklich nicht?"

Er ergriff ihre Hand und wollte ihre Hüften umschlingen. Da wand sie sich wie eine Eidechse aus seiner Umklammerung.

„O, o! Nun brennt's! Hilfe, Hilfe! Das Strohfeuer brennt... Adieu Uneigennützigkeit!"

Grabaus aber, leicht berauscht und erregt wie er war, stieß das Weinglas beim Niedersetzen so heftig auf, daß es zerbrach.

„Sie sind ein Satan, Maggie! Lassen Sie mich gehen."

Im ersten Augenblick wollte sie aufjubeln vor Uebermut. Doch, wie sie ihn da stehen sah, mit finsterem Gesicht, wurde sie plötzlich zaghaft.

„Was, was heißt denn das?"

„Verzeihen Sie — aber es ist doch wohl besser, wenn ich mich empfehle. Seien Sie nicht böse."

„Ich — böse?" murmelte sie. „Nein nein, nur nicht gehn. Doch jetzt nicht. Ein solcher Abgang —" murmelte sie.

Ganz kleinlaut sammelte sie die größeren Scherben und holte dann von nebenan Schaufel und Besen, um alles rein fortzuwischen.

„So — so! Weg mit den Scherben! Darum soll doch unsre Freundschaft nicht zerbrochen sein. Hier," sie reichte ihm ein neues Glas, das sie voll geschenkt hatte, „bitte trinken Sie, zum Zeichen, daß Sie nicht mehr böse sind. Oder sind Sie noch böse?"

Er sah sie stumm an und sagte dann:

„Ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich für ein Wesen sind?"

„Ach, das weiß ich selbst nicht. Aber Sie müssen mir verzeihen."

Sie ergriff seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Nicht mehr böse sein?"

„Ist das alles nun Spiel oder ehrlich?"

„Ehrlich!" Sie sah ihn mit vollen Augen an. „Wirklich ehrlich! Ich wäre so glücklich, wenn Sie mein Freund sein wollten. Anders — ach, das wäre ja schrecklich gewesen."

„Warum sind Sie denn so?"

„Ich weiß nicht. Ich bin eben so. Aber Sie müssen mich deswegen nicht verachten. Sie müssen," ihre Stimme wurde weich und wie im Traum verschleiert, „Sie müssen mein guter, uneigennütziger Freund bleiben."

Er nickte, und als sie ihr Glas hochhielt, stieß er mit ihr an. Darauf trank sie lächelnd in langsamen Zügen den Wein aus.

Sie nahm wieder Platz und begann ein harmloses Gespräch. Sie erzählte ihm von ihrer Kindheit, ihren Anfängen beim Theater, ihren Kollegen. Still und friedlich saßen sie, als wäre nie etwas zwischen ihnen geschehen. Als dann die Tür sich öffnete und Fritz Gebhard eintrat, fuhr Maggie erschrocken auf. Zögernd ging sie ihm entgegen, ihre aufgeregte Freude hinter Gleichgültigkeit verbergend.

„Du bist's? So spät noch?"

„Herz, sei nicht böse! Die Sitzung zog sich endlos hin. Ich war der erste, der ging. Alle andern sind noch da."

„Auch Frau Platen?"

„Ja."

„Was, die war da?" schrie sie aufgebracht.

„Der reine Zufall! Nachher will ich dir alles erzählen. Erst gib mir was zu essen. Ich bin zum Umfallen hungrig."

„Ach du! Betrüger! Und dabei hat er mir doch hoch und heilig geschworen, sie käme nicht hin."

Gebhard machte eine hilflose Handbewegung.

„Nachher! Ich bin vor Hunger blödsinnig."

„Hast du denn überhaupt noch nicht zu Abend gegessen?"

„Ach, was man so nennt. Wie's bei diesen Leuten ist. Aristokratisches Geschirr und plebejisches Essen. Sei gut, Maggie. Geh, schenk mir was!"

Er nahm sie um die Taille und gab ihr einen herzhaften Kuß. Und als wäre mit einem Schlage ihr Zorn verflogen, rückte sie ihm gleich Teller und Messer zurecht.

„So, du armer Kerl! Nun stärk dich."

Grabaus und Maggie setzten sich mit an den Tisch. Maggie, die jetzt ganz in ihrer Sorge für Fritz aufging, hatte für Grabaus kaum noch einen Blick.

„Ach, Kinder, seid ihr aber gemein!" sagte der Maler und blickte schmerzlich enttäuscht auf die leere Sardinenbüchse.

„Ich hole dir 'ne neue. Es muß noch eine da sein!" sagte Maggie und eilte hinaus.

Der Maler stützte die Hand auf und sagte verträumt: „Marie Luise — Marie Luise."

„Wer ist das?" fragte Grabaus.

„Ach — Frau Platen! Solch eine Frau hast du noch nie gesehen. Ach, rein vom malerischen Standpunkt. Fleischtöne und ein Haar — Aber das alles — Der Mensch! — Der Mensch!!"

Nach diesen dunkeln Worten goß er sich mit elegischer Handbewegung Wein ein.

„Ich bin verliebt! Ertrunken in 'nem Meer von Liebe. — Und sie — Luft bin ich für sie. Wir alle sind Luft. Sie sieht uns kaum. Spricht nur mit alten Leuten. Marie Luise — der Name allein — Maggie, du bist ein Engel."

„Ach, das wäre Maruschka auch, wenn sie dir Sardinen brächte," sagte Maggie lachend.

Beinah mit Neid verfolgte Grabaus nun, wie Maggie für ihn kaum noch einen Blick hatte, sondern ganz Auge und Ohr für den Geliebten war. Als die Uhr eins schlug, wollte er sich empfehlen. Sofort stand Fritz ebenfalls auf.

„Freilich, es ist höchste Zeit. Maggie muß auch zu Bett. Sonst verschläft sie die Probe."

„Gehst du auch schon?"

Sie sah ihn an mit stumm flehendem Blick, und als er nur mit leisem Kopfschütteln antwortete, behingen ihre Wimpern sich mit blinkenden Tränen. Die Männer zogen sich schweigend die Mäntel an. Gähnend kam Maruschka, die so lange auf der Küchenbank geschlafen hatte, heraus, um ihnen zu leuchten. Grabaus verabschiedete sich zuerst. Noch einmal wollte Fritz die Geliebte zum Abschied küssen.

„Adieu, Maggie."

„Geh nur! Ich hasse dich!"

„Das war kein guter Abgang," murmelte er.

Auf der Straße schob Gebhard seine Hand unter den Arm seines Begleiters und stieß einen langen Seufzer aus. Es war dunkel und still, nur in der Ferne sahen sie auf der kreuzenden Friedrichstraße den hell erleuchteten Menschenstrom sich vorbeiwälzen. Nachdem sie eine Weile schweigend gegangen waren, sagte Grabaus plötzlich:

„Eigentlich hättest du dableiben sollen."

„Hätt' ich sollen? Ja, was sollte man nicht alles?! Aber in der Liebe und in der Kunst gibt es keine Sollen und Müssen. Man kann's oder kann's nicht."

„Und doch ist sie reizend."

„Aber mich reizt sie nicht. — Ach, glücklich lieben ist schön. Hoffnungslos lieben, auch das geht an. Aber hoffnungslos geliebt werden ist entsetzlich."

„Und doch hast du Maggie mal geliebt."

„Wie ein Wahnsinniger. Sechs Wochen war ich von ihr behext. Da war sie die Welt für mich. Da hab' ich die größten Dummheiten für sie gemacht. Alle Aufträge fortgeschickt, niemand gemalt, niemand gesehen als sie. Dann war's aus."

Sie traten in ein Café und suchten sich einen Tisch in einer Ecke.

„Warum ist das so?" fuhr der Maler fort. „Mit der Kunst wie mit der Liebe. Ein Rausch, der nie wiederkehrt. Ich sehe ein Motiv, eine Landschaft, einen Menschen — bin frappiert, Tag und Nacht schleppe ich's im Kopf mit mir herum, wenn ich davor trete, fange ich an zu zittern. Ich muß es malen. Gut, ich tu's. Wenn das Bild so wird, wie ich gewollt habe, dann ist das Motiv für mich erledigt. Ich mag's kaum noch ansehen. Es widert mich an, bestenfalls ist es mir gleichgültig. Manche malen zeitlebens dieselben Bäume, benutzen dasselbe Modell. Ich nicht. Und mit der Liebe geht's mir ebenso. Eine Frau, die ich geliebt habe, ist wie ein leergetrunkenes Glas. Ohne Reiz, ohne Duft, ohne Frische. — Ach, Erobern, das ist schön. In Ruhe besitzen, das ist Philisterglück. Hab' ich nicht recht?"

„Höre," sagte Grabaus mit einiger Heftigkeit, „ich kann das wirklich nicht beurteilen. Wenn mir jetzt Indianer oder Malayen von ihren Sitten erzählten, so könnte mich das kaum fremdartiger berühren als das, was du mir erzählst. Ich kann mir einfach kein Urteil erlauben. Aber das muß ich allerdings sagen: etwas indianisch und barbarisch kommt mir deine Art zu lieben vor."

Der Maler lächelte nur und erwiderte:

„Vielleicht bin ich ein Barbar."

„Was du vom Motiv sagst," fuhr Grabaus fort, „auch das stimmt nicht mal ganz. Malst du denn wirklich nur den Baum, den Fels, das Wasser? Nein, die Luft malst du, die Spiegelung, die ewig wechselnde Stimmung. Und so ist der Mensch doch auch, wandelbar! Gib deinem Herzen nur einen Stoß, geh morgen zu Maggie, sei gütig und verständnisvoll, so wirst du eine ganz neue finden. Tausend Maggies kannst du finden, wenn du nur treulich suchst. So wandelbar ist der Mensch."

„Ja, ja, so wandelbar, so wandelbar!" wiederholte der Maler. „So wandelbar bin ich aber auch, daß das, was mir heute gefiel, mich morgen kalt läßt. In mir lebt eben ein andres Bild. Und wenn ich morgen zu Maggie hingehe, dann steht die andre zwischen mir und ihr."

„Mein Gott, das arme Ding weint sich die Augen aus, wenn du nicht wiederkommst."

„Und doch ist es das beste, auch für sie. So quäl' ich sie nur mit meiner Gegenwart. Sie fühlt, daß ich sie nicht mehr liebe, und grämt sich. Aber wenn sie weiß, daß sie mich verloren hat, dann wird sie acht Tage weinen. Dann aber nach acht Tagen wird sie das leere Herzenskämmerchen wieder öffnen und einen andern hereinlassen."

„Glaubst du?"

„Sicher! Ich bin weder der erste noch der letzte. Auch sie ist ein wandelbarer Mensch. Gott sei Dank!"

Schweigend gingen sie die nächtigen Straßen hinunter. Aber vor dem Hoteleingang blieb Gebhard noch stehen und sagte:

„Höre, du mußt die Frau Platen kennen lernen. Dann wirst du alles verstehen und mir nicht mehr böse sein. Sie ist eine Frau, die man lieben muß. Wer nur irgend Empfindung hat, muß über sie alle andern vergessen. Willst du?"

„Aber wie ließe sich das machen?"

„Auf die einfachste Art von der Welt. Uebermorgen ist sie bei der Gräfin Kyllhausen. Du kennst doch das Haus der Gräfin?"

„Nie davon gehört."

„Ach, dort ist 'ne Art Jourfix. Sie selbst ist Theosophin und hat ein offnes Haus für Narren aller Art. Kommst du mit?"

Grabaus sagte zu.

„Die paar Stunden werden dich nicht reuen. Abgesehen von ihr triffst du auch 'ne ganze Menge amüsanter Leute dort. Es werden Vorträge gehalten. Also Donnerstag um halb vier. Ich hol' dich ab. Einverstanden?"

„Einverstanden."

„Dann gute Nacht."

„Gute Nacht und," Grabhaus hielt seinen Freund noch am Aermel fest, „denk noch mal an Maggie. Sie ist so reizend! Vielleicht grünt die Liebe doch noch mal."

Aber der Maler schüttelte den Kopf. Er trat auf die Straße zurück, und wie er mit der Hand zum letzten Gruß winkte, hörte Grabaus ihn murmeln: „Marie Luise, Marie Luise."

Nachdenklich stieg Grabaus die Treppe hinauf. Nachdem er die Kleider abgeworfen und sich aufs Bett ausgestreckt hatte, überkam ihn das Gefühl, von der ungeheuern Fülle der Eindrücke fast erdrückt zu werden. Das Licht erlosch, schon wollte er schlafen, da murmelte auch er noch halb im Dämmern des Traumes:

„Marie Luise — Marie Luise." Eine seltsame Musik lag in diesem Doppelklang: Marie Luise — Marie Luise.

*

In dem neumodisch und elegant tapezierten, mit einem zerschlissenen Ledersofa, einem runden Tisch und einer Anzahl schlechter Stühle ausgestatteten Vorzimmer des Ministeriums warteten bereits drei Besucher, als Grabaus eintrat. Am Kamin stand mürrisch dreinschauend ein schwarzer Herr, von dem ein starker Jodoformgeruch ausging. Er schien fortwährend mit seinen Nägeln zu kämpfen, die er bald abbiß, bald rieb, bald betrachtete. Am Fenster saß mit weit vorgestreckten Beinen und verrutschter Halsbinde ein alter Herr, der bei seiner Magerkeit ein ganz unmotiviertes Bäuchlein hatte, wodurch ein gewisser Zwiespalt in seine Erscheinung kam. Das Bäuchlein verriet Behaglichkeit und manchen guten Trunk, während die Hagerkeit sowie das gefurchte Gesicht von strenger Pflicht und ernstem Lebenswandel zeugten. Der dritte der Wartenden trug im Gegensatz zu den beiden andern, die im Frack waren, einen saloppen Gehrock. Er hatte eine Mappe in der Hand und spazierte ungeduldig auf und ab. Eine gewisse prahlerische Ungezwungenheit in seinem Wesen deutete an, daß er sich hier zu Hause fühlte.

Bei seinem Hin- und Herrennen war er dem am Fenster Sitzenden auf die Füße getreten, die dieser erschrocken einzog.

„Ents—chuldigen Sie!"

„Bitte, bitte, macht fast gar nichts."

Der alte Herr erhob sich nun schwerfällig, nannte seinen Namen und fügte hinzu:

„Sie sind wohl auch S—chulmann?"

„Ne, ne, ums Himmelswillen! Seh' ich so aus? Ich bin 'n janz harmloser Journalist."

„So — so. Ach, ents—chuldigen Sie, es hat doch seine Richtigkeit, daß die Sprechstunde von zwölf bis eins ist?"

„Na ja, so quasi. Das heißt auf deutsch von eins angefangen. Vor eins kommt der Geheimrat nie. Nach zwei schon eher."

„Aber das ist ja s—chrecklich. Ich warte s—chon seit halb zwölf hier. Um zwei Uhr kommt der Herr Ministerialdirektor manchmal?"

„Tja, lieber Gott, der Mann hat eben auch zu tun. Sehn Sie mal, wenn einer sozusagen die janze Bildung der Monarchie zu besummeln hat —"

„Es war alles so sonderbar. Der Diener wußte von char nichts. Und dabei habe ich mich doch bei dem Herrn Ministerialdirektor anchemeldet."

„Anmelden hat jar kein'n Zweck. 'ne Weile wird's wohl noch dauern."

Nach einiger Zeit wurde die Tür wieder geöffnet, und in untadligem Frack trat ein lebhafter Herr ein, der allen sehr vernehmlich guten Tag wünschte.

„Ents – chuldigen Sie —," wandte sich der Direktor wieder an den Journalisten. „Sie kennen den Herrn Ministerialdirektor wohl näher?"

„Wie meine Westentasche."

„Er soll wohl ein etwas s—chroffer Herr sein?"

„Das is nu janz verschieden. Wenn ihm was nicht paßt, kann er allerdings höllisch eklig werden."

„O ich glaube, das ist wohl nur eine fable convenue," warf jetzt der lebhafte Herr ein. „Verzeihen die Herren, wenn ich mich für einen Abwesenden in die Bresche werfe."

Er machte eine kurze Verbeugung, wobei er sich durch seinen kecken Schnurrbart fuhr, und nannte seinen Namen. Dann schüttelte er dem Direktor die Hand und sagte: „Es freut mich, einen Kollegen begrüßen zu können. Ich kann Sie versichern, unser Ministerialdirektor ist die Liebenswürdigkeit in persona. Ich hatte mehrere Male die Ehre, von ihm empfangen zu werden. Zuletzt noch vor vier Wochen. Da hat er mich sogar aufgefordert, mit ihm zu frühstücken."

„Haben Sie's getan?" fragte der Journalist.

„Leider war der Herr Ministerialdirektor verhindert."

„Is er immer."

„Na, schließlich ist das doch auch zu viel verlangt. Aber über Mangel an Entgegenkommen und Liebenswürdigkeit kann man sich wirklich nicht beklagen. Natürlich gehen diesen hohen Herren tausend Dinge durch den Kopf. Deshalb muß man sein Anliegen immer wiederholen. Nur nicht locker lassen! Ich bin jetzt das viertemal hier in derselben Sache."

„Und ich habe hier Szenen erlebt. Ei weh! — Uebrigens davon abgesehen, alle Achtung! 'nen klareren Kopf finden Sie selten."

„Und einen mit weitherzigeren Ideen ebensowenig," fügte der lebhafte Herr hinzu.

„Na, das nu jrade — Sehn Se mal, der Mann is vor allem Beamter. Der sieht eben jeden drauf an: paßt er mir in meinen Kram oder nicht? Ideen sind dem janz schnuppe. Vor allem will er Ruh haben in der ollen Postkutsche — denn bei dem heutigen Kurs —"

„Chott, da haben Sie recht. Der neue Kurs — ultra montes, ultra montes —"

„Na ja, erst übers Wasser und denn über die Berge."

„Pscht —" machte der lebhafte Herr, als sich die Tür öffnete und ein glattrasierter Herr eintrat, der, mit schlau verschämtem Lächeln um sich blickend, freundlich nach allen Seiten guten Tag wünschte. Nachdem er in irgendeiner Ecke Platz genommen hatte, wischte er sich die Feuchtigkeit aus seinen Mundwinkeln und fuhr fort, mit demselben schlauen, halb verschämten, halb spöttischen Lächeln um sich zu blicken.

Der alte Direktor zog wieder seine silberne Uhr aus der Westentasche.

„Nun warte ich hier s—chon drei volle Stunden. Das ist doch chanz s – chrecklich. Und das s—chlimmste ist, man vergißt chanz, was man eigentlich sagen wollte. — Ich danke bloß Chott, daß ich der erste bin —"

Das Gespräch war verstummt. Schläfrig schlichen die Viertelstunden hin. Durch die hohen kahlen Fenster fiel das graue Licht eines trüben Großstadthimmels. Grabaus hatte den Kopf aufgestützt und schaute auf das Bild eines majestätischen Herrn an der Wand, mit pompösem weißen Bart und vielen besonders gut gemalten Orden, dessen starre Augen grade in eine auf dem runden Tisch stehende Streusandbüchse hinabzublicken schienen. Unter diesem Bild, gewissermaßen in dessen Schutz, hatte der geistliche Herr mit dem schlauen Lächeln Platz genommen. Nachdem er einige tausendmal seine Daumen umeinander gedreht und sich zwischendurch die Mundwinkel abgewischt hatte, lächelte er plötzlich noch schlauer, stand leise auf und verschwand auf eine diskrete Weise.

„Ich wette, der findet durch eine Hintertür seinen Weg zum Ministerialdirektor," sagte der sanguinische Schulmann zu seinem Kollegen.

„Ach Chott, vielleicht sucht er auch nur 'ne Chelegenheit," antwortete dieser.

Von Zeit zu Zeit versuchte Grabaus das, was er dem Ministerialdirektor vortragen wollte, in möglichst präzise Worte zusammenzufassen. Aber als wenn er überzeugt wäre, daß er im gegebenen Augenblick schon das Rechte finden würde, befreite er sich bald wieder von dem Zwang, und, sich selbst überlassen, beschäftigten seine Gedanken sich mit den gestrigen Erlebnissen. Da geschah's denn, daß auf dem alten, zerschlissenen Ledersofa plötzlich Maggie auftauchte, die Arme ausstreckte und mit ihrer süßesten Stimme flehte: „Sagen Sie's einmal: ich hab' dich lieb" . . . Auch klang der Name Marie Luise in seinem Ohr wieder, Neugierde und mancherlei Vorstellungen weckend. Doch von diesem Spiel in einer fremden Welt, die ihm auch immer fremd bleiben würde, kehrte sein Geist bald zur Wirklichkeit zurück. Und die war Arbeit und einsamer Kampf.

Endlich wurde die gepolsterte Tür des Audienzzimmers geräuschlos geöffnet, und ein mittelgroßer Mann, ähnlich einem Schiffszimmermann oder Methodistenprediger mit ziemlich groben Zügen und unterm Kinn hervorkriechendem Bart trat ein. Alle waren aufgesprungen und dienerten mehr oder weniger tief. Der Ministerialdirektor kam mit kurzen Verbeugungen bis zur Mitte des Zimmers und ging dann nach sekundenlanger Ueberlegung auf den am Kamin lehnenden Herrn los, auf dessen Gesicht das Eis plötzlich schmolz und eitel Beglücktheit strahlte.

„Ah, mein verehrter Herr Professor, Sie in unsrer bescheidenen Hütte! Was verschafft uns das Vergnügen? Kommen Sie, kommen Sie!“

Er zog und schob ihn bis nah an die Tür seines Zimmers, schien dann plötzlich den Journalisten zu bemerken und sagte:

„Ah, Herr Doktor! Sehr verbunden! — Treten Sie nur ein, Herr Professor, nehmen Sie, bitte, Platz! Verzeihen Sie nur noch einen Moment!“

Dabei hatte er schon die Tür hinter dem Professor geschlossen und eilte auf den Journalisten zu.

„Freut mich, Sie zu sehn, lieber Doktor. Wir machen unsre Angelegenheit wohl gleich hier ab.“

Er öffnete die entgegengesetzte Tür und verschwand eilig. Der Journalist folgte ihm, indem er sich von den Zurückgebliebenen mit einem triumphierenden Lächeln verabschiedete.

Alle hatten wieder Platz genommen, nur der Schuldirektor mit dem verhätschelten Bäuchlein stand noch ganz fassungslos da.

„Das versteh' ich doch char nicht! Ich war doch der erste. Cheht denn das nicht nach der Reihe?“

Aber niemand antwortete ihm, jeder schien mit sich selbst beschäftigt. Auf den Gesichtern der Wartenden lag eine schmerzhafte Spannung, man hätte sich im Wartezimmer eines Zahnarztes wähnen können.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als ein Diener seinen Kopf durch die halbgeöffnete Tür des Audienzzimmers steckte und halblaut hereinrief: „Herr Doktor Grabaus.“

„Na, mein lieber Herr Doktor, Sie lassen sich auch mal wieder in Preußen sehn? Was bringen Sie uns Schönes?“ fragte Wohlbold, indem er sich aus seinem Schreibtischstuhl erhob.

„Herr Ministerialdirektor, ich wollte —“

„Zu allererst mal grüßen von Ihrem Papa. Es geht ihm doch gut, wie?“

„Danke, sehr gut.“

„Ja, der Herr Superintendent hat weise gehandelt. Zur rechten Zeit Feierabend gemacht. So kann er wenigstens noch die Muße genießen. Ist er denn noch rüstig?“

„Wir Kinder sind erstaunt, daß er sich noch so jung erhalten hat. Freilich so rüstig wie der Herr Ministerialdirektor —“

„Mich hält der Aerger jung, mein lieber Doktor. Ich denke manchmal, es wäre Zeit. Aber dann kommt jedesmal was, daß ich mir sage: ne, noch nich. — Na, nun sagen Sie mal, Sie haben sich ja so lange nicht bei uns blicken lassen. Es sind doch mindestens drei, vier Jahre her.“

„Fünf Jahre.“

„Was? Vor fünf Jahren haben Sie sich schon habilitiert?“

Er legte den Kopf zurück und kratzte seinen Kinnbart. Dann nahm er in seinem Schreibtischstuhl Platz, indem er Grabaus auf einen Ledersessel wies.

„Ich habe doch kürzlich von Ihnen gehört. Irgend jemand hat mir von Ihnen erzählt — ach, ja, ja, ja. — Nu sagen Sie mal, wie gefällt's Ihnen denn in Jena? Sind Sie mit Ihrer Tätigkeit zufrieden?“

Grabaus holte tief Atem und sagte kurz heraus: „Nein.“

„Was? Nicht zufrieden? Dabei sollen Sie doch so gute Erfolge gehabt haben. Sie hatten ja gleich 'ne Menge Hörer, schrieb mir Ihr Herr Vater.“

„Anfangs wohl, aber dann —“

„Na, erzählen Sie, erzählen Sie! — Aber sagen Sie doch mal —,“ unterbrach er sich plötzlich, indem er wie schlaftrunken seine Stirn und Augen rieb. „Sie haben mir doch damals ein Buch gebracht.“

„Meine Geschichte des deutschen Idealismus.“

„Ganz recht. — Sagen Sie mal, wie kommen Sie dazu —,“ er beugte sich vor und riß die Augen weit auf — „dies Buch einer Sozialistin zu widmen?“

Einen Moment war Grabaus stutzig, besann sich aber sogleich.

„Als ich es ihr widmete, war sie es noch nicht.“

„Hören Sie mal, das hätte Ihnen den Hals kosten können. Na —,“ fuhr er einlenkend fort, während die plötzlich zugekniffenen Augen seinem Gesicht einen unglaublich verschmitzten Ausdruck gaben, „war sie wenigstens hübsch?“

„Hübsch — nein!“

„Nicht mal das? Und für eine solche Person kompromittieren Sie sich? Wenn man sich mit einem Menschen einläßt, muß man auch seine Zukunft kennen. Was geht Sie als Staatsbeamten die Sozialistin an?“

„Verzeihen Sie, Herr Ministerialdirektor —,“ erwiderte Grabaus etwas erregt, „die Frau ist erst nach der letzten Polenpolitik der Regierung zum Sozialismus übergetreten. Sie ist nämlich Polin.“

„Polin auch noch!“ kreischte der alte Herr, als wenn ihn jemand auf den Fuß getreten hätte, „das wird ja immer schöner. Ich sage Ihnen, die Polen sind die allerschlimmsten. Schlimmer wie die liberalen Theologen, wie — Sie verteidigen doch diese Menschen nicht? Was wollen sie denn eigentlich? Sollen wir ihnen einen großpolnischen König einsetzen?“

„Ums Himmelswillen,“ lachte Grabaus. „Erobern sollten wir sie, klein kriegen.“

„Erobern?“

„Ich meine moralisch erobern.“

„Moralisch — erobern? Hören Sie mal, das sind ja faule Sachen. Was verstehen Sie unter moralisch erobern?“

„Ach, ich meine, es ist ganz richtig, daß die Regierung jetzt schärfer vorgeht."

„Ne, ne, Sie sagten, moralisch erobern. Ich will wissen, was Sie damit meinen?"

„Gott, ich sagte das nur —"

„Sehn Sie mal, lieber Doktor, es könnte ja sein, Sie wüßten uns einen guten Rat zu geben. Die Herren von außerhalb sind ja immer so klug. Wie haben Sie denn das gemeint, mit dem moralisch Erobern?"

Vergeblich sann Grabaus nach, wie er das hingeworfene Wort eigentlich gemeint habe, und ohne ein Ziel vor Augen, stotterte er schließlich: „Ich meinte, wir haben für die Polen —"

„Sie meinten, die Regierung hat —"

„Natürlich — die Regierung — hat für die Polen alles mögliche getan. Die Verhältnisse aufgebessert, Schulen gegründet, Bildung verbreitet, aber — wie soll ich sagen — gewissermaßen nur materielle Bildung. Wir — ich meine die Regierung — hat dabei den Polen immer nur das Deutschland Bismarcks und Moltkes — sozusagen, das Deutschland der eisernen Macht gezeigt. Aber die geistige Großmacht Deutschlands —"

„Sehn Sie mal an! Sehn Sie mal an!" sagte der Ministerialdirektor.

„Ja, ein Volk von teilweise doch so hoher Kultur wie die Polen, das hätte man vielleicht eher gewonnen, wenn man ihm auch das Deutschland Schillers und Goethes vor Augen geführt hätte. So verstand ich das moralisch Erobern. Also zum Beispiel —," ‚hoffentlich nimmt er mir den Witz nicht übel,' schoß es ihm durch den Kopf, „wenn man im Osten eine neue Universität gründete —" ‚und mich da zum ordentlichen Professor machte,' flog ihm weiter durch den Kopf. — „Eine nationale Universität —"

Etwas ängstlich, was der alte Herr zu diesem spaßigen Vorschlag sagen würde, blickte Grabaus ihn an. Aber dieser schien einfach eingeschlafen zu sein. Mit vorgesunkenem Kopf stand er da, beide Hände in den Hosentaschen. Eine ganze Weile verging, bis er endlich einen großen Hausschlüssel hervorzog. ‚Nun klopft er sich damit vor die Stirn und sagt „Blödsinn",' dachte Grabaus, dem es heißer und heißer wurde. Doch nachdem der Ministerialdirektor den Schlüssel eingehend betrachtet hatte, steckte er ihn wieder in die Tasche und brummte:

„Sagen Sie mal, von wem haben Sie diesen Gedanken?"

„Von niemand. Von mir selbst."

„Schon lange?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehr lange noch nicht."

„Und niemand hat mit Ihnen darüber gesprochen?"

„Niemand."

„Ja — mein lieber Doktor, das ist nämlich gar keine so üble Idee. Das — sehn Sie mal —!"

Er schlug ein Aktenstück auf und hielt es Grabaus hin, der bei dem verwirrten, flüchtigen Blick nur das Wort: „Universität" las.

„Was Sie mir da erzählen, das haben wir längst erwogen. Meine eigne Idee haben Sie mir vorgetragen. Das — das spricht für Sie beide."

Er nickte und schaute dann schläfrig, aber durchdringend Grabaus an, der die Empfindung hatte, daß er jetzt wie ein Gaul oder ein Stück Holz studiert, geprüft, bewertet und auf seine Verwendbarkeit eingeschätzt würde. Plötzlich aber fragte er, treuherzig wie ein Kind:

„Sagen Sie mal, Sie schreiben doch nicht für Zeitungen?"

„In der letzten Zeit nicht mehr."

„Das müssen Sie auch nicht tun. Das ist gar nicht hübsch. Ueberhaupt — was ich Ihnen da gesagt habe, das bleibt unter uns. Verstanden?"

Er streckte ihm die Hand hin.

„Wir meinen es hier sehr gut mit Ihnen. Sagen Sie mal, was macht denn der alte Wuhlmann? Hat der Mann überhaupt Hörer?"

„Professor Wuhlmann war mein Gönner, Herr —"

„Na, wenn Sie schon sagen, daß er keine hat, verraten Sie keine Geheimnisse. — Was ist los?"

Ein Diener war eingetreten, mit dem er leise sprach. Dann wandte er sich wieder an Grabaus.

„Frühstücken Sie mit mir, lieber Doktor. Dann erzählen Sie mir eingehend Ihre Pläne. Nehmen Sie da nur einstweilen Platz."

Er wies ihn auf einen Stuhl in dem Erker. Dann öffnete er eilig die Tür und ließ den enthusiastischen Schulmann eintreten.

Nach einer tiefen Verbeugung begann der Schulmann einen langen Wortschwall, aus dem Grabaus entnahm, daß es sich um eine neue Lehrmethode im Geschichtsunterricht handelte. Aber plötzlich hörte er die hell krähende Stimme Wohlbolds:

„Sagen Sie, Herr Direktor, Sie waren doch erst vor vier Wochen bei uns. Ja, ja, ja, meinen Sie nicht, daß Ihr Unterricht leidet, wenn Sie immer unterwegs sind? Uns auf dem Ministerium brauchen Sie doch nicht zu unterrichten. — Ja, ja, ich weiß schon. Glückliche Reise! Ich werde Ihnen mal jemand hinschicken. Glückliche Reise!"

Ganz niedergeschmettert lief der Direktor auf eine falsche Tür zu.

„Hier, bitte, hier — adieu, adieu!"

Dann eilte Wohlbold zu Grabaus in den Erker.

„Kommen Sie, lieber Doktor! Jaaa," sagte er stehen bleibend und sich den Kinnbart kratzend,

„das ist ganz unsre Idee. Nationale Bildung! Schiller und Goethe als Kolonisatoren. Und Treitschke! — Sehn Sie mal, einen Mann wie Treitschke brauchte ich. Hören Sie mal, Sie sollen doch ein famoser Redner sein. Wer hat mir das doch erzählt?"

Aber der Diener war wieder eingetreten, und er wandte sich an diesen.

„Sagen Sie dem Herrn Minister, daß ich gleich komme."

Als der Diener aber dann noch etwas flüsterte, erwiderte er mißmutig:

„Ne, ne, ne. Die Sprechstunde ist ja längst vorüber."

Er durchsuchte die Karten auf dem Tisch.

„Hat sich ja gar nicht angemeldet. Sagen Sie, morgen zwischen zwölf und zwei. — Mein lieber Doktor, ich habe heute keine Zeit zum Frühstücken. — Richtig, der Geheimrat Kühlwetter hat mir von Ihnen erzählt."

„Dessen Sohn hat bei mir gehört."

„Ja, ja, ich weiß. — Hören Sie mal, Sie werden noch von uns hören. Reisen Sie nur ruhig. Wir meinen es hier sehr gut mit Ihnen."

Schon war Grabaus in der Tür, als Wohlbold ihn nochmals zurückhielt.

„Aber reinen Mund halten, verstanden? — Grüßen Sie Ihren Herrn Vater. Adieu."

Schweißdurchnäßt, zitternd vor Aufregung, aber die Brust mit ungeheuerm Glücksgefühl bis zum Zerspringen erfüllt, mit dem ahnungsvollen Bewußtsein von etwas Großem, das ihm die Zukunft schenken würde, ging Grabaus durch die Menschenmenge der Friedrichstraße. Noch wirbelte alles, was der Geheimrat ihm gesagt, durcheinander. Nur mühsam konnte er dies und jenes klar erfassen. Mit Riesenschnelle wuchs das, was ein aus der Verlegenheit geborener Einfall gewesen, zu einer ihn ganz erfüllenden Hoffnung heran, zu einem glänzenden Zukunftstraum, der selbst wieder tausend Vorstellungen zeugte.

‚Ein Eroberer,' dachte er, ‚wenn ich das sein könnte! Als Repräsentant der großen geistigen Macht in den Kampf ziehn und vollbringen, was alle Polizeigewalt und Unterdrückung nicht vermochte. Vorurteile zerstören, höhere Vernunft einsetzen an Stelle ererbter dumpfer Meinungen, aus Ueberzeugung die Menschen zu Bürgern des Staats machen, dessen mißvergnügte Unterdrückte sie heute sind. Mein Gott, welch eine Aufgabe wäre das!'

Er sah auf die gleichgültig vorübergehende Menge und fühlte verhundertfacht die Kraft in sich gären, die ihn zu ergreifen pflegte, wenn er vor einer Hörerschaft zu sprechen hatte. Und während andre feindselig gesinnte Scharen in ihm auftauchten, dachte er: ‚Zwingen will ich sie zu mir durch die Macht meines besseren Wissens, durch die Macht, wie ich es vertrete. Zwingen werde ich sie! Ich fühle, daß ich's kann.'

*

„Wie heißt die Gräfin?" fragte Grabaus den Maler.

„Gräfin Kyllhausen. — Uebrigens nochmals gesagt, die Mehrzahl der Leute in diesem Kreise ist ein bißchen verrückt. Du darfst dich also nicht allzusehr verwundern."

Die elektrische Bahn hielt fast vor dem Hause der Gräfin, und sie hatten nur noch wenige Schritte zu gehen. Die Wände des engen Flurs in der Wohnung hingen bereits voller Mäntel, Zylinder und Damenhüte. Nachdem sie eingetreten waren, führte Gebhard seinen Begleiter sogleich zu dem gräflichen Ehepaar, das sich noch in dem ersten Zimmer aufhielt, stellte ihn vor und war dann, nachdem er mit dem Grafen einige Worte gewechselt hatte, plötzlich verschwunden. Etwas ärgerlich über diese Rücksichtslosigkeit sah Grabaus sich nach ihm um und überhörte fast die Frage der Gräfin, als diese mit einer freundlichen, aber etwas ängstlichen Handbewegung ihn zu einer Gruppe führte und sagte:

„Darf ich Sie vielleicht mit einigen Herrschaften bekannt machen?" Darauf nannte sie mehrere Namen, jedoch so undeutlich, daß Grabaus keinen davon verstand.

„Waren Sie schon öfter auf unsern Abenden?" wandte sich eine Dame, der er soeben seine Verbeugung gemacht hatte, an ihn.

„Nein, heut zum erstenmal. Ich war überhaupt seit sechs Jahren nicht in Berlin."

„Diese Abende bei der Gräfin sind für mich wahre Feierstunden des Geistes. Sie finden hier Intelligenz und Schönheit, Anmut und Würde in seltener Vereinigung."

Etwas überrascht, nicht so sehr durch diese Worte, als darüber, daß sie wie selbstverständlich aus einem solchen Munde kamen, blickte Grabaus auf die Sprecherin. Ihrem Aeußeren nach konnte sie auf keine der genannten Eigenschaften Anspruch machen. Sie mochte ein älteres Mädchen oder eine unglücklich verheiratete Frau sein. Um einen schlecht entwickelten Körper hing ein Kleid von schwarzer Taftseide, aus unzähligen Fältchen und Rüschen zusammengesetzt. Das selbstbewußte, zugleich süßliche und mokante Lächeln lag wie eine seltsame Verzerrung auf ihrem gewöhnlichen, von schmutziger Röte gefärbten Gesicht. Dabei musterten ihre trüben Augen ihn durch die Lorgnette außerordentlich kokett.

„Wir haben hier die Vorträge der berühmtesten Namen aus Kunst und Wissenschaft gehört," fuhr sie fort. „Sind Sie vielleicht auch Künstler?"

„Nein. Aber wer wird heute vortragen, wenn ich fragen darf?"

„Heute werden wir den Baron von Moor hören. ‚Nietzsche, der große Erwecker,' heißt sein Thema. Sie kennen doch den Baron von Moor?"

„Leider nicht."



Ruhe auf der Flucht

Nach dem Gemälde von Fritz von Uhde

„O, er ist in auserwählten Kreisen sehr bekannt. Eine ganz ungewöhnliche Intelligenz! Und so elegant dabei. Dort steht er."

Dabei deutete sie auf einen großen, trotz seiner Jugend schon etwas korpulenten Herrn mit rundem Gesicht, auf dessen eingedrückter Nase ein Pinceuez ohne Fassung saß. Die spiegelnden und blitzenden Gläser, der enorme weiße Kragen, die bunte Krawatte und schließlich noch ein schwarzes, Härchen für Härchen emporgesträubtes Schnurrbärtchen, das alles fiel so ins Auge, daß im übrigen das Gesicht nur wie ein leerer Hintergrund wirkte, auf dem alle diese schönen Dinge angebracht waren. Der Baron lehnte sich gegen einen Türpfosten, und während er sich mit einem schwarzgoldenen Bleistift gegen die Zähne klopfte, schaute er gönnerhaft auf einen mit ihm redenden alten Herrn herab.

„Und wer ist der andre?" fragte Grabaus.

„O, das ist der Graf Strachwitz, ein Verwandter des berühmten Dichters. Dieser hier ist berühmt durch seine Wohltätigkeit. Er geht an keinem Bettler vorüber."

In diesem Augenblick kam ein älteres Fräulein mit eingefallenem und krankhaft blassem Gesicht herangehinkt, zupfte die Sprecherin am Aermel und sagte:

„'n Tag, Pschütt."

„O, mein liebes Fräulein — Wie geht's? Wie geht's?"

„Danke! Ich habe auch Ihren letzten Artikel gelesen. Furchtbar geistreich."

„Finden Sie? Aber darf ich Ihnen hier Herrn Doktor — ach, wie war doch noch Ihr Name?" wandte sie sich an Grabaus.

Nachdem die Vorstellung beendigt war, humpelte das Fräulein weiter, und Grabaus fragte, wer sie sei.

„O, das ist ein fabelhaft interessanter Mensch. Denken Sie sich, sie ist seit zwanzig Jahren schwer lungenleidend. Sie ist längst von allen Aerzten aufgegeben. Und doch lebt sie, ist wohl und munter, entzückt alle durch ihre Liebenswürdigkeit."

„Man nennt sie auch Leiche auf Urlaub!" warf ein fetter, glattrasierter Schauspieler halblaut dazwischen, indem er lächelnd grüßend sich an den beiden vorbei ins benachbarte Zimmer drängte.

„Pfui, seien Sie nicht so frivol!" rief Pschütt ihm nach. „Den kennen Sie doch, Herr Doktor? Unsern berühmten Charakterdarsteller! Er ist vor kurzem zum Christentum übergetreten. Aus reinster, heiligster Ueberzeugung. Die Gräfin war seine Patin. Ein selten guter Mensch. Aber von Fräulein Palzow wollten Sie ja wissen. Ja, denken Sie sich, obwohl sie von allen Aerzten aufgegeben ist, lebt sie doch noch immer. Sie besitzt nämlich magnetische Kräfte. Manchmal liegt sie tagelang wie im Starrkrampf mit zurückgeschlagener Zunge, ißt nicht, trinkt nicht, atmet nicht. Hinterher hat sie dann Eingebungen. — Aber sind Sie eigentlich schon der Komtesse vorgestellt, Herr Doktor?"

„Noch nicht."

„Dann werde ich mir das Vergnügen machen. Aber, verzeihen Sie meine Unkenntnis — man kann nicht alle Berühmtheiten kennen — was sind Sie, Herr Doktor?"

„Ich bin Privatdozent in Jena."

„Der Jurisprudenz?"

„Nein, der Philosophie. Uebrigens bin ich durchaus keine Berühmtheit."

„Aber Ihr Name klang mir so bekannt. Ich muß ihn schon gelesen haben. Ach —"

Die Komtesse, ein schmächtiges, noch junges Mädchen mit etwas kränklichem Gesicht und schönem Haar, war gerade von ihrer Mutter gerufen worden. Im Vorübergehen warf Grabaus einen Blick in das etwas größere Nebenzimmer, wo sich die Menschen weniger drängten. In einer Ecke bemerkte er auch Gebhard, der zu einer sitzenden, durch die Davorstehenden verdeckten Person zu sprechen schien. In seiner Nähe stand ein älterer Herr mit ergrautem Haar und dunklem Schnurrbart, der ihm durch seine stattliche Gestalt und sein männliches und zugleich liebenswürdiges Gesicht sofort auffiel. Es war die erste wirklich anziehende Erscheinung, die er in dem ganzen Kreis bemerkt hatte. Inzwischen war die Komtesse, die einem Diener ein Tablett mit Teeschalen abgenommen hatte, zurückgekommen.

„Darf ich Ihnen, teuerste Komtesse, Herrn Doktor Garaus vorstellen? Ein sehr bedeutender Professor aus Jena," sagte Pschütt, und wandte sich dann zu einer andern Gruppe.

Grabaus machte seinen Diener und fügte dann hinzu:

„Das gnädige Fräulein hat sich versprochen. Nicht Garaus, sondern Grabaus. Kein bedeutender Professor, sondern ein simpler Privatdozent."

„Sie sind aus Jena?" fragte die Komtesse, ohne eine Miene zu verziehen.

„Allerdings."

„Dann wohnen Sie ja in derselben Stadt wie mein Todfeind, der Professor Häckel."

„Häckel — was hat der Ihnen denn getan?"

„O, dieser Mensch, der so abscheuliche Bücher schreibt, von Unwissenheit und Arroganz strotzend! Ich hasse ihn!"

Das sagte sie mit dem ruhigsten Gesicht, während sie ihre Hände hinter dem Rücken verschränkte. Nachdem sie dann zwei oder drei Sekunden geschwiegen und Grabaus kaum Zeit zum Staunen gelassen hatte, fuhr sie fort:

„Sie dürfen sich nicht wundern, Herr Doktor, wenn ich etwas einsilbig und scheu bin. Ich bin noch gar nicht wieder an den Trubel der westlichen Kultur gewöhnt."

„Wo sind Komtesse denn gewesen?"

„Ich habe mich zwei Jahre auf Ceylon aufgehalten. Teils meiner Gesundheit wegen, teils um den Buddhismus und die Theosophie an ihren Quellen zu studieren. O, wie schön war es dort, im stillen, vornehmen Schweigen der heiligen Tempel! — Haben Sie schon Tee, Herr Doktor?"

Sie war an den Tisch getreten, auf dem Teeschalen und Schüsseln mit kleinem Gebäck standen.

„Es ist echter Tee, den ich aus Ceylon mitgebracht habe. Das einzige, was mich heimatlich berührt. Nehmen Sie Rum oder Milch dazu, Herr Doktor?"

„Danke, nur Zucker."

Es fiel ihm auf, daß die Komtesse, als er die dargereichte Tasse ergreifen wollte, diese schnell auf den Tisch setzte. Ein Herr sprach sie an, und Grabaus wollte gerade einen Schluck trinken, als Pschütt sich wieder an ihn drängte und fragte:

„Nun, sind Sie nicht bezaubert von der Komtesse? Ist sie nicht ein hochbedeutender Mensch? Haben Sie ihre Hände gesehen?"

„Die hielt sie ja immer auf dem Rücken."

„Das ist Ihnen aufgefallen? Sind Sie ein feiner Beobachter! Sie gibt nämlich niemand die Hand, selbst ihren Eltern nicht. Nur in seltenen Ausnahmefällen. Es gehen magnetische Strahlen von ihren Händen aus. Sie kann damit Heilwunder tun."

„Was?!" sagte Grabaus, von all dem Wunderbaren schon ganz verdrießlich gestimmt.

„Auf mein Wort! Ich habe es selbst beobachtet. Ich kam mit entsetzlichen Kopfschmerzen hierher, aber ein paar leise Striche genügten, damit sie vollständig verschwanden. Aber jedesmal, wenn die Komtesse solche Kuren ausgeführt hat, ist sie selbst vollständig geschwächt. Hat sie Ihnen von Ceylon erzählt? Sie war dort wegen — sie ist nämlich durch und durch krank. Aber ein ganz außergewöhnlicher Mensch! Kommen Sie, wir wollen uns weiter vorn hinsetzen."

Nebenan hatte nämlich jemand ein schüchternes Glöcklein ertönen lassen, worauf alle nach vorn drängten. Nur einige ältere Herren machten es sich in den Lehnstühlen des ersten Zimmers bequem. Grabaus nahm wohl oder übel neben Pschütt auf einem der im Halbkreis aufgestellten Rohrstühle Platz.

Vor einem lächerlich kleinen Rednerpult stand die Gräfin und blickte mit schüchternem Lächeln um sich, während sie von Zeit zu Zeit die kleine Schelle bewegte, als könnte sie dadurch dem Geflüster und dem Rücken der Stühle ein Ende machen. Als endlich alle sich gesetzt hatten, sagte sie: „Ich erkläre also unsern heutigen Abend — oder vielmehr, ich soll ja logischer sagen, da wir uns nachmittags zusammenfinden — unsre heutige Zusammenkunft für eröffnet und erteile das Wort — aber — ach, ich wollte ja noch sagen —"

Darauf teilte sie mit, daß in einigen Tagen das Konzert eines blinden Organisten unter Mitwirkung mehrerer der Gesellschaft wohlbekannten Herren und Damen stattfinden würde. Sie hoffte, daß die Anwesenden recht zahlreich erscheinen würden. Karten könne man bei ihr bekommen. Darauf berichtete sie noch über den vergangenen Donnerstag, von dem, wie sie glaubte, alle die reichsten Anregungen mitgenommen hätten. Nachdem sie dann einige Augenblicke geschwiegen und verschiedene auf dem Pult verstreute Zettel aufgehoben hatte, wandte sie sich, immer verlegener geworden, an ihren Gatten:

„Ach, Erich, mehr war wohl nicht?"

Als dieser dann den Kopf schüttelte, fuhr sie fort:

„Nun, dann erteile ich das Wort unserm lieben Baron von Moor. Wir hatten diesen Vortrag schon seit Wochen erwartet und fürchteten schon das Schlimmste —"

„Daß er ausfallen würde," rief der Graf dazwischen, als einige kicherten.

„Ja, natürlich. Was denn sonst?" fragte die Gräfin etwas pikiert. „Also Herr Baron von Moor hat das Wort."

Nachdem sie geschlossen, begann wieder allgemeines Stuhlrücken, und das diskrete Flüstern wurde wieder laut. Pschütt hatte während der ganzen Zeit mit ihrem Nachbar sehr ungeniert geplaudert und ihm die Berühmtheiten gezeigt. Sie ging mit dem Lorbeer sehr verschwenderisch um und war immer ganz erstaunt, wenn Grabaus einen Namen nicht kannte.

„Sehen Sie mal, da hinten, die schöne Frau Platen. Finden Sie sie wirklich so schön? Dort in der Ecke neben Herrn Gebhard."

Nur undeutlich konnte Grabaus die dort Sitzende gewahren, da ein Teil ihres Gesichts durch die breite Hutkrempe beschattet war. Marie Luise — Marie Luise klang's wie der Nachhall von gestern in ihm, doch mit erstorbenem Ton, der jeden Zauber verloren hatte. Fast mit kühler Neugier richtete er seinen Blick in die Ecke.

„Schön sind eigentlich nur ihre Augen," flüsterte Pschütt. „Oder gefallen Ihnen solche Gesichter?"

Grabaus runzelte als Antwort nur die Stirn und deutete mit den Augen auf den Baron, der, nachdem er noch einen Blick in den Spiegel geworfen und das goldene Totenköpfchen aus seiner Krawatte hervorgezupft hatte, neben das Rednerpult getreten war. Mit lässiger Bewegung lehnte er seinen Arm auf, zog den Bleistift aus der Tasche, und nachdem er diesen mit suggestivem Blick betrachtet hatte, stieß er plötzlich eine Reihe von Worten hervor.

Unruhig und aufs äußerste verstimmt ließ Grabaus seine Blicke über die Gesellschaft schweifen. Alle wie sie dasaßen, schienen nur mit sich selbst

beschäftigt, nur darauf bedacht, eine möglichst vorteilhafte und gefällige Stellung einzunehmen, ein kokettes oder bedeutendes, skeptisches oder tief ernstes Gesicht zu machen. Nirgendwo war ihm je so sehr aufgefallen, wie innerliche Verlogenheit sich äußerlich in Mienen und Haltung ausprägt. ‚Was für Menschen das alles!‘ dachte er in aufwallendem Zorn. ‚Nichts ist bei ihnen echt! Selbst ihre Narrheit, ihr Blödsinn ist noch Koketterie.‘ Er blickte den Baron an, der von Zeit zu Zeit immer an seiner Busennadel zupfte. Dieser Baron wollte offenbar kein Redner sein, sondern ein Plauderer. Er versuchte sichtlich die Hörer an das spontane Geborenwerden seiner Worte glauben zu lassen. Deshalb stockte er manchmal, zauderte, suchte, stotterte wohl gar ein wenig. Aber man hatte trotzdem das Gefühl, daß er jedes Wort genau vorher wußte. Es war ein Versteckspiel, wie Erwachsene es mit Kindern treiben, die sie längst gesehen haben, aber dennoch eifrig suchen. Dabei begann er fast jeden Satz mit „Ich“ — und fuhr fort mit „Nietzsche“. Was er sagte, war weder klug noch dumm, aber er hätte die glänzendsten Sachen aussprechen können, in diesem eiteln Munde wäre selbst platonische Weisheit zu äffischer Spielerei geworden.

‚Mein Gott!‘ dachte Grabaus in wachsendem Zorn, ‚darum hat Nietzsche sein Lebenlang die Menschen geflohen! Das heißt Unsterblichkeit, daß jeder Geck mit dem Wehrlosen Schindluder treiben darf. Das ist Ruhm! Das ist das Los der Größten. Aber nein, nein! Hier sind ja bloß Karikaturen. Die wirklichen Menschen sind ganz wo anders.‘

Ein Windstoß schlug gegen das Fenster, und wie er sausend verrauschte, trug er auf seinen Schwingen die Gedanken des Zornigen mit fort. Da draußen, da draußen! Wie schön müßte es jetzt im Wald sein auf einsamen Wegen. Wie könnte ich dort mein jubelndes Herz frei austoben lassen. Wenn's möglich wäre! Wenn was draus würde. Ein Eroberer in fremdem Lande. Deutschen Geist erwecken in feindlichen Herzen. Es muß sein! Es muß! Dann könnte mir widerfahren, was da will, ich hätte doch das größte Glück des Lebens gekostet. — Ja, schön mag sie sein — schoß es ihm durch den Kopf, als sein Blick auf das feine Profil der in der Ecke Sitzenden fiel; aber was geht mich Schönheit an?! Und Liebe. Dies Spiel mit Weibern! Ein hübsches Spiel für Leute, die nichts Besseres kennen. Schön mag sie sein. Marie Luise — Marie Luise. Aber schau nur, wie eitel sie ist, wie sie den dänischen Handschuh abstreift und ihre weiße Hand liebkost. Gegen die alle hier lob' ich mir doch mein Weib zu Haus. Die ist wenigstens ehrlich. Gibt sich, wie sie ist. Verdiene Geld, schaff Kleider und Brot! Ja, ja, das alles wird ja dann auch kommen. Jetzt gehen die Kinder zu Bett. Mammikind betet für mich. Weiß Gott, schön wär's, schöner als hier, jetzt zu Haus zu sitzen und selbstgepflanzte Kartoffeln zu essen . . .

Der Baron hatte seinen kurzen Vortrag geschlossen, und es war, als wenn alle die Anwesenden durch ihn nicht nur die Erscheinung Friedrich Nietzsches erst kennen gelernt hätten, sondern als wenn diese Erscheinung auch geradezu wie eine Offenbarung auf alle gewirkt hätte. Die eben noch zerstreut und kokett dasitzenden Damen klatschten wütend Beifall. Einige Uebereifrige sprangen auf und umringten den Baron. Selbst im Nebenzimmer erwachten die Schläfer und vermehrten den Applaus durch die Kraft ihrer Hände. Immer größer wurde der Kreis. Pschütt stand in der vordersten Reihe. Aber auch unter den Entfernteren war nur eine Stimme der Begeisterung.

Plötzlich allein gelassen in einer großen Leere von diesen auf einem Punkt zusammenschießenden Fluten, trat Grabaus auf den Maler zu, der mit Frau Platen und einigen andern in der Ecke stehen geblieben war.

„War doch wirklich 'ne großartige Leistung!“ sagte Gebhard. „Eine Vortragsweise, deren sich kein Professor hätte zu schämen brauchen.“

„Ja, wenn das ein Lob ist,“ erwiderte Grabaus.

„Na, jedenfalls sind wir mal wieder klüger geworden. Ich habe nämlich über Nietzsche schon so viel gehört, daß ich nie dazu gekommen bin, ihn selbst zu lesen. Aber erlaube mal . . . Darf ich Ihnen, gnädige Frau, meinen Freund Doktor Grabaus vorstellen.“

Dieser verneigte sich vor Marie Luise, ohne sie näher zu betrachten. Er wurde dann noch einigen Herren vorgestellt, darunter dem, der ihn vorhin durch seine Erscheinung gefesselt hatte, einem Major, dessen Namen er nicht verstand.

Dieser wandte sich zu ihm und sagte:

„Ich bewundere alle Menschen, die frei sprechen können. Ich brächte das nicht fertig und sollt's doch auf meine alten Tage gelernt haben. Da hatten wir mal einen Regimentskommandeur, der war auch kein Redner. Ein brillanter Offizier und liebenswürdiger Gesellschafter. Aber frei sprechen! Wenn der zu Kaisers Geburtstag den obligaten Toast ausbrachte — ich kann Ihnen sagen, wir saßen immer wie auf Kohlen. Die drei, vier ersten Sätze ging's famos. Dann plötzlich Totenstille — aber 'ne Stille, wissen Sie, wo Sie Ihr Herz klopfen hören, mindestens drei, vier Minuten lang. Unser Kommandeur wird blaß und blasser, zieht sein Schnupftuch und wischt sich die Stirn, fängt 'nen neuen Satz an, verbessert sich wieder — und schließlich, 's hilft nichts — er muß regelmäßig sein Papier

herausziehen und die Sache zu Ende lesen. Ja, das Wort ist 'ne Gottesgabe."

„Gewiß," erwiderte Grabaus. „Es ist ja eine allbekannte Sache, daß gerade tatkräftige Menschen oft sehr unbehilfliche Redner sind. Und doch ist es eigentlich merkwürdig. Denn die schnell entschlossene Tat und das behende Wort entspringen doch eigentlich denselben Quellen. Freilich das Herz auf dem rechten Fleck tragen, heißt noch nicht, es auf der Zunge tragen."

Der Major nickte und fragte dann, sich etwas herunterbeugend, in vertraulichem Ton:

„Sagen Sie mal, Nietzsche, das ist wohl ein Mensch, den man absolut kennen muß?"

„Das kommt darauf an, wer man ist. Wenn man sich nicht gerade ausschließlich mit geistigen Dingen beschäftigt..."

„Na, ein Böotier möchte ich ja auch nicht sein. Aber die Beschäftigung mit geistigen Dingen — lieber Gott, Sie können sich denken, wie das damit bei unsereinem ist. Man hat den Tag über vor der Front gestanden, ist müde und abgerackert, da kann man den ganzen Mann nicht mehr stellen. Da liebt man Dinge, die leicht ansprechen und nicht viel Kopfzerbrechen machen. Jetzt hätte ich ja mehr Zeit. Aber nun hab' ich mal meinen eisernen Bestand von Schriftstellern, die ich immer wieder vornehme. Selten, daß ich einen hinzunehme. Tja, vielleicht ist das auch so 'ne Art von Altersschwäche."

„Warum? Wenn man nur gute Freunde hat! Man braucht ja nicht immer nach neuen zu suchen."

Der Major nickte, als wenn dies Wort ihn besonders gefreut hätte, und fuhr dann lebhaft fort:

„Ja, so vor zwanzig, zweiundzwanzig Jahren, ich war hier im Generalstab und wohnte mit einem Kameraden zusammen. Da waren wir beide starke Schopenhauerianer. Da sind wir manch liebes Mal die Linden lang geschlendert, aber wahrhaftig nicht wie zwei säbelrasselnde Leutnants, sondern tief verzagt. Wir hatten sogar beide mal vor, den Abschied zu nehmen. Na, dagegen hat dann die rauhe Wirklichkeit ein Veto eingelegt. Da hieß es einfach: Friß, Vogel, oder stirb."

Er lächelte, dabei legte sich ein Kranz von Krähenfüßen um seine stahlblauen Augen, und unter dem dunkeln Schnurrbart blickten kräftige, wohlgeformte Zähne hervor. Und beides gab diesem gebräunten, im Drill und in der Pflicht gehärteten Gesicht etwas so Liebenswürdiges und aufrichtig Gütiges, daß Grabaus sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte.

„Es war trotz allem eine schöne Zeit. Ich möchte sie nicht entbehren. Man fühlte sich sehr klein und doch eigentlich riesig hoch. Es war eben mehr als der nüchterne Alltag. Aber an unserm Pessimismus, sehen Sie, da war zum großen Teil unsre sitzende Lebensweise schuld. Als ich bald darauf zum Manöver kommandiert wurde, und zwar zu Pferd bei der Kavallerie, da war ich ganz erstaunt, wie mir auf einmal ganz — na, einfach schweinemäßig froh ums Herz wurde. Und daran war bloß die frische Herbstluft und das Gerüttel und Geschüttel schuld. Denn der Gaul, den mir der Schwadronschef aufgehalftert hatte, der war nicht von schlechten Eltern."

Während der Major sprach, hatte er manchmal zu Marie Luise hinübergeschaut, ihr einmal sogar zugenickt. Und in seinem Ausdruck glaubte Grabaus die Fürsorge und den Stolz des Vaters zu erkennen, der sich über die Erfolge seiner Tochter freut. Er verglich beider Gesichter und entdeckte auch Familienähnlichkeit, nicht in den Augen, denn die Marie Luisens waren von ganz besonderer Art, gleich vollen betauten Blüten, die ihren Glanz über das ganze Gesicht ergossen, aber die schmale, gerade Nase und besonders der weiche Mund, hinter dem bei jedem Lächeln perlweiße Zähne glänzten, schienen ihm eine verfeinerte, zartere Erbschaft des Vaters. Aber nie hätte er sie, wie sie da stand mit ihrer schlanken und biegsamen Gestalt, mit dieser von keinem Hauch berührten Frische auf ihren Zügen, für eine Frau gehalten. Jedenfalls mußte sie noch im Honigmond der Ehe sein. Und vergeblich sah er sich nach ihrem Mann um.

Statt seiner stand der Maler an ihrer Seite, die Schultern zurück, den Kopf etwas vorgeneigt, mit blitzenden Augen und fast ängstlich gespannten Zügen, die verrieten, daß alles, was an Feuer, Witz und Behendigkeit der Gedanken in ihm war, sich auf die Beine gemacht hatte, um vor der Angebeteten zu paradieren. Von Zeit zu Zeit warf er Grabaus einen schnellen Blick zu, der zu sagen schien: Ist sie nicht schön? Ist sie nicht schön?!

Da der Major von einer Dame in Anspruch genommen wurde, näherte Grabaus sich der Gruppe, indem er sich jedoch bescheiden im Hintergrund hielt. Aber der Maler wandte sich sogleich mit lebhafter Gebärde an ihn: „Denk dir, der gnädigen Frau gefällt Berlin nicht. Sie findet es langweilig, nüchtern, öde, häßlich."

„Aber nein, nein, das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, es ist ganz anders, als ich es mir gedacht habe. Es wirkt ernüchternd. Vielleicht ist das manchmal ganz gut."

„Ach, gnädige Frau, ernüchtert sind Sie nur, weil Sie in diesen nüchternen Kreisen verkehrt haben. Hofgesellschaft, Offizierskreise! Ach, wenn Sie uns Künstlern mal die Ehre schenkten. Sie würden andrer Meinung werden. Denn es gibt wirklich Künstlerkreise in Berlin."

„Ach, gehn Sie mir damit. Ich will in Berlin Kunst genießen, nicht Künstler. Sonst würde ich vielleicht auch davon noch enttäuscht.

Ein einziges Mal waren wir in einer Premiere, aber nie gehe ich wieder hin."

„Warum nicht?"

„Ach, Kind, komm doch mal, bitte, Marie Luise!" rief in diesem Augenblick der Major ihr zu.

„Einen Augenblick."

Mit einem Lächeln schritt sie durch den Kreis, der sich vor ihr öffnete, worauf der Maler seinen Freund in eine Ecke zog und ihn in wilder Verzückung fragte: „Ist sie nicht schön? Verstehst du mich nun? Bin ich noch immer ein Barbar, wenn ich sie liebe? Ach lieben! Ich bete sie an! Ich schwärme sie an! Einfach vom künstlerischen Standpunkt als Form und Farbe. Malen möchte ich sie — verstehst du — im Gainsboroughkostüm, mit einem Windhund, der sich an sie schmiegt — mit einem verträumten, herbstlichroten Park dahinter — so — so — Jugend, süße Melancholie, Vornehmheit und Munterkeit alles in eins — und fallendes rotgoldenes Laub dazu — und in der Luft ein silberner Ton — ganz zart alles und doch farbig. — Ach Gott, ach Gott! Und sie reist ab!"

Er sprang auf, da er sah, daß der Major sich verabschiedete.

„Wir begleiten sie. Du kommst doch mit? Ich gehe einfach nicht von ihrer Seite. — Ach du, übrigens, sag doch schnell der Gräfin noch einige Süßigkeiten. Ueber den geistigen Abend. Recht geistig und verschwommen, verstehst du. Je weniger sie kapiert, desto glücklicher ist sie."

Es verging noch eine Weile, ehe man wirklich zum Aufbruch kam. Nachdem Grabaus in einer Periode, über deren verzwickten, himmelaufwärtsstrebenden, mit schwindligen Geistestürmchen und barocken Gleichnisschnörkeln, mit unermeßliche Horizonte eröffnenden Fenstern und magisch dunkeln Kreuzgängen ausgeschmückten Wunderbau er selbst beinah aus dem Gleichgewicht geraten wäre, nachdem Grabaus derart der Gräfin seinen Dank abgestattet hatte, verließ er mit einem kleinen Zettel, worauf in Hektographentinte der Vortrag des nächsten Donnerstags angezeigt war, das Haus, in weit besserer Stimmung, als er anfangs geglaubt hatte. Der prächtige Major und Marie Luise, die beiden hatten ihn mit allen übrigen Anwesenden ausgesöhnt.

Auf der stillen Straße waren die Laternen schon angezündet. Man ging in der Richtung nach dem Tiergarten, voran Marie Luise, zu ihrer Rechten Fritz Gebhard, links Grabaus, dahinter der Major mit einer größeren Gesellschaft. Schon hatte man den Tiergarten erreicht, ohne daß ein Gespräch in Gang gekommen wäre. Alle drei genossen schweigsam den kühlen Nachtwind, den milden Sternschimmer und den herben Würzduft der modernden Blätter. Aber hinter ihnen war eine lebhafte Debatte entbrannt. Und plötzlich rief eine Stimme:

„Darüber muß doch Gebhard Bescheid wissen. He, Meister!"

Doch dieser hörte nicht.

„Ach meine verehrteste gnädige Frau, borgen Sie uns gütigst den Meister auf einen Moment. Wir brauchen ihn als Sachverständigen!"

Wohl oder übel mußte Gebhard folgen.

„In welcher Premiere waren Sie, gnädige Frau?" fragte Grabaus, während sie zu zweien weiterschritten.

Sie nannte das Stück.

„Dann kann ich freilich Ihre Enttäuschung verstehen. Es war doch auch ein Mißerfolg."

„O, nicht deshalb," erwiderte sie lebhaft. „Das Stück selbst hat mir sehr gut gefallen. Der Grund war ganz etwas andres. Etwas — wie soll ich sagen — Persönliches."

„Der Kampf — diese Spannung, wer siegen wird, die Nörgelsucht des Publikums oder die Kraft der Dichtung — das hat Sie verletzt?"

„Ja, das! Und gerade – weil —"

Sie streifte ihn mit einem Blick, als wenn sie zögerte und sich vergewissern wollte, ob es auch gut sei, ihm das zu sagen. Und dann fuhr sie mit einer wie tastenden Stimme fort:

„Und gerade bei diesem Dichter hat es mich verletzt. Ich kannte ihn, ich hatte etwas von ihm gelesen, das mir nicht bloß tiefen Eindruck gemacht hatte, sondern — es war auch ein Mensch dahinter hervorgetreten, der — wenn ich so manchmal einsam saß und träumte — dann wie eine ferne, sehr hohe Gestalt — wie etwas, das ich verehrte, mir vorschwebte. Und nun sah ich ihn plötzlich vor der Menge stehen, so blaß und unglückselig, ja geradezu mit niedergeschlagenem Gesicht — das war die Enttäuschung. Deshalb möchte ich auch nie die Künstler persönlich kennen lernen, deren Werke ich verehre. So wie sie beim Schaffen waren in ihren reinsten Stunden, schaue ich sie doch nicht. Und das schwache tönerne Gefäß, was könnte das mir nützen? Hab' ich nicht recht?"

„Ganz recht!"

„Sehn Sie, das finde ich eine der ergreifendsten Stellen im Faust: Dem Herrlichsten, was auch der Mensch empfangen, klebt immer fremd' und fremder Stoff sich an. — Ich weiß ja, die Künstler sind Menschen wie Sie und ich mit allen Eitelkeiten und Schwächen. Doch wozu mich davon noch überzeugen? Ich bewahre mir lieber die Illusion, wenn ich auch weiß, daß sie mit der Wirklichkeit nicht stimmt. Aber nun werden Sie lächeln, weil ich Verse zitiere. Und dazu noch so bekannte."

„Aber nein! Wirklich nicht!"

„Ich habe es auch nur gewagt, weil ich wußte, daß Sie nicht Berliner sind. Ihr Freund sagte mir nämlich, Sie seien aus Jena. Da wohnen Sie ganz in unsrer Nähe."

„Was?"

„Ja, wir sind nur zum Besuch hier. Unser Wohnort ist Weimar."

Da blieb Grabaus einen Augenblick stehen und sagte:

„Ist das nicht erstaunlich, gnädige Frau? Nun bin ich seit vier Tagen hier, habe mit allen möglichen Menschen alle möglichen Gespräche geführt, aber der erste Mensch, der meine Sprache spricht, die Sprache meiner geistigen Heimat, das sind Sie. In Weimar wohnen Sie? Xmal bin ich dort gewesen. Aber nie hab' ich Sie dort gesehen. Gerade in Berlin lernt man sich kennen."

Er glaubte die Stimme des Majors gehört zu haben, der Marie Luise etwas von Umweg machen zurief.

„Ich glaube, Ihr Herr Vater ruft Sie."

Doch sie hatte sich schon umgedreht und sagte:

„Ja, wenn ich vorangehe, werden's immer Umwege. Uebrigens, es geht sich doch so schön."

Der Major zeigte mit dem Stock die Richtung und sagte:

„Rechts."

Die beiden bogen rechts ein. Dann wandte Marie Luise sich zu ihrem Begleiter:

„Was sagten Sie — mein Vater?"

„Ja — ist der Herr Major nicht —"

Der bestürzte Ton ließ merken, daß er das wirklich geglaubt hatte. Da brach sie in ein leises, übermütiges Lachen aus, das so quellklar und silbern klang, wie nur junge Mädchen lachen können.

„Was denken Sie denn von mir? Hab' ich so wenig Würde? Das kommt vom Verse zitieren. Und dabei habe ich einen Jungen, der bald aus dem Kadettenkorps kommt."

„Was?"

„Ja, ja, einen Jungen von sechzehn Jahren."

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir, eher glaube ich, daß Sie sechzehn Jahre sind, als daß Sie einen Jungen von sechzehn haben."

„Na, ich will nicht renommieren. Es ist mein Stiefsohn. Aus meines Mannes erster Ehe. Aber daß Sie mich für meines Mannes Tochter nehmen, das kann ich nur mit der Dunkelheit entschuldigen."

„O, gnädige Frau, vorher bei Licht — da —"

Aber sie schien seine Worte nicht zu hören, vielleicht nicht hören zu wollen, sondern fuhr lebhaft fort:

„Mein Sohn behandelt mich auch manchmal so respektlos. Neulich als er auf Urlaub da war, fand er bei mir ein Buch. Gott, irgendein harmloses naturwissenschaftliches Werk. ‚Was, Mama, das willst du lesen?' fragt er ganz erstaunt. Ich sage: ‚Warum nicht?' Da sagt der Bengel: ‚Ach, Mama, das verstehst du doch nicht. Wirklich, du verstehst es nicht. Unser Naturgeschichtslehrer hatte das Buch auch, aber für uns, sagte er, wäre es viel zu hoch. Bleiben Sie nur hübsch bei der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, meine Herren, sagte er, da haben Sie was Festes. Sieh, Mama, und wenn wir Kadetten in der zweitobersten Klasse es nicht verstehen' — ja, das sagt mir der Bengel mit dem treuherzigsten Gesicht."

„Und was haben Sie ihm geantwortet?"

„Na, da mußte ich mich denn doch auf den mütterlichen Standpunkt stellen. Ich habe ihm geraten, er soll nur nicht den männlichen Größenwahn bekommen. Sonst hat er seine liebe Not, falls er vielleicht eine gescheite Frau heiratet."

In einer fast schmerzhaften Spannung ging Grabaus neben dieser Frau her, in einem Glücksgefühl, das ihm förmlich weh tat. Jedes Wort, das Marie Luise sagte, erschien ihm so schön, so wahr, so reizend, so klug, und doch hatte er die Empfindung, noch eine viel größere Fülle von Witz, Tiefe und Schönheit müßte verborgen in ihr liegen. Ihm war wie einem, der durch zerrissene Wolkenschleier schneeglänzende Bergfirnen sieht und nun zugleich ängstlich hofft, die Sonne möchte auch die höchsten Gipfel frei legen, und fürchtet, die Wolken könnten sich ganz zusammenziehen. Nach rückwärts lauschend, in bebender Erwartung, daß vom übrigen Teil der Gesellschaft jemand sich ihnen anschließen würde, beschleunigte er unwillkürlich immer mehr seinen Gang. Und Marie Luise hielt tapfer Schritt.

„Ach, ist das schön," sagte sie, „wenn einen so die klare Herbstluft anweht. Sehen Sie, nun war ich vier Wochen in Berlin und habe alles gesehen und genossen, was zu genießen ist. Aber das Schönste von allem ist dieser Gang durch den Tiergarten. Und das hätte ich auch in unserm Park haben können. Darüber bin ich so vergnügt, daß ich nun weiß, ich habe in den stillen Jahren zu Hause nichts entbehrt. Mein Mann fand unser Leben zu eintönig für mich. Wir haben einen ziemlich beschränkten Verkehr. Er meinte, ich sähe immer dieselben Gesichter, das wäre nicht gut. Ich müßte mehr Eindrücke haben! Nun, da er's immer wiederholte, habe ich's ihm schließlich geglaubt. Und um mir eine Freude zu machen, nahm er mich mit nach Berlin. Ich hab' ja wirklich viel Schönes gehabt. Aber jetzt sehne ich mich wieder nach Haus ... Es ist so vieles in der Nähe klein geworden, was mir aus der Entfernung so groß erschien. Jetzt weiß ich, was ich eigentlich schon längst gewußt habe, daß es das beste Glück ist, wenn man still und einsam sein darf. Wenn alles, was so die Menschen Leben nennen, nur ganz von ferne an einem vorüberzieht."

Aber Grabaus unterbrach sie, und mit einer Heftigkeit, als wenn etwas lang Zusammengepreßtes sich jetzt gewaltsam befreite, stürzten seine Worte hervor, flogen förmlich in die Luft wie losgesprengte Felsstücke.

„Nein, gnädige Frau, nein, nein! Das ist kein Glück. Das mag ein schöner Selbstbetrug sein, aber es bleibt Betrug. — Wofür leben wir um Gottes Willen, wenn wir das Leben fliehen?! Wenn ich meine Kräfte nicht brauche, wofür hab' ich sie denn und fühle, wie sie kreisen und drängen. Nein, nein, man soll nicht beiseite stehen und seine Armut mit dem Trost bemänteln, daß doch alles eitel ist. — Ich hab' mich auch eingesponnen gehabt in meinem Nest und hab' nun das Gefühl, als hätte ich die Jahre geträumt und wär erst eben aufgewacht. Und doch war ich nicht faul! Aber manchen Abend habe ich mich schlafen gelegt, nicht weil ich müde war, sondern müde nur des Werkeltags und weil's nichts andres gab. Und doch bin ich manchen Morgen aufgewacht mit dem Gefühl: Wozu nur aufstehen, heut ist ja wie gestern, gestern wie heut. Verfluchte, öde, unfruchtbare Zeit! Und wenn ich gearbeitet habe, gelesen, gedacht, daß mir der Kopf rauchte, dann hat mich doch oft eine sinnlose Angst ergriffen, das bist ja gar nicht du, der das alles tut, nicht du, kaum ein Partikelchen von dir. Was du bist, liegt begraben! Aber nun bin ich wach geworden. Und nun sage ich, die Welt ist voll Schönheit und Wunder, und das Leben ist ein herrliches Gut. Und leben will ich nun mit jeder Faser, jeder Fiber. Nie will ich verzagen, kein Weg soll mir versperrt sein, keine Möglichkeit unmöglich. Und wenn ich dran kaput gehe, was schadet's? Dann hab' ich doch genossen, dann hab' ich doch gekämpft. Nur heraus, heraus! Mit vollen Segeln heraus! Und tausendmal lieber draußen versinken, als im Hafen verfaulen!"

Schweigend gingen sie weiter den matt erhellten Weg. Der kühle Nachtwind strich durch Bäume und Büsche und streute goldene Blätter zu ihren Füßen und kräuselte das schwarze Wasser, worin wie flüssiges Silber die Sterne blinkten. Das alles war so mild und lind. Und vor ihnen, hinter den gewaltigen Baumkronen glühte blutrot der Himmel vom Flammenmeer der großen Stadt.

Nach langem Schweigen sagte endlich Marie Luise:

„Ja, Sie sprechen so und dürfen so sprechen, weil Sie ein Mann sind."

„Sollte nicht jeder Mensch so sprechen?"

„Nein, denn die Frau gestaltet sich nicht ihr Leben selbst. Sie nimmt es hin. Und sie muß dankbar sein, wenn eine gütige Hand es ihr gestaltet."

Grabaus war stehen geblieben, und wie versunken auf den dunkeln Seespiegel blickend, aus dessen Tiefe scheinbar die Silberfunken auftauchten, sagte er:

„Ach, gnädige Frau, wir sehen uns wohl kaum wieder. Da sollten wir in den wenigen Augenblicken nichts verschweigen. — Was ich eben gesagt habe — das alles. — — Vor einer Stunde, da habe ich noch die menschliche Gesellschaft verflucht. Da sehnte ich mich nach Einsamkeit — wie Sie. Denn die Einsamkeit ist ja so gut. Man wird frei und stark. Und doch — man wird auch arm. Man glaubt nicht, weil man nicht sieht. Die Tür, die nie geöffnet wird, geht knarrig in der Angel. Und das Herz, das sich nicht immer wieder öffnet, schrumpft zusammen. Es ist leer und doch kein Platz darin."

Er schwieg. Und nun Marie Luise anschauend, fuhr er fort mit einer Stimme, als wenn nicht er spräche, sondern etwas Stärkeres in ihm:

„Auf eines kommt alles an, gnädige Frau. Daß man die rechte Stunde und den rechten Menschen findet. Eine Stunde — dies flüchtige Ding — kann zum ewigen Stern werden, der unser ganzes Leben erhellt."

Sie antwortete nicht, ging auch nicht weiter. Schweigend standen sie einander gegenüber, ohne sich anzusehen, bis der übrige Teil der Gesellschaft zu ihnen stieß. Und als man bald darauf Abschied nahm, gab Marie Luise ihm stumm die Hand.

* (Fortsetzung folgt)

Traum in Spanien

Von

Hans Bethge

Heute nacht lag ich im Norden,
Und ein grauer Tag verschwand,
Und zum schönsten Traum geworden,
Dehnte sich mein Heimatland.

Und ich sah ein Segel gleiten
Auf dem abendlichen Strom,
Und in halb verhüllten Weiten
Lag die Stadt mit ihrem Dom.

O, wie da die Wälder sangen,
Die ich längst nicht mehr vernahm,
Und die alten Glocken klangen
Wie ein Märchen wundersam.

Und das Wehr kam aus der Ferne,
Und es dämmerte das Feld,
Und die ersten großen Sterne
Zogen leuchtend durch die Welt.





Die alte und die neue Zeit (Kriebstein und Kriebetal)

Nach dem Gemälde von Eugen Bracht (Dresden)

Halbwegs zwischen Dresden und Leipzig, eine Stunde südlich des Städtchens Waldheim, erhebt sich auf steilem Felsgrat, um dessen Fuß sich die Zschopau rauschend vorüberdrängt, die stolze Burg Kriebstein. Von fachmännischer Seite ist als Beispiel eines im 15. Jahrhundert zur Hofburg ausgebauten älteren Burgstalles gerade dieser, dem alten Adelsgeschlechte von Arnim gehörige wohlerhaltene Rittersitz häufiger angeführt worden. Seine zwei Bauperioden, die ältere mit offenem Zinnenkranz und die spätere, der die Burg ihre jetzige Erscheinung verdankt, lassen sich noch heute im Mauerwerk deutlich erkennen. Was in jüngster Zeit an dem Schloß gebaut worden, galt im feinsinnigen Geschmack des Besitzers mehr der Erhaltung als der Umgestaltung des einzig schönen und harmonischen Gesamtbildes. An der Stelle der einstigen Zugbrücke beschatten alte Linden das Torgebäude, das einen Einblick in den malerischen Schloßhof gewährt. Von dessen Höhe bietet der Ausblick flußaufwärts ein Bild reichster Waldlandschaft, aber flußabwärts, das ganze Tal füllend, vom senkrechten Burgfelsen an erstrecken sich die zahllosen Fabrikgebäude der Niethammerschen Papierwerke — ein Gewirr von Dächern, denen Dampfwolken entsteigen, hohen Schornsteinen, Maschinen- und Lagerhäusern, Wohnungen für Beamte und Arbeiter, Wasseranlagen und Schienensträngen — kurz eine ganze Industriewelt, Kriebetal genannt, mit Rauch und Qualm, und die Maschinen arbeiten und hämmern, daß es wie ein Klang aus einer fremden Welt hinaus in die Waldeinsamkeit schallt. Der Volksmund berichtet, ein Vorfahre des Besitzers habe einst die zum Schlosse gehörige Wassermühle unten im Tal einem treuen Diener als Altensitz geschenkt — nicht ahnend, daß diese einst zu solchem Industriezentrum heranwachsen werde.



Stadtbaurat Ludwig Hoffmann — Gemeindeschule an der Glogauerstraße

Die moderne Architektur in Berlin

Von

Karl Scheffler

(Hierzu 10 Abbildungen* nach photographischen Aufnahmen)

Auch die Kunst ist als ein Organismus zu betrachten, der den allgemeinen Gesetzen der Entwicklung unterworfen ist, auch im Künstlerischen ist jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen, die immer sozialer Natur ist, und der einzelne Künstler vermag sich von den dort waltenden Notwendigkeiten nicht zu emanzipieren, oder doch nur dann, wenn er allen seinen lebendigen Instinkten Gewalt antut. Wie sich der Lebenswille in jeder Pflanze den äußeren Bedingungen anpaßt und die Organe nach den sich aus innerem Wollen und äußerem Müssen ergebenden Bedürfnissen bildet, so paßt sich der stetig wirkende Kunsttrieb allen gegebenen sozialen Bedingungen an. Eine Blütezeit der Künste tritt nur dann ein, wenn diese beiden Faktoren ungehindert aufeinander und durcheinander wirken können; und die Ursachen einer unschöpferischen Periode sind dann gegeben, wenn ein zielstarker sozialer Wille fehlt, aber viele soziale Kräfte gegeneinander kämpfen und sich gegenseitig aufheben, wenn die Kunst in diesem Kampf verhindert wird, sich einer führenden Kraft anzuschließen.

Mehr noch als die andern Künste ist die Baukunst auf das soziale Milieu angewiesen, weil sie unmittelbarer von profanen praktischen Fragen abhängig ist. In dieser Abhängigkeit ist aber auch ihre beste Kraft begründet. Falsch ist es deshalb, zu behaupten, in der Großstadt sei eine Baukunst unmöglich, weil sie dort nicht die nötigen Bedingungen fände. Richtig ist nur, daß es nicht dieselben Bedingungen sind, die im historischen Werdeprozeß bisher bestimmend waren; aus dem Boden, den die Architektur aber in der Großstadt findet, vermag sie wohl Formen zu entwickeln. Wie die in ein fremdes Klima versetzte Pflanze sich anpaßt und neben den alten, fortwirkend sich wiederholenden Formen auch ganz neuartige produziert, so kann auch die moderne Baukunst aus den Bedingungen der Gegenwart künstlerische Formen gewinnen. Ja, sie muß es sogar, wenn sie sich erhalten will. Wir sehen denn auch in der modernen Architektur ein Schwanken zwischen dem Trieb, sich dem sozial Gegebenen rückhaltlos anzuschließen, und der Gewalt, die das durch Jahrhunderte Geübte als ein Fortwirkendes immer wieder zur Betätigung drängen läßt. So kommt es, daß wir neben neuen Formen eine Menge solcher finden, die nicht gerade rudimentär zu nennen sind, aber auch als durchaus notwendig nicht bezeichnet werden können.

In diesem Uebergangsstadium ist ein sicheres Urteil sehr schwer, vor allem, wenn es vom Temperament, nicht vom historischen Sinn gefällt wird.

* Einen Teil der Abbildungen verdanken wir der Liebenswürdigkeit des bekannten Architekturverlages Ernst Wasmuth in Berlin, dessen Publikationen mehrere entnommen sind.

Die einen glauben dem Nachklang aus alter großer Zeit, die andern an neue, nie gehörte Töne; und noch andre möchten das noch ganz Divergierende vereinen. Selten treffen sich nur drei Meinungen, und der Künstler muß darum auf das Wichtigste: auf Resonanz im weiteren Sinne, verzichten. Für den aber, der die historische Betrachtungsweise liebt — und jeder, der auf eine Weltanschauung Anspruch macht, sollte sie lieben —, ist es sehr lehrreich, zu beobachten, wie sich das moderne soziale Bedürfnis langsam, aber sicher durchsetzt, und welche Wege es nimmt, um das Widerstrebende zu sich hinüberzuziehen. Aus solcher Beobachtungsweise ergibt sich mehr als ein philosophischer Genuß, nämlich die ganz praktische Lehre, daß jeder latent an der Kunstentwicklung beteiligt ist und welche Pflichten daraus erwachsen.

In Berlin läßt sich der Dualismus in den baukünstlerischen Bestrebungen besonders gut studieren, weil das Stadtbild durchaus Produkt des neuen, mit sich selbst ringenden Geistes ist. Es fehlen die Reminiszenzen, historische Stimmungen mahnen und stören den modernen Architekten fast nirgends, und er darf seine architektonische Welt auf einem Nichts an städtischer Tradition gründen. Die beiden Strömungen scheiden sich sehr anschaulich. Die repräsentative Monumentalbaukunst bedient sich der retrospektiven, der historisch-akademischen Begriffsform, und die profane Nutzbaukunst sucht sich neue Ausdrucksmittel zu schaffen. Es entspricht der Logik, daß diese zweite Richtung sich auf solche Aufgaben stützt, die den neuen sozialen Gedanken am kräftigsten und unverhülltesten zeigen, daß jene erste Richtung aber die erprobten Formen der Vergangenheit, in Ermanglung vollwertiger neuer, benutzt und mit dem Erbe der Ahnen wirtschaftet. Ein Tadel kann deswegen nicht ausgesprochen werden, weil niemand sagen könnte, wie ein Monumentalbau, der im ganzen und im einzelnen durchaus modern ist, aussehen müßte; keine Phantasie vermag sich einen fertigen neuen Stil vorzustellen. Denn die Baukunst wächst von allen Künsten am langsamsten und bedarf darum mehr als eine andre der Tradition. Dennoch darf als Maß, womit auch die Leistungen der Retrospektiven gemessen werden, der Grad der Geistigkeit gelten, mittels der ein Baukünstler die modernen lebendigen Bedürfnisse in Kunst zu kleiden sich bemüht und versucht, das Ueberkommene mit dem Leben unsrer Tage zu erfüllen.

Etwas Bedeutendes in diesem Sinne ist leider nicht oft zu verzeichnen. Und am weitesten stehen immer die Regierungsarchitekten zurück, denen es nicht nur an intellektueller Beweglichkeit und an kühnem Wollen gleichmäßig fehlt, sondern auch an der Eigenschaft, die dem Eklektiker vor allem nötig ist: an Geschmack. Meistens sind diese Männer nicht Künstler, sondern wissenschaftliche Beamte, und nicht einmal Eklektiker, sondern nur Kompilatoren. Bei ihren Nachmessungen und ihrer Kopistenarbeit verrechnen sich die Klugen fast immer, weil gerade der Verstand in entscheidenden Fragen der Kunst versagt und nur das lebendige Gefühl das Rechte impulsiv zu finden vermag. Die neu entstandenen Gebäude, stolze Zeugen des zunehmenden Wohlstandes und der fortschreitenden akademischen Kunstbildung, nötigen zwar Anerkennung für die Emsigkeit der historischen Forschung, für die Solidität der Grundsätze ab — nur die Aesthetik kommt leider zu kurz. Die Fassaden des neuen Abgeordneten- und Herrenhauses zum Beispiel sind Zeichen einer vornehm reservierten Kanzleikunst, die liberal zu tun entschlossen ist. Es ist gewiß ein großes Studium darin, aber der Archäologensinn ist nirgends künstlerisches Leben geworden. Die Gesimse, Säulen und Ornamente, die Gliederungen und Verhältnisse sind gar zu genau den Renaissanceoriginalen nachgemessen, ohne daß die besonderen Bedürfnisse sorgsam berücksichtigt worden wären. So kommt es, daß die Säulen zu kurz, die Gesimse



A. Messel — Fassade des Kaufhauses Wertheim an der Voßstraße

starr, die Teile ohne Verhältnis und alle Einzelheiten schematisiert erscheinen. Reißbrettkunst! Dasselbe Empfinden stellt sich vor dem pompösen Neubau des Marstalls ein. Das alte graue Putzgebäude wirkte besser als nun der Sandsteinpalast, der es verdrängt hat, und es war nicht nur die historische Stimmung, die es schöner erscheinen ließ. Aber auch den Vorwurf muß man erheben: die historische Stimmung wird im neuen Berlin nicht genügend respektiert. Das ist seltsam genug, da die entscheidenden Männer doch nichts andres tun, als sich künstlerisch mit der historischen Formenwelt beschäftigen. Was der Hofbaurat Ihne vor dem Brandenburger Tor in der Architektur für die Denkmalsgruppen des Kaisers und der Kaiserin Friedrich geleistet hat, verdient die schärfsten Ausdrücke des Tadels. Der ehrwürdige Bau des Brandenburger Tores hätte zu größerer Zurückhaltung Anlaß geben sollen. Auch die neuen Museen sind Beispiele eines ungesunden repräsentativen Geistes, vor allem aber der nahezu fertige Dom. Dieser katholische Tempel, der in keinem Punkte der Idee eines protestantischen Predigthauses entspricht, ist nur eine unendlich protzige Nachbildung florentinischer Kirchenkunst und außerdem gar nichts. Gegen diese repräsentative Ungeheuerlichkeit sind die Backsteinkirchen von Otzen, die auch viele Mängel haben, einfache und gesunde Schöpfungen zu nennen.

Otto Rieth — Villa Staudt in der Tiergartenstraße

Die Baumeister der Stadtverwaltung sind nicht viel glücklicher. Seltsam! Vor ein paar Jahrzehnten, in der Zeit, wovor der moderne Mensch sich als vor der unproduktiven zu bekreuzigen pflegt, besaß Berlin eine Reihe der feinsten Architekten, mit denen heute kaum einer mehr konkurrieren kann. Von Schinkel ganz zu schweigen. Welch reifes Werk ist aber die Nationalgalerie Stülers und Stracks, wie solide wirkt jetzt Wäsemanns Rathaus, und selbst in dem Bau des ersten Berliner Bahnhofs der Hamburger Bahn ist eine Größe, die die Heutigen nie erreichen. Die Periode des Stadtbaumeisters Blankenstein ist ja vorüber, und der neue Stadtbaumeister Ludwig Hoffmann ist mit jenem kaum zusammen zu nennen; aber das große Los, wie versichert wird, hat die Kommune doch nicht gezogen, als sie den Erbauer des Leipziger Reichsgerichts berief. Hoffmann ist ein denkender Eklektiker, reif genug, um den Wert der Einfachheit zu begreifen, er weiß die historischen Vorbilder mit großem Geschick auf moderne Aufgaben anzuwenden und weicht sogar, wo es nötig wird, Neubildungen nicht aus. Vor allem ist er ein sehr gewandter Grundrißkünstler, und das ist immer schon die Hälfte. Durchaus einverstanden kann man mit seinen Arbeiten trotzdem nur selten sein, weil ihnen die letzte feine Kultur fehlt, und die Gebäude immer mehr als Resultate eines scharfen kritischen als eines temperamentvollen schöpferischen Geistes erscheinen. Aber er hätte doch nie, wenn er damals in Berlin gewesen wäre, das Mühlengebäude erdacht, das jetzt, späteren Geschlechtern zum Verdruß und Gelächter, breit und charakterlos, als ein Geistesprodukt Blankensteins, quer über dem Fluß liegt und mit den plumpen Massen eine der schönsten von den wenigen Straßenlandschaften, die Berlin hat: den Blick die Spree hinauf, zur Jannowitzbrücke, versperrt. Hoffmann hat in wenigen Jahren viel Neues geschaffen, und man darf hoffen, daß er sich noch entwickeln wird, soweit ein Beamter, der einer vielköpfigen Stadtverwaltung verantwortlich ist, die Möglichkeit zu freier Entwicklung findet. Neben seinen Arbeiten ist der Neubau des Landgerichts am Alexanderplatz als ein Zeichen der sich langsam wandelnden Anschauungen über Monumentalkunst zu nennen. In diesem Werke von Schmalz ist freilich noch viel Originalitätssucht, aber daneben auch ein sehr ernstes Streben nach neuen Baugedanken. Durch das Haus geht ein kühner und bedeutender Zug.

Die monumentalen Bankgebäude sind durch eine Schöpfung Messels vermehrt worden. Dieser Künstler



A. Messel — Villa in der Matthäikirchstraße

Können verrät, erweckt nur Bedauern, daß eine reiche Begabung so entarten konnte.

Dieser nüancenreichen Monumentalkunst steht nun die Zweckkunst gegenüber. Wenn jene die Aufgaben zu isolieren und individualisieren trachtet, sucht diese zu uniformieren. Dem ersten Blick scheint es, als wäre der Boden, auf dem diese Zweckkunst wächst, für alles Künstlerische ganz ungeeignet. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich aber, daß hier ein typischer Beweis dafür ist, wie die Baukunst sich jedem kräftigen sozialen Willen assoziieren kann, und wie das profanste Milieu, wenn es nur Produkt der Notwendigkeit ist, immer noch mehr gilt als ein Zustand der Zersplitterung, seien in diesem auch viele ästhetische Kräfte enthalten. Natürlich findet man auch in der Zweckbaukunst fast niemals eine Reinkultur, sondern begegnet Konventionellem auf Schritt und Tritt. Ohne Rudimente geht es auch hier nicht ab. Man sieht in diesem Uebergangsstadium Bastarde von Warenhäusern und Renaissancepalästen, von Bahn-

ist vielleicht der einzige in Berlin, von dessen Arbeiten man, seitdem Wallot fort ist, als von Schöpfungen sprechen kann. Seine Entwicklung zwingt zu höchstem Respekt. Jedes neue Werk bedeutet immer einen Fortschritt, und er nimmt nun einen Rang ein, der zu jenen bedeutenden Baumeistern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts hinaufreicht. Ist sein Bankgebäude schon eine feine, geschmackvolle Leistung reifen Eklektizismus', so erhebt sich der Geschmack in dem Einzelwohnhause an der Matthäikirchstraße fast bis an die Grenze des Schöpferischen. Wie dort französische Bauformen des 18. Jahrhunderts modernisiert sind, das ist von so reifer Kultur, daß man nur in den höchsten Tönen davon sprechen kann. Form, Verhältnis, Detail und Farbe, alles klingt harmonisch ineinander und erzeugt ein Wohlgefühl, wie man es in den Straßen Berlins sonst nicht kennen lernt. Messel tut nichts andres als seine Kollegen; aber wie anders tut er es. Hundert Schritte weiter ist ein Privatbau von Rieth, der auch ein Talent ist; aber dieser hat seine Gaben nur darauf dressiert, unendlich viel Dekoration anzuhäufen, mit allen möglichen Schmuckformen zu jonglieren und ganz versäumt, sich in strenge Zucht zu nehmen. Seine Arbeit, die großes äußeres



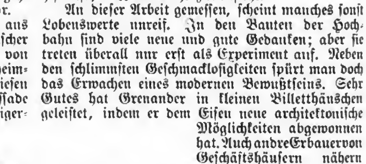
Architekt Walther — Kaufhaus Alt-Bayern



Alfred Grenander — Schalterhäuschen der Berliner Hoch- und Untergrundbahn

hofshallen und Domarchitekturen. Allmählich setzt sich aber das Bedürfnis, als die stärkere, wirklichere Macht, durch, und aus dem Zwitterhaften geht hier und da schon eine reine Formation hervor.

Die Idee des Warenhauses hat sich so aus kunstgeschichtlicher Gebundenheit immer logischer entwickelt. Es ist ein lehrreicher Fortschritt von dem barocken Equitablepalast bis zu den Wertheimhäusern von Messel. Wieder treffen wir diesen Mann auch hier an der Spitze. In der Fassade des Warenhauses von Wertheim auf der Leipzigerstraße hat er zum erstenmal in großer Manier das Problem des Geschäftshauses künstlerisch gelöst. Aber er ist dabei nicht stehen geblieben. Er mag selbst empfunden haben, daß hier im einzelnen noch Unzulänglichkeiten und Stillosigkeiten vorhanden sind. Die später entstandene Fassade auf der Voßstraße steht künstlerisch viel höher und ist eine selten reife Vereinigung von modernem Geist und weisem Eklektizismus. Den Gipfel seiner ganzen Produktion hat Messel aber zweifellos nun in dem neuesten Bau eines Geschäftshauses für Wertheim auf der Rosenthalerstraße erreicht. Diese Leistung ist bewunderungswürdig; reif und doch ganz neuartig, fein und doch nur aus dem Zweck hervorgebracht, harmonisch als Ganzes und in den Teilen: es ist der Anfang einer wahrhaft modernen Großstadtkunst, deren Stimmungswert hinter dem alter historischer Werke nicht zurücksteht.



An dieser Arbeit gemessen, scheint manches sonst Lobenswerte unreif. In den Bauten der Hochbahn sind viele neue und gute Gedanken; aber sie treten überall nur erst als Experiment auf. Neben den schlimmsten Geschmacklosigkeiten spürt man doch das Erwachen eines modernen Bewußtseins. Sehr Gutes hat Grenander in kleinen Billetthäuschen geleistet, indem er dem Eisen neue architektonische Möglichkeiten abgewonnen hat. Auch andre Erbauer von Geschäftshäusern nähern sich immer energischer einer modernen Stilidee. Auf der Potsdamerstraße hat Walther das Haus „Alt-Bayern“ gebaut, und, in der Fassade wenigstens, ist ihm eine Wirkung gelungen, deren Einfachheit den Häusern der Umgebung gegenüber wirkt wie ein musikalischer Ton im Straßenlärm.

Parallel der Entwicklung des Geschäftshauses geht die des städtischen Miethauses. Auch hier verschwinden die individuellen Einzelleistungen, um dem uniformen Prinzip Platz zu machen. Das Problem des Etagenhauses liegt nicht in der besonderen Ausgestaltung einzelner Gebäudefronten, sondern darin, daß ein Bausystem geschaffen wird. Die Stadthäuser



Giebel des neuen Landgerichts
Entworfen von Architekt Schmalz



Der neue Berliner Dom. Entworfen von Julius Raschdorff

werden auf Vorrat gebaut, man wohnt während eines kurzen Lebens in zwanzig Wohnungen und erwartet, überall möglichst die gleichen Räume zu finden, damit die Lebensgewohnheiten nicht gestört werden. Die Unterschiede im Grundrisse verwischen sich immer mehr, und die prinzipielle Forderung ist sogar ein ganz uniformer Grundriß für Wohnungen gleichen Mietspreises. Diese Forderung ist eine natürliche Folge der sich gestaltenden Lebensformen der Großstadtbewohner. Es ist der aus dem Sozialen hervorgehende unabwendbare Wille, der sich so äußert, und diesem Willen ist die Kraft eigen, sich Formen zu bilden. Das zeigt sich denn auch schon in den Fassaden, und von Jahr zu Jahr bildet sich energischer ein Typus der großstädtischen Mietswohnung aus. Deutlich erkennt man es bei einem Gang durch die Straßen des Westens. Am deutlichsten in den langen Reihen der im Rohbau unvollendet dastehenden Häuser. Denn die Architekten haben es noch immer eilig, ihre Fassaden mit archaistischem Ornamentkram zu bedecken und ihr Werk vom Nachbarhause durch einen im besonderen Stil gehaltenen Gipsüberzug zu unterscheiden. Aber selbst das vermag nicht zu täuschen über die still wirkende Tendenz und vermag nicht die sozusagen unwillkürliche Monumentalität aufzulösen. Diese Monumentalität ist düster und traurig, aber doch charaktervoll, sie hat etwas Drohendes, entbehrt jedoch nicht einer gewissen Vornehmheit, und in ihr sind die Keime von Kunstformen enthalten; aus dem unwirsch angedeuteten Charakter kann und wird ein moderner Stil des Etagenhauses einst entwickelt werden. Es gibt in den westlichen Straßen schon Fassaden, die in diesem Sinne gebildet worden sind.

Das Besondere, Individuelle wird sich immer mehr in die aufblühenden Vororte, in den Villenbau zurückziehen. Das Stadtbild zeigt sich der auf dem Boden der Wirklichkeit wandelnden Phantasie aber für die Zukunft so, daß die Verschiedenheit des Gipsornamentes immer mehr verschwindet und eine großzügige Uniformität herrscht. Die uniformen Fassaden der Häuser gleichen Mietspreises werden zu Blocks zusammengefaßt, auf den Plätzen, inmitten solcher Häuserblocks erheben sich die Monumentalbauten, es folgen Reihen von Geschäftshäusern, die eine Schönheit der Architektur aus dem Bedürfnis entwickeln, und durch die Straßen



Alfred Messel — Kaufhaus Wertheim in der Rosenthalerstraße



Der Neubau des preußischen Herrenhauses an der Leipziger Straße. Entworfen vom Geheimen Baurat Schulze

zieht sich das Gerüst der Hochbahnen, das aus den Materialbedingungen des Eisens eine neue Art von Stilform entwickelt.

Diese Perspektive mag manchen schauerlich sein. Dann klage er die soziale Entwicklung an, nicht aber die Architektur, die den Bedürfnissen nur ein künstlerisches Gewand schaffen kann. Kulturlosigkeit gibt es nur dann, wenn ein Volk nicht den Mut hat, sich zu seinen Lebensformen zu bekennen, wenn es halb im Alten und halb im Neuen lebt und nirgends ganz heimisch ist, wenn es auch seine Baukunst zur Selbsttäuschung und falscher Repräsentation zwingt. Es kann nicht ausbleiben, daß die Logik des modernen, sich immer mehr demokratisch entwickelnden Lebens alle Schwachheiten und Halbheiten überwindet und sich auch in der Architektur einen Ausdruck schafft, der nicht heimlich und schön im Sinne der Romantik, aber gewiß doch wahr und charaktervoll sein wird.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Manche Phantasie ist darüber zum Krüppel geworden, daß ihr der Verstand seine Krücken nachwarf.

•

Reif ist der Mensch, wenn er anfängt, sich nach seinem Blütenstaub zurückzusehnen.

•

In Welt und Menschenleben dringen viele deshalb nie ein, weil sie sich für das Zentrum ansehen.

•

Nicht alles Unwiederbringliche ist uns verloren, gerade als Unwiederbringliches wirkt es oft erst in uns.

Man glaubt oft, man habe sein Herz verloren, und es war doch nur der Kopf.

•

Wenn man sich getäuscht hat, will man meistens getäuscht worden sein.

•

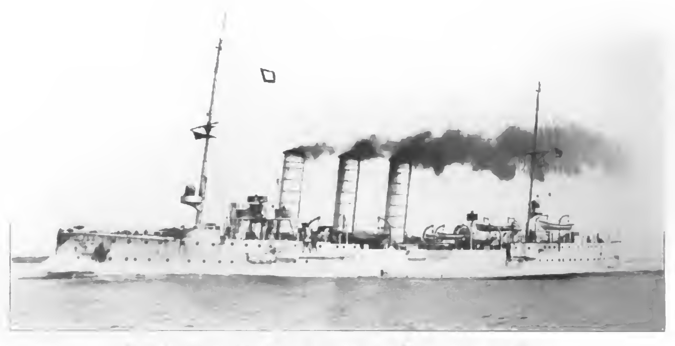
Wenn einer mit großen Wörtern um sich schmeißt, sieh dich vor, daß dir keines in den Kopf fliegt.

•

Karriere wird oft per Schub gemacht.

•

Unsre Vorurteile wachsen meist aus unserm Vorteil.



S. M. S. „Bremen", Typus der kleinen geschützten Kreuzer der deutschen Flotte

Die Entwicklung unsrer Kreuzerflotte

Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Renard in Kiel)

Solange Kriege geführt worden sind, hat man wie zu Lande auch zur See die Streitmacht stets in zwei Hauptteile gliedern müssen, nämlich denjenigen, der zum eigentlichen Entscheidungskampf bestimmt ist, und vorauseilende Späher. In der



Leichtes Geschütz auf dem Verdeck eines Kreuzers

modernen Sprache nennen wir ihre Tätigkeit Aufklärung. Sie soll die Hauptmacht vor Ueberraschungen durch den Feind schützen, ihn finden, beobachten und über alle seine Bewegungen bis zu dem Augenblick berichten, wo die Schlacht beginnt. So haben auch die Kriegsflotten jederzeit eine ähnliche Gliederung besessen, und schon zur Zeit der Galeeren unterschied man solche, die zum Kampf, und solche, die zum Kundschafterdienste bestimmt waren. Das Hauptunterscheidungsmerkmal ist die höhere Geschwindigkeit der Aufklärungsstreitkräfte zur See wie zu Lande. Hier ist es die Kavallerie, dort sind es Fahrzeuge, die eine größere Geschwindigkeit bei genügender Seeausdauer besitzen als die zur Durchführung des Entscheidungskampfes bestimmten Schiffe. Zu Nelsons Zeiten war für solche Zwecke die Fregatte vorhanden, sie lief schneller als die Linienschiffe und manövrierte auch geschickter, war kleiner und naturgemäß nicht so schwer armiert.

Dann kam der Dampf und gestaltete alles um. Als Aufklärungsschiffe kamen leicht armierte und mit einer Hilfstakelage ausgerüstete Raddampfer auf, die über eine relativ hohe Geschwindigkeit verfügten. Man nannte sie „Avisos". Ernsthafte Proben im Kriege haben diese Avisos kaum abgelegt, und diese wären wohl auch mangelhaft genug ausgefallen, weil die großen Radkasten an jeder Seite des Schiffes ein ebenso leicht zu treffendes wie verletzbares Ziel boten und die Bewegungsfähigkeit des Schiffes lediglich von ihnen abhing.

Die Anfänge unsers modernen Kreuzers kann man erst vom Anfang oder vom Beginn der siebziger Jahre datieren, nachdem die Schiffsschraube allgemein zur Aufnahme gelangt war und auch der Eisenschiffbau eine gewisse Vollkommenheit erreicht hatte. Eine Ausnahme haben wir allerdings in dem ehemaligen deutschen Aviso „Grille"; diese lief schon im Jahre 1856 vom Stapel, war aus Holz gebaut und erfreute sich als Schnellsegler, sowie ihrer besonders feinen Linien wegen eines hervorragenden Rufes. Die „Grille" entwickelte die damals unerhörte Geschwindigkeit von 15 Knoten und diente als königliche, später als kaiserliche Jacht, ein Vorläufer der späteren „Hohenzollern".

Das kleine, nur 350 Tonnen haltende Fahrzeug führte natürlich nur eine sehr schwache Armierung und war als Aufklärungsschiff bei der geringen Schußweite der damaligen Geschütze ganz besonders geeignet. Beiläufig sei erwähnt, daß sich die „Grille“, die übrigens auf einer französischen Werft gebaut worden ist, noch heute als Spezialschiff im Dienst befindet, also bald ihr fünfzigjähriges Jubiläum begehen kann. Im Laufe der achtziger Jahre kamen die Torpedoboote und kurz nachher die Schnelladekanonen auf, und damit erst beginnt die Entwicklung des modernen Kreuzers. Man stand vor der Notwendigkeit, schnellfahrende Schiffstypen zu konstruieren, die imstande waren, die Torpedoboote abzuwehren, einzuholen und zu vernichten, und mit dieser Aufgabe war naturgemäß auch verknüpft das Aufklären weit vor der Front der Flotte. In der deutschen Marine entstammen dieser Periode die kleinen und jetzt ganz veralteten Dampfer „Blitz“, „Pfeil“ und „Greif“, später „Wacht“ und „Jagd“, die vorwiegend zu diesem Zweck gebaut waren, besonders die drei letztgenannten. Wie damals die Anschauungen des Chefs der Admiralität, des Generals v. Caprivi, die deutsche Marine auf die Küstenverteidigung beschränken wollten und eine Hochseeflotte für unnötig hielten, so wurde mit diesen Fahrzeugen natürlich auch nicht auf die Bedürfnisse der Hochseeflotte Rücksicht genommen. Erst Anfang der neunziger Jahre, als ein Seeoffizier zum erstenmal an der Spitze der Marine stand, trat während der Flottenmanöver die Unzulänglichkeit unsers ganzen Kreuzermaterials auf das krasseste hervor. Es war vollkommen außerstande, auch nur auf geringe Entfernungen den Aufklärungsdienst auszuüben, geschweige denn Torpedoboote mit Erfolg zu jagen. Zu diesem Zweck hatte man zwei gänzlich verfehlte kleine Kreuzer, den „Meteor“ und „Komet“, gebaut, die für kurze Zeit allerdings eine hohe Geschwindigkeit liefen, aber in 24 Stunden schneller Fahrt ihren Kohlenvorrat erschöpften und außerdem durchaus nicht seefähig waren. Obgleich nun damals der Anstoß gegeben wurde, auch theoretische Studien des Seeoffizierkorps die Notwendigkeit, wirklich schnelle Kreuzer zu besitzen, nachwiesen, blieb unser Kreuzerbau doch noch lange Zeit völlig im argen. Mit 4300 Tonnen galten die Ende der achtiger Jahre erbauten „Prinzeß Wilhelm“ und „Irene“ für den Stolz unsrer Flotte. Sie führten ein Panzerdeck und eine starke Oberdecksarmierung von 15-Zentimeter-Geschützen — nachher sind diese Geschütze durch Schnelladekanonen teilweise andrer Kaliber ersetzt worden — im übrigen besaßen die Schiffe nicht den geringsten Panzerschutz, manövrierten außerordentlich schlecht, auch war ihre Geschwindigkeit nur mäßig, und schon seit vielen Jahren werden sie beide dauernd im Auslande verwendet.

Einen wichtigen Schritt tat man Anfang der neunziger Jahre bei uns mit dem Bau unsers ersten großen Kreuzers, der „Kaiserin Augusta“; auch sie besaß allerdings nur ein Panzerdeck und keinen vertikalen Schutz, aber man hatte ihr als erstem Schiff unsrer Flotte drei Maschinen anstatt zwei eingebaut. Mit diesem Kreuzer sind alle jene Erfahrungen gemacht und gute Resultate



Der Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“ passiert die Brücke von Levensau im Kaiser-Wilhelm-Kanal



Großer geschützter Kreuzer „Hansa" (verfehlte Konstruktion)

erzielt worden, die im Laufe der nächsten Zeit dazu führten, unsre sämtlichen großen Kriegsschiffe, ob Kreuzer, ob Linienschiffe, mit drei Schiffsmaschinen auszurüsten. Die „Kaiserin Augusta" erreichte die damals seltene Geschwindigkeit von 21 Knoten und wurde auf ihrer Reise gelegentlich der Ausstellung in Chicago allgemein bewundert. Im Ausland versieht sie auch heute noch ihren Dienst sehr gut. Was man sonst in jener Zeit als Auslandskreuzer baute und auch heute in Ermanglung von Ersatz als solche betrachten muß, sind eigentlich eher das, was andre Nationen mit „Kanonenboote" bezeichnen: Schiffe von 1100 bis 1600 Tonnen mit geringer Geschwindigkeit, kleinem Kohlenvorrat und ohne jeden Panzerschutz — auch das Panzerdeck fehlt; sie besitzen nicht den geringsten Gefechtswert und würden, sollte man in einen Seekrieg, sei es mit England oder Frankreich, verwickelt werden, von jedem kleinen, nur einigermaßen geschützten Fahrzeug rettungslos in den Grund geschossen werden. Es ist ja richtig, daß man gerade im Auslande, wo noch dazu Entscheidungen für Deutschland niemals fallen können, solche billige und besonders angenehm zu bewohnende Schiffe mit Nutzen als Vertretung benutzen kann. Es ist dann aber die Vorbedingung, daß außer ihnen wenigstens einige kampfkräftige Kreuzer doch vorhanden sind und vor allem die heimische Flotte mit Aufklärungskreuzern ausreichend versehen ist. Noch vor einigen Monaten sagte eine französische Fachzeitschrift, die heutige deutsche Flotte sei ja recht gut, aber blind, denn es fehlten ihr schnelle Aufklärungsschiffe. Ich nehme deswegen den extremen Standpunkt ein, daß wir heute bezüglich der Kreuzerbesetzung unbedingt die auswärtigen Stationen zugunsten unsrer heimischen Schlachtflotte vernachlässigen müssen; es ist von einer zu großen Wichtigkeit, daß die letztere nicht blind ist, und kaum in einem Seekriege direkt entscheidend werden. Im Auslande sind derart verhängnisvolle Folgen niemals möglich.

Es mag wohl hauptsächlich an den teilweise noch nicht geklärten Anschauungen liegen und auch daran, daß unsre Konstrukteure noch nicht die nötige Uebung und das Verständnis nach der militärischen Richtung hin besaßen, sonst hätten wir trotz aller Sparsamkeit des Reichstages früher etwas Brauchbares, an großen Kreuzern speziell, zustande bringen müssen. Man baute da in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, entworfen ist also der Typ 1894 oder 1895, die sogenannte Herta-Klasse, bestehend aus fünf Schwesterschiffen von 5700 bis 5900 Tonnen, ein wenig kleiner als die ältere „Kaiserin Augusta", aber immerhin doch zu den sogenannten großen Kreuzern gehörend. Diese Schiffe, die ja, man muß sagen: leider, noch ganz neu und modern sind, sollten alle Vollkommenheiten in sich vereinigen; man gab ihnen eine ungewöhnlich schwere Armierung, versah diese mit einem unzureichenden Panzer und panzerte außerdem nur noch das Deck in der Wasserlinie, während ein vertikaler Panzerschutz, also das Allerwichtigste, dort und überhaupt vollkommen fehlt. Die drei Maschinen konnten, als die Schiffe noch neu waren, ihnen auf ganz kurze Zeit die Geschwindigkeit von ungefähr 18 Knoten geben. Wie der Leser leicht einsehen wird, genügte diese außerordentlich geringe Geschwindigkeit vollkommen, um die Herta-Klasse als zum Aufklärungsdienst völlig ungeeignet erscheinen zu lassen. Aus einem einfachen Grunde: die Linienschiffe fremder Nationen liefen damals schon ebenso viel wie die Herta-Klasse; wie sollten diese Schiffe sie also einholen oder vor ihnen weglaufen können, wie sollten sie die Gewässer vor unsrer Schlachtflotte im Kriege aufklären und sie vor Ueberraschungen sichern, wie sie an einen Feind heranführen, dessen Linienschiffe mindestens ebenso schnell, deren Kreuzer viel schneller liefen als sie selbst? Dazu kam ein sehr geringer

Kohlenvorrat. Ein Unkundiger wird die Schiffe der Herta-Klasse, wenn er sie zum erstenmal sieht, ihrer äußeren Erscheinung nach für eine Art Linienschiffe halten, denn sie liegen hoch aus dem Wasser heraus, und die plumpen Formen lassen nicht vermuten, daß man ursprünglich von ihnen verlangte, als Kavallerie des Meeres zu fungieren. Im Kriege würde es diesen großen, schwerarmierten Schiffen nicht anders gehen als dem russischen Kreuzer „Warjag“. Auch dieser, der vor der Herta-Klasse noch den Vorzug sehr hoher Geschwindigkeit besaß, war in der Wasserlinie nicht gepanzert und wurde innerhalb kürzester Zeit derart zusammengeschossen, daß dem Kommandanten nur übrig blieb, sein Schiff selbst zu versenken, um es nicht als bewegungsunfähiges Wrack in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Die Unmöglichkeit, die Herta-Klasse bei der heimischen Flotte zu verwenden, hat sich außerdem natürlich auch jedesmal während der Flottenmanöver gezeigt, und so befindet sich der größte Teil der Schiffe immer im Auslandsdienst, wo er ja jedenfalls im Frieden eine nutzbringende Verwendung finden kann. Noch während die Herta-Klasse im Bau war, wurde unter den Auspizien desselben, jetzt verstorbenen Chefkonstrukteurs der Marine unser erster Panzerkreuzer gebaut, der „Fürst Bismarck“. Seine Bauzeit war eine ungewöhnlich lange, denn 1897 im Frühjahr lief er vom Stapel und begann erst im Sommer 1900 seine Probefahrten, aus denen heraus er allerdings direkt in die ostasiatischen Gewässer geschickt wurde, wo er auch heute noch weilt. Er wird dort auch wohl bleiben müssen, denn auch dieser unser erster Panzerkreuzer und auch heute noch unser größter Kreuzer überhaupt, ist als Panzerkreuzer ein verfehlter Bau. Ein Marineschriftsteller hat den „Fürst Bismarck“ neulich treffenderweise eine Stiefschwester der Kaiser-Klasse genannt, die er an Größe beinahe erreicht. Dieser boshafte Vergleich ist insofern nicht ganz unrichtig, als der „Fürst Bismarck“ genau nach den Prinzipien der Kaiser-Klasse gebaut ist: seine Armierung weist dieselben Kaliber auf, die gleiche Anzahl schwerer Geschütze und an mittleren Kalibern nur ein Drittel weniger. Wie auf der Kaiser-Klasse sind die Kanonen in Einzeltürmen oder Einzelkasematten untergebracht; der Panzerschutz ist gleichfalls äußerst mangelhaft und läßt weite Flächen, auch solche, die eben über Wasser liegen, völlig ungepanzert und schutzlos. Die Geschwindigkeit betrug, als das Schiff ganz neu war, ebenfalls nur reichliche 18 Knoten, also nicht mehr als bei einem modernen Linienschiff. Ganz unbegreiflicherweise war auch der Kohlenvorrat geringer als der der Kaiser-Klasse, dabei ist es doch einleuchtend, daß gerade ein großer Aufklärungskreuzer so reichlich wie möglich mit Kohlen versehen sein muß, weil er im Aufklärungsdienst genötigt sein kann, tagelang mit höchster Geschwindigkeit ununterbrochen zu dampfen. Große englische und französische Kreuzer haben Kohlenvorräte von 2000 Tonnen, einige russische sogar von 3000 und der „Fürst Bismarck“ 1200. Mit seiner schweren Armierung und seiner geringen Geschwindigkeit erscheint er tatsächlich als ein Mittelding zwischen Linienschiff und Kreuzer, und damit auch weder geeignet, die Aufgaben des einen noch die des andern zu erfüllen.



S. M. S. „Prinz Adalbert“, Typus der neuesten Panzerkreuzer unsrer Marine



Schulschiff „Moltke“, Typus der früheren Kreuzerfregatten

Darüber, daß der „Fürst Bismarck“ ein vollständiger Fehlbau war, konnte in der Marine selbst natürlich nur eine einzige Stimme herrschen, und so ist er glücklicherweise auch der einzige seines Typs geblieben. Es kam nun inzwischen das erste Flottengesetz vom Jahre 1898. Es wurde vom Reichstag bewilligt, und man beeilte sich natürlich so schnell wie möglich, vielleicht etwas zu sehr, sofort die bewilligten Bauten in Angriff zu nehmen. An Panzerkreuzern entstand zunächst der „Prinz Heinrich“ als erster Vertreter eines neuen Typs, der dem „Fürst Bismarck“ gegenüber einen gewissen Fortschritt unzweifelhaft aufwies. Die Aenderungen dem letzteren gegenüber zeigten, daß auch der Chefkonstrukteur sich die Tatsache nicht hatte verhehlen können, daß „Fürst Bismarck“ als Kreuzer unbrauchbar war. Auf dem „Prinz Heinrich“ wurde infolgedessen die Artillerie bedeutend vermindert, der Panzerschutz über größere Flächen ausgedehnt, jedoch erhielt er eine geringere Stärke als „Fürst Bismarck“, eine Stärke, die wir heute als vollkommen unzulänglich bezeichnen müssen. Die Anordnung des Panzers ist im Prinzip genau dieselbe wie bei der gleichalterigen Wittelsbach-Klasse. Hier wie dort hat man versucht, durch die sogenannten kleinen Mittel Kardinalfehler wieder gut zu machen; natürlich nur mit geringem Erfolge. Der größte Fehler war aber, daß man den „Prinz Heinrich“ um beinahe 2000 Tonnen kleiner baute als „Fürst Bismarck“, denn so blieben alle diese Verbesserungen in ihren Anfängen stecken und die Hauptsache wurde auch jetzt nicht erreicht; die Geschwindigkeit blieb viel zu gering. In unsern Flottenlisten steht der „Prinz Heinrich“ mit 20 Knoten verzeichnet, und gelaufen hat er bei seiner ersten Abnahmeprobefahrt reichlich 19; seine Frontleistung auf die Dauer wird höchstens 18 Knoten betragen, und das ist, wie gesagt, viel zu wenig. Mit Kohlen ist er ein wenig besser versorgt als sein Vorgänger. Trotz dieser offenkundigen Mängel glaubte man den Typ doch noch weiter entwickeln zu können, ohne ihn grundsätzlich zu ändern, und es folgten in den nächsten Jahren die beiden Schwesterschiffe „Friedrich Karl“ und „Prinz Adalbert“. Diese sind um 100 Tonnen größer, die schwere Armierung ist ein wenig anders, der Panzerschutz derselbe und die Geschwindigkeit soll die des „Prinz Heinrich“ um einen Knoten übertreffen. Wie dem ist, müssen die noch nicht abgeschlossenen Probefahrten erweisen. Vor wenigen Wochen beziehungsweise im vorigen Jahre vom Stapel gelaufen sind endlich unsre beiden neuesten Panzerkreuzer „York“ und „Roon“, die die Friedrich Karl-Klasse wieder um 450 Tonnen an Deplacement übertreffen, im übrigen aber auch im wesentlichen denselben Typ darstellen. Man hofft noch einen halben Knoten Geschwindigkeit mehr herauszuschlagen, und auch der Panzerschutz ist ein wenig besser. Im ganzen genommen stehen aber diese fünf neuesten Kreuzer durchaus nicht auf der Höhe der Zeit, zumal nicht die neuesten, die noch nicht einmal fertig sind; daran haben die geringen Verbesserungen nichts ändern können. Die Pläne der ganzen Klasse stammen noch aus derselben Zeit wie die des „Fürst Bismarck“, der Kaiser- und nachher Wittelsbach-Klasse. Das Aufstellen neuer Pläne erfordert eine Arbeit von vielen Monaten,

und man darf annehmen, daß dann eine pünktliche Durchführung des Bauprogramms nicht möglich gewesen wäre. Es läßt sich allerdings darüber streiten, welches der beiden Uebel man in diesem Falle hätte wählen sollen.

Zum Schluß dieser wenig erquicklichen Entwicklungsgeschichte des deutschen Panzerkreuzers kann ich dem Leser eine erfreulichere Perspektive für die Zukunft eröffnen. Das jetzige Konstruktionsbureau der Marine — es sind nämlich seit der genannten Periode bedeutende personelle Veränderungen eingetreten — hat nunmehr den einzig richtigen Weg eingeschlagen, nämlich den einer bedeutenden Deplacementsvergrößerung. Im diesjährigen Marineetat ist die erste Rate für einen Panzerkreuzer bewilligt worden, der vielleicht auch den „Fürst Bismarck“ noch an Größe übertreffen und eine Geschwindigkeit besitzen wird, die sich den besten Leistungen fremder Panzerkreuzer wird an die Seite stellen können. Die näheren Angaben dürfen leider zurzeit noch nicht veröffentlicht werden, sondern man wird sich bis zum Stapellauf des Schiffes gedulden müssen.

Gleichmäßiger hat sich die Entwicklung unsers modernen kleinen Kreuzers gestaltet. Nach einigen mißglückten Versuchen, die Mitte der neunziger Jahre durch die Namen „Hela“ und „Gefion“ verewigt werden, lief 1898 die „Gazelle“ vom Stapel. Ein Schiff von 2600 Tonnen. Dieser Typ hat sich gut bewährt, und wir besitzen von ihm nunmehr 15 Vertreter, deren letzter, der kleine Kreuzer „München“, vor nicht langer Zeit auf der Weserwerft in Bremen vom Stapel lief. Das Deplacement ist allmählich vermehrt worden und beträgt bei den letzten sechs der Klasse 3000 Tonnen. Auch mit der Geschwindigkeit dieser letzten Vertreter, die 22 Knoten überschreitet, kann man verhältnismäßig wohl zufrieden sein.

Ich sage „verhältnismäßig“, das heißt, man hat diesen an und für sich guten Typ zu einer großen Vollkommenheit entwickelt; damit genügt er aber noch nicht den Anforderungen gerade des modernen Hochseekrieges. Nach den englischen Flottenmanövern des vergangenen Jahres muß man bezweifeln, ob überhaupt so kleine Kreuzer, deren Kohlenvorrat relativ groß sein kann, absolut aber immer sehr klein sein **muß**, lange genug die See halten können, um die Aufgaben durchzuführen, die ihnen die Aufklärung stellt. Wir rechnen immer zu sehr noch damit, daß sich ein Seekrieg nahe unsern Küsten abspielt, und das kann ein verhängnisvoller Trugschluß sein. Die Engländer ließen während ihres atlantischen Manövers alle kleinen Kreuzer zurück, weil ihr Kohlenvorrat nicht genügt hätte, weil keine Gelegenheit war, ihn zu ergänzen, und sie somit nach einiger Zeit bewegungslos und wehrlos auf dem Wasser geschwommen wären.

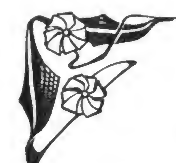
Man muß dringend hoffen, daß auch unsre Marineverwaltung diese Gesichtspunkte bei Neubauten in Erwägung zieht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß der kleine Kreuzer als solcher überflüssig wäre, im Gegenteil, brauchen kann man ihn auch, aber nicht für alle Aufgaben, und deswegen wird man sich entschließen müssen, entweder bedeutend mehr Panzerkreuzer zu bauen oder aber einen größeren Typ des geschützten Kreuzers einzuschieben. Gegen letzteres liegen allerdings schwerwiegende Gründe vor, und zwar in erster Linie die Erfahrungen aus dem ostasiatischen Kriege, die, wie schon erwähnt, die vollkommene Schutzlosigkeit des sogenannten geschützten Kreuzers in schlagender Weise dargetan haben.

„Nichts — denn die Gerechtigkeit Gottes“

(Zu dem Bilde von Josse Goossens zwischen Seite 368 und 369)

Zu den historischen Gemälden auf der im Sommer 1904 stattgefundenen Internationalen Kunstausstellung zu Düsseldorf, die das besondere Interesse der Besucher erregten, gehörte Josse Goossens' von uns wiedergegebenes Bild, das eine Szene aus dem Bauernkrieg mit packender Realistik vorführt. Jene gewaltige Revolution vom Jahre 1525, die sich fast über das ganze mittlere und obere Deutschland erstreckte, hatte ihre Ursache hauptsächlich in der elenden Lage des geknechteten Bauernstandes, dessen stehende Bezeichnung damals „die armen Leute“ war. Zum furchtbaren Ausbruch kam die allgemeine Unzufriedenheit und der Haß gegen „Pfaffen und Adel“ und die ganze kirchlich-feudale Ordnung, als die Reformation durch ihre vernichtende Kritik der Hierarchie und ihre Predigt von der evangelischen Freiheit den Sturm entfesselte. Als den Bauern von den irdischen Machthabern kein Recht zuteil wurde, wollten sie „nichts — denn die Gerechtigkeit Gottes“ und glaubten, von radikalen Predigern verleitet, aus dem Evangelium den Rechtsgrund für eine allgemeine Empörung schöpfen zu können. Ein solcher Prediger zeigt auf unserm Bilde den um das Lagerfeuer versammelten Bauern am Schluß seiner zum Losschlagen auffordernden Rede die Fahne, unter der sie ins Feld ziehen sollen. In der Mitte ist der Gekreuzigte auf die Leinwand gemalt, zu dem auf der einen Seite ein knieender Bauer mit erhobenen Händen fleht, während auf der andern Seite der zum Feld- und Fahnenzeichen des Bauernkrieges erhobene Bundschuh abgebildet ist.



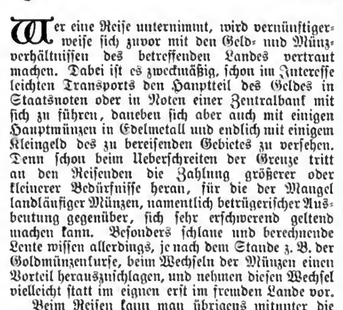


Etwas vom Gelde

Von

Privatdozent Dr. Ritter von Renauld,

Oberst a. D. in München



Wer eine Reise unternimmt, wird vernünftigerweise sich zuvor mit den Geld- und Münzverhältnissen des betreffenden Landes vertraut machen. Dabei ist es zweckmäßig, schon im Interesse leichten Transports den Hauptteil des Geldes in Staatsnoten oder in Noten einer Zentralbank mit sich zu führen, daneben sich aber auch mit einigen Hauptmünzen in Edelmetall und endlich mit einigem Kleingeld des zu bereisenden Gebietes zu versehen. Denn schon beim Ueberschreiten der Grenze tritt an den Reisenden die Zahlung größerer oder kleinerer Bedürfnisse heran, für die der Mangel landläufiger Münzen, namentlich betrügerischer Ausbeutung gegenüber, sich sehr erschwerend geltend machen kann. Besonders schlaue und berechnende Leute wissen allerdings, je nach dem Stande z. B. der Goldmünzenkurse, beim Wechseln der Münzen einen Vorteil herauszuschlagen, und nehmen diesen Wechsel vielleicht statt im eignen erst im fremden Lande vor.

Beim Reisen kann man übrigens mitunter die merkwürdigsten Dinge erleben. Welcher Bayer wäre z. B. nicht erstaunt, wenn ihm die Kasse einer preußischen Eisenbahn eine bayrische Banknote zurückweist? Dagegen wird ein sogenannter Reichskassenschein an der Eisenbahnkasse bereitwilligst in Zahlung genommen, dessen Annahme vielleicht kurz zuvor ein Gläubiger verweigert hat, und den ihm der Schuldner absolut nicht aufzuzwingen vermochte. Schon diese kurzen Andeutungen lassen erkennen, wie notwendig es ist, sich über das Wesen des Geldes überhaupt einmal in Kürze zu unterrichten. Zu diesem Ende müssen wir vom Begriff des Geldes im volkswirtschaftlichen Sinne ausgehen. In dieser Hinsicht stellt man an ein Gut, das den Begriff des Geldes in sich schließt, vier Eigenschaften, nämlich: 1. Das Gut muß den Charakter eines allgemeinen Tauschmittels haben, d. h. es muß etwas da sein, was jeder für seine Ware, die er hergibt, nimmt, oder umgekehrt für eine an sich genommene Ware gibt. 2. Das Gut muß einen einheitlichen Wertmaßstab besitzen, an dem alle übrigen Güter, die zum Umtausch gelangen sollen, gemessen werden. 3. Das Gut muß gesetzliches Zahlungsmittel sein, d. h. es muß etwas geben, was jeder Gläubiger für seine Schuldforderung zu nehmen verpflichtet, der Schuldner dagegen zur Tilgung seiner Schuld zu geben berechtigt ist. 4. Das Gut muß Wertaufbewahrungsmittel sein, d. h. es muß seinen Wert bewahren, wenn es auch nicht im Augenblick, sondern erst nach längerer Zeit gebraucht wird. Fehlt einem Gut nur *eine* von diesen vier Eigenschaften, so ist es tatsächlich nicht Geld, sondern Geldsurrogat.

Damit kommen wir gleich zu den oben besprochenen Banknoten und Staatsnoten, beziehungsweise Reichskassenscheinen. Sie sind schon deswegen nur Geldsurrogat, weil ihnen die wichtigste der vorangeführten vier Eigenschaften, nämlich der einheitliche Wertmaßstab fehlt. Sie sind aber bei uns in Deutschland auch nicht gesetzliches Zahlungsmittel, d. h. man kann sie nehmen oder nicht. In der Regel hat man ja eine Banknote sehr gern schon wegen der Bequemlichkeit und Leichtigkeit im Zahlungsverkehr. Aber tadeln kann man den Beamten einer preußischen Eisenbahnkasse nicht, wenn er z. B. einen bayrischen Hundertmarkschein nicht annimmt. Freilich wäre zu wünschen, daß im deutschen Wirtschaftsbiet derlei Vorgänge vermieden blieben. Warum aber nimmt der preußische Kassenbeamte den Reichskassenschein, dessen Annahme ein Gläubiger vielleicht vorher verweigert hat? Um dies ganz zu erfassen, muß man zuerst noch den Unterschied zwischen Banknote und Staatsnote klarlegen. Die Banknote ist ein Schuldschein, ausgegeben von einer Bank, für den ein Gegenwert in der Bank liegt. Man heißt dies: die Banknote ist gedeckt, sie *vertritt* also vorhandenes Geld. Nach unserm deutschen Bankgesetz ist mindestens ein Drittel der Banknoten gedeckt durch Metall und Reichskassenscheine, während zwei Drittel durch gute Wechsel mit höchstens drei Monaten Verfallfrist — also Werte so gut wie Bargeld — gedeckt sind. Diese Deckung bewirkt, daß jede Banknote dem Inhaber jederzeit in barer deutscher Münze eingelöst werden kann und muß. Das Vertrauen, das in der Möglichkeit jederzeitiger Einlösung, dann aber auch darin liegt, daß man — eben wegen dieses Vertrauens — mit der Banknote überall, wo sie gesetzmäßig umläuft, Schulden, Steuern u. s. w. bezahlen kann, ist ein Hauptmoment ihrer Beliebtheit im Zahlungs- und Kreditverkehr.

Den Gegensatz zur Banknote bildet die Staatsnote. Sie ist ein vom Staat ausgegebener Schuldschein, der im wesentlichen auf dem Staatskredit beruht. In ihrer reinsten Form wird die Staatsnote so zu dem eigentlichen Papiergeld, d. h. sie vertritt nicht vorhandene Werte wie die Banknote mit ihrer Deckung, sondern *sie ist selbst Geld*. Die Staatsnote erhält diesen Charakter dadurch, daß ihr der Staat Zwangskurs verleiht, und daß er sie bei allen öffentlichen Kassen zur Zahlung von Steuern, Gebühren u. s. w. annimmt, während sie für gewöhnlich nicht einlöslich und ein Gegenwert für sie nicht vorhanden ist.

Zwischen diesen beiden Endpunkten, einerseits der bankmäßig ausgegebenen, gedeckten Banknote, und anderseits der ungedeckten, mit Zwangskurs ausgestatteten Staatsnote gibt es aber verschiedene Zwischenstufen der Staatsnoten. Man kann nämlich für die Staatsnoten bare Werte in einer Bank hinterlegen, ohne daß sie für gewöhnlich einlöslich



„Nichts — denn die Gerechtigkeit Gottes!" (Szene aus dem Bauernkrieg)
Nach dem Gemälde von Josse Goossens (Düsseldorf)

und mit Zwangskurs ausgestattet sind, oder man kann der ungedeckten Staatsnote das Einlösungsrecht bei einzelnen öffentlichen Kassen geben u. s. w. Je mehr also der Staat die Kreditwürdigkeit seiner Staatsnoten steigert, desto mehr nähert er die Staatsnote dem Vertrauen, das die gedeckte Banknote genießt. Eine solche Zwischenstufe stellt nun der Reichskassenschein dar. Er ist eine Staatsschuld, die in der Summe von 120 Millionen Mark im Deutschen Reich umläuft, wofür indes eine Deckung nicht vorhanden ist. Dagegen sind gewisse Kassen zu seiner Einlösung verpflichtet. Dazu kommt das Vertrauen, das das Deutsche Reich überhaupt genießt. Man ist sicher, daß der Reichskassenschein auch im gewöhnlichen Verkehr in Metallgeld eingelöst wird, und so nimmt man ihn überall gern, wenn man ihn auch anzunehmen gesetzlich nicht verpflichtet ist. Man tut das um so lieber, als der Reichskassenschein auch in kleineren Stücken umläuft als die Banknoten, die nur im Nennwert von 100 Mark an aufwärts ausgegeben werden.

In der Hauptsache sollte aber hier gezeigt werden, wie unklug das Vorurteil ist, daß nur alles das gut sei, was vom Staat kommt, während das, was von einer Bank stammt, mehr oder minder fragwürdig sein müsse. Hier ist gerade das Umgekehrte richtig. Eine gesetzmäßig ausgegebene gedeckte Banknote verdient weitaus den Vorzug vor einer Staatsnote, namentlich wenn diese ungedeckt und uneinlöslich ist.

Kehren wir nach dieser, wie mir scheint wichtigen Abschweifung zum Geldbegriff zurück, so ergibt sich, daß nicht nur Edelmetalle den Geldbegriff in sich schließen, sondern eben jedes Gut, dem die oben bezeichneten vier Eigenschaften zukommen. Und tatsächlich hat man denn auch zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die mannigfachsten Güter als Geldstoffe benutzt. Dies hängt naturgemäß zusammen mit der geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes und seines Eigentums. Abgesehen von dem ersten Stadium der reinen Naturalwirtschaft, wo nur für den eignen Gebrauch gearbeitet wurde, aber von einem eigentlichen Austausch keine Rede war, unterscheidet man gewöhnlich drei verschiedene Perioden in der Entwicklung der Geldverfassung nämlich: 1. die Waren-Geldsysteme, 2. das Edelmetall-Gewichtsgeld, 3. die Münzung.

Zunächst findet der Austausch statt am ersten Eigentum, d. i. am Menschen selbst, nämlich am Weib — die Leserinnen mögen dies wohl nicht ungünstig aufnehmen, ein Tausch kann ja auch oft seine guten Folgen haben — und an den Sklaven.

Dem Menschen folgt das Vieh, das im Lateinischen pecus heißt, und wovon noch der lateinische Ausdruck pecunia für das Wort „Geld" stammt. Nebstdem erlangen Nutzgeräte und Schmuckgegenstände die Rolle des Geldstoffs. Das findet man ja auch heute noch in überseeischen Gebieten, wo vielfach mit Muscheln, Glasperlen, Manufakturwaren u. s. w. gezahlt wird. Unter den Waren sind es besonders die Edelmetalle gewesen, die das Monopol als Geldstoff erlangt haben, und zwar zuerst Gold und Kupfer, dann Silber. Voraussetzung war dabei die Erfindung des Gewichtes, und zwar wog man zuerst mit Fruchtkörnern (lateinisch granum, wovon noch der heutige Ausdruck Grän für Gold- und Silbergewicht sich herleitet). Es ist sehr merkwürdig, daß wir uns beim Handel mit dem Ausland auch heute noch der Wage für Zahlungen bedienen.

Bald merkte man, daß es bequemer sei, statt des Wägens dem Metallstück eine Beglaubigung aufzuprägen, die angibt, wie viel Edelmetall darin enthalten ist. Dadurch entstand die Münze. Der Umstand, daß man die Münze für so hoch bewertete, als das Münzzeichen angab, ohne erst nachzuwägen, verleitete nun die zur Prägung Berechtigten, namentlich die betreffenden Fürsten, am Edelmetall etwas zu sparen. Daraus folgte die Münzverschlechterung, ein Verfahren, das heute mit den strengsten Strafen geahndet wird und das eine der traurigsten historischen Erscheinungen ist. Wer z. B. die Münzverhältnisse in deutschen Landen seit dem späten Mittelalter bis in die neueste Zeit verfolgt, kann gar nicht genug die Vorteile preisen, die ein geordnetes Münzsystem mit sich bringt, wie wir es heutzutage besitzen. Die Anforderungen, die man jetzt an einen guten Geldstoff stellt, sind teils ökonomische, teils natürliche. Zunächst muß der Stoff selbst einen Wert haben. Gleichwie man eine Länge nur wieder durch einen Längenteil — Meter, Fuß u. s. w. —, ein Gewicht nur wieder durch einen Gewichtsteil — Pfund, Kilogramm u. s. w. messen kann, so muß auch der Geldstoff Wertmaßstab sein. Der Geldstoff muß auch das richtige Volumen im Verhältnis zu den Umsätzen eines Landes besitzen. Was würden wir heute beginnen, wenn wir mit Eisen oder Kupfer zahlen sollten, wo schon das Gold ein zu großes Volumen besitzt und immer mehr Geldsurrogate in Papier an seine Stelle treten? Er muß auch chemisch und mechanisch dauerbar sein. Wir mit unsern modernen Verhältnissen können es gar nicht verstehen, daß z. B. in Abessinien Salz als Geldstoff verwendet wird. Der Geldstoff muß ferner durch die ganze Masse gleichartig (homogen) sein, so daß gleiche Teile auch gleich an Gewicht sind. Er muß teilbar sein und sich wieder zusammensetzen lassen, und zwar so, daß er durch diese Maßnahmen nicht an Wert verliert, er muß leicht erkennbar und schließlich möglichst beständig in seinem Werte sein. Alle diese Eigenschaften erfüllen die Edelmetalle, und zwar Gold und Silber relativ am besten und darum sind sie auch überall zur Münzung genommen worden.

An Münzen unterscheidet man zwei Hauptarten: Haupt- oder Grob- oder Kurantmünzen, und Scheidemünzen. Die Hauptmünze enthält genau so viel Edelmetall, als ihrem Nennwert entspricht. Dies heißt man die Feinheit, das Feingewicht der Münze.

Auf dem deutschen Taler findet man z. B. aufgeprägt: „XXX Ein Pfund Fein", d. h. 30 Taler = 90 Mark enthalten genau 1 Pfund = 500 Gramm fein Silber. Zu dem Edelmetall tritt aber noch ein andres Metall, das die Münze für den Gebrauch härter und so dauerhafter macht. Diesen Zusatz nennt man die Legierung. Diese besteht heute für Gold und Silber bei allen Nationen, England ausgenommen, aus $^1/_9$ des Feingewichts oder Korns, oder $^1/_{10}$ des Rauhgewichts oder Schrots. ($^9/_{10}$ Gold,

$^1/_{10}$ Kupfer; in England $^{11}/_{12}$ Gold, $^1/_{12}$ Kupfer.) Die Prägungskosten werden dadurch gedeckt, daß man das Edelmetall in Barren oder als Bruchmetall auf dem Markte billiger einkauft, als der Wert der daraus zu prägenden Münzen beträgt.

Als Scheidemünzen prägt man gewöhnlich minderwertige Münzen aus einem andern Metall als dem der Haupt- oder Grobmünzen. Man bestimmt dann die Anzahl der Scheidemünzen, die einer Grobmünze gleichwertig sein sollen. Bei uns haben wir Doppelkronen (20 Mark) und Kronen (10 Mark) in Gold als Hauptmünzen, während die halbe Krone (5 Mark) seit 1. Oktober 1900 nicht mehr gesetzliches Zahlungsmittel ist.

Daneben gibt es silberne Scheidemünzen: 5, 2, 1 Mark, und 50 Pfennig, ferner Nickel (20, 10 und 5 Pfennig) und Pfennige aus Kupfer.

Die Minderwertigkeit der Scheidemünzen sollte aber nicht größer sein, als die Prägungskosten ausmachen. Trifft dies nicht mehr zu, so ist die Gefahr der Nachprägung nahegerückt. Man muß nur bedenken, daß z. B. bei Feststellung unsers neuen Münzsystems das Verhältnis zwischen Gold und Silber nach der Talerrechnung auf $1:15^1/_2$ festgesetzt wurde, d. h. $15^1/_2$ Pfund Silber sind gleich 1 Pfund Gold angenommen. Nun ist aber der Silberwert im Lauf der Zeit fortwährend gesunken. Im Jahr 1903 stellte sich das Verhältnis zwischen Gold und Silber wie 1:38, d. h., wenn man einen Taler einschmilzt, so ist das Silber statt 3 Mark nur etwa 1 Mark 22 Pfennig wert. Die Nachprägung kann unter solchen Umständen schon sehr rentabel werden. Die Scheidemünze surrogiert also die Haupt-, Grob- oder Kurantmünze als Tauschmittel, bis zu einem gewissen Grade auch als gesetzliches Zahlungsmittel (bis zu 20 Mark muß jedermann Scheidemünzen annehmen), dagegen surrogiert sie die Hauptmünze nie als Wertmesser, wie das ähnlich für das Papiergeld bereits bemerkt wurde.

Dagegen zählen die silbernen Taler bei uns nicht zu den Scheide-, sondern zu den Haupt- oder Grobmünzen. Davon soll ein andermal im Zusammenhang mit den Währungssystemen die Rede sein.

Spruch

Wohl dem, der seinem Herzen glaubt,
Ihm gibt, was es zutiefst begehrt,
Und unterläßt, was es verwehrt,
Wenn's auch die ganze Welt erlaubt.

Frida Schanz



Altjapanischer Tragsessel (Kago)



Gewöhnlicher zweirädriger Bauernkarren

Nationale Verkehrsmittel in Japan

Von

Dr. Carl Wiegand

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor Port Arthur haben japanische Torpedoboote ihr Werk verrichtet und haben gezeigt, wie weit Japan sich die Errungenschaften der modernsten Technik angeeignet hat. Wir wundern uns nicht mehr, wenn wir hören, daß Japan, ein vor fünfzig Jahren noch so gut wie unbekanntes, von uns als unkultiviert angesehenes Land, heute mit den modernsten Kriegsschiffen, die mit Geschützen allerneuester Konstruktion bestückt sind, seinen mächtigen Gegner angreift. Wir hören, daß eine große Anzahl von Transportschiffen, d. h. also großer, moderner Seedampfer, zum Transport von Truppen dient, die mit den neuesten Waffen ausgerüstet sind und bis an die Einschiffungshäfen selbstverständlich per Eisenbahn transportiert wurden. Daß dabei der Telegraph eine besondere Rolle spielt, bedarf keines weiteren Hinweises. Um so interessanter dürfte es sein, diesen Produkten der internationalen Kultur, deren sich Japan heute wie jeder europäische Staat bedient, eine kurze Betrachtung der nationalen Verkehrsmittel entgegenzustellen.

Man kommt dabei zu den sonderbarsten Gegensätzen, zu einem höchst eigenartigen und anziehenden Gemisch von asiatischen Einrichtungen und solchen der europäischen Kulturwelt.

Eine große Anzahl der japanischen Kriegsschiffe ist dem Leser aus der letzten Zeit bekannt geworden, ihre Abbildungen und Namen sind in die weitesten Kreise gedrungen. Man weiß, daß Japan bis kurz vor Ausbruch des Krieges regelmäßige Dampfer-



Japanischer Lastochse mit einem Tragsattel



Saumpferd mit Strohsandalen; die Bündel enthalten Reis

linien mit zum Teil sehr schönen Schiffen nach England, Nordamerika u. s. w. unterhielt und teilweise jetzt noch unterhält. Um so eigentümlicher mutet es den Beschauer an, wenn er dicht neben diesen modernen Erzeugnissen des Schiffbaues die plumpen Gestalten der nationalen Dschunke in demselben Hafen erblickt. Das Bild a. S. 374 veranschaulicht ein solches schweres Schiff mit seinen bizarren Segeln.

Neben der Eisenbahn, die Japan nach allen Richtungen durchzieht, findet sich noch starkes Leben auf den alten Landstraßen. Der Bauer bringt nach wie vor seinen Reis zum Markte und bedient sich dazu der Verkehrsmittel, die seine Vorfahren bereits in ähnlicher Form benutzt haben. Die Abbildung auf S. 371 zeigt diesen zweiräderigen Karren, der mit primitiv hergestellten Reisbehältern beladen ist und vor den ein Ochse gespannt ist. Damit das Tier die langsame Fahrt nicht andauernd durch Stehenbleiben und Abrupfen von Gras an den Wegrändern noch mehr verzögert, ist ihm ein plump geflochtener Maulkorb umgelegt. Es zieht mit Hilfe eines eigentümlichen Stirnjochs und eines sattelartigen Gerüstes, das es auf dem Rücken trägt. Ein andrer Japaner benutzt das Saumpferd zum Transport seiner Landesprodukte (s. obenst. Bild). Der langhaarige, schwermütig dreinblickende Gaul wird durchaus nicht das Entzücken der Pferdekenner erringen. Er trägt jedoch, genügsam in seinen Pflege- und Futteransprüchen, große Lasten. Der Pferdetreiber sowohl wie sein Roß benutzen dieselbe Art von Schuhzeng, geflochtene Strohsandalen, die sich besonders merkwürdig bei den Pferden für einen an europäische Verhältnisse Gewöhnten ausnehmen. Hufeisen sind in manchen Gegenden von Japan noch heutzutage ein seltener Artikel, und man beschuht die Pferde mit nach den Hufen geformten Sandalen, die dem Tier auch auf dem schlüpfrigsten Wege einen sicheren Tritt gestatten und im Lande unglaublich billig sind. Auch der Ochse auf unsrer umstehenden Abbildung trägt sandalenartige Unterlagen an den Vorderhufen.

Aber auch die sich nicht gerade durch körperliche Schönheit auszeichnenden japanischen Vertreter der Gattung „bos“ werden namentlich in gebirgigen Gegenden zum Lasttragen stark herangezogen. Zwei unsrer Abbildungen (S. 371 u. 373) zeigen dies und lassen die großen Tragsättel, auf die im Gebirge namentlich schwere Holzlasten gepackt werden, erkennen. Der kleine Sohn des Besitzers thront stolz oben auf der Last.

Zur Personenbeförderung bedient man sich im allgemeinen sehr wenig der Tiere, hier tritt vielmehr der Mensch ein, um schnell und zum Teil auch bequem seinen Mitmenschen von Ort zu Ort zu befördern. Ueber ganz Japan hat sich der Gebrauch der kleinen zweirädrigen „Rickschahs“ oder „Jinrikischas“, japanisch „kuruma“, verbreitet. Die Abbildung a. S. 375 läßt diese leichten, eleganten

Wägelchen deutlich erkennen. Ein Rickschah-Kuli spannt sich in die Gabel des leichten Fahrzeuges und befördert seinen Passagier im schnellen Trabe nach dem angegebenen Ziel. Die Straßen der japanischen Städte sind dicht belebt mit Rickschahs, und es ist unglaublich, was gut trainierte Kulis an Geschwindigkeit und Ausdauer leisten können. In Tokio z. B., wo man eine ganze Menge mit Pferden bespannter Equipagen von hohen Beamten u. s. w. auf der Straße erblickt, und wo man verhältnismäßig flott zu fahren pflegt, halten die Rickschahs die Reihe ein mit den in schlankem Trabe fahrenden, mit Pferden bespannten Wagen. Dabei ist es dem Kuli gleichgültig, wie kurz oder wie lang die zurückzulegende Entfernung ist. Tokio ist von sehr großer Ausdehnung, und es dürfte nicht schwer fallen, eine Stunde im Trabe in einer Richtung durch die Stadt zu fahren, ohne über das Weichbild hinauszukommen. Auf dem Lande, wo die Wege zum Teil schlechter sind als in der Stadt und namentlich im Gebirge, wo die Steigungen besonders große Anforderungen an den Rickschahmann stellen, bedient man sich mit Vorliebe zweier Kulis, von denen der eine in der Schere zieht, der andre durch Schieben nachhilft. Auch spannt sich häufig, à la Tandem, der zweite Mann mit Hilfe eines Strickes vor den ersten. Die in Japan die Rickschah benutzenden Europäer, die vielfach von höherem Körpergewicht als der Japaner der vornehmen Klasse sind, bedienen sich, da sie gern schnell fahren, mit Vorliebe namentlich außerhalb der Ortschaften zweier Kulis. Zwei Rickschahmänner beförderten den Verfasser bei seinem Gewicht von 90 Kilogramm in einer Stunde genau 16 Kilometer weit, also eine Leistung, wie man sie nicht größer von einem Normalpferd in derselben Zeit verlangen kann; allerdings war die Straße sehr gut und eben. An demselben Tage mußten dieselben Leute jedoch noch ziemlich hoch in das Gebirge hinauf und hatten schließlich alles in allem, auf der geraden Strecke und auf den zum Teil steilen und steinigen Gebirgswegen ca. 46 bis 50 Kilometer zurückgelegt, eine gewiß sehr beachtenswerte Leistung. Dabei schienen sie abends durchaus nicht erschöpft zu sein und trabten auf der letzten guten Strecke im frischesten Tempo.

Die Rickschahs haben in der Stadt vor unsern Droschken vieles voraus. Ihre Benutzung ist erheblich billiger, da ja gewissermaßen das Pferd zu Hause geblieben ist, und der Kutscher dessen Arbeit übernommen hat, und sie sind an Beweglichkeit im Straßengewühl einem Wagen weit überlegen. Eine Rickschah



Japanischer Bauer mit seinem Lastochsen auf einer Straße im Innern des Landes

nimmt nur sehr geringen Raum ein, läßt sich auf der Stelle umdrehen und kann, falls die Wegverhältnisse dies erfordern, z. B. beim Passieren von Stufen, schmalen Fußstegen, Brücken u. s. w., nachdem der Passagier ausgestiegen ist, vom Kuli bequem auf der Schulter getragen werden, bis der Weg wieder fahrbar wird. Wenn man auf der Eisenbahnstation eintrifft, engagiert man sich zwei Rickschahs, eine für sich selbst und die zweite für das Gepäck, und ist in kürzester Zeit und mit der größten Bequemlichkeit billiger an seinem Ziel angelangt als bei Benutzung eines Wagens.

Im Gebirge vermag die Rickschah, unter Umständen sogar von drei Leuten bedient, noch ziemlich weit vorzudringen. Wenn jedoch der Weg zu schmal und steil wird, ist sie nicht mehr brauchbar, und der alte, ehrwürdige Kago, der japanische Tragstuhl, tritt an ihre Stelle. Der Kago ist je nach dem Stand und Vermögen seines Besitzers einfacher oder reicher ausgestattet. Er kann entweder aus wenigen Bambusstangen oder aus einer kostbar verzierten, lackierten, bemalten und mit schönen Beschlägen versehenen Sänfte bestehen. Die einfachste und viel benutzte Form des Kagos stellt das Bild a. S. 370 dar. Wir sehen, daß die beiden Träger eine starke Stange auf den Schultern haben, an der ein einfaches Bambusgerüst hängend befestigt ist, das oben ein Schutzdach gegen die Sonne trägt. Auf unserm Bilde sitzt das junge Mädchen mit untergeschlagenen Beinen auf dem nur mit einer Decke bedeckten Bambusgestell und wird von den beiden kräftigen Kulis mit Leichtigkeit getragen.

Häufig besitzt der Kago noch an den Seiten geflochtene Schutzwände gegen Sonne und Regen und ähnelt dann einem Vogelbauer. Bei besonders schlechten und steilen Wegen im Gebirge oder bei höherem Gewichte des Passagiers werden drei oder vier Träger benutzt, und man legt mit dieser Einrichtung verhältnismäßig große Strecken an einem Tage zurück. Bequem ist der Kago für den Europäer jedenfalls nicht, da er im allgemeinen für europäische Verhältnisse viel zu klein ist, so daß der Europäer kaum weiß, wo er seine Gliedmaßen lassen soll, und da er ferner den Europäer zum Unterschlagen und Anziehen der Beine zwingt, eine Stellung, die den meisten Europäern auch nicht gerade von Kindheit an beigebracht zu werden pflegt. Jedenfalls genügt bei einem des Kagoreisens nicht Gewöhnten schon eine Stunde, um die unteren Extremitäten vollständig gefühllos und abgestorben zu machen, so daß häufig kein andres Mittel, den Insassen zum Aussteigen zu veranlassen, bleibt, als den Kago einfach auf die Seite zu kippen, so daß der Passagier herausfällt. Man muß dann beinahe auf der Straße sozusagen seine Knochen einzeln zusammensuchen, wobei man von den Trägern unterstützt wird, die, wie viele Japaner, in der Kunst der Massage sehr erfahren sind und es verstehen, in kurzer Zeit durch zweckmäßiges Streichen und Kneten der Beinmuskeln die Beine ihres unglücklichen Passagiers wieder zu ihrem gewöhnlichen Dienste fähig zu machen. Jedenfalls vermeidet der Europäer lieber den Kago, den die Japaner dagegen, die an das Sitzen in der dabei erforderlichen Lage gewöhnt sind, ohne Anstrengung und mit Vorliebe benutzen.

Es ist zu befürchten, daß bei dem riesigen Fortschritt, den Japan mit seiner Aneignung europäischer Kulturerzeugnisse macht, es mehr und mehr von seinem höchst anziehenden und charakteristischen nationalen Leben verlieren und daß sich auch das bunte Bild der Straße mehr und mehr ändern wird, wobei wohl einzig die Rickschah vom Verschwinden ausgeschlossen sein wird, da sie sich ausgezeichnet dem modernen Großstadtleben anzupassen versteht, dies jedoch aber auch nur so lange, wie es Menschen nicht unter ihrer Würde halten, als Zugtier für ihren besser gestellten Mitmenschen zu dienen. Vorläufig wird also der Rickschahkuli wohl trotz seiner Eigenschaft als eifriger Politiker und Parlamentswähler noch nicht vom Straßenbild in Japan verschwinden.



Alte japanische Dschunke



Die von Kulis gezogene japanische Droschke (Rickschah)

Zum neuen Jahr

Von

Th. Aemilius

Wohlauf!
Aus goldnen Toren bricht das junge Jahr,
Ein Sternendiadem im dunkeln Haar,
Ihm nach der Monde wandelfrohe Schar:
Wohlauf zur Fahrt!

Verzehrt
Ist nun des alten Jahres Kost und Glück,
Dahin sein Wetterdunkel, Blitzgezück;
Was es gebracht, gesehn, sank Stück um Stück
Zur Ewigkeit.

Hinaus
Auf fremde Pfade ruft der hohe Tag;
Es zwingt uns vorwärts jedes Pulses Schlag.
Nur fort! Was auch die Stunde bringen mag,
Zum letzten Ziel!

Zum Ziel?
Nicht leicht gelingt des Lebens sichrer Gang.
Wie mancher, der im wilden Strom ertrank!
Wie mancher, den ein Abgrund jäh verschlang:
Wer zieht getrost?

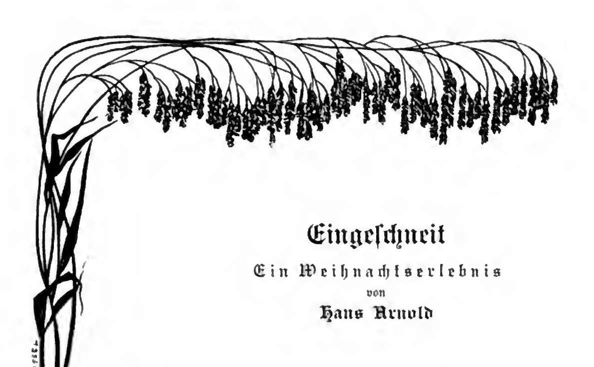
Empor
Den Blick zu dem, der die Geschicke lenkt,
Der seiner Kinder väterlich gedenkt,
Der jedem tapfern Streiter Kronen schenkt, —
Und ihm vertraut!

Ja, wagt's!
Ob Rose oder Dorn am Wege steht,
Ob hold der Tag uns lacht, der Nachtsturm weht,
Es wird uns mit Geduld, Mut und Gebet
Wohl gut das Jahr!



La Sainte Chapelle in Paris

Nach einer Zeichnung von Henri Doucet (Paris)



Eingeschneit

Ein Weihnachtserlebnis

von

Hans Arnold

Der Bahnhofsinspektor Brüsemann trat aus dem Dienstraum in seine unmittelbar daran grenzende, sehr gemütliche Privatwohnung. Er öffnete die Tür ein Spältchen weit — es war schon so stark dämmerig, daß er die Gestalt am Fenster kaum noch zu erkennen vermochte —, aber daß Fränzchen noch genau in derselben Haltung und Stellung dort stand, wie er sie vor einer guten halben Stunde verlassen hatte, das sah er doch ganz genau. Er hustete kurz und ärgerlich, zündete seine kurze Pfeife an und stellte sich ans andre Fenster; ein Zug ehrlicher Bekümmernis und ehrlichen Zornes lag auf seinem guten Gesichte.

Der Schnee, der seit fast vierundzwanzig Stunden weich, leise und unermüdlich niederfiel, hatte die ganze Umgebung verwandelt und verändert; die Bäume, die ihre kahlen Aeste gestern noch wie in stummer Anklage gegen den erbarmungslosen Winter zum grauen Himmel hinaufgestreckt hatten, waren heute in weiße, ungestalte Riesenwächter verwandelt. Wege und Stege lagen dick verschneit und verweht, zu Häupten drohte eine finstere Wolkenmasse, die fast aussah, als bestände sie aus lauter fest gestopften, unförmigen Säcken, die noch einen endlosen Reichtum an flockigem, fedrigem Schnee in sich zu bergen schienen.

Der Knecht Ruprecht hatte es heute sehr leicht, ungesehen und unerkannt durch die Welt zu traben — es war der vierundzwanzigste Dezember; aber von der fröhlichen, geheimnisvollen Geschäftigkeit, die sich sonst um diese Zeit auch in den entlegensten Häusern und Hüttchen zu regen und zu tummeln pflegt, war im Bahnhofsgebäude nichts zu spüren. Die Dämmerung des kurzen, trübseligen Wintertages brach unbehindert und scheinbar unbemerkt ins Zimmer, keine Hand rührte sich, um sie durch Licht oder Lampe in die Flucht zu schlagen, und am Fenster stand das Ehepaar, der Bahnhofsinspektor und seine junge Frau, und beide sahen schweigsam in die Schneenacht hinaus.

„Ein hübscher Weihnachtsabend wird das!“ bemerkte der Mann nach einer Weile.

Keine Antwort erfolgte.

„Das habe ich mir heut vor einem Jahre auch anders gedacht,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „so das erste Weihnachten, nachdem man sich verheiratet hat.“

Tiefes Schweigen.

„Ja, wozu heiratet man überhaupt?“ erkundigte er sich mit nun schon etwas erhobenem Ton in die Allgemeinheit hinein und fügte, da niemand geneigt schien, ihm über den Grund Auskunft zu geben, der ihn zum Verlassen des Junggesellenstandes bewogen hatte, mit kaum noch unterdrückter Wut hinzu: „Das Dümmste, was der Mensch tun kann!“

Bei diesen Worten kam Leben in die schweigsame Gestalt am Fenster. „Da hast du ganz recht!“ erwiderte sie, anscheinend aus tiefstem Herzensgrund beistimmend.

Und der Mann, der sich nachgerade in dem Zustand befand, wo auch der Kulturmensch sich wild nach irgend etwas umsieht, das er irgend jemand unter irgendeinem halbwegs plausibeln Vorwand an den Kopf werfen kann, stampfte ein paarmal so mit den Füßen, als hätte er sich nicht schon vor dem Eintreten in die blitzend saubere Stube allen Schnee von den Stiefeln abgeschüttelt. Dann murmelte er eine Höflichkeitsformel in sich hinein, die eine nicht ganz wegzuleugnende Aehnlichkeit mit „Himmeldonnerwetter“ hatte, stürzte aus der Stube und warf die Tür so krachend ins Schloß, daß sämtliche Fensterscheiben laut und vorwurfsvoll klirrten, da sie eine solche Behandlung nicht erwartet hatten.

Die Frau blieb alleinige und unbestrittene Inhaberin des Schlachtfeldes, wie das sehr leicht geschieht, wenn jemand die beiden Lebensregeln: „Eigensinnigsein!“ und „Immer recht behalten“ zu seinem Wappenspruch erwählt hat und entschlossen ist, in diesem Zeichen zu siegen oder unterzugehen. Sie grub die weißen Zähne so fest in die Unterlippe, daß es schmerzte. Ja, das war nun der erste Weihnachtsabend im eignen Hause — reizend, wirklich!

Es hatte heute mittag einen bösen Streit zwischen den jungen Eheleuten gegeben, kaum wußten sie

selbst noch den eigentlichen Grund, aber das eine wußte die Frau ganz sicher — daß sie im Recht war! Vielleicht nicht ganz und vielleicht nicht von Anfang an, aber zum Schluß ganz bestimmt!

Ja, nun wollte sie ausprobieren, ob ihre schon länger verheiratete gute Freundin recht hatte, die ihr eingeschärft: „Nur beim ersten Streit nicht nachgeben, nicht einen Schritt entgegen tun, später kannst du's viel eher mal wagen!" Das wollte sie heute ausprobieren, und möchte zehnmal Weihnachten sein.

Nein, wie war der Mann aber heute gewesen! So zu toben! Den Löffel in den Teller zurückzuwerfen, daß die Suppe hoch aufspritzte —, die junge Frau schwelgte noch mit einem gewissen grimmigen Stolz in der Erinnerung an die von Abscheu und Majestät zeugende Handbewegung, mit der sie ihr Kleid an sich gezogen hatte, damit kein Tropfen darauf flog. Weshalb hatte Karl aus purer Bosheit die Behauptung aufgestellt, die Suppe wäre Spülwasser? Sich so zu benehmen! Vom Tisch aufzustehen und zu sagen: „Wenn ich am Weihnachtstage solches Essen" — Fraß hatte es der Unmensch sogar genannt! — „bekommen soll, dann danke ich für Weihnachten überhaupt."

Und nun stand sie groß da!

„Schön!" hatte sie mit einer Kälte, die ihr selbst am meisten imponierte, gesagt, und war ebenfalls vom Tische aufgestanden. „Wenn du für Weihnachten dankst, dann wollen wir eben dieses Mal keines haben, mir liegt ohnehin wenig genug daran!"

Und sie hatte den großen Tannenbaum, den sie noch vor zwei Tagen selbst mit ihrem Mann so fröhlich im Walde ausgesucht hatte, in den Wagenschuppen schaffen lassen und in die finsterste Ecke gelehnt — mochte er da stehen! Dann war sie mit fieberhafter Hast daran gegangen, die Ketten und Fähnchen und Goldsterne sauber in verschiedene Kästchen zu verpacken, hatte jedes der kleinen Behältnisse mit einem extra Ruck und Knoten fest mit Bindfaden verschnürt und auf den Boden getragen, innerlich vor Zorn und Schmerz zitternd, und dabei immer ganz leise zwischen den Zähnen vor sich hin murmelnd: „Das kommt vom Heiraten! Warum bin ich nicht zu Hause geblieben? Man weiß eben gar nicht, wie gut man es da hat!" Und dazwischen hatte sie wieder geschluckt und geschluckt, um nicht in stürmisches, unstillbares Weinen zu geraten. Denn das hätte Karl dann leid getan, und würde er wieder gutmütig, dann würde sie's am Ende auch, und dann dachte er, er könnte es öfter so machen. Und wenn man zu Hause so verwöhnt worden ist — und wenn das die Mutter wüßte!

Sie schüttelte zornig den Kopf, weil ihr das Schluchzen schon wieder in der Kehle saß. Und dann stand sie wieder und sah auf den Schnee, mit dem halb unbewußten Gedanken, daß er nicht nur das Haus und den Weg und den Wald und alles — nein, daß er auch ihr Glück und ihre Zufriedenheit zuschütten würde, bis es in ihr und um sie so dalag wie die weiße Welt da vor ihr, wie ein großer Kirchhof.

Das leblose Bild da draußen fing übrigens jetzt an, lebendig zu werden. Ein paar Leute liefen mit Laternen auf und ab, dann nach dem Walde zu — sie waren bald nur noch wie Glühwürmchen in dem wirbelnden Silbergeflimmer zu sehen. Der Telegraph spielte — sie hörte das klappernde Geräusch bis hier herein —, die Signale wurden aufgezogen und warfen einen blutig roten Schein über den Schnee — es kamen ja noch mehrere Züge heute abend! Die Leute eilten wohl noch alle, zur Weihnachtsfeier nach Hause zu kommen — ja, wer's auch so gut hätte!

Die Unruhe draußen nahm inzwischen so zu, daß es ihr auffiel. Es kamen immer mehr Leute mit großen Schaufeln und Reisigbesen, sie hörte ihren Mann kurz und befehlend ein paar Worte rufen. Endlich ertrug sie es nicht länger, sie schickte die alte Magd hinaus, die sich infolge des ihr von der Herrschaft verdorbenen Weihnachtsabends in heller Wut befand. Sie sprach infolgedessen nur das Unumgänglichste — ein Zustand, der bei ihren gewöhnlichen Anlagen sonst als hocherfreulich angesehen und herbeigesehnt wurde, sich aber nur dann einzustellen pflegte, wenn man gern etwas von ihr in Erfahrung gebracht hätte.

Sie trabte mürrisch über den Hof und erschien dann wieder in der Thür, verschneit wie ein unliebenswürdiger Weihnachtsgeist, indem sie mit absichtlicher Tücke auf eine Frage wartete.

„Nun, was giebt es denn da draußen, Christiane?" erkundigte sich die junge Frau.

„Der Warnberger Zug ist im Schnee stecken geblieben; der Herr Inspektor schickt Leute hin, um zum Rechten zu sehen," referierte die alte Frau mürrisch und entfernte sich dann mit einigen halblaut gemurmelten Bemerkungen, die nicht nach Segenswünschen klangen.

Um ihr Leben gern hätte die Frau Bahnhofsinspektor Näheres erfahren — in ihrem stillen, gleichförmigen Dasein auf der ziemlich abgelegenen Station bedeutete ja die kleinste Unterbrechung ein Ereignis —, aber ihren Mann mochte sie natürlich nicht befragen. Er war ja auch viel zu beschäftigt, denn der Zug aus der entgegengesetzten Richtung mußte auch schon fast hier sein, der Zeit nach; am Ende war der auch im Schnee stecken geblieben. Dann hatten noch mehr Leute heute einen trübseligen Weihnachtsabend zu erwarten, — ‚aber die waren wenigstens nicht selber schuld daran,' sagte eine leise Stimme in ihr, die so schnell zum Schweigen gebracht wurde, wie sie gesprochen hatte.

Indessen die junge Frau betrübt dastand und ihren schwermütigen Gedanken als einzigen Weihnachtsgästen Einlaß gab, war der Zug der kleinen Seitenbahn aus Warenberg, der immer langsamer, immer mühseliger, immer schläfriger durch den Wald gekrochen kam, plötzlich stehen geblieben, wie eingemauert. Die wenigen Fahrgäste, durch den Ruf: „Eingeschneit, bitte, alles aussteigen!" und durch die eiskalte Winterluft, die zu den geöffneten Coupétüren eindrang, plötzlich munter gemacht, stiegen steifgesessen, schlaftrunken und arg verstimmt aus, um im Licht der Laternen ihre beschwerliche Pilgerfahrt durch den stiebenden Schneewirbel anzutreten.

Es waren ihrer nur drei oder vier, denn die „Klingelbahn" führte weit ab von der großen Verkehrsstraße, und außerdem reiste ja doch am Weihnachtsabend nur, wer es absolut nicht anders einzurichten vermochte.

So stapften denn zunächst nur ein paar Marktweiber mit großen Tüchern über den Köpfen rüstig voran, ihnen folgten zwei Passagiere der zweiten Klasse, auch weiblichen Geschlechts. Eine davon, eine alte, dicke Dame, war so eingepelzt und ausgestopft, daß sie auf den ersten Blick gar keine menschliche Gestalt zu besitzen schien, sondern an ein gemütliches, verheißungsvolles „Wunderknäuel“ erinnerte, das ihre Enkeltöchter zu Weihnachten beschert bekommen und abstricken sollten. Sie trug eine große, ebenfalls zum Bersten vollgestopfte Reisetasche bei sich und schickte sich mit guter Laune an, ihre Fußwanderung durch den Schnee anzutreten. Auf ihrem behaglichen, apfelrunden und apfelroten Gesicht lag eher ein Ausdruck von Belustigung über die ungewöhnliche Situation, als von Verdruß darüber.

Um so niedergeschlagener war ihre Begleiterin, ein schlankes, großes Mädchen, unter dessen dunkelm Pelzmützchen ein reizendes verängstigtes Gesicht heraussah, und in dessen krause Stirnhaare sich die Schneeflocken sofort mit solchem Vergnügen hängten, wie nur je ein lustiger Schmetterling an eine zierliche Kleeblüte. Um den kleinen Mund des Mädchens zuckte es wie von mühsam zurückgedrängtem Weinen.

„Ich bin so schrecklich müde,“ sagte sie hilflos, „wie weit mag es wohl bis zum Dorfe sein?“

„Gut Dreivierteilstunde!“ sagte der Zugführer in bedauerndem Tone. Er sah dem zarten, jungen Geschöpf wohl an, daß das eine harte Nachricht war.

Die beiden reisenden Damen sahen sich erschrocken an — so weit durch den Schneesturm zu gehen trauten sie sich beide nicht.

„Ich bleibe hier im Wagen,“ sagte das junge Mädchen müde, „ich habe Decken und eine Fußtasche, es kommt mir gar nicht darauf an!“

„Aber mir kommt's darauf an!“ rief die alte Frau munter. „Was tausend, Sie wollen wohl hier ganz hübsch zur Weihnachtsfeier einfrieren? Das wäre so was! Kann man denn nicht einen Schlitten bekommen?“ wandte sie sich an die Leute.

„Nein,“ meinte einer der Arbeiter kopfschüttelnd, „aber der Bahnhofsinspektor wohnt ja im Stationsgebäude, keine Viertelstunde von hier, der könnte schlimmsten Falles jemand unterbringen, ob zwei, das weiß ich freilich nicht!“

„Nun, wo eine bleibt, werden auch zwei bleiben können,“ sagte die alte Dame mit großer Bestimmtheit, „in jedem Falle wollen wir beiden Reisekameraden uns nicht verlassen! Eine Viertelstunde Weges läßt sich schon eher hören — kommen Sie, liebes Fräulein!

Und unter Lachen, Zureden und gutmütigem Schelten zog sie ihre Begleiterin mit sich fort. Die beiden Marktweiber hatten mit einem Führer den Weg nach dem Dorf eingeschlagen, und die beiden Damen trabten im Schein der großen Laterne, die ihnen vorausgetragen wurde, durch den Schnee. Die Munterkeit ihrer alten Gefährtin ließ die traurige Schöne auch wieder auftauen, und durch Flockenwirbel und Dezembersturm, der sich jetzt plötzlich aufgetan hatte und ihnen ein wildes Lied in die Ohren pfiff, kämpften sich die beiden Reisenden nach dem Bahnhof durch.

Dort hatte sich inzwischen noch mehr Leben entwickelt. Der Kurierzug, der aus der entgegengesetzten Richtung wie die Klingelbahn kam, war ebenfalls stecken geblieben, und zwar zwei Schritte vom Bahnhof selbst, so daß seine Insassen es möglichst bequem hatten, unter Dach und Fach zu gelangen. Es waren ihrer auch nur sehr wenige, — eine Gesellschaft von fünf oder sechs Personen, die eben den Bahnhof mit Sturm nahm, als die beiden Wandrerinnen, ziemlich am Ende ihrer Kräfte, von der andern Seite her anlangten.

Das junge Mädchen hatte einen dichten, schwarzen Schleier fest um Kopf und Hals geschlungen und vors Gesicht gezogen und sich in den Arm der alten Frau gehängt, die sie unter Lachen und Zureden vorwärts zog und schob.

Die Inspektorsleute machten es ihren ungebetenen Gästen nach Kräften bequem; sie ließen in jedem heizbaren Raum Feuer anmachen und brachten von ihren trockenen warmen Sachen herbei, was vorhanden war. Sie rannten in Eifer und Menschenliebe aneinander vorüber, ohne sich gegenseitig auch nur ein Atom von ihrer guten Gesinnung zukommen zu lassen — beide ganz froh, daß sie so unerwartet alle Hände voll zu thun bekamen.

Inzwischen schlug der Bahnhofsrestaurateur verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Er hatte seine Vorräte fast alle auf die Neige gehen lassen, in der sicheren Voraussetzung, daß heute und morgen keine Abnehmer dafür eintreffen würden; er hatte die feste Absicht gehabt, gleich nach dem Ankommen des letzten fahrplanmäßigen Zuges seelenvergnügt die Bude zu schließen und ins Dorf zu seiner Weihnachtsfeier zu traben, und nun stand er vor ein paar Semmeln und drei Pfund Schweizerkäse und wollte am Leben verzagen! Die Passagiere dritter Klasse, die kriegte er wohl allenfalls zufrieden, wenn er noch eine große Kanne Kaffee aufbrächte, aber der elegante Herr, der aus dem Coupé erster Klasse gestiegen war, der sah ihm gerade so aus, als wenn der etwas ganz Extras verlangen würde und es gut bezahlt hätte.

Inzwischen lag der Zug vor der Thür wie ein böser, schlafender Riese, der sich mit seinen letzten Kräften bis hierher geschleppt und sich nun um alles Unheil, das er angerichtet hat, nicht mehr kümmert.

Die Passagiere erster und zweiter Klasse traten jetzt ziemlich zu gleicher Zeit in das Wartezimmer. Von der einen Seite kam ein schlanker, liebenswürdig und fidel dreinblickender junger Mann — derselbe, dessen Reisepelz dem Bahnhofsrestaurateur so imponiert und so viel Bedenken gemacht hatte. Er behielt beim Erblicken des kahlen, mangelhaft durchwärmten Raumes diesen Pelz an und begann sich mit den resignierten Worten: „Na, dann ist es eben nicht anders!“ mit großer Energie die Hände zu reiben. Er war in diese Thätigkeit so vertieft, daß er das Eintreten der beiden Damen — des alten Wunderknäuels und des schönen Mädchens — im ersten Augenblick gar nicht beachtete, sondern erst dann in die Höhe sah, als die alte Dame, der Situation zum Trotz, ein fröhliches „Guten Abend und vergnügte Weihnachten!“ ins Zimmer rief.

In diesem Moment begegneten sich die Blicke der beiden jungen Reisenden. Dem Mädchen, das

mit seinem eignen, scheuen und ernsthaften Ausdruck neben seiner freundlichen Beschützerin stand, schoß das Blut glühend rot bis unter die Haare. Sie warf mit einem halb verlegenen, halb trotzigen Blick den Kopf in den Nacken, und dann sah sie mit großer Beharrlichkeit nach einer andern Richtung.

Der junge Mann war anscheinend auch etwas erschrocken, jedenfalls im höchsten Grade überrascht durch die Begegnung; er begrüßte die Eintretenden durch eine tiefe, stumme Verbeugung. Dann nahm er an dem einzigen Tische Platz, der, von ein paar steiflehnigen Stühlen umgeben, die ehrenvolle Aufgabe hatte, diesen unwirtlichen, vom leichten Rauchgeruch des mangelhaft wärmenden Ofens parfümierten Raum wohnlich zu gestalten, und diese Aufgabe doch nur kläglich erfüllte.

Die Damen mußten wohl oder übel sich mit ihrem Reisegefährten am selben Tisch niederlassen. Die Alte stellte ihre große Reisetasche, von der sie sich nicht trennen zu können schien, vor sich hin.

„Ja, da säßen wir nun!" sagte sie, und nickte mit gutem Humor zu ihrem Nachbar hinüber, „und können Trübsal blasen, statt Weihnachten zu feiern!"

„Trübsal blasen?" entgegnete der junge Herr lachend, „ich denke gar nicht daran! Ich bin schon in sehr viel tolleren Lagen gewesen und habe die Ohren steif gehalten, und bin heute sogar trotz allem und trotz noch etwas in brillantester Stimmung" — ein flüchtiger Blick flog hier nach dem ernsthaften Mädchengesicht drüben am Tisch —, „passen Sie auf, das wird auf irgend eine Manier noch ein sehr netter Abend heut!"

In diesem Augenblick trat der Bahnhofsinspektor ins Zimmer, gefolgt von seiner Frau, die sich in aller Eile mit Sonntagskleid und zierlichem Latzschürzchen schön gemacht hatte.

„Wir wollten die Herrschaften etwas fragen!" begann er und sah aus seinem gutmütigen, bärtigen Gesicht sehr freundlich und vertrauenerweckend auf die eingeschneite Gesellschaft, „möchten Sie nicht alle drei mit zu uns heraufkommen? Das Wartezimmer heizt sich heute so schlecht — bei uns oben ist's wenigstens warm und — gemütlich!" setzte er nach einem nur seiner Frau verständlichen Zögern hinzu, die rasch und verlegen einfiel: „Ach ja, bitte, kommen Sie doch zu uns!"

Der junge Mann sprang auf, wie elektrisiert. „Sehen Sie," rief er der alten Dame lustig zu, „habe ich es nicht gesagt, es wird noch ein ganz famoser Abend heut? Freilich kommen wir, und mit tausend Freuden! Ich sage für die Damen hier ohne weiteres mit zu, denn solche arme Schiffbrüchige, wie wir drei, das sind ja gar keine Fremden, wenn sie sich auch vielleicht" — auch dieses Zögern mitten im Satz war nur einer Person im Zimmer verständlich — „heut zum erstenmal sehen; das sind gute Bekannte, noch dazu am Weihnachtsabend, wo von Rechts wegen alle Leute gute Freunde sein sollten!"

Diese Bemerkung war nun auf den Bahnhofsinspektor und seine Frau allerdings nicht gemünzt, aber beide wurden doch etwas rot und sahen sich wo möglich noch weniger an als zuvor.

„Und nun bitte sehr," sagte die Frau Inspektor, um die Pause zu unterbrechen, und ging ihren unerwarteten Gästen voraus in das hübsche, helle Wohnzimmer. Dort brannte eine freundliche Lampe, die Fenster waren mit blütenweißen, dichten Mullgardinen verhängt, und davor stand ein ganzes Regiment Hyazinthen in tiefroten, zartrosa und porzellanblauen Prachtexemplaren, die ihre zierlichen Glöckchen zum Empfange zu läuten schienen und den Raum mit süßem Duft erfüllten. Im großen behaglichen Ofen prasselte ein Feuer und redete seine muntere, sprühende, glühende Funkensprache; ein Sofaplatz mit rundem Tisch und ein paar tiefe Ohrenlehnstühle aus Großvaters Zeit luden mit den Wirten um die Wette zum Platznehmen ein. Es war alles sehr behaglich und anmutend und alles sehr nett — aber gar nichts erinnerte an Weihnachten, es sah fast so aus, als wenn das Christkind, vom Schnee irregeführt, an dem kleinen Bahnhof vorbeigeflogen wäre und ihn übersehen hätte.

Dies Gefühl war es vielleicht, daß die so von ungefähr zusammengewürfelte Gesellschaft die ersten Augenblicke hindurch etwas still und ernsthaft dasitzen ließ; sogar das gute alte Wunderknäuel schien nachdenklich zu werden und sich nach dem geheimnisvollen Fluidum zu sehnen, das um diese Zeit und an diesem Tage durch alle Häuser und Herzen strömt und strömen soll.

Da nahm der junge lustige Mann das Wort und erlöste alle aus dem Bann dieses trübseligen Zusammensitzens. „Und was machen wir nun?" rief er lebhaft und sah sich an der kleinen Tafelrunde um. „Wir können doch am heiligen Weihnachtsabend, den wir allem Anschein nach so als Robinsons zu überdauern haben, nicht wie die Stoffel umeinander herum sitzen? Keiner von uns will und kann doch heut ohne Tannenbaum fertig werden! Herr Inspektor," wandte er sich bittend an den Hausherrn, der auf seinen Schnurrbart biß und verlegen zur Erde sah, „wo steht denn Ihr Weihnachtsbaum? Dürfen wir uns denn nicht um den herum setzen? Das geht ja doch gar nicht anders!"

Der Bahnhofsinspektor warf einen hastigen, scheuen Blick nach seiner Frau hinüber.

„Unser Tannenbaum?" fragte er langsam und ein wenig unbeholfen, als warte er, daß ihm jemand zu Hilfe kommen würde.

„Nun ja, Sie werden doch einen Christbaum bereit haben!" rief der Sprecher lebhaft. „Oder," fügte er plötzlich ernsthaft bei und ließ die Stimme sinken, „haben Sie vielleicht einen traurigen Grund, heute keinen Tannenbaum anzuzünden, jemand von Ihren Lieben verloren, oder etwas dergleichen?"

Der Inspektor schwieg noch immer. Ueber das Gesicht seiner jungen Frau aber ging bei diesen letzten Worten ein tiefes Zucken, wie eine Beschämung.

„Nein!" sagte sie leise, „Gott sei Dank, das haben wir nicht, — und ein Tannenbaum ist auch da, aber der steht draußen im Wagenschuppen, und er ist auch noch gar nicht angeputzt!"

„Nun, um so hübscher!" rief das alte Wunderknäuel und sprang auf, als wenn sie ein Gummiball wäre, „dann putzen wir ihn gemeinschaftlich an! Kommen Sie, junger Herr," rief sie dem lustigen Fremden zu, „helfen Sie dem Herrn

Inspektor den Tannenbaum herschaffen. Ich und meine kleine neue Freundin hier, wir sorgen für den Schmuck; ich habe die ganze, große Reisetasche vollgestopft mit solchen Herrlichkeiten für meine Enkelkinder."

„Wir haben auch etwas!" flüsterte die junge Frau verschämt und ohne ihren Mann anzusehen, der zögernd bestätigte: „Ja, wir haben auch etwas."

„Nun, natürlich!" rief der junge Mann, der die Sachlage allmählich zu durchschauen begann, „wir haben alle etwas. Jeder holt, was er hat, und wir putzen an, was das Zeug halten will. Fein wird's! Aber erst wollen wir uns alle vorstellen — nicht mit Namen und Titeln, das ist viel zu alltäglich für solch eine nette Situation — nur mit Vornamen! Ich mache den Anfang. Ich heiße Hans Christoph, und das junge Fräulein dort heißt Gertrud!"

Er sprach das so ernsthaft und selbstverständlich, daß außer dem Wunderknäuel keiner etwas Besonderes darin suchte und fand, denn der Bahnhofsinspektor und seine Frau wußten ja gar nicht, wie ihre Weihnachtsgäste zusammengehörten und zusammen gereist waren.

„Und mich könnt ihr alle Großmutter nennen!" sagte das Wunderknäuel, das sich blitzschnell in die ganze Sachlage hineingerollt hatte und mit größtem Vergnügen „mittat". „Das ist mir gerade der liebste Ehrentitel, und nebenbei bin ich zugleich damit die geehrte Respektsperson, die immer unentbehrlich ist!"

„Und nun," kommandierte der junge Mann, „nun wird alles requiriert, was für den Weihnachtsabend paßt. Ich gehe nach meinem Zuge und suche meinen Koffer durch; da steckt sicher irgend etwas, was ich bringen kann. Wer sonst was hat, der mag es stiften und herausrücken — was Tausend, man hat nicht alle Tage Weihnachten!"

Mit Laternen und Lichtern, unter großer Heiterkeit und voller Thatendurst zerstreute sich die kleine Gesellschaft, und es dauerte gar nicht lange, da stand der große, ernsthafte Tannenbaum mitten in der Stube. Die Inspektorin und das Wunderknäuel banden Naschwerk und Aepfel an schimmernde Goldfäden, der Inspektor befestigte die Lichter mit sachkundiger Berechnung von Gleichgewicht und Beleuchtungseffekt, alles behängte und schmückte den Christbaum mit Schaumgoldnüssen, mit knisternden Fähnchen und Ketten — er sah bald gar prächtig und märchenschön aus.

Hans Christoph hatte mit großer Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit Fräulein Gertrud zu seinem Beistand kommandiert, als die größte der anwesenden Damen. Ihr ernsthaftes Gesichtchen wurde, fast wie gegen ihren Willen, ab und zu von einem Lächeln überflogen, wie von einem verirrten Sonnenstrahl, wenn von der luftigen Höhe dort oben gar zu komische Einfälle und Vergleiche über den Baumschmuck kamen.

Hans Christoph hatte auch etwas beigesteuert, nämlich eine Flasche vom allerfeinsten Cognac, der zu einem weitaus größeren Weihnachtstisch hingereicht hätte, als die kleine Gesellschaft bedurfte.

„Und was werden Sie uns schenken?" fragte er nun, von seinem erhabenen Standpunkt zu Gertrud nieder blickend.

Sie schüttelte langsam den Kopf und breitete zwei kleine, zierliche Hände aus. „Leere Hände," sagte sie lächelnd, aber in traurigem Tone, „eine arme Erzieherin, die unter fremde Leute geht, hat nicht viel zu verschenken. Ja, ja, die Zeiten ändern sich!" gab sie als Antwort auf seine stumme Frage zurück, wandte sich ab und trat zum Tisch.

Er war auch still und nachdenklich geworden. Seine sonderbare Bekanntschaft mit ihr, die in einem Coupé erster Klasse vor mehreren Jahren begonnen hatte, die in einem glänzenden Ballsaal weiter gesponnen war, hatte ihn auf dieses Weihnachts- und Schneezusammentreffen ebensowenig vorbereitet wie auf ihre so gänzlich und anscheinend so traurig veränderten Lebensverhältnisse.

Aber jetzt war zu Aufklärungen und Auseinandersetzungen nicht der richtige Augenblick. Der Baum war fertig, ein Licht nach dem andern flammte auf, und als der volle Glanz durch das Zimmer strahlte, da fing die alte Frau mit herzhaftem Tone zu singen an: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Und die fremden Stimmen fielen alle, leichten und schweren Herzens, wie es die Stunde ihnen gab, kräftig mit ein, die klaren Töne des alten, sanften Liedes klangen so beweglich, wie sie immer klingen, und das Goldnetz der Weihnachtsstimmung warf seine schimmernden Fäden über alles und alle und spann sie ein, daß sie es fast vergessen hätten, unter wie eigenartigen Verhältnissen sie hier heiligen Abend feierten.

Der Bahnhofsinspektor hatte sich, scheinbar absichtslos und zufällig, neben seine trotzige kleine Frau gestellt, und als der zweite Vers des schönen Liedes angestimmt wurde, hielt er ihr verstohlen die Hand hin, und sie legte die ihre schweigend hinein. Der Mann behielt diese Hand während des Singens fest in der seinen, und dann nickten sich die beiden mit feuchten Augen zu.

Als das Lied verklungen war und die feierliche Stimmung allgemach der harmlosen Fröhlichkeit wich, nahm alles wieder Platz um den runden Sofatisch.

„Und nun, Herr Bahnhofsinspektor," begann der junge Mann und gab damit dem allgemeinen Gefühl der Versammlung Ausdruck, „können wir nicht in der Restauration uns ein wenig Abendbrot bestellen?"

„Ei freilich können Sie das," sagte der Bahnhofsinspektor vergnügt, „aber in *unsrer* Restauration! Meine Frau ist doch nicht umsonst ein pommersches Landkind, die soll wohl was in der Speisekammer haben."

„Das habe ich," rief die kleine Frau eifrig, „und die beiden großen Spankörbe von zu Hause sind ja auch noch nicht ausgepackt; ich müßte die Mutter nicht kennen, da steckt sicher was Gutes drin!"

„Nein, nein," erwiderte das Wunderknäuel, „wir wollen Sie doch nicht plündern!" Und die andern stimmten, schwach ablehnend, in diese großartige Auffassung ein, die, wie zu erwarten stand, keine Gegenliebe fand.

„Nun, das wäre noch besser!" rief der Inspektor, „geplündert sind wir noch lange nicht, und wenn sich noch mal so viel Leute hier satt

essen. Nicht wahr, Fränzchen, das geht uns gegen die Ehre!“

Die junge Frau nickte nur, sie hatte die beiden großen Körbe, die in appetitlichster Weiße auf dem Schrank standen, heruntergeholt und knotete so eifrig an den Bindfaden des einen herum, daß sie einen ganz roten Kopf bekam. Den andern Korb schob sie Gertrud hin: „Bitte, Fräulein,“ und die machte sich auch sofort ans Aufknoten und wies das Messer, das Hans Christoph ihr hinhielt, kopfschüttelnd zurück: „Das thue ich nie!“ — ein tiefer Ausspruch, der den jungen Mann unerklärlicherweise mit einem gewissen Stolz erfüllte, da er immer gehört hatte, daß eine gute Hausfrau diesem Grundsatz huldige.

Und nun ging's ans Auspacken. Unter Lachen und Jubeln wurde der Inhalt gezeigt, belobt und zierlich auf dem Tisch ausgebreitet. Und was hatte die gute Mutter dem jungen Haushalt alles eingepackt! Eine fertig gebratene Pute, die so zart und weiß aussah wie aus Marzipan, Spickgänse und Mettwurst, Schinken und Räucheraal. Der Tisch knickte fast zusammen unter der Fülle, und dem Inspektorpaar glitzerte helle Freude aus den Augen, wie es seine lieben Weihnachtsgäste wieder und immer wieder zum Zulangen nötigte. Der lustige Hans Christoph braute einen herrlichen Weihnachtspunsch, die Gläser klangen aneinander, und alle versicherten, netter und gemütlicher könnte der Weihnachtsabend nie und nirgends sein.

„Ja,“ sagte der junge Mann nach einer Weile, als die Tafelfreuden zu Ende waren, „Geschenke haben wir nun die Hülle und Fülle bekommen, wir eingeschneites und hereingeschneites Volk: Gastfreundschaft und Spickgans und Tannenbaum, und wer weiß, was sonst noch alles —, aber wir haben gar nichts geschenkt, das geht doch eigentlich nicht an!“

„Sie haben uns ja den gemütlichen Abend geschenkt,“ sagte der Inspektor, „wer weiß, ob's sonst heute so hübsch bei uns gewesen wäre; den nehmen wir mit bestem Dank an, nicht wahr, Frau?“

Die junge Frau nickte und blinzelte ein bißchen mit den Augen, die ihr heute schon ein paarmal so unklar geworden waren — wohl von dem hellen Lichterglanz.

„Ich schlage vor,“ fuhr Hans Christoph fort, „jeder schenkt eine Weihnachtsgeschichte, und zwar möglichst eine selbsterlebte, damit müssen sich unsre freundlichen Wirte für heute abend zufrieden geben!“

Wie es nun gewöhnlich mit solchen Vorschlägen geht, es fand sich, daß die meisten behaupteten, nichts erlebt zu haben, obwohl wir doch, streng genommen, alle das ganze Jahr über mit Erleben beschäftigt sind.

Sogar das alte Wunderknäuel erklärte, es hätte nichts erlebt. „Gottlob,“ fügte sie hinzu, „ich habe alle Weihnachtsabende so ganz gemächlich und vergnüglich erst mit den Kindern und dann mit den Enkelkindern gefeiert, daß wir zum Erleben gar nicht gekommen sind!“

„Ich habe eine Weihnachtsgeschichte erlebt,“ sagte die junge Frau des Bahnhofsinspektors, und sah mit tapferen, thränenvollen Augen zu ihrem Manne in die Höhe, „ich habe erlebt, daß eine Frau, die am ersten Weihnachten im eignen Hause sehr trotzig und sehr eigensinnig war und gar nicht heiligen Abend feiern wollte, die es nicht einsah, daß ein sehr guter Mann einmal tüchtig poltern kann und es im Grunde nicht böse meint, ich habe es erlebt, daß dieser Frau eine Gesellschaft freundlicher Leute ins Haus schneite, und daß sie ihr ‚Stille Nacht, heilige Nacht!‘ vorsangen. Und daß sie sich besann und wieder gut wurde und sich freute, daß der Tannenbaum nicht die ganze Nacht im Wagenschuppen stand und fror — das habe ich erlebt!“

„Und ich habe erlebt,“ sagte der Bahnhofsinspektor und nickte ihr zu, „daß eine gute Frau manchmal viel vernünftiger sein kann als ein Mann, und daß ich nicht wieder toben will, wenigstens ganz gewiß nicht wieder zu Weihnachten!“

„Prosit!“ rief das alte Wunderknäuel und hob den beiden ihr dampfendes Punschglas entgegen, „ich habe mir etwas derartiges schon zusammengereimt, wie Sie gar keinen Tannenbaum hier stehen hatten — sehen Sie, da sind wir doch nicht so ganz zufällig und unnötig hier herein geschneit!“

„Nichts ist zufällig!“ sagte Hans Christoph mit größerem Ernst, als man bis jetzt an ihm wahrgenommen hatte, „nichts ist zufällig, und manches, das uns so erscheint, das wie ein loser Faden ohne Ende in die Welt hineinflattert, knüpft ganz sicher und gewiß mal anderswo und irgendwo wieder an und wird vielleicht gar zur Kette oder zum — nun, zu allerhand Hübschem, Festem und Schmückendem. Und ganz besonders zur Weihnachtszeit, da habe ich mir meine Erfahrungen gesammelt! Denn ich habe nun schon zweimal um die Weihnachtstage etwas erlebt, wenn man's ein Erlebnis nennen kann, wenn es auch das erste Mal nur in einer ganz unverdienten und unerwarteten Ohrfeige bestand! Soll ich's heute einmal erzählen?“

Fast sah es aus, als frage er Gertrud ganz besonders und ganz allein um ihre Erlaubnis. Die saß aber mäuschenstill mit tief gesenkten Wimpern und schrieb mit der Gabelspitze auf ihrem Teller herum — zum Glück konnte niemand die Schrift lesen.

„Also, da niemand Einspruch gethan hat, will ich meine Geschichte erzählen,“ begann Hans Christoph und lehnte sich gemütlich in seinen Stuhl zurück. „Ich fuhr einmal — es mögen so vier Jahre und mehr sein — ein paar Tage vor Weihnachten nach Hause zu meinen Eltern. Es war ein andres Wetter wie heute, es war sonnig, hell, und es war Vormittag.

„Im Eisenbahnwagen mit mir saß ein allerliebstes Geschwisterpaar. Der eine war ein pfiffiger, vielleicht sechzehnjähriger Junge, der mit einem heillos vergnügten, von Uebermut glitzernden Gesicht und einer kleinen, frechen Stupsnase unter einer hellblauen Schülermütze hervor in die Welt guckte. Sein Schwesterchen war ein halbflügges Pensionskind, ein ganz reizender Backfisch, mit zwei dicken Zöpfen, die nach Tiroler Art fest um den Kopf gesteckt waren, mit — nun, ich will sie nicht weiter beschreiben. Ich weiß noch ganz genau, wie sie ausgesehen hat, wie sie später aussah, und wie sie jetzt aussieht, und das ist mir genug.

„Wir fuhren also einen halben Tag zusammen. Der Bruder hatte das Schwesterchen aus einer

Genfer Pension abgeholt, um es zu den Ferien heimzuleiten. Wir erzählten uns allerlei, das junge Fräulein wurde ganz munter und zutraulich, und ich hörte mit großem Vergnügen dem niedlichen Geplauder zu. Ich erfuhr von der Pension, von der angeschwärmten Erzieherin und von dem großen Bernhardinerhunde Barry, auf den sie sich so freute, ‚beinahe wie auf zu Hause‘. Das Placement hatte sich während dieser Unterhaltung ein wenig verschoben, das allerliebste Mädchen saß mir gegenüber, der Junge hatte am andern Ende des Coupés am Fenster Platz genommen, guckte hinaus und gab anscheinend auf uns und unsre immer eifriger und lebhafter werdende Unterhaltung gar nicht weiter acht. Wir kümmerten uns unsrerseits auch nicht um ihn und amüsierten uns vortrefflich miteinander — von mir kann ich es wenigstens kühnlich behaupten.

„Plötzlich fährt der Zug in einen Tunnel hinein, und es wird stockfinster. Es bleibt eine ganze Weile finster, ich lehne mich in meine Ecke zurück und schließe die Augen, da ich in diesen Minuten ja doch nichts Niedliches zu sehen bekomme, und träume ganz unschuldsvoll vor mich hin. Da — wie wird mir! — höre ich ein lautes, zorniges: ‚Pfui, wie unverschämt!‘ und eine wohlgezielte, von recht lockerem Handgelenk zeugende Ohrfeige trifft meine, seit Quarta solche Liebkosung nicht mehr gewöhnte rechte Backe.

„In demselben, für mich so ereignisreichen Augenblick fährt der Zug mit mir und meiner Blamage — einer gänzlich unverdienten Blamage — ins grelle Licht des Tages hinein. Ich sitze mit einer lieblich geröteten Wange, wortlos vor Empörung und Staunen da. Der Junge befindet sich, mit dem ehrbarsten Gesicht von der Welt, an seinem Fensterplatz, das Pensionskind steht, die rächende Hand noch erhoben, mit zwei so tiefroten Bäckchen, als wenn sie etwa doppelt so freundlich traktiert worden wäre wie ich. Und in dem Augenblick, als ich mich zu einer — wie ich nicht verhehlen will — nicht ganz sanften Rechtfertigung und Bitte um Aufklärung und Ehrenerklärung erheben will, wird der Name meiner Aussteigestation ausgerufen, ich fliege zornschnaubend zur Wagenthür hinaus und bin nicht einmal mehr in der Lage, zurückzurufen: ‚Na, warte!‘ was ich mir sonst unter allen Umständen nicht hätte entgehen lassen.

„Und der Zug saust davon, er entschwindet mit einem gewissen Triumphkeuchen meinen Augen, ich aber mit der Schmach gänzlich unverdienter handgreiflicher Züchtigung auf dem bis dahin unbescholtenen Mannesantlitz ziehe tiefgebeugt meine Straße durchs Leben weiter.

„Und damit noch nicht genug!“ fuhr der lustige Sprecher fort und sah Gertrud scharf an, die das bekümmerte Gesichtchen noch tiefer sinken ließ. „Als ich zwei Jahre später, wieder um Weihnachten, zu einem Gutsnachbarn und Freunde zum Ball komme, als mir dort ein rosenfarbener Schmetterling im Walzer vor den Augen herum fliegt, der inzwischen aus der thatkräftigen Pensionspuppe geschlüpft war, als ich mich, äußerlich mit schöner Selbstbeherrschung und Fassung, innerlich freilich rachedürstend nahe und meine schöne Feindin zum Tanz auffordern will, sieht sie mich einen Augenblick starr und entrüstet an, erkennt mich augenscheinlich, ruft mit allen Zeichen berechtigten Abscheus aus: ‚Um keinen Preis!‘ läuft davon und aus der Stube und ist mir fortgeflattert, wie es ein echter, richtiger Schmetterling nicht schöner, graziöser und spöttischer hätte thun können. Und ich — zum zweitenmal der Gefoppte — stehe und sehe der Entflogenen nach wie ein dummer Junge, der das Sommervögelchen schon an den rosenfarbenen Flügeln zu halten geglaubt hat und dem die Freude ganz unvermutet zu Wasser geworden ist. Ja, was sollte ich nun thun? Ich konnte nur das eine — mir fest und sicher geloben, fliegt mir der Schmetterling ein drittes Mal über den Weg, und sollte es bei Sturm und Schneegestöber sein, dann lasse ich ihn nicht wieder entkommen, wenigstens nicht eher, als bis er mir de- und wehmütig auseinandersetzt, warum ich nicht nur mit einem so unsanften Flügelschlage, sondern nachher auch noch mit seiner allerhöchsten Ungnade bedacht und bestraft worden bin.“

Die Anwesenden, oder doch die meisten unter ihnen, hatten bei der Geschichte erst ganz unbefangen und ahnungslos zugehört. Bei dem immer lebhafter werdenden Mienenspiel der beiden Hauptpersonen fingen die drei andern an, sich immer vergnügter und verständnisvoller anzusehen und zuzunicken und wollten nun gerade mit allgemeinem Kopfzerbrechen beginnen, als das junge Mädchen, tief errötend, aber entschlossen zu sprechen anhob.

„Ja,“ sagte sie mit einer schüchternen Munterkeit, die ihr ganz reizend zu Gesicht stand, „da ich so vor aller Welt ‚gestellt‘ worden, da hilft es ja nichts, da muß ich mich doch wohl verteidigen. Gar nicht böse war ich, nicht die Spur! Aber geschämt habe ich mich damals auf dem Ball, bis zum Weinen, und schäme mich auch heute noch so entsetzlich! Ist denn das nicht zum Schämen, wenn man erfährt, der eigne Bruder, der abscheuliche, heillose Bengel, hat sich im Tunnel ganz sachte zu mir herangeschlichen, hat mir einen Kuß gegeben und ist dann ganz still und dumm thuend wieder auf seinen alten Platz gegangen. Und ich habe einem fremden Herrn dafür eine schallende Ohrfeige gegeben. Ist das nicht zum Schämen? Und bin ich nicht die ganzen zwei Jahre hindurch von dem Jungen ausgelacht worden, sowie wir zusammen waren, und immer bedroht: ‚Soll ich's erzählen?‘ und ‚Weißt du noch?‘ und die Pantomime des Ohrfeigens dabei gemacht, bis ich anfing, zu weinen, wenn überhaupt das Wort ‚Eisenbahn‘ und ‚Tunnel‘ gesprochen wurde. Und war auf dem Ball nicht mein Bruder auch zugegen und hatte er mir nicht gleich, als er Sie erblickte, zugeflüstert: ‚Da ist dein Backpfeifenmann, nun kannst du wieder hauen!‘ Und ich glaube, wenn ich mit Ihnen getanzt hätte, da hätte er mich ja wohl zu Tode geneckt!“

Und halb lachend, halb erschrocken über ihre eigne lange Rede sprang Gertrud von ihrem Platze auf, trat zum Weihnachtsbaum und fing ohne ersichtlichen Grund an, ein paar Goldfähnchen abzunehmen und an andern Stellen wieder aufzustecken, wobei sie der Gesellschaft hartnäckig den Rücken zuwandte.

Hans Christoph sah ihr ein paar Augenblicke nachdenklich zu, drehte seinen Schnurrbart, wie in

tiefem Grübeln über einen Entschluß, und dann stand er auf, aber ganz langsam und bedächtig, und trat zu ihr an den Tannenbaum.

Die drei am Tisch Zurückgebliebenen fingen plötzlich an, eine ungeheuer lebhafte Konversation zu führen, sie überboten sich im Erzählen und Durcheinandersprechen, namentlich das gute, alte Wunderknäuel entwickelte nach einem halben Blick auf das junge Paar am Christbaum einen wahren Strom von Beredsamkeit.

Hans Christoph ließ sich die gute Gelegenheit nicht zweimal bieten.

„Und heut?“ fragte er halblaut und bemühte sich vergeblich, einen Blick von seiner alten Bekannten zu erhaschen, „und heut? Warum waren Sie denn heut so ungnädig? Heut ist doch der schreckliche Bruder nicht dabei!“

Sie sah jetzt in die Höhe, und ihr ernsthafter Blick hielt dem seinen stand.

„Das können Sie sich freilich kaum denken,“ sagte sie ruhig. „Als ich Sie das letzte Mal sah, da war ich ein verzogenes, verwöhntes, reiches, glückliches Mädel von siebzehn Jahren, das aus einem schönen, frohen, geliebten Elternhaus seinen ersten Flugversuch in die Welt that, und jetzt ist die Thür jener Welt hart und plötzlich hinter mir ins Schloß gefallen — ich mag gar nicht daran denken! Wenn ich nun jemand wieder begegne, der mich in dieser glücklichen Zeit gekannt hat, da ist mir, als wenn sich die Thür wieder um ein Spältchen aufthäte und ich sähe in die hellen Räume hinein, wo ich so fröhlich war. Ich habe ja von dem allem nichts mehr!“ fuhr sie mit sinkender Stimme fort, „kein Elternhaus und keinen Reichtum, und nur diese zwei Hände zum Arbeiten, damit der ‚böse Bruder‘ von damals, der jetzt ein so guter, vernünftiger Bruder geworden ist, daß mir oft das Herz weh thun will um seine hübsche Unvernunft; ja, damit der bald so weit kommt, daß wir mal zusammen schaffen und bleiben können! Und sehen Sie, da fürchte ich mich vor alten Bekanntschaften und Erinnerungen, die machen nur das Herz weich, und es muß doch fest bleiben! Aber das eine kann ich jetzt — ich bin ja kein dummer Backfisch mehr, ich bin ein ganz ernsthaftes Mädchen geworden, das lehren und erziehen will. Ich kann Sie um Verzeihung bitten, daß ich damals so — so rasch bei der Hand war, und daß ich Ihnen zutrauen konnte, unritterlich zu handeln! Wäre ich älter und vernünftiger gewesen, so hätte ich es nicht gethan. Seien Sie mir nicht mehr böse!“

Und sie hielt ihm freimütig die Hand hin, die er ernsthaft und ehrerbietig an seine Lippen zog.

„Für heut darf ich wohl weiter nichts sagen?“ fragte er leise und eindringlich, „aber die Hoffnung, daß wir uns bald, so bald wie irgend möglich wiedersehen, die werden Sie mir doch lassen wollen? Wohin geht Ihre Reise? Und darf ich nachkommen? Und wann darf ich es?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Wozu?“ fragte sie traurig.

Er lächelte.

„Wozu? Das werde ich Ihnen schon klar zu machen versuchen, wenn ich Ihnen erst nachgereist bin,“ sagte er.

Sie sah ihn unschlüssig und zweifelhaft an.

„Haben Sie mich denn auch recht verstanden?“ fragte sie bange, „ich bin ein armes Mädchen — ein ganz armes, und —“

„Und ich bin ein reicher Mann,“ sagte er mit tiefem Ernst, „oder ich habe mich doch dafür halten dürfen; aber seit ich heut abend mit Ihnen zusammen den Weihnachtsbaum habe schmücken können, da ist es mir ganz klar geworden, ganz unwiderleglich klar, daß ich arm sein werde, viel, viel ärmer als Sie, wenn ich nicht die Hoffnung mit mir nehmen darf, daß wir künftiges Jahr den Tannenbaum zusammen putzen wollen — nur die Hoffnung! Die können Sie mir doch geben!“

Ich weiß wirklich nicht, was das junge Mädchen dem plötzlich so ernsthaft gewordenen Hans Christoph geantwortet hat — denn gerade in dem Augenblick, wo man es hätte hören können, wurde die Thür aufgerissen, ein Schaffner steckte den graubärtigen Kopf unter einer verschneiten Pelzmütze herein, als wenn der Knecht Ruprecht selber heute bei der Eisenbahn angestellt wäre, und rief laut und vernehmlich: „Einsteigen — die Bahn ist wieder frei!“

Die Gesellschaft stob hastig und unter allseitigem Danken, Abschiednehmen und Händeschütteln auseinander, und der Wintermond, der eben durch die Wolken trat und sie mit Herrscherblick zürnend auseinandertrieb, hat mir nichts über den Abschied der beiden verraten wollen.

Ich weiß nur, daß das alte Wunderknäuel mit Gertrud zusammen bis zum Endziel ihrer Reise fuhr und daß, als sie sich von ihrer jungen Schutzbefohlenen trennte, die brave Alte mit sehr zufriedenem Gesichtsausdruck sagte: „Na, das war doch einmal nett!“ Ich weiß auch, daß Hans Christoph, als er in seinem prächtigen Schlitten dieselbe Nacht seinem großen Schloß in Schlesien zufuhr, ganz genau wußte, daß er noch an keinem Weihnachtsabend in seinem Leben etwas Schöneres und Wertvolleres bekommen hatte wie im heutigen Schneetreiben.

Der kleine Bahnhof lag wieder still und einsam im Winterwalde. Der Inspektor und seine junge Frau standen am Fenster und sahen miteinander dem Zuge nach, der keuchend und dampfend in der Ferne verschwand, bis nur noch ein letztes, zerflatterndes Rauchwölkchen Kunde von ihm gab.

Dann sagte der Mann: „Nun, Fränzchen, was meinst du? Es wäre doch schade gewesen, wenn die Leute heut abend hier nicht eingeschneit wären, da wären wir beide am Ende auch nicht aufgetaut!“

Und sie fiel ihm schluchzend um den Hals: „Es war so schändlich von mir, Karl, — ich will es aber auch nie, nie wieder thun!“

Und darüber brach der erste Weihnachtsfeiertag an, und auch hier war Friede auf Erden!



Sir Galahad. Nach dem Gemälde von G. F. Watts



George Frederick Watts vor seinem Atelier

Nach einer Natur-Aufnahme aus den letzten Jahren

George Frederick Watts

(Die beigegebenen Reproduktionen der fünf Gemälde mit Erlaubnis von Fred Hollyer, London)

Jeder große Künstler bedeutet, in irgendeinem Sinne, eine Ausnahme. Er wird nicht nur — nach Schillers schönem Wort — die Natur erweitern, ohne über sie hinauszugehen; er wird auch die Schranken unsrer Kunsttheorien durchbrechen, indem er durch sein Können eine Regel aufhebt, die uns eine unabweisbare Folgerung aus dem Nichtkönnen andrer Künstler erschien. Wie oft haben wir gesagt: das, was der Kunst eines William Blake, eines Peter Cornelius, eines Wilhelm Kaulbach fehlt, ist der jeweilige Ausdruck für die Tatsache, daß jede Kunst, die von abstrakten Gedanken ausgeht oder doch diese über die körperliche Erscheinung stellt, in ihren Leistungen und Wirkungen unvollkommen bleiben muß. George Frederick Watts, den das englische Volk als einen seiner Propheten und Patriarchen verehrte und dessen Tod (1. Juli 1904) es nun betrauert, hat durch sein Lebenswerk jene Verallgemeinerung widerlegt. Fast all seine Bilder, ausnahmslos aber seine besten, die in Formen und Farben unwiderstehlich zu unsern Augen reden, sollten sittliche Mächte und Ideen verkörpern. Er hat nachdrücklich und feierlich erklärt, daß er intensiver als irgendeiner seiner großen Vorgänger die Kunst als Mittel zur Besserung der Menschheit angesehen wissen wollte. „Mein Ziel," so hat er einmal gesagt, „ist und wird immer sein, nicht Bilder zu malen, die einzig und allein das Auge erfreuen, sondern solche, die bis an den Verstand und die Phantasie des Menschen dringen, dort hervorwühlen, was gut und edel ist, und dem solch mächtigen Ausdruck verleihen, daß es in unserm Herzen einen Widerhall findet." Und dieses Ziel hat Watts erreicht; etwas von dem reinen Feuer sittlicher Begeisterung, das ihn bis ins höchste Greisenalter jung erhielt, strömt aus seinen Werken auf den Betrachtenden über; und soweit überhaupt unsre Sittlichkeit durch Wort und Wink unsrer Nebenmenschen gestärkt und gefördert werden kann, mag sie es wohl werden in und nach den Augenblicken der Erhebung, die wir einem Bild von Watts verdanken.

Aber lassen wir uns auch nicht irreführen: der Fall Watts ist eben doch eine Ausnahme. Gute Menschen und schlechte Maler, die ihn als Präzedenzfall anrufen möchten, werden damit vor dem Gerichtshof der Nachwelt wenig Glück haben. Watts ist der große Ideenmaler, weil er ein großer Künstler

war, nicht umgekehrt. Er hat auch nie geglaubt, ein Bild nachlässig ausführen zu dürfen, weil die gute Idee, die er darin niederlegte, etwa einen Ersatz für schlechte Malerei böte. Er hat die sinnlichen Mittel seiner Kunst, die doch nun einmal an den empfänglichsten unsrer Sinne sich wendet, nicht verschmäht, wie etwa Cornelius. Er hat ihr nicht ein asketisches Gepräge gegeben, wie die deutschen Nazarener und die englischen Präraffaeliten; er begnügte sich, sie rein zu erhalten. Daß es dazu nicht der Askese bedarf, hatten ihn seine beiden großen Vorbilder gelehrt: Phidias und Tizian.

Phidias und Tizian waren nicht nur seine Vorbilder; man kann sie beinahe seine einzigen Lehrer nennen. Am 23. Februar 1817 zu London geboren, hat Watts, bei dem das Talent schon in frühem Knabenalter sich regte, als junger Mensch nur ganz kurze Zeit die Akademie besucht, dann bei einem Bildhauer, der sich nicht viel um seinen Schüler kümmerte, ein paar Jahre gearbeitet — und nicht gearbeitet. Aber in diesem Bildhaueratelier sah er Gipsabgüsse nach den Parthenonskulpturen, und von den Abgüssen fand er rasch den Weg zu den im British Museum aufgestellten Originalen. In ihnen offenbarte sich dem Bildhauer und Maler Watts sein Formideal, bei Tizian das Ideal dessen, was der Künstler durch die Farbe erreichen und ausdrücken kann. Mit 20 Jahren stellte er zuerst in der Academy aus, 1842 erwarb er sich durch einen nicht zur Ausführung gekommenen Karton für das neue Parlamentsgebäude (der Stoff war der Vorgeschichte Englands entnommen) einen Preis, der ihm einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien, besonders in Florenz, ermöglichte. In Florenz war der dortige englische Gesandte, Lord Holland, sein Gönner; in dessen Landhaus, der Villa Careggi, wo einst Lorenzo der Prächtige gestorben war, hat Watts sein erstes Fresko gemalt. Er porträtierte aber auch eine stattliche Reihe bedeutender Männer und schöner Frauen, die, aus England kommend, im gastfreien Hause des Gesandten vorsprachen, und legte so den Grund zu der Stellung, die er später als Porträtist der englischen Geburts- und Geistesaristokratie in seinem Vaterland eingenommen hat. Durch seine Bildnismalerei erwarb er sich, nach England zurückgekehrt, die Mittel, die es ihm ermöglichten, ein einfach-vornehmes Leben zu führen und diejenigen Bilder, in denen er seine Weltanschauung den Volksgenossen und der ganzen Menschheit verkünden wollte, nicht verkaufen zu müssen; er hat die meisten von ihnen entweder verschenkt oder in seinem Atelier zurückbehalten, das nunmehr, nach seinem Tod, in den Besitz der Oeffentlichkeit übergehen und zusammen mit den Watts-Sälen in der Tate-Galerie und der Sammlung seines Porträt in der nationalen Porträtgalerie sein Lebenswerk als ein großes geschlossenes Ganzes der Nachwelt überliefern wird.

So hatte vor ihm William Turner, so hat sein Zeitgenosse, der Franzose Gustave Moreau dafür Sorge getragen, daß die Summe ihres Schaffens



G. F. Watts — Der Reiter auf dem weißen Roß



G. F. Watts Hoffnung

im wesentlichen vereinigt bliebe für alle Zeiten; aber wenn diese beiden dabei der künstlerische Ehrgeiz geleitet hatte, so war für Watts bestimmend, daß er seine Werke als Bestandteile einer einheitlichen Weltanschauung und Lebensphilosophie auffaßte, die nur in ihrer Gesamtheit auf volles Verständnis und auf die von ihm ersehnte sittlich erziehende Wirkung rechnen könnte. Wie er im Leben nicht nach Ruhm geizte, so wollte er auch über das Grab hinaus nicht als bewunderter Künstler fortleben, sondern als Mahner und Prophet, dessen Worte zu sittlicher Einkehr und zum Nachdenken über Sinn und Wert des Daseins zwingen.

Was ist nun der wesentliche Inhalt dieser Predigt und Prophetie, als die der Künstler sein Gesamtwerk verstanden zu sehen wünscht? Er bietet nichts überraschend Neues, aber er trägt das Gepräge einer vornehmen, edeln, in sich starken und ruhigen Persönlichkeit. Ohne sich in die Schranken einer Konfession zu fügen, verehrt Watts das Ideal, auf dem die christliche Moral ruht, die Nächstenliebe, als die höchste der sittlichen Mächte. Sie ist die Vergeistigung des schöpferischen Naturtriebs der Liebe, dem der gleich mächtige und unentrinnbare Vollstrecker der Gesetze der Vergänglichkeit, der Tod, in ewigem Kampf, doch ohne Feindschaft gegenübersteht. Die Liebe kann den Tod nicht aufhalten, aber sie überdauert sein Walten, und immer wieder tröstet, hebt und führt sie das Leben, die von tausend Gefahren umdrohte, zarte, bebende Psyche. Sinnentaumel und seelenlose Geldgier entweihen und zermalmen das Beste und Zarteste der Menschenseele; aber Pflichtgefühl, Selbstlosigkeit, Begeisterung geben ihr Flügel und erheben sie zu einer Unvergänglichkeit, die über den raschen Zusammenbruch irdischen Glanzes triumphiert und vor dem Urteil des Weltgerichts nicht zu erbeben braucht. — Nicht kirchengläubig, aber gläubig im Sinn eines idealistischen, tatenfrohen Optimismus ist diese Weltanschauung; und das Reich des Guten, das sie erhofft, ist kein andres als jenes, in dem

die Seligpreisungen der Bergpredigt ihre Erfüllung finden.

Die Bilder, die aus diesem geistigen Boden, von Licht und Wärme des momentanen Erlebens geweckt, entsteigen, erscheinen nun in ihrer überwiegenden Mehrzahl nicht als trockene, verstandesmäßig durchgeführte Illustrationen eines einzelnen Moralsatzes, sondern als plastische, farbige Visionen, in denen eine sittliche Idee, die Vorstellung einer geistigen Macht sich mit einer den Künstler selbst und darum auch den Beschauer zwingenden Notwendigkeit verkörpert. Und diese Visionen lassen sich nicht in einem die Handlung oder den Vorgang umschreibenden Satz schildern und nacherzählen; es sind eben nicht Anekdoten, sondern Personifikationen und Symbole. Und wo uns kein mehrfach zusammengesetztes Geschehnis erzählt wird, bedarf es auch nicht vieler Figuren. Zwei Gestalten, die in engem Raum einander gegenüberstehen, können uns anschaulicher und ergreifender als der Anblick zweier kämpfender Heere an die Gegensätze und Konflikte erinnern, die durch Seele und Welt unüberbrückbar tiefe Klüfte reißen; eine einzige Gestalt, einsam in der Unendlichkeit, kann uns das Schicksal der ganzen Menschheit, das ewig alte und neue Los des Menschenherzens verkörpern.

So sehen wir in der grenzenlosen Weite des Weltraumes allein auf ihrem heimatlichen Stern eine zarte Mädchengestalt niedergedrückt und zusammengebrochen unter der Wucht eines Unglücks, das ihr das Augenlicht zerstörte und alle Saiten der Leier, die ihr noch Trost bringen könnte, bis auf eine letzte zerrissen hat. Aber solange diese letzte Saite, die sie mit bebenden Fingern berührt, noch zu tönen vermag, solange verzagt die Hoffnung nicht ganz — trotz alledem und alledem. Die Hoffnung! Wie weit haben wir uns da von der ganz schematisch, rein begrifflich gewordenen Frauenfigur mit dem Anker entfernt! Aber wie beredt, erschütternd und ermutigend zugleich wirkt dies neue Zeichen auf uns ein! Das ist ein Symbol, keine Allegorie; nicht ein Begriff, sondern ein Erlebnis. Und immer war und bleibt allezeit das eigne innere Erleben der Schoß neuen ursprünglichen Gestaltens. So erblickt Watts auch den Tod nicht mehr in der Gestalt des Knochenmanns, in der ihn überhaupt, von Holbein bis Böcklin, nur ganz große Künstler heraufbeschwören durften, ohne trivial zu werden: bald ist ihm der Tod die friedlich thronende Gottheit, zu deren Füßen jeder sein Erdenleid niederlegt („Der Hof des Todes"), bald der gewaltige, muskelstarke Schnitter, dem die Zeit mit ihren welkenden Blumen widerstandslos folgen muß: („Zeit, Tod und Gericht"), bald eine geheimnisvoll verhüllte, hagere Gestalt, deren weitausgreifenden Schritt nichts aufhalten kann: so hat er ihn dargestellt in dem Bild „Liebe und Tod", das von der ersten Anregung bis zur endgültigen Fassung in vierzehn Jahren heranreifte. Mit wie feinem Takt ist hier aber auch, um das Unaufhaltsame im Vordringen des Todes ganz klar zur Anschauung zu bringen, für die Liebe nicht die Gestalt eines Erwachsenen gewählt, sondern der noch ganz kindliche Knabe, dessen hoffnungslos-mutiges Ringen etwas doppelt Rührendes und Ergreifendes hat! Soll aber im Eros sich die geistig-physische Naturgewalt der Liebe verkörpern, die den Untergang der einzelnen überdauert, dann erscheint er (im „Triumph der Liebe") als ein schlanker, kräftiger Jüngling, der auf weitgebreiteten Flügeln mit dem Jubel eines Auferstehenden über den Leichen des Mannes und des Weibes sich in den Himmel erhebt. Noch eines dieser Doppelbeispiele, die besser als lange Analysen von der immer frisch quellenden Phantasie des Malers erzählen, finden die Leser unter den hier mitgeteilten Bildern: eine Verherrlichung des sittlichen Idealismus, der seine



G. F. Watts — Liebe und Tod

Träger durch Selbstzucht und Selbsthingabe adelt, ist sowohl der „Reiter auf dem weißen Roß“, wie der „Sir Galahad“. Aber dort ist es der im Sturm der Tat daherbrausende Idealismus, der die Widerstrebenden überholt, die Säumigen mitreißt, die Freudigen beflügelt; hier verkörpert sich der „scheu in sich selber verzückte“ Idealismus der Jugend, dem die Welt noch voll Wunder und seine Lebensaufgabe etwas überirdisch Heiliges ist, in dem jungen Artusritter und Gralsucher, dessen sehnsüchtige Fahrten und träumerisches Schauen Tennyson in einem Gedicht ganz so schön, so von Wald- und Jugendpoesie umflossen besingt, wie Watts in seinem Bild. Wahrlich, der Maler tat recht daran, daß er dies Werk den Schülern des Eton College als ein mahnendes Vorbild schenkte. Noch eine dritte Reiterfigur, die Watts gestaltet hat, drängt sich uns, wenn wir den „Reiter auf dem weißen Roß“ und den „Sir Galahad“ betrachten, in unser Gedächtnis. Dieser Reiter ist aber ein Werk nicht des Malers, sondern des Plastikers Watts, der ihm den Namen „Physical energy“ gab. Aber sicher liegt bei dieser Darstellung der „Körperlichen Energie“ der Nachdruck auf der Energie: sie beseelt erst die Körperkräfte und stellt sie in den Dienst von Ideen, die nach hohen Zielen hinstreben. Ein nackter Jüngling von athletisch starkem Gliederbau beherrscht mit der lässigen Kraft der Linken, die den Zügel hält, und festem Schenkeldruck sein mächtig aufbäumendes Roß, während er mit der Rechten die Augen beschattet, die in die Ferne spähen. Jahrelang hat den Künstler die Arbeit an dieser Reiterstatue beschäftigt; war sie auch nicht seine erste Plastik (er hat als Bildhauer u. a. eine zarte Verkörperung der „Klytia“, jener sagenhaften Geliebten des Apollo, und ein schönes Denkmal für Tennyson geschaffen), so war sie doch die erste in solch riesigen Dimensionen. Sie ist ein für sein Wollen und Können ebenso charakteristisches Werk geworden wie die besten und bezeichnendsten seiner Gemälde, nicht ohne manche bedenkliche Einzelheiten in der Anatomie, ist das Ganze so durchdrungen von dem Feuer, das die Seele seines Schöpfers durchlohte, so mächtig in Silhouette und Bewegung, daß es den Beschauer überwältigt und mit sich fortreißt. — Wie ein Symbol für das Weltumspannende der britischen Kolonialherrschaft mutet es an, daß dies letzte Werk des Künstlers seinen Platz tief unten in Südafrika gefunden hat: auf einem Hügelrücken in Rhodesia erhebt es sich, von Watts selbst dem Andenken des Mannes gewidmet, von dem Rhodesia den Namen trägt. Noch ist, „von der Parteien Haß und Gunst umschwirrt“, das endgültige Urteil über Cecil Rhodes nicht gefällt; aber sicherlich spricht es zugunsten des Mannes, dessen gewaltige Willenskraft Freund und Feind gleichmäßig anerkennen, daß der unbestechliche Sinn des englischen Malerpropheten in ihm nicht nur den Eroberer, sondern den Kulturförderer sah. Und wäre doch Cecil Rhodes dieses Monumentes nicht würdig, so bliebe es immer das beredtste Denkmal für Watts selbst, ein Sinnbild seiner sittlichen Kraft, die noch den Achtzigjährigen in seiner Lebensarbeit nicht müde werden ließ, und seines edeln Glaubens an das Hohe und Heldenhafte in der menschlichen Natur.



G. F. Watts — Triumph der Liebe

E. N. Pascent



Aus der tibetanischen Bergwelt: Himalajariesen

Eine neue Tierwelt

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Wilhelm Bölsche

Wer jemals unser schönes deutsches Riesengebirge besucht hat, dem muß ein Eindruck unvergeßlich sein. Er ist in ziemlich steilem Anstieg zum Kamm hinaufgeklettert. Nun ist er oben, aber vor ihm liegt nicht sogleich der Steilsturz des böhmischen Abhangs. Er kann stundenweit jetzt auf einem fast flachen Plateau wandern. Hat er sich ein Stück hineingewagt, so könnte ihm wohl scheinen, als sei er wieder in die Ebene unten zurückversetzt. Aber die dürre Grassteppe, durch die er schreitet, nur unterbrochen hie und da von niedrig kriechendem Knieholz und umsäumt von grotesk zerspaltenen Felsgruppen, die in ihrem bunten Flechtenschmuck wie Kämme eines Ungetüms über den flachen Horizont dräuen, mahnt ihn, wo er ist: fast anderthalb tausend Meter über der Meereshöhe, jenseits der Grenze, da noch Bäume fortkommen, auf dem platten Scheitel eines hohen Granitgebirges, wo sich zwischen die letzten Felsenzacken eine kahle Matte einlagert.

An diesem kleinen, immer noch freundlichen Bilde kann man sich aber eine Vorstellung machen von einer der wunderbarsten, rätselhaftesten Landschaften der ganzen Erde — einer Landschaft, so wunderbar in der Tat, daß man sie eher in der tollen Vulkanwüste des Mondes als auf unserm Erdplaneten suchen möchte. Aus dem größten Erdteil dieser Erde erhebt sich auch der Koloß unter ihren Gebirgen, der Himalaja. Nahezu 9 Kilometer hoch steigt diese Steinmauer in ihren höchsten Kuppen an. Nordwärts an diesen Gigantenwall aber schließt sich die entsprechend kolossalste Gebirgshochebene der Erde an, ein Plateau, das sich in einer Durchschnittshöhe von mehr als 4000 Metern hält, und zwar über einen Raum fort, in den das gesamte Deutsche Reich ziemlich viermal hineinginge. 4½ Kilometer Höhe und etwas: das entspricht dem Gipfel unsers höchsten europäischen Berges, des Montblanc. Unter gleichen übrigen Verhältnissen müßte dieses ganze Tibet unter Firnschnee und Gletscherlasten begraben liegen, gleich dem weißen Montblanchaupt. In seiner Lage bildet es dagegen durchweg nur eine rauhe Steppe, in manchem das wirkliche Riesenbild zu unsrer kleinen Riesengebirgssituation. Auch hier kein Baum, sondern nur messerscharfes Stechgras, über dessen Horizont grell gefärbte nackte Bergzüge dräuen. Am Tag eine fast gespenstische Klarheit der Luft, die alle Gegenstände fast gleichmäßig nah ohne Perspektive heranrückt. In den Nächten jäh erstarrender Frost. Ein ungemütliches Land in allen Zügen, das denn auch der Mensch in seinen Hauptteilen so gut wie ganz gemieden hat und höchstens einmal ein kühner Reisender unter vielerlei Abenteuern und Strapazen durchquert.

Eine Stätte, wo der Pflanzenwuchs durch solche blasenartige Aufwölbung des Terrains aus Tropenfülle fast zum dürrsten Rasen herabgedrückt, zum regelrechten Dornacker degradiert ist, — von ihr sollte man wohl glauben, daß auch die Tierwelt sie ganz in Verruf erklärt und verlassen habe. Ist es doch schon auf unsrer Riesengebirgssteppe oben so einsam; kaum daß einmal ein Laufkäfer noch dahineilt oder eine Moorlerche zwitschert. Aber diese alte Erde ist unerschöpflich an Ueberraschungen. Dieses Tibet, das höchstens dem Kartenzeichner

Interesse zu bieten schien, hat sich in neuerer Zeit herausgestellt als ein wahres Paradies der Tiere. In unglaublichen Schwärmen durchziehen große Säugetiere seine dürre Weide, Millionen an Zahl, und dem Zoologen eine seltsamste Beute durch ihre Eigentümlichkeit der Arten. Eine ganz besondere Welt haust da oben, abgesondert wie auf einem rings vom Ozean umflossenen Erdteil. Und wo die Hochebene östlich rasch absteigt gegen die entlegensten Provinzen des chinesischen Reiches, wo die Alpenwiese mit ihren Primeln und Enzianen jäh übergeht in eine Mischflora aus Gebirge und Tropen mit Kiefern neben Palmen, mit Alpenrosen, die wie Orchideen schmarotzen und daneben noch auf einer Höhe, wie sie der Aetnagipfel hat (über 3000 Meter), mit dichtem Bambusdickicht, — da erst recht zeigen sich Wunder über Wunder einer besonderen, für unsre Kenntnis ganz neuen Tierwelt, in die wir erst in neuerer Zeit staunend und unter fortwährenden Ueberraschungen eindringen.

Das einzige Charaktertier Tibets, das unsre Tiergärten uns längst vorgeführt und vertraut gemacht haben, ist zugleich sein größtes: der Yak oder Grunzochse. In der Menschennähe gezähmt, ist er am Himalaja in den ungeheuren Höhen bis zu 5000 Metern noch ein wildes, sogar ein gefährliches Tier. Wanderzüge der Kühe und Jungtiere sollen bis zu tausend Stück enthalten, gewiß ein überwältigender Anblick bei einem Geschöpf, das ausgewachsen über 3½ Meter lang wird.

Wilde Ochsen gibt es noch bis über den Polarkreis hinaus, es darf uns also nicht wundernehmen, daß dieses in schwerem Haarkleide dahinwandelnde Ochsengeschlecht Tibets es auch in der kalten Hochebene mit ihrem Stachelgras aushält. Aber kaum ein Tier denken wir uns so fest in die Staffage des heißen Landes hinein wie die Antilope und die zierliche Gazelle, diese schönen Charaktertiere Afrikas. Und doch ist schon unsre Gemse nichts andres als auch eine echte Antilope, die irgendein Schicksal in unsre Hochalpen verschlagen hat. Und so hat denn auch Tibet seine Antilopen und Gazellen, sogar in reicher Zahl. Auf den Plateauflächen treibt sich in Herden herum die gazellenartige Tschiru-Antilope, ausgezeichnet gleich der russischen Saiga durch dicke Nasenwülste, und die Kropf-Antilope mit starkem Kehlkropf. Auf den Felsen aber klettern gemsenhaft die Ziegen-Antilopen, die Gorals, ein seltsames Mischgeschlecht aus Antilope und Ziege. Auch alle diese zierlichen Läufer und Kletterer sind hier oben dicht bepelzt, regelrechte Frostanpassungen. Lange müssen sie schon kein andres Klima kennen, und unwillkürlich träumt man, ob sie wohl vor Jahrtausenden mit diesem blasenhaft gewölbten Boden emporgetrieben worden sind, direkt in die Notwendigkeit einer Anpassung an Kälte und Höhenluft hinein. Wir wissen heute ganz sicher, daß selbst dieser ungeheure Himalaja einstmals noch nicht da war, und das in gar nicht so ganz entfernter Zeit. Erst Jahrmillionen, nachdem die letzten Ichthyosaurier von der Erde verschwunden, in der zweiten Hälfte der sogenannten Tertiärzeit, hat die sich faltende Erdrinde ihn ganz langsam an seiner Stelle emporgetrieben. Noch wissen wir aus ganzen Katakomben von Tierknochen, die in seinen südlichen Vorbergen (bei den Sivalikhügeln) entdeckt worden sind, welche üppige Tierwelt an der Stätte blühte, als er noch nicht da war oder erst langsam sich zu heben begann. Damals ist wohl auch Tibet erst ganz allmählich mit heraufgekommen, und manche Tierart, die einst im Palmendickicht zu Hause war, mag die Palmen haben erfrieren sehen, die Landschaft zur Hochgebirgssteppe haben veröden sehen; sie selber aber hat doch tapfer ausgehalten dabei. Die eine oder andre ist noch spät erlegen: so das Nashorn, dessen Gebeine noch in Tibet liegen, aber das lebend nicht mehr vorkommt. Ein recht „urweltliches" Tier aber, das sich wohl auch so durchgerettet hat, ist das noch vorhandene Moschustier, das uns heute noch das allbekannte Parfüm liefert: eine höchst sonderbare alte Mischform des Wiederkäuertypus, die weder echter Hirsch noch echte Ziege noch echte Antilope ist, sondern von allem etwas besitzt und sicherlich den dunkeln Vorzeiten, da alle diese Tiervölker sich erst entwickelten, noch als lebendiger Zeuge zugehört. Statt Horn oder Geweih auf dem Kopf wachsen dem Männchen zwei scharfe Hauer abwärts aus dem Maul hervor.

Alte, wunderliche Mischformen, die bald Ziege und Schaf, bald Ziege und Antilope im Sinne Darwins zu verknüpfen scheinen, treten uns auch in den zahlreichen Wildschafen und Wildziegen Tibets entgegen. Dieses rauhe Stück Welt ist ja so recht das Paradies dieser Kletterer. Schon der alte Marco Polo, der im 13. Jahrhundert eine erste, damals oft verlachte Kunde von diesen Wunderländern Zentralasiens nach Europa brachte, berichtet von den ungeheuern wilden Schafen dieser Einöde. Heute bewundern wir in unsern Museen das wirklich fabelhafte, radartig eingebogene Riesenhorn dieses Ovis Polii, wie es nach Polo benannt ist, des Katschgar, wie es einheimisch heißt. Das Wildschaf, das diese Zier trägt, wird über 2 Meter lang, aber selbst für diese Größe scheint das Horn noch ein fast widersinniger Ballast. Sein Seitenstück, bei dem die Windungen steil zur Schraube ausgezogen sind statt der rundlichen Mondkrümmung, ist das meterlange Bockshorn des Markhor, der mit Recht so getauften „Schraubenziege". Die kurzgehörnte Tharziege dagegen überrascht durch eine regelrechte gesträubte Löwenmähne, der man schon bei uns im zoologischen Garten sogleich ansieht, welche Winter ihr Träger auszuhalten hat, wenn die Lawinen vom Himalaja donnern.

Vom Menschen als Jäger leiden diese freien Bergvölker nicht viel. Przewalski, der uns von ihnen bisher das meiste erzählt hat, erlebte, daß Antilopen und wilde Esel in Scharen hinter ihm und seinen Leuten herzogen, neugierig, was das für eine Sorte „neuer Tiere" sei, aber ohne jede Angst; der Schall der Flinte hatte diese reine Gebirgsluft offenbar noch nicht oft in Schwingungen gesetzt. Aber Raubtiere als Jäger gibt es. Zwar nicht den Tiger, der nur an der chinesischen Seite die letzten Wälder noch besucht. Die Kälte würde selbst ihn kaum schrecken, wissen wir doch jetzt, daß er bis nach Sibirien und hoch in den Altai geht, auch ist er dann dick bepelzt als Kältetiger. Ehemals streifte er sogar bis über den Polarkreis hinaus; seine Knochen liegen noch auf den neusibirischen Inseln, wo Nansen mit seinem Schiff sich dem Eistreiben überließ. Dafür durchräubert Tibet der



Sonett

Nach dem Gemälde von Raffael Schuster-Woldan (München)



Schneeleopard, der sogenannte Irbis. Hell weißgrau mit nur leicht angedeuteten Schattenrosetten ist sein Pelz, in der Farbe ein echtes Schneetier verratend. So mögen die Panther ausgeschaut haben, die in der Eiszeit in den Höhlen Belgiens hausten. Bis in die Bergöden bei 6000 Metern, also so hoch, daß man die Schneekoppe beinahe auf den Montblanc türmen könnte, streift dieser Schneeleopard.

Doch wir steigen etwas abwärts am Plateaurande. Wetterzerzauster Fichtenwald hängt in den Felsschründen, im Winter tief verschneit. Da aber turnt durch die Zweige das denkbar Unerwartetste daher: eine Affenschar. Es ist der famose Semnopithecus roxellanae, zum Schneeleoparden der Schneeaffe. Affe und Tropenurwald — wer hat das nicht stets für unzertrennlich gehalten? Vor diesem äußersten Kunststück der Anpassung (der Schneeaffe hat natürlich hier das dickste Pelzwams gleich Panther und Gebirgsantilope) begreifen wir, daß einst in England mit dem Mammut zusammen Affen an der Schwelle der Eiszeit leben konnten.

Gerade für diese Seite der verschneiten Affenwälder, im Abstieg nach China, wo, wie gesagt, das tropische Bambusrohr sich in Täler wagt, die noch doppelt so hoch wie die Schneekoppe liegen, hat sich uns aber noch das größte Tierwunder dieses ganzen Gebietes aufgespart. Längst war aus diesen Gegenden ein kleines, nächtlich kletterndes Raubtier bekannt, das entfernte Beziehungen zu den Bären besaß: der Katzenbär oder Panda. Viel anzufangen wußte man in der Systematik nicht mit ihm, man stellte ihn (als Ailurus) in die Nähe der possierlichen kleinen Waschbären, die aber Amerikaner sind. Da brachte der hochverdiente Jesuitenmissionar David die Kunde, daß es in diesen Bambuswäldern auch einen großen echten Bären gebe. Er hatte die absonderlichste Farbe, die je an einem Bären gesehen worden war: nämlich ausgesucht Halbpart aus Eisbär und Schwarzbär, die Ohren, ein Ring um jedes Auge, die Beine und ein Rückenring über die Schultern schwarz, als sei er hier in die Tinte gefallen, der Rest aber blankweiß. Die Größe betrug anderthalb Meter. Ein Angreifer war er nicht, da er ausschließlich von den Bambussprossen sich nährte, also ganz Vegetarier war. Als man nun das Skelett dieses tibetanischen „Weißbärs“ (Peissjun heißt er im Lande) prüfte, stellte sich heraus, daß er, wie in der Farbe halb und halb, so es auch in seinem ganzen Innenbau war. Ein regelrechter „Urbär“ ist er. Einerseits schließt er sich nahe an jenes kleine Klettertier seines Landes, den Katzenbären Ailurus an. Den schwarzweißen katzenbärähnlichen, Ailuropus melanoleucus, hat man ihn danach getauft. Andrerseits gleicht er doch schon in der Größe und auch sonst dem echten Bären. Aber noch eine dritte Beziehung verknüpft ihn aufs engste mit einem ganz ausgestorbenen Raubtiervolk, dem Geschlechte der sogenannten Hyänenbären (Hyaenarctos), die vor Jahrmillionen, in der mittleren Tertiärzeit, teils auf der Stätte der heutigen südlichen Himalajavorberge, teils aber gar bei uns in Deutschland (bei Kieferstädtl in Oberschlesien) lebten.



„Es könnte auch so sein!“ Nach einer Zeichnung von Hans G. Jentzsch (München)



Kranenpoot

Humoreske

von

Leo von Torn

Der Forstmeister Prippnow, mein alter Freund und Lehrer in allen weidgerechten Dingen, war einer der wenigen wirklich friedlichen und abgeklärten Menschen, denen unser zappeliges Nervositätszeitalter noch nichts angetan. Was man so Welt und Weltgetriebe nennt, das brauste, hastete und ächzte weitab von dem buchenumschatteten Forsthause vorüber. Dabei war Christian Prippnow nicht etwa einer jener Abseitigen, die dem großen Kinderspielplatze des Lebens den Rücken wenden, durchaus nicht. Er kam in die Stadt, wenn es sich so machte, und verschmähte es auch nicht, gelegentlich in froher Gesellschaft sich die Nase zu begießen. Zur Jagdzeit zeigte er sich dann durch Einladungen erkenntlich.

Ob er nun bei uns war oder wir bei ihm, immer war er der gleiche gutmütige, behagliche Mensch, der allein durch seine Gegenwart jeglichen Zwist oder Meinungsstreit ausschloß. Drohte aber doch einmal eine Differenz, vielleicht um den Zolltarif oder um einen Hasen, auf den sechs Mann zugleich geschossen hatten, so erstickte er sie im Keime mit seinem Leib- und Wahlspruche: „Nie nich ärgern, Kinder, immer man bloß wundern!"

Für Christian Prippnow gab es nur dreierlei, worüber er sich gelegentlich wunderte. Erstens, wenn seine hohe vorgesetzte Behörde wieder mal was Geschriebenes von ihm haben wollte; zweitens, wenn dem Tabakhändler in der Stadt, obwohl dieser für den alten Herrn schon die halbe Ernte von Schwedt und Umgegend aufzukaufen pflegte, die bestimmte Sorte Knaster (Extramuros Canaillos Infamos nannten wir sie) abermals ausgegangen war; und drittens über Kranenpoot.

Namentlich über Kranenpoot!

Wenn im Dorfe, wo der Forstmeister auch die polizeilichen Befugnisse eines Amtsvorstehers auszuüben hatte, etwas abhanden gekommen war — Kranenpoot. Wenn die Waldhüter auf ein Stück verludertes Wild stießen oder Schlingen fanden — Kranenpoot. Wenn überhaupt irgend etwas passierte, das gegen Recht, Gesetz und Ordnung ging — Kranenpoot!

Sobald Christian Prippnow nur den Namen hörte, machte er das grimmigste Gesicht, dessen er überhaupt fähig war, und in das Pfeifenrohr hinein knurrte er das lästerlichste Wort, das man je von ihm gehört: „Ei du verfluchtes Kaffeehaus! Den Kerl soll der Hahn picken!"

Ganz abgesehen von der geringen Wucht dieser äußersten Zornanwandlung, hatte ich immer den Eindruck, als wenn der Grimm auch innerlich nicht ganz echt sei, als wenn ein Schalk sich dahinter verstecke und eine mühsam zurückgehaltene Belustigung.

Dieser Verdacht sollte sich bald bestätigen.

Eines Morgens, in aller Herrgottsfrühe, war Kranenpoot in unzweideutiger Nähe einer Schlinge betroffen worden, in der eine trächtige Häsin sich gefangen und gewürgt hatte. Die Schlinge, die Häsin, Kranenpoot, der Revierförster und ich, der ich auf meiner morgendlichen Radtour just dazugekommen war, wanderten nach dem Amtshause. Während wir in Erwartung des hochnotpeinlichen Halsgerichts, das den Dorflumpen nun endlich in aller Schwere treffen mußte, schweigsam einhergingen, hielt Kranenpoot es für höflich und angebracht, uns zu unterhalten. Mit der olympischen Gelassenheit, die ihn in den vielen Wechselfällen seines Lebens auszeichnete, plauderte er vom Wetter, von den diesjährigen Jagdaussichten und von der sozialen Ungerechtigkeit. Der Kerl stieß etwas mit der Zunge an, aber er sprach wie ein Buch, und ich hatte das Gefühl, daß er uns uzte — uzte mit der Sicherheit und Gewandtheit eines Menschen, der sich seiner überlegenen Position vollbewußt ist.

Das prägte sich auch in seiner Haltung aus, die zu den grotesken Lumpen, in die er notdürftig gehüllt war, seltsam kontrastierte. Ein hoher Fünfziger, schritt er militärisch stramm aufgerichtet, ohne den Kopf mit dem überraschend sorgfältig gekämmten Haupt- und Barthaar nach rechts oder links zu drehen. Nur wenn er sich eine besonders feine Anzüglichkeit geleistet, streifte uns ein flüchtiger Seitenblick, der zwischen Tücke und Durchtriebenheit die Wage hielt.

Vor dem Forstmeister, der natürlich das Kaffeehaus und den pickenden Hahn zitierte, änderte sich die Haltung Kranenpoots nur insofern um ein Weniges, als sie noch eine gewisse wohlwollende Kordialität annahm. Er verschmähte es, sich zu verteidigen oder sich auch nur zu entschuldigen. Die Frage, ob er die Schlinge gelegt oder ob sie

durch eine eigne Verkettung von Zufälligkeiten an die betreffende Stelle gekommen, ließ er ebenso offen wie die, ob er dem Wilde absichtlich und hinterlistig nachgestellt oder ob die Häsin vielleicht aus Lebensüberdruß sich selbst erhängt habe.

Kranenpoot gab lediglich, und zwar in einem wirklich herzlichen Tone, seinem tiefen Bedauern Ausdruck, daß die Einsichtslosigkeit und der unangebrachte Uebereifer gewisser Menschen den Herrn Forstmeister abermals mit einer solchen Lappalie behelligten.

Christian Prippnow hatte sich abgewandt und sog an seiner Pfeife, daß es dampfte und roch wie aus dem Schlot einer Kienäpfeldarre. Endlich trat er dicht an den Strolch heran. „Sag mal, Kranenpoot, ist es gar nicht die Menschenmöglichkeit, daß du doch noch ein ordentlicher Mensch wirst und eine ehrliche Erwerbstätigkeit ergreifst?"

„Nein, Herr Forstmeister, das habe ich aufgegeben."

Er sagte das nicht etwa frech oder herausfordernd, sondern ruhig und bestimmt wie eine gefestigte, durch nichts zu erschütternde Ueberzeugung. Dann fuhr er in einem wehmütig freundlichen Biedermannstone fort: „Sehen Sie, Herr Forstmeister, wir kennen uns nun schon an die dreißig Jahre. Was soll sich da noch ändern? Gegen die soziale Ungerechtigkeit und gegen das Unglück ist nicht anzuringen. Besonders wenn man so ein Pech hat wie ich. Eine Erwerbstätigkeit — du lieber Himmel! Vor sechsundzwanzig Jahren hatt' ich einen Handel mit Uhrschlüsseln angefangen. Was geschah? Die Ankeruhren kamen auf, und ich mußte mit meinem blühenden Geschäfte in Konkurs gehen. Ich bin fest überzeugt, Herr Forstmeister, wenn ich auf meine alten Tage noch Sargtischler werden wollte, es würde kein Mensch mehr sterben. Seit ich das Unglück beim Militär gehabt habe, ist es eben mit mir vorbei. Meine Zukunft, die schönsten Hoffnungen meines Lebens sind damals zerstört worden. Andre habe ich nicht mehr, außer der einen noch, daß Sie mir auf die Aussage dieser jungen Leute hin keine Unannehmlichkeiten bereiten. Aber selbst wenn Sie meine Schuld für erwiesen annehmen sollten, Herr Forstmeister," — hier zog er die buschigen Brauen hoch und verfiel in einen bedeutungsvollen Ton —, „so wissen Sie selbst, daß kein Mensch frei ist von Fehl, und daß —"

„Ei du verfluchtes Kaffeehaus! Dich soll der Hahn picken!" schalt der alte Herr mit einem verdächtigen Zucken um die Mundwinkel. Dann wandte er sich an uns. „Haben Sie denn gesehen, meine Herren, daß Kranenpoot die Schlinge gelegt oder an dem verluderten Wild sich zu schaffen gemacht hat?"

„Das gerade nicht," entgegnete der Förster; „er stand etwa fünf Schritte abseits, aber —"

„Hm, fünf Schritt. Daraufhin kann man den Mann eigentlich nicht recht fassen. Bewegte er sich denn in der Richtung von oder nach der betreffenden Stelle?"

„Das gerade nicht; er stand still, aber —"

„Hm, hm — na, ich will dir was sagen, Kranenpoot: für dieses eine Mal magst du noch gehen, erwische ich dich jedoch wieder in einer solchen Situation, dann — dann fress' ich dich roh! Verstehst du mich, Kranenpoot!?"

Diese Redewendung, die noch niemand von uns bei dem alten Herrn gehört hatte, ebensowenig wie den ernsten gewittergrollenden Ton, schien auf den Strolch einen besonderen Eindruck zu machen. Die lächelnde Zuversicht verließ ihn. Er sah verblüfft und befangen drein. Dann riß er die Knochen zusammen und legte die Hände an die Stelle, wo er vor undenklichen Zeiten einmal eine Hosennaht gehabt hatte.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" stieß er hervor. Auf einen kurzen Wink machte Kranenpoot eine tadellose Kehrtwendung und verließ das Lokal. Noch auf der Diele draußen hörte man, wie seine bloßen Füße in strammem Schritt auf die Fliesen klatschten.

Alsdann entließ der alte Herr auch den Förster.

„Es ist gut, Strebel. Mag der Haderlump diesmal noch laufen. Zum Herbst, wenn die Jagd anfängt, ist er uns ohnehin sicher. Er wird dann wieder gleich für den ganzen Winter eingesponnt. Damit ist ihm und uns gedient. Fürs erste wird er sich jetzt wohl auch etwas zusammennehmen."

Als der Förster gegangen war, wandte Christian Prippnow sich an mich:

„Na, Doktor, Sie machen ja auch so 'n Gesicht wie ein hungriger Fuchs, dem eine Ente aus dem Fang gegangen ist. Wundern sich wohl, was?"

„Allerdings, ich bin einigermaßen verblüfft!"

„Ja ‚lieber Freund,' sagte der Alte mit einem drollig-ernsten Gesicht, indem er die breiten Schultern hochzog, „wer im Glashause sitzt, darf nicht mit Steinen schmeißen. Damit meine ich natürlich nicht Sie, obwohl Sie ja auch schon mal zur Schonzeit eine Ricke für einen Bock angesprochen haben, sondern mich selbst. Ich will Ihnen das bei dieser Gelegenheit auseinanderposamentieren, und dann werden Sie begreifen, weshalb ich den unverbesserlichen Strolch immer noch ein bißchen mit Schokolade begieße. Vorerst trinken Sie mal ein Gläschen von diesem wundervollen Machandel."

Nachdem wir getrunken hatten, wischte Christian Prippnow die gelb und braun gerauchten Lambrequins seines weißen Schnauzbartes mit dem Handrücken, sog seine Pfeife in Brand und erzählte, indem er auf seinen kolossalen Filzparisern behaglich auf und ab schlurrte. Er war Peripatetiker, wenn er eine wahre Geschichte erzählte; sobald er saß, konnte er nur aufschneiden. Die Geschichte war also verbürgt.

„Der Kerl hat recht, es sind dreißig Jahre her, vielleicht noch ein paar Jährchen darüber. Ich hatte als Feldjäger den Dienst quittiert und war als Oberleutnant bei den Gardeschützen eingetreten. Gleich im ersten Jahre kriegte ich einen Prachtkerl von Burschen — einen Prachtkerl, sage ich Ihnen: klug, anstellig, dabei Soldat mit Leib und Seele. Der Mensch hatte nur einen Fehler: es gab keinen Unfug, zu dem er in hellem Uebermut nicht alleweil aufgelegt war. Passierte irgend etwas, worüber der Hauptmann tobte, die ganze übrige Kompagnie aber sich scheckig lachte — Kranenpoot! Trotzdem er, wie gesagt, ein unvergleichlicher Soldat war, flog Kranenpoot alle Augenblicke in den Kasten. Damit ging er schließlich auch des Burschenbenefizes

verlustig und mußte in die Front zurück. Ich weiß es noch, als wenn es gestern gewesen wäre, wie er sich von mir verabschiedete: ‚Es tut mir leid, Herr Oberleutnant, aber schließlich kann ich Ihnen ja nicht ewig am Frack baumeln. Eine Bursche ist auch nur ein halber Soldat, und ich will ein ganzer werden. Ich will kapitulieren, Herr Oberleutnant!‘ Dabei leuchteten dem Kerl die Augen so stolz und zuversichtlich, daß ich anstatt des verdienten Anpfiffs ob seiner Ungebühr ihn mit guten Wünschen entließ. Leider kommt es erstens immer anders und zweitens wie man denkt. Es war im dritten Jahre, kurz vor den großen Manövern. Wir hatten den hohen Chef des Bataillons zu Besuch. Es gab eine Uebung in offenem Gelände und hinterher natürlich einen Parademarsch. Jetzt ist das wohl nicht mehr; früher aber hatte sich bei einigen Truppenteilen ein ganz sonderbarer Unfug eingenistet. Die Melodie des Präsentiermarsches kennen Sie — ramtam taramtam taara; na, schön, dieser Melodie also war ein Text untergelegt:

Seine Majestät der König,
Einundzwanzig Pfennig sind zu wenig,
Ach gib uns doch was mehr, ach gib uns doch was mehr,
Ach gib uns doch, ach gib uns doch, ach gib uns doch was mehr!‘

Was soll ich Ihnen sagen — diese Melodie pflegten ganz ausgefallene Frechdachse während des Präsentiermarsches mitzusingen. Nun ist es ja bekannt, daß dieser Marsch an unberechenbarer Stelle jäh abzubrechen pflegt. So auch damals, und ein langgezogenes volltönendes ‚aaaach‘ klappte aus dem Bataillon nach. Wer das nicht miterlebt hat, Doktorchen, der kann sich von der Wirkung nur einen ganz schwachen Begriff machen. Der Major fiel um ein Haar vor Entsetzen vom Pferd; in den Händen der Häuptlinge erbebte das gezückte Schlachtschwert, und durch das Bataillon ging es wie ein Schauer. Der hohe Herr, nachdem er sich von seiner Sprachlosigkeit erholt, beauftragte den unglücklichen Kommandeur, den ‚singenden Derwisch‘ festzustellen, alsdann wandte er sein Roß und ritt davon.

Die Feststellung wurde gleich an Ort und Stelle besorgt. Natürlich — Kranenpoot!

Mit diesem Kraft- und Glanzstück war seine militärische Laufbahn selbstverständlich abgeschlossen. Den Rest der Dienstzeit brachte Kranenpoot bei Vater Philipp zu. Als er dann entlassen wurde, bat er mich kniefällig und mit tränenden Augen, daß ich mich für ihn verwende. Er würde ein Lump werden, wenn er nicht Soldat bleiben dürfe! Ich konnte ihm nicht helfen — und er hat sein Wort gehalten. Von Stund an ist er ein Lump geworden. Und was für einer! Dennoch bezeigte er dem Bataillon und speziell mir eine gewisse Anhänglichkeit — eine allerdings, die seinem verärgerten Wesen entsprechend manchmal in Niederträchtigkeit sich äußerte, aber doch Anhänglichkeit. Wenn ihn nicht gerade der Arm des Gesetzes gefaßt hielt, so folgte er als Schlachtenbummler einer jeden unsrer Uebungen.

Bei einer solchen geschah es, daß mir in aufgelöster Schützenlinie ein Häslein über den Weg lief. Das Jägerblut kribbelte mir in den Händen. Unsre Platzpatronen hatten damals noch den Holzpfropfen. Ich riß dem mir nächstliegenden Soldaten — es war gerade mein Bursche — das Gewehr aus der Hand — und bauz! — der Hase lag im Feuer. Gleich darauf kam mir zum Bewußtsein, daß das sehr böse für mich auslaufen könnte. Dergleichen Extempores waren aufs strengste verboten. Glücklicherweise hatte nur der eine Soldat die Sache gesehen. Aber wenn man das Tier fand! Mit dem Holzpfropfen im Bauch! Der Bursche erbarmte sich meiner Ratlosigkeit und band das Vieh in sein Schnupftuch. Gleich darauf das Ganze Halt! Der Hase wurde vorläufig in eine Ackerfurche gelegt, und wir standen still. Es war noch kein weiteres Kommando erfolgt, da nähert sich von hinten leise ein Stromer, nimmt das Taschentuch mit der Jagdbeute auf und rannt: ‚Das is schlimmer wie 'n bißken singen, Herr Oberleutnant. Den Lampe bring' ich aufs Amt! Es lebe die soziale Gerechtigkeit!‘

Na, er hat ihn zwar nicht aufs Amt gebracht, sondern sich ihn wahrscheinlich in irgendeiner Kaschemme braten und gut schmecken lassen, aber er reist heute noch darauf. Kranenpoot ist meine Nemesis. Nie nich ärgern, immer man bloß wundern!“

Heimgang

Von

Hanns von Gumppenberg

Mir leuchten der Kastanien weiße Kerzen
Nach Hause durch die wunderblaue Nacht —
Noch glüht die Schläfe mir vom Liebesscherzen
Der trunknen Stunde, die ich dir am Herzen
In schwülen, wirren Träumen hingebracht.

Ein leises Wehen wiegt den reichen Flieder,
Durch grüne Kronen funkeln bunt hernieder
Die Sterne wie ein Edelsteingeschmeid'!
Erquickend rinnt mir Ruhe durch die Glieder
Und Klarheit, die befriedigt und befreit.

Und wie ich einsam durch das Schweigen schreite,
Da fühl' ich so vertraut mich aller Weite,
So innig nah, als wär' sie meine Braut:
Als hätt' ich hier im stillen Sterngeleite
Mein echtes Lieb zum erstenmal geschaut.



Schildwache vom Regiment Prinz Heinrich von Preußen Nr. 35
Nach dem Gemälde von Franz Skarbina (Berlin)



Weltrekords

Eine Studie

von

Balduin Groller

Hut ab, meine Herrschaften, wir sprechen von Weltrekords. Ein Weltrekord ist allemal etwas kolossal Erstaunliches. Und es ist nicht nur das. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, dabei zu sein bei der Aufstellung von Weltrekords, als Zuschauer bloß und als Richter, und jedesmal kam es über mich, nicht nur das Staunen, sondern auch darüber hinaus noch ein tiefer Respekt und ein wenig doch auch etwas wie von einem Gefühl der Andacht. Denn so geringfügig an sich die Tatsache eines neuen Weltrekords sein mag, eine weltgeschichtliche Tatsache ist sie doch. Und das ist doch schon etwas. Wer nämlich eine Rekordleistung mit angesehen hat, kann sich ruhig sagen, daß er etwas gesehen hat, was vor ihm noch niemals ein Mensch gesehen, etwas, was vordem auch tausend und tausend Jahre zurück noch niemals ein Mensch geleistet hat. Man könnte einwenden, daß letzteres doch nicht so ohne weiteres erweisbar sei. Es ist erweisbar, und der Indizienbeweis, der sich erbringen läßt, ist ein zwingender. Es würde uns zu weit ablenken, wenn wir ihn hier vollständig durchführen wollten — das gäbe ein gesondertes Kapitel für sich —, aber es genügt, um sich dabei zu beruhigen, sich im allgemeinen die historisch bekannten Kraftleistungen, soweit sie authentisch beglaubigt und nicht romantisch und sagenhaft ausgeschmückt sind, gegenwärtig zu halten und sie mit dem zu vergleichen, was unsre Rekordmänner der Gegenwart leisten, ferner sich zu erinnern, daß der Rekord nur die Frucht emsig spezialisierter Arbeit und auf die Spitze getriebener Einseitigkeit sein kann, und daß schließlich die unerläßliche Vorbedingung jeglicher nennenswerten Leistung das Training ist, für das niemals zuvor eine bessere oder auch nur so gute wissenschaftliche Grundlage gegeben war, wie in unsern Tagen. Wenn man all das bedenkt, wird man zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen, daß die heutigen Weltrekords wirkliche Weltrekords sind, d. h. also, daß sie in ihrer Art tatsächlich alles überbieten, was jemals zuvor in der Welt geleistet worden sein mag. Und wenn wir nun angesichts eines Weltrekords etwas vom Hauche des weltgeschichtlichen Geistes zu verspüren meinen, so ist es wohl darum, weil uns der Höhepunkt bestimmt und die Grenzlinie gezogen erscheint für die menschliche Kraft und Ausdauer. Es ist der Mensch, der uns das Staunen abzwingt, der Mensch auf seinem physischen Entwicklungsgange, auf dem die Weltrekords Entwicklungsstadien bezeichnen.

Auch die körperliche Leistung bildet die Ehre des Menschen. Die athletischen Weltrekords beweisen, daß dem Menschen unter allen Geschöpfen die führende Rolle zukommt nicht nur vermöge seiner überlegenen Intelligenz, sondern auch vermöge seiner überlegenen körperlichen Kraft und Ausdauer. Die vielgerühmte Roßnatur kommt ganz in Mißkredit, wenn man ins Auge faßt, was der Mensch leisten und aushalten kann. Im Vergleich zu einem durch das Training gehärteten Menschen ist das Pferd ein weiches, wehleidiges, widerstandsunfähiges Geschöpf. Man mute einem Pferde zu, in sechs aufeinanderfolgenden Tagen 1000 Kilometer zu laufen, es wird, und wenn es das beste Pferd ist, tot umfallen, kaum daß die Hälfte der verlangten Arbeit getan worden wäre. Der Mensch kann es und hat es bereits bewiesen. Oder will man nicht die Ausdauer, sondern nur die rohe Kraft gelten lassen? Auch gut. Man bürde einem Pferde eine Last von 1469 Kilogramm auf, und man wird ja sehen, ob es einknickt und zusammenklappt oder nicht. Einem Menschen konnte man diese Last zumuten, ein Mensch hat sie gehoben.

Ich berichte Tatsachen, aber ich mache keine Propaganda. Die erwähnten Leistungen sind vollführt worden und sind beglaubigt, aber ich möchte nicht einen Menschen, den ich lieb habe und mit dem ich es gut meine, ins Training gehen sehen, um sie nachzumachen. Darüber werden wir übrigens noch sprechen; jetzt heißt es, bei der Stange bleiben. Verständigen wir uns zunächst über den Begriff des Rekords. Rekord ist Höchstleistung, nicht mehr und nicht weniger. Es gibt aber da doch verschiedene Kategorien. Ein Beispiel: Ich bin Billardspieler. In meiner langjährigen Praxis ist es mir einmal gelungen, eine Serie von 1000 Karambols auf die Beine zu bringen. Diese Serie habe ich aber seither nie wieder erreicht oder überboten, sie ist also mein Rekord. Sie kann aber auch mehr sein als mein persönlicher Rekord. Ich bin Mitglied eines Karambolklubs, und in diesem Klub ist niemand, der diesen Rekord erreicht oder gebrochen hätte. Dann ist meine Serie im Wert schon gestiegen, sie ist nun auch Klubrekord, und kann so auch in weiterer Folge Rekord für die Stadt, für das Land, für das Reich, für den Erdteil, für die Welt werden. Voraussetzung ist nur, daß die Leistung gehörig beglaubigt und erwiesenermaßen noch von niemand und nirgends übertroffen worden sei. Das ist nur ein Beispiel; in Wirklichkeit habe

ich weder jemals eine Serie von 1000 Points zusammengebracht, noch würde sie genügen, mir zu Weltrekordehren zu verhelfen. Der dicke Berliner Billardmarqueur Hugo Kerkau hat schon eine Serie von 8000 aufzuweisen, und es ist gar nicht abzusehen, wie weit er es noch treiben könnte, wenn er gereizt wird. Er ist jedenfalls auf deutschem Boden der einzige, der die ausländischen Billardmatadore, den berühmten Franzosen Vigneaux, die Engländer Roberts und Dawson, die großen Amerikaner Schäffer und Slosson zu Paaren treiben könnte.

Es könnte vielleicht auffallen, daß ich, um sportliche Rekords zu exemplifizieren, gerade zum Billard meine Zuflucht nehme. Es ist nicht ohne Absicht geschehen. Abgesehen davon, daß das Beispiel einfach und einleuchtend ist, bietet es den willkommenen Anlaß, ein Wort zur Begriffsbestimmung vom „Sport" zu sagen. Sport ist Kampf, Kampf gegen Mitbewerber oder gegen Zeit, Raum, Zahl oder gegen Rekord, und wohlgemerkt, Kampf unter vollkommen klar übersichtlichen, mathematisch genau feststellbaren und festgestellten und bei zwei oder mehreren Bewerbern vollkommen gleichen oder, wie bei Handicaps, nach menschlichem Ermessen möglichst vollkommen ausgeglichenen Verhältnissen. Daraus folgt, daß gar manches aus dem Gebiete des Sportes auszuscheiden ist, was ganz allgemein und nicht selten vorzugsweise als Sport ausgegeben wird. So gehört meines Erachtens weder die Jagd noch die Touristik mehr zum Sport, so hoch im Wert sie auch stehen mögen zur Betätigung und Entwicklung menschlicher Kraft, Gewandtheit und Ausdauer. Für zwei um den Vorrang kämpfende Jäger ließen sich niemals vollkommen gleiche Verhältnisse für den Kampf schaffen, und zwei Touristen antreten zu lassen, um zu ermitteln, wer von ihnen einen Bergriesen schneller zu bezwingen vermag, das wäre nicht mehr Sport, sondern heller Wahnwitz. Wohl aber können dagegen das harmlose Billard und sogar das sanfte Schachspiel unter Umständen ganz korrekt sportsmäßig betrieben werden.

Die sportliche Rekordjagd treibt oft ganz absonderliche Blüten, und nicht selten führt sie sehr nahe hinab zu den Niederungen des Stumpfsinnes. Das geht nicht anders. Es mag einen ja etwas wie milder Stumpfsinn befallen, wenn man sich mit dem achten Tausend einer Karambolserie beschäftigt, und ein etwas wilderer Stumpfsinn gegen das Ende eines Sechstage-Rennens zu Fuß oder zu Rad. Auf gar vielen Gebieten des Sportes kann man gar leicht zu der Grenze geraten, wo der gesunde Menschenverstand entweder stürmisch revoltiert oder gebrochen resigniert, sich aber jedenfalls nicht mehr in der normalen Verfassung befindet. Du bist vielleicht selbst Turner, freundlicher Leser — fast jeder gute Deutsche ist, Gott sei Dank, mehr oder weniger Turner —, sicherlich hast du auch schon mit Hanteln gearbeitet — man sollte es täglich nach der Morgenwaschung tun! — da wird dir also die Arbeit mit einem Hantel im Gewichte von 5,44 Kilogramm nicht als etwas Fremdartiges erscheinen. Wie oft kann nun ein Mensch ein solches Gewicht mit einer Hand stemmen? Du bist ein kräftiger, vielleicht wohltrainierter Mann und wirst im Gefühl der eignen Kraft getrost antworten: doch wohl ein paar hundertmal! Der Fachmann wird sich damit nicht zufrieden geben; denn für eine Rekordbestimmung wäre das doch eine zu vage Angabe. Aber streiten wir nicht lange herum; der Weltrekord steht auf 14000!

Etwas andres. Die Sache ist sehr einfach. Während du dieses liesest, nimm deine Uhr aus der Tasche — wenn es eine Stop-Uhr ist, desto besser — und kontrolliere, wie lange du den Atem anhalten kannst. Und wenn du recht zufrieden bist, vergleiche deine Leistung mit dem Weltrekord. Der Weltrekord im Tauchen steht auf 4 Minuten 46½ Sekunden. So lange hat es ein Mensch unter Wasser ausgehalten, freiwillig und ohne das Bewußtsein zu verlieren. Gehen wir weiter. Jeder Deutsche kennt das Ziehklimmen. Man hängt am Reck oder an den Ringen, die Füße dürfen den Boden nicht berühren, und die Arme müssen im Hang vollständig gestreckt sein, und nun zieht man sich auf, bis das Kinn zur Höhe der Hände gebracht wird. Wie oft? Die Rekordliste verkündet: mit beiden Händen neununddreißigmal, mit einer Hand — und da überkommt uns doch das Staunen — zwölfmal. Das Tollste kommt aber erst noch: Ziehklimmen aus dem Hang am kleinen Finger einer Hand — sechsmal! Die beiden letztgenannten Weltrekords stehen ungebrochen seit 25 Jahren, seit dem 18. September 1878. Wie lange werden sie noch stehen?

Verhältnismäßig kurzlebig sind die Höchstleistungen im Springen. Es kommt immer wieder einer, der es noch besser kann. Wenn wir anführen, daß der Weltrekord im freien Hochsprung mit Anlauf auf 197,16 Zentimeter steht, so wird das dem deutschen Turner vielleicht nicht allzu sehr imponieren, aber er wird doch vielleicht Respekt bekommen, wenn er sich vorhält, daß bei einem sportlichen Sprung niemals ein Sprungbrett benutzt wird. Das ist aber noch gar nichts, möchte man ausrufen, wenn man damit den Rekord im Hochsprung aus dem Stand vergleicht. Die Höchstleistung ist da — 182,88 Zentimeter. Diese Leistung vollführte J. Darby am 11. Juni 1892 in England, derselbe Professional, der auch für den Weitsprung aus dem Stande mit 3,72 Meter den Weltrekord hält. Dabei ist es nicht einmal von Belang, daß Darby seinen phänomenalen Hochsprung aus dem Stande mit zusammengebundenen Fußknöcheln ausgeführt hat. Dieses immerhin interessante Detail wäre lediglich in dem Falle von Belang, als entweder bewiesen werden könnte, daß das Zusammenbinden der Füße den Sprung erleichtert habe, oder daß der Springer selbst es durch die Tat bewiese, daß er mit unzusammengebundenen Füßen noch höher springen könne. Beim Sport sind nämlich alle Nebenumstände, sofern sie nur nicht gegen das sportliche Gesetz, d. i. gegen die Proposition verstoßen, vollständig belanglos. Darum muß auch jedem Turner, der nur etwas auf sich und auf die edle Turnsache hält, der sportliche Sprung als ein wahrer Greuel erscheinen. Der sportliche Springer nimmt für den Hochsprung gewöhnlich einen kurzen, schiefen Anlauf. Von Stil und Anmut keine Spur, Körperhaltung einfach scheußlich, die Arbeit in der Luft völlig schiefgewickelt und zappelig, und fällt er dann auch wie ein Sack zur Erde, so regt sich doch das Ehr- und Schamgefühl in ihm nicht im mindesten.

Er kennt nur die eine Aufgabe: über die Schnur wegzukommen, ohne sie mit irgend einem Teile seines Körpers zu berühren, und lediglich im Hinblick auf diese Aufgabe trifft er seine Maßnahmen.

Unterschiede in der Wertschätzung der verschiedenen Weltrekords lassen sich eigentlich gar nicht machen. Sie sind in ihrer Art durchweg Superlative und als solche gleichwertig, höchstens daß der eine insbesondere dem Laien effektvoller, schwieriger und eindrucksvoller erscheint als der andre. So wird vielleicht auch die Vorstellung des Weltrekords im Weitsprung mit Anlauf in höherem Maße das Staunen erwecken, als die des Hochsprungs. Man messe sich in seiner Wohnung — ein Zimmer dürfte in der Regel dazu nicht ausreichen — eine gerade Linie in der Länge von 7,39 Metern ab. Man wird es einfach nicht für menschenmöglich halten, mit einem Sprung über eine solche Strecke wegzukommen. Und doch bezeichnet jene Linie den Weltrekord im Weitsprung, selbstverständlich ohne Sprungbrett.

Dasselbe Verhältnis macht sich bei der Arbeit mit dem Schwergewicht geltend. Der Wiener Franz Stühr stemmte einen Hantel von 58,2 Kilogramm mit einer Hand einmal in Habtachtstellung. Beinahe genau das doppelte Gewicht, 116 Kilogramm, brachte der junge Russe Georg Hackenschmidt mit einem Arm zur Hochstrecke. Das ist ein ganz gewaltiger Unterschied, und doch müssen beide Leistungen, beide Weltrekords als gleichwertig angesehen werden. Hackenschmidt hat die Riesenlast emporgedrückt und den Körper dabei gebogen. Der Wiener Wilhelm Türk stemmt beidarmig 136 Kilogramm einmal, der Münchener Hans Beck drückt 126,5 Kilogramm in Schlußstellung dreimal und stößt 130,5 Kilogramm sechsmal hoch; Türk stößt dagegen 160,5 Kilogramm einmal, 113,5 Kilogramm siebenmal; Beck 152 Kilogramm zweimal. G. M. Robinson stemmte mit nur einer Hand 45,36 Kilogramm zwanzigmal und 22,68 Kilogramm achtzigmal. G. Lurich soll 100 Kilogramm dreimal und 70 Kilogramm zwanzigmal einarmig hochgestoßen haben. Welche Leistung ist von diesen die bedeutendste und wem von diesen Giganten gebührt der Ehrentitel des stärksten Mannes der Welt? Wir wiederholen, die Weltrekords an sich sind gleichwertig, und was die völlig einwandfreie Ermittlung des stärksten Mannes der Welt betrifft, so wird sie wohl niemals gelingen. Von den Matadoren kann der eine das, der andre jenes; sie werden sich damit begnügen müssen, als ragende Gipfel nebeneinander zu stehen.

Sollen wir noch auf die exotischen Rekords näher eingehen? Es verlohnt kaum der Mühe. Einige Pröbchen mögen genügen. Captain Barclay, ein Engländer natürlich, geht 1000 Meilen in 1000 aufeinanderfolgenden Stunden, in jeder Stunde eine Meile (die englische Meile gleich 1609,3 Meter). Das Verrückteste leistete ein andrer Engländer namens Gale. Er ging 4000 Viertelmeilen in 4000 aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten von je 10 Minuten. Das ist Monomanie, aber es ist kein Sport mehr.

Man kann die sportlichen Höchstleistungen bewundern, aber es muß gesagt werden: wer sich darauf einläßt, ihnen nachzustreben, sie erreichen zu wollen, der spielt mit Leben und Gesundheit. Die Beobachtung zeigt, daß die Schwergewichtathleten sehr häufig ein Leck fürs Leben davontragen, und es ist eine vielleicht nicht genügend beachtete Tatsache, daß in wiederholten Fällen junge Leute, die den Ruhm genossen, Meisterruderer oder Meisterradfahrer von Deutschland zu sein, bei der Stellung als untauglich für den Militärdienst befunden worden sind. Die untersuchenden Aerzte fanden da regelmäßig das Herz in einer Verfassung, die es ihnen nicht rätlich erscheinen ließ, den Mann einzustellen. Allerdings, die durch das Training bewirkte kolossale Hypertrophie kann sich wieder geben, aber sie muß nicht.

Der Besuch des Missionars

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Fritz Syberg)

Der dänische Maler führt uns auf seinem Bilde in ein Dorf seines Heimatlandes. In der niederen Stube, die das Sonnenlicht warm durchflutet, sitzen mehrere Bauern, echt nordische Gestalten mit breiten Schultern und lichtblondem Haar; ihre Hände zeigen, daß sie harte Arbeit gewohnt sind, auf ihren Gesichtern liegt jener ernste, beinahe wehmütige Zug, der dem Küstenbewohner so eigen ist. Uebers Meer ist der fremde Mann gekommen als Sendbote einer glaubenseifrigen Sekte, die jenseits des Ozeans eine neue Kirche aufgerichtet hat; ein Eiferer, steht er jetzt unter den einfachen Leuten, denen die Bibel ein täglicher vertrauter Freund ist, die fest im Glauben sind, aber doch auch erfüllt von jener mystischen Sehnsucht, die gerade den Germanen und speziell den Nordländer immer wieder antreibt, über Buchstaben und Ueberlieferung hinweg den Rätseln des Menschendaseins nachzusinnen. Ernste, inhaltsschwere Worte fallen von den Lippen der Männer, und die Frauen und Kinder drängen sich herzu in dem dunkeln Gefühl, daß etwas Wichtiges, das vielleicht entscheidend ist fürs ganze Leben, sich abspielt. Ein protestantisch herber Zug weht durch das Bild. Der Maler vermeidet absichtlich jede Schönfärberei, hart und eckig sind die Figuren, die Farben haben keine einschmeichelnden Reize, und nur das helle, warme Sonnenlicht, das die Menschen da drinnen von ihren düsteren Gedanken ablenken möchte, webt um sie einen lichten Schimmer.





Der Besuch des Missionars. Nach dem Gemälde von Fritz Syberg (Kjerteminde)

Literatur

Als *Franz v. Lenbach* vor einigen Monaten starb, da beklagte man nicht nur den Hingang eines großen Künstlers, sondern auch eines starken, temperamentvollen Menschen. Dem Menschen wie dem Künstler konnte nicht leicht ein anziehenderes, würdigeres literarisches Denkmal geweiht werden als durch die Herausgabe der Aufzeichnungen, in denen der treffliche, vor allem als feiner Plauderer geschätzte Schriftsteller *W. Wyl* festgehalten hat, was er aus Lenbachs Mund über Leben und Werdegang, über Anschauungen und Schaffen des Künstlers erfahren hatte. Der schmucke Band, der unter dem Titel „*Franz von Lenbach. Gespräche und Erinnerungen. Mitgeteilt von W. Wyl*“ bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist (Preis geb. 4 M.), bedeutet im wesentlichen eine posthume Publikation: schon während der Veröffentlichung der ersten Proben dieser Aufzeichnungen, die vor acht Jahren in Fleischers „Deutscher Revue“ erfolgte, starb Wilhelm v. Wymetal (dies der eigentliche Name Wyls). Aber die ganze Niederschrift blieb als teures Vermächtnis in der pietätvollen Hut der Familie Wymetal, die nun, als Lenbach dem von ihm herzlich geliebten Freunde im Tode nachgefolgt war, mit Recht es als eine Pflicht gegen die beiden Dahingegangenen wie gegen das deutsche Volk betrachtete, diese prächtigen, von unmittelbarem Leben erfüllten Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit nicht mehr vorzuenthalten. In zwölf Abschnitten ist der reiche Stoff geordnet, der den Inhalt des Buches bildet. Nach einer kurzen, von Anmut und warmer Verehrung erfüllten Einleitung hören wir Lenbach selbst erzählen über seine Jugendzeit, seine Lehr- und Wanderjahre, über die Beziehungen zu Schack, den Aufenthalt in Spanien, der als der Abschluß der Lehr- und Wanderjahre Lenbachs betrachtet werden kann. Denn wenn es auch noch Jahre dauerte bis zur definitiven Ansiedlung in München, Lenbach war doch jetzt der Meister, der in seiner Kunst und in der Meinung der Welt sich einen festen Platz errungen. Wie er von diesem aus sich im menschlichen Verkehr zu seinen Kollegen und zu seinen oft sehr hohen „Modellen“ stellte, über das Wesen der Kunst, über einzelne Künstler und Kunstwerke dachte, wie er besonders in Angelegenheiten des Münchener Kunstlebens mit energischer Hand eingriff, das erzählen die nächsten Abschnitte. Eine farbenprächtige Schilderung des Lenbachschen Hauses bildet den Schluß des Buches, das noch einen besonderen Schmuck in vier bisher unveröffentlichten Werken Lenbachs aufzuweisen hat: einem Porträt Wyls, zwei Bildnissen seiner jugendlichen Tochter und einer köstlichen Bismarck-Studie. Das Faksimile eines freundschaftlich-liebevollen Briefes Lenbachs, am Jahresschluß 1895 aus Friedrichsruh an den damals schon schwer kranken W. Wyl gerichtet, erhöht den intimen Charakter, der dem so menschlich schönen, sachlich gehaltvollen Buch seinen besonderen Reiz verleiht.

— Ein standard-work der deutschen Memoirenliteratur, *S. Hensels* Buch „*Die Familie Mendelssohn*“, ist soeben in zwölfter Auflage erschienen (Berlin, B. Behrs Verlag, 2 Bände, gebd. 14½ M.). Die erste Auflage des Buches datiert vom Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, bis zum zehnten Erscheinen hat der Autor selbst den Weg des Buches begleiten können und stets von neuem wieder Zeuge davon sein dürfen, daß sein Werk für viele ein wertvolles geistiges Besitztum geworden ist und daß die Saat, die er, der Verfasser, einst, nur seiner Kinder gedenkend, ausgestreut hat, auch für Fremde zum Segen geworden ist. „Die Familie Mendelssohn“ hat, wie schon der Titel andeutet, in der deutschen Memoirenliteratur eine ganz eigentümliche Stellung. Nicht ein einzelner Mensch steht im Mittelpunkt, sondern es ist die geistige Entwicklung einer Reihe von Menschen, die uns hier vorgeführt wird, und bei aller individuellen Verschiedenheit sind es eben die gemeinsamen Züge, zu denen mit Vorliebe das Auge des Beschauers immer wieder zurückkehrt; denn es ist eine köstliche Familiengeschichte, die sich hier offenbart. Wir sind heute nur allzu leicht geneigt, bei dem Gedanken der Vererbung die trostlosen und düsteren Seiten hervortreten zu lassen und nicht daran zu denken, daß in den Kindern in der geistigen Atmosphäre des Elternhauses auch die guten und tüchtigen Eigenschaften der Eltern sich immer wieder aufs neue hervorbringen. Diese Wahrheit sollte vor allem die Familie Mendelssohn eindringlich predigen, und diese Predigt hat, wie der Sohn des Autors, der jetzige Herausgeber des Buches, in dem seinem Vater gewidmeten Gedenkwort betont, willige Ohren gefunden. Die Ausstattung des Buches, deucht dem Referenten, sei früher, sowohl was Text wie auch Bilder-Beigaben anlangt, besser und sorgsamer gewesen.

— Als „erste Einführung in die Chemie für jedermann“ bezeichnet Professor *W. Ostwald-Leipzig* die von ihm verfaßte und bei Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig, erschienene „*Schule der Chemie*“ (Erster Teil, Allgemeines), und die genaue Prüfung des verdienstlichen, in der Form von Fragen und Antworten gehaltenen Werkchens läßt uns darin allerdings ein ganz vortreffliches Hilfsmittel für alle erkennen, die sich ohne weitere Vorkenntnisse mit jener Wissenschaft nach ihrem heutigen Stande vertraut machen wollen. Mit Recht weist der durch eine Reihe von chemischen Lehrbüchern bereits bekannte Verfasser in der Vorrede auf die dadurch drohende Einseitigkeit hin, daß die überwältigende Mehrheit unsrer künftigen Chemiker nach einem eiligen Gange durch die Analyse vorwiegend auf dem Gebiet der organischen Chemie ausgebildet wird, während doch die anorganische vor jener als Wissenschaft bestanden hat und die Technik der anorganischen Verbindungen neben der der organischen als Grundlage aller chemischen Technik überhaupt besteht. Um dieser Einseitigkeit vorzubeugen, muß die allgemeine und physikalische Chemie, die ebenso für die organische wie für die anorganische, für die reine wie die angewandte Chemie grundlegende Fragen behandelt, auch für den chemischen Unterricht von seinen ersten Anfängen an, wie er hier in musterhafter Weise geboten wird, die Grundlage bilden. Auf diesen ersten, einführenden Teil, den 46 Abbildungen erläutern, soll baldmöglichst ein zweiter, systematischer folgen.

— Nicht in so klaren, fest umrissenen Zügen, wie die Gestalten der meisten übrigen Heerführer und Staatsmänner, die seit der „Konfliktszeit“ am Aufschwung Preußens und an der Gründung des Reiches unter Wilhelm I. mitgearbeitet haben, steht das Bild *Edwin v. Manteuffels* vor uns. Besonders die letzte Epoche seines Wirkens, die mehr als die früheren vor der breiten Oeffentlichkeit sich abspielte, hat Anlaß zu sehr verschiedenartigen, meist aber ungünstigen Urteilen über den Charakter des Mannes, wie über die Erfolge seiner Tätigkeit gegeben. Wir meinen seine Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen, die am 1. Oktober 1879 begann und mit seinem Tode im Juni 1885 endigte. Was von vielen Seiten, und leider nicht mit Unrecht, schon dem General als Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee zum Vorwurf gemacht worden war, allzu große Konnivenz gegen die Franzosen, das tritt ähnlich auch in seiner Amtsführung in den Reichslanden hervor. Bei der Wichtigkeit der Beurteilung jener Epoche für die Rückgewinnung Elsaß-Lothringens an deutsches Wesen und Leben und bei dem Interesse, das die in mancher Hinsicht problematische Persönlichkeit Manteuffels dem Historiker und dem Psychologen bietet, ist ein Werk aufs freudigste zu begrüßen, das auf Grund intimster Kenntnisse beruhend, jene Zeit und den Mann, wie er in jener Zeit war und handelte, unter großen Gesichtspunkten und dabei mit feinen Einzelzügen schildert. Es ist dies das Buch: „*Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Von Alberta v. Puttkamer unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. v. Puttkamer.*“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Preis geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Die Verfasserin, längst als stark empfindende Dichterin und fein gebildete Schriftstellerin bekannt, schildert vor allem Manteuffel, wie sie ihn in nahem persönlichen Verkehr kennen lernte, und sie sucht mit viel Takt und Verständnis die amtliche Wirksamkeit des Statthalters aus der persönlichen Eigenart des Menschen heraus zu erklären. Solche Betrachtungsweise führt in gewissem Sinne immer zu einem „Jenseits von Gut und Böse“, und so wird man denn bei Alberta v. Puttkamer eine schroffe Verurteilung der ganzen Persönlichkeit so wenig finden wie unbedingte Anerkennung. Dafür aber viel interessantes und wichtiges, geschichtliches und psychologisches Material, treffende Beobachtungen, charakteristische Züge, alles in einer Form niedergelegt, die von der vornehmen Persönlichkeit und dem edeln weiblichen Sinn der Verfasserin zeugt, so daß „Die Aera Manteuffel“ als eines der beachtenswertesten Dokumente zur Geschichte des neuen Reichs bezeichnet werden darf.



Phot. Friedr. Müller, München

Bayrischer Finanzminister Dr. Emil Freiherr von Riedel



Zum Rücktritt des bayrischen Finanzministers Dr. Emil Freiherrn von Riedel

Wenn sich das Königreich Bayern in den letzten zwei Dezennien einer außerordentlich guten, zeitweise glänzenden Finanzlage hat erfreuen dürfen, um die es von den meisten Groß- und Kleinstaaten mit vollem Recht beneidet worden ist, so hat es diesen Vorzug in erster Linie dem Staatsminister Freiherrn von Riedel zu verdanken, der jetzt nach siebenundzwanzigjähriger ministerieller Tätigkeit aus dem Amte geschieden ist. Als Freiherr von Riedel, der im Jahre 1832 als Sohn eines mittelfränkischen protestantischen Geistlichen geboren wurde, im Jahre 1877 zum Finanzminister ernannt ward, stand er vor einer ungemein schwierigen Aufgabe; es war eine Zeit allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs, in der Bayerns Finanzen wie die fast aller andern Staaten an einem chronischen Defizit litten. Der neue Minister brachte es mit seiner klugen, weitschauenden Finanzpolitik und seiner außerordentlichen Energie in wenigen Jahren fertig, das Defizit zu beseitigen und durch Erschließung neuer, ergiebiger Einnahmequellen dem Staat die Mittel zu verschossen, deren er zur Erfüllung seiner großen wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben bedurfte. Zu den wichtigsten Reformen, die Freiherr von Riedel durchführte, gehören die Konversion der bayrischen Staatsschuld, die Erhöhung des Malzaufschlags, das Branntweinsteuergesetz und die Gebührenordnung. Die seinem Ressort unterstellte Forstverwaltung reorganisierte er in mustergültiger Weise. Schon ehe er Minister geworden war, hatte er sich an der Ausgestaltung der Gemeinde- und Sozialgesetzgebung in hervorragender Weise beteiligt; und als Bevollmächtigter zum Bundesrat, dem er seit 1872 angehörte, hat er auch dem Reich ausgezeichnete Dienste geleistet, die Fürst Bismarck so hoch schätzte, daß er ihn gern für den Reichsdienst gewonnen hätte. Trotz seiner kolossalen Arbeitslast fand Freiherr von Riedel lange noch die Zeit und die Kraft zu schriftstellerischer Tätigkeit, die seinen Namen auch auf wissenschaftlichem Gebiet zu einem hochangesehenen machte. Dem Zweiundsiebzigjährigen ist das Ausruhen wohl zu gönnen. Die warme Dankbarkeit und Anerkennung, welcher der greise Prinzregent von Bayern beim Rücktritt des Ministers tiefempfundenen Ausdruck gab, ist auch im bayrischen Volk lebendig und begleitet den verdienten, im ganzen Lande populären Staatsmann als schönster Lohn für sein Wirken in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger ist der bisherige Ministerialrat im Finanzministerium Hermann Ritter von Pfaff ernannt worden. Der neue Minister hat viele Jahre unmittelbar neben und mit seinem Vorgänger gearbeitet, so daß er in dessen Pläne und Ideen völlig eingeweiht ist und in jeder Hinsicht als die geeignetste Persönlichkeit für die Leitung des von Freiherrn von Riedel mit so großem Erfolge vertretenen Ressorts erscheinen mußte. Herr von Pfaff, der im neunundfünfzigsten Lebensjahre steht, ist wie Freiherr von Riedel ein geborener Franke. Er studierte in Erlangen und Leipzig Jurisprudenz, nahm dann als Freiwilliger am Kriege gegen Frankreich teil und wurde während des Feldzuges zum Offizier befördert. Von 1874 bis 1876 war er in der Rechtsanwaltschaft tätig, wurde dann als Hilfsarbeiter in das Justizministerium berufen und trat im Jahre 1877 in die Finanzverwaltung über; 1882 wurde er Regierungsrat, 1883 trat er in das Finanzministerium ein, 1890 folgte seine Ernennung zum Oberregierungsrat, und 1893 wurde er zum Ministerialrat befördert. Mehrere Jahre war er zugleich als Kronanwalt des Ministeriums und seit 1898 als Bankkommissar tätig. Seit 1886 ist von Pfaff juristischer Beirat der Vermögensverwaltung des Königs Otto. In den letzten Jahren war er ausschließlich mit dem Reichsreferat beschäftigt, so daß er auch diesen wichtigsten Zweig seiner Tätigkeit vollkommen beherrscht. Der neue Minister ist wie sein Vorgänger auch als juristischer Schriftsteller bekannt; aus seiner Feder stammen mehrere Kommentare zu Finanzgesetzen. Politisch ist Herr von Pfaff bisher noch wenig hervorgetreten.



Phot. Ad. Baumann, München

Hermann von Pfaff,
der neue bayrische Finanzminister



Der Rückert-Brunnen in Erlangen, entworfen von Th. Fischer (Stuttgart)



Phot. Guigoni & Bossi, Mailand

Italienischer Thronerbe: Umberto, Prinz von Piemont

Zur Taufe des Prinzen von Piemont

Am italienischen Hofe haben unter Entfaltung großen Pompes die Tauffeierlichkeiten für den am 15. September geborenen Kronprinzen Umberto stattgefunden, denen eine große Anzahl von Abgesandten auswärtiger Höfe, u. a. als Vertreter des Deutschen Kaisers Prinz Albrecht von Preußen, der Regent von Braunschweig, beiwohnte. Nach dem überschwenglichen Enthusiasmus, den die hier wiedergegebene erste, am dreißigsten Lebenstage des kleinen Prinzen gemachte Aufnahme in Italien erregt hat, war vorauszusehen, daß bei seiner Taufe vollends die Wogen der Begeisterung im italienischen Volke hoch gehen würden; aber auch in Deutschland hat man, und zwar nicht bloß um der politischen Bande willen, die uns mit Italien verknüpfen, sondern auch aus einem rein menschlichen Gefühl heraus an der frohen Feier herzlichen Anteil genommen.

Der Rückert-Brunnen in Erlangen

In dem althistorischen Schloßgarten der mittelfränkischen Markgrafen- und Universitätsstadt Erlangen, in der Friedrich Rückert von 1826 bis 1841 als Professor der orientalischen Sprachen lebte, ist kürzlich zur Erinnerung an den berühmten Dichter ein Brunnen errichtet und am 4. November nach der Feier des Prorektoratswechsels eingeweiht worden. Der neue „Rückert-Brunnen“ ist von dem bekannten Architekten Professor Theodor Fischer in Stuttgart entworfen, der wie Rückert aus Schweinfurt gebürtig ist. Er ist im romanischen Stil gehalten und stellt eine Grotte mit bankartigen Vorsprüngen dar. Das Wasserbecken ist von einem flachen Bogen überspannt; vorn stützen diesen zwei glatte Säulen. Die Kosten wurden durch freiwillige Gaben und aus dem Erträgnisse von Vorträgen der Universitätslehrer gedeckt. Das Bassin des Brunnens ist aus Blauberger Granit, der Oberbau aus unterfränkischem Muschelkalk. Die Rückwand trägt den der „Weisheit des Brahmanen“ von Rückert entnommenen Sinnspruch:

> „Je mehr die Liebe gibt, je mehr empfängt sie wieder,
> Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder.
> Wie sich der Erdschoß nie erschöpft an Luft und Glück,
> Denn alles, was er gibt, fließt auch in ihn zurück.“

Die rumänische Königsfamilie in Bakau

Wohl selten hat ein zur Herrschaft in einem fremden Lande berufenes Fürstenpaar sich so unwiderstehlich und nachhaltig die Herzen seiner Untertanen zu gewinnen verstanden wie König Karl von Rumänien, der Hohenzoller, und seine edle Gemahlin, Carmen Sylva, die Dichterin auf dem Königsthrone. Die Popularität, die das Herrscherpaar im ganzen Lande genießt, zeigt sich bei jeder Gelegenheit, die es mit dem Volke in Berührung bringt. Als kürzlich die Majestäten mit dem Kronprinzenpaar und dessen Sohn, dem elfjährigen Prinzen Carol, auf der Rückreise von Jassy nach Bukarest die an der Bistritza gelegene Kreisstadt Bakau passierten, ließ es sich die Bevölkerung der Stadt und der ganzen Umgegend nicht nehmen, ihrer Herrscherfamilie, obwohl diese sich nur eine Viertelstunde auf dem Bahnhof aufhalten konnte, einen großartigen Empfang zu bereiten.

Englische Prinzessinnen in Südafrika

Die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, eine Schwester König Eduards VII., hat kürzlich mit ihrer ältesten Tochter, Prinzessin Victoria, die südafrikanischen Kolonien Englands bereist. Es war keine Vergnügungs- oder Erholungsreise, welche die hohen Damen unternahmen, sondern eine ernste Pilgerfahrt: sie galt dem Grab des ältesten Sohnes und Bruders, des Prinzen Christian Victor von Schleswig-Holstein, der vor vier Jahren im Burenkriege den Tod fand. Die Reise führte die Prinzessinnen zuerst in das Gebiet der früheren südafrikanischen Republiken, dann auch nach Natal, wo sie sich u. a. in Ladysmith, der einst so vielgenannten, von den Buren ein halbes Jahr lang vergeblich belagerten Stadt, einige Zeit aufhielten.



Phot. E. Goldstein, Bakau

1 Kronprinzessin Maria; 2. Prinz Carol; 3. Königin Elisabeth (Carmen-Sylva)

Besuch der rumänischen Königsfamilie in Bakau



Phot. Fred Hamm, Howick

Vom Besuch der Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein in Südafrika: Rundfahrt in Ladysmith

Der neue Anbau des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg

Der gewaltige, ein kleines Stadtviertel bildende Gebäudekomplex, zu dem das frühere Kartäuserkloster in Nürnberg seit 1857 nach und nach erweitert worden ist, um das von dem Freiherrn Hans von und zu Aufseß begründete, längst weltberühmte „Germanische Nationalmuseum" mit seinen großartigen Sammlungen aufzunehmen, ist seit zwei Jahren in der Hauptsache fertig ausgebaut, erfährt aber im einzelnen noch immer von Zeit zu Zeit weitere Um- und Ausgestaltungen, die der äußeren Abrundung des Ganzen zugute kommen oder durch das Anwachsen der Sammlungen notwendig werden. So hat das Museum in jüngster Zeit den hier abgebildeten Anbau bekommen, durch den es jetzt mit dem althistorischen Stadtmauerturm verbunden ist. Die für den Brückenbogenbau erforderlichen Mittel sind von der Pflegschaft Berlin gestiftet worden, wie denn bekanntlich das Museum lediglich durch freiwillige Beiträge, die ihm von allen Städten und aus allen Ständen der Nation zufließen, gebildet und ausgebaut wird. Alle Bauten, die auf dem nebenstehenden Bilde zu sehen sind, gehören jetzt zu dem Museum. Das durch den Bogen hindurch sichtbare Gebäude ist die neuerrichtete Bibliothek, in der sich auch das Kupferstichkabinett befindet.



Ein neuer Anbau des Germanischen Museums in Nürnberg



Phot. E. Bieber, Berlin

Hans von Hopfen †

Hans von Hopfen †

In voller Lebensfrische und Schaffenskraft ist am 19. November zu Groß-Lichterfelde der bekannte Dichter Hans von Hopfen unerwartet dahingeschieden. Ein gottbegnadeter Erzähler und hochbegabter Lyriker, hat **er sich volle vierzig Jahre lang in einem sich immer wieder erneuernden Dichterruhm sonnen dürfen. Hopfen**

war am 3. Januar 1835 zu München geboren, studierte in seiner Vaterstadt Jurisprudenz und Geschichte, wandte sich aber bald ausschließlich der literarischen Tätigkeit zu und gehörte dem Dichterkreise an, den König Maximilian II. um sich versammelt hatte. Nachdem er 1866 nach Berlin übergesiedelt war, brachte ihm sein Roman „Verdorben zu Paris“ (1867) einen durchschlagenden Erfolg. Unter den zahlreichen Romanen und Novellen, die er seitdem schrieb, sind vor allem „Der Pinsel Mings“, „Arge Sitten“, „Der graue Freund“, „Verfehlte Liebe“, „Das Allheilmittel“, „Mein Onkel Don Juan“, „Der alte Praktikant“, „Die Geschichten des Majors“ und „Die Heirat des Herrn von Waldenberg“ zu nennen. Während er in seinen ersten Werken eine gewisse innere Verwandtschaft mit Paul Heyse zeigte, brach später bei ihm ein neues Element, ein behaglicher Humor, durch, der in Verbindung mit seiner Vorliebe für die Schilderung frischen studentischen Lebens („Der letzte Hieb“) ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit Scheffel gibt. Auch als Lyriker errang Hopfen großen Erfolg, ebenso als Feuilletonist und Plauderer, während er auf der Bühne nicht dauernd Fuß zu fassen vermochte.

Das Denkmal für César Franck in Paris

Dem Komponisten César Franck (1822 bis 1890), einem geborenen Belgier, der in Deutschland besonders durch sein symphonisches Chorwerk „Die Seligpreisungen“ und das Oratorium „Ruth“ bekannt geworden, ist kürzlich in Paris vor der Kirche Ste-Clotilde, an der er als Organist wirkte, ein Denkmal errichtet worden. In sinniger Weise stellt es den Komponisten dar, wie er vor der Orgel sitzend den Inspirationen des ihm zur Seite stehenden Genius der Musik lauscht. Das Denkmal ist ein Werk des Pariser Bildhauers Alfred Lenoir.



Phot. Leon Bouet, Paris

Denkmal für den Komponisten César Franck

Das Roon-Denkmal in Berlin

Auf der Nordseite des Königsplatzes in Berlin, an dessen Ostseite das von Begas geschaffene Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck steht, ist nun auch dem Feldmarschall Grafen Roon, dem Reorganisator des preußischen Heeres und ruhmreichen Helfer bei der Begründung des Deutschen Reiches, ein Denkmal errichtet worden, dessen Enthüllung am 24. Oktober stattfand. Das Denkmal wirkt durch seine einfachen, aber kraftvollen Formen, mit denen auch seine Umgebung gut harmoniert, außerordentlich markig und entspricht so aufs beste dem ernsten, mannhaften, gediegenen Charakter des unvergeßlichen Mannes, den es darstellt.

Phot. Hönig & Co, Berlin

Das Roon-Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin. Modelliert von Harro Magnussen



Phot. H. Schuhmann, Wien

Der neuerrichtete Siebenbrunnen im Wiener Bezirk Margarethen

Zwei neue Denkmäler in Wien

Nach Hugo Wolf hat nun auch Marie Geistinger, die im vorigen Jahre verstorbene berühmte Schauspielerin und Operettensängerin, die wie der große Tondichter auf dem Wiener Zentralfriedhof in einem von der Gemeinde gestifteten Ehrengrabe ruht, ein Grabdenkmal erhalten, das am 26. Oktober feierlich enthüllt worden ist. Der Bildhauer Josef Kassin hat es im Auftrage der Erben der Künstlerin geschaffen. Es besteht aus einem 3½ Meter hohen Marmordenkstein, der in einer Nische das lebensgroße Reliefporträt der Verewigten trägt. — Wenige Tage vorher, am 22. Oktober, dem sechzigsten Geburtstag des Bürgermeisters Dr. Lueger, wurde zu Ehren des Gefeierten im Bezirk Margarethen der oben abgebildete „Siebenbrunnen“ enthüllt. Der Brunnen, ein Werk des Bildhauers Richard Kauffungen, erhebt sich inmitten einer Gartenanlage in der Siebenbrunnengasse. Ein postamentartiger Aufbau trägt eine Brunnenfigur, die „Vindobona“, unter der das Medaillon mit dem Bildnisse des Bürgermeisters angebracht ist. Ein Unterbau aus Quadersteinen enthält unter dem Schlußgesimse die Wappen der sieben Gemeinden, aus denen der fünfte Bezirk entstanden ist, mit monumental angegliederten Wasserausläufen.



Phot. H. Heydenhauß, Wien

Marie Geistinger-Denkmal in Wien

Das Denkmal Friedrichs des Grossen in Washington

Einen glänzenden und für uns Deutsche im höchsten Grade befriedigenden Verlauf hat die feierliche Enthüllung des von Kaiser Wilhelm II. der Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika geschenkten Standbildes König Friedrichs des Großen genommen, die am 19. November in Washington stattfand. Nachdem die Hülle von dem Denkmal gefallen war, übergab der nach Washington entsandte Vertreter des Kaisers, Generaladjutant von Löwenfeld, mit einer



Statue Friedrichs des Großen in Washington
Entworfen von J. Uphues





Phot. Hugo Thiele, Darmstadt

Eleonore, Prinzessin von Solms-Hohensolms-Lich — Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein

Zur Verlobung im Großherzoglichen Hause in Darmstadt

Ansprache das Standbild dem deutschen Botschafter bei den Vereinigten Staaten, Freiherrn Speck von Sternburg, der es sodann seinerseits dem Präsidenten Roosevelt übergab, indem er ausführte, Kaiser Wilhelm widme das Denkmal dem amerikanischen Volke als Zeichen seines Dankes für die sympathische Aufnahme, die sein Bruder, Prinz Heinrich, überall in Amerika gefunden habe, und der aufrichtigen Freundschaft, die er und das deutsche Volk für das amerikanische Volk hege. Hierauf übernahm Präsident Roosevelt das kaiserliche Geschenk mit einer größeren Ansprache, die durch die lebhafte Hervorhebung der bluts-verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Volke eine große und sehr erfreuliche politische Bedeutung hat, da sie eine neue Garantie für den schon oft an den Tag gelegten Willen des Präsidenten bietet, durch die Pflege guter Beziehungen zum Deutschen Reiche zur Erhaltung des Weltfriedens beizutragen. Das deutsche Volk darf seinem Kaiser dankbar dafür sein, daß er durch sein Geschenk diese unzweideutige Kundgebung veranlaßt hat. — Das Standbild, das seinen Platz vor der Kriegsakademie in Washington neben den Statuen Alexanders des Großen, Cäsars und Napoleons bekommen hat, ist ein Bronzeabguß des in der Berliner Siegesallee stehenden, von Uphues geschaffenen Marmordenkmals.

Zur Verlobung des Grossherzogs von Hessen

Der Herzenswunsch des hessischen Volkes, an der Seite seines allverehrten Großherzogs Ernst Ludwig, der bekanntlich seit drei Jahren von seiner ersten Gemahlin geschieden ist, eine neue Landesherrin auf dem Thron zu sehen, ist seiner Erfüllung nahe: der Großherzog hat sich am 20. November im fürstlich Solmsschen Schlosse zu Lich in Hessen mit der Prinzessin Eleonore zu Solms-Hohensolms-Lich verlobt. In Hessen sieht man in der Heirat des hohen Paares die Besiegelung einer früheren Jugendliebe; man erzählt davon, wie der nunmehr sechsunddreißig Jahre alte Großherzog und seine jetzige Braut schon als Kinder im Schlosse zu Lich spielten und wie er besonders als Gießener Student später noch häufig seine Jugendfreundin aufgesucht habe. Die Prinzessin ist am 17. September 1871 zu Hohensolms geboren als drittältestes von sieben Kindern des 1899 verstorbenen Fürsten Hermann von Solms und seiner jüngst ebenfalls verstorbenen Gattin Fürstin Agnes, geborenen Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. Sie ist, wie ihr Bräutigam, den Künsten sehr zugetan und erfreut sich in ihrer Heimat wegen



Phot. Kunstanstalt Lang, Darmstadt

Schloß Lich in Oberhessen, Stammsitz der Fürsten zu Solms-Hohensolms-Lich

ihrer Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit der größten Beliebtheit; ganz besonderen Respekt aber genießt sie als Inhaberin der Rettungsmedaille, die ihr vor einigen Jahren verliehen worden ist, weil sie in Dresden die wildgewordenen Pferde einer Equipage zum Stehen gebracht und so einer Dame das Leben gerettet hatte. — Eine besondere Bedeutung erhält die Verbindung durch den Umstand, daß nach langer Zeit wieder einmal ein regierender deutscher Fürst sich seine Lebensgefährtin aus einem der mediatisierten, den regierenden völlig ebenbürtigen Häuser erwählt hat.

Die schwimmende Schifferkirche in Berlin

Im Humboldthafen in Berlin, dem Zentralpunkt der märkischen Fluß- und Kanalschiffahrt, liegt seit kurzem inmitten der zahllosen, für die Spree so charakteristischen Schleppkähne, die dort ihre Fracht laden und löschen, ein schlankes, weißes Schiff, das vorn auf dem Kajütendach ein großes Holzkreuz trägt und durch sein ganzes Aeußere verrät, daß es einem besonderen Zwecke dient. Es ist ein schwimmendes Schifferheim, das den Nomaden der Spree, den Flußschiffern und ihren Angehörigen, Gelegenheit zu geistiger Erbauung und Erholung bieten soll. Es enthält eine etwa 80 Personen fassende Kapelle, in der an den Sonntagen in den verschiedenen Berliner Häfen Gottesdienst für die Schiffer abgehalten wird, und einige zu geselligen Veranstaltungen, zum Lesen und Schreiben dienende Nebenräume. Die Begründung dieses eigenartigen Heims ist durch freiwillige Spenden, vor allem des Kaiserpaares und des Berliner Reeders Rothenbücher, der das Schiff schenkte, ermöglicht worden. Die feierliche Einweihung fand am 14. November im Beisein der Kaiserin und des Prinzen Eitel Friedrich statt.



Die schwimmende Schifferkirche in Berlin

Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Einweihung der schwimmenden Schifferkirche in Berlin durch die Kaiserin

Adolf von Marcks



Adolf von Marcks †

Am 4. November starb in St. Petersburg der Verlagsbuchhändler Adolf von Marcks, ein geborener Deutscher, der sich um Rußland, das sein zweites Vaterland geworden, große, unvergeßliche Verdienste erworben hat. Marcks, der am 2. Februar 1838 in Stettin geboren war, trat, durch Fritz Reuter empfohlen, im Jahre 1854 als Lehrling in die Buchhandlung von D. C. Hinstorff in Wismar. Nachdem er sich dann in Berlin, Stettin und St. Petersburg in seinem Berufe weiter ausgebildet hatte, begründete er 1868 in St. Petersburg die „Niwa", eine der deutschen „Gartenlaube" nachgebildete illustrierte Familienzeitschrift, die es im Laufe von 35 Jahren zu einer Auflage von über 250000 Exemplaren gebracht hat. Diesen in Rußland unerhörten Erfolg verdankte die „Niwa" — abgesehen von ihrem illustrierten Hauptblatt — einer reichhaltigen monatlichen Modenbeilage und einer literarischen und populärwissenschaftlichen Monatsschrift, die beide großen Beifall fanden. Aber eines ganz besonderen Erfolges erfreuten sich die seit einer Reihe von Jahren an die Abonnenten der „Niwa" gratis gelieferten Werke zahlreicher berühmter russischer Schriftsteller, deren Anschaffung bis dahin für das große Publikum fast unerschwinglich gewesen war. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welches Aufsehen es erregte und mit welcher Anerkennung es begrüßt wurde, daß die Abonnenten der „Niwa" nach und nach sämtliche Werke der besten russischen Autoren: Lermontow, Koslow, Kolzow, Lomonossow, Gribojädow, Dostojewsky, Turgenjew, Gontscharow, Gogol, Ljeskow, Tschechow u. s. w. erhielten. Auf diese Weise sind durch Marcks weit über 60 Millionen Bände wertvollster Lektüre unter Volksschichten verbreitet worden, die an die Anschaffung von Büchern früher kaum zu denken gewagt hatten. Der sonstige reichhaltige, in eignen graphischen Anstalten und Druckereien hergestellte Marckssche Verlag, der u. a. die sämtlichen Werke von 34 russischen Autoren enthält, zeichnet sich ebensosehr durch wissenschaftlichen und künstlerischen Inhalt wie durch vornehme Ausstattung aus. Ein ansehnlicher Teil des Verlags wurde übrigens nicht um finanzieller Vorteile, sondern ausschließlich um wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke willen unter großen Opfern hergestellt, wie denn Marcks auch sonst für gemeinnützige und Wohltätigkeitszwecke große Summen gespendet hat. Für sein gemeinnütziges Wirken, für nützliche Tätigkeit auf industriellem Gebiet, für die Verbreitung guter Literatur erhielt Marcks eine Reihe von hohen Orden, und im Jahre 1897 wurde er „für große, der Volksaufklärung geleistete Dienste" in den erblichen Adelstand des russischen Reiches erhoben. Auch von seiten des Auslandes erhielt er mehrfach hohe Auszeichnungen. Sein Name wird in der Geschichte der russischen Geisteskultur fortleben.

W. Henckel

Madonna del Mare in Pola



Die jetzt vollendete Marinepfarrkirche zu Pola



St. Barbara. Von Teresa Feodorowna Ries. Bildwerk an der Marinepfarrkirche zu Pola

Die an interessanten alten Baudenkmälern reiche Stadt Pola, der waffenstarrende, von starken Forts umgebene Hauptkriegshafen der österreichisch-ungarischen Monarchie, besitzt seit einigen Jahren eine schöne, im Basilikenstil erbaute Marinepfarrkirche mit einer prächtigen Marmor-Fassade und einem Glockenturm, doch hat die Kirche, Madonna del Mare genannt, erst vor kurzem ihren letzten künstlerischen Schmuck erhalten. Unter den plastischen Werken, die sie zieren, sind besonders bemerkenswert die fünf Heiligenfiguren, die in den Arkaden über dem hier wiedergegebenen romanischen Portal stehen, und unter ihnen verdient wieder die in der Mitte befindliche Statue der heiligen Barbara, der Schutzheiligen der Krieger, besondere Beachtung. Die Statue, die ebenso sehr durch ihre edeln, ungekünstelten Formen wie durch den lebensvollen, vergeistigten Ausdruck eine starke Wirkung auf den Beschauer ausübt, ist ein Werk der bekannten, in Wien lebenden russischen Bildhauerin Teresa Feodorowna Ries, die in einer Reihe von trefflichen Porträtbüsten und höchst eigenartigen plastischen Phantasieschöpfungen bedeutendes bildnerisches Talent bekundet hat. Zu erwähnen ist noch, daß



„Fuchsjagd“. Von Wilhelm Haverkamp
Aufgestellt auf dem Großen Stern im Berliner Tiergarten



„Hubertusbrunnen“. Von Kuno von Uechtritz
Hauptgruppe im künstlerischen Schmuck des Großen Sterns im Berliner Tiergarten

ihre Statue der heiligen Barbara das erste plastische Werk ist, das in Oesterreich von einer Frau im Auftrage des Staates geschaffen worden ist.



„Büffeljagd". Von Fritz Schaper
Aufgestellt auf dem Großen Stern im Berliner Tiergarten

Die Jagdgruppen im Berliner Tiergarten

Der „Große Stern", jener allen Besuchern Berlins bekannte Zentralpunkt des Tiergartens, an dem sich die breite Charlottenburger Chaussee mit fünf andern, strahlenförmig ausgehenden Alleen kreuzt, hat einen eigenartigen, reizvollen plastischen Schmuck erhalten, der zugleich an die Vergangenheit anknüpft und gemahnt. Der Tiergarten war ursprünglich ein Wildpark und das bevorzugte Jagdrevier der brandenburgischen Kurfürsten, und wenn er auch schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts diesen Charakter ganz verloren hatte, so war doch noch lange die Erinnerung daran lebendig und führte u. a. dazu, daß unter Friedrich dem Großen die neu geschaffene Anlage des „Großen Sterns" mit plastischen Jagdgruppen geschmückt wurde. Diese sind längst verschwunden, aber Kaiser Wilhelms II. historischer Sinn hat den ihnen zugrunde liegenden Gedanken wieder aufgegriffen, und am 2. November sind auf demselben Platz fünf Jagdgruppen enthüllt worden, die ihren Motiven nach das deutsche Weidwerk verschiedener Epochen darstellen. Auf der Nordseite des Platzes erhebt sich die Hauptgruppe, der von Professor v. Uechtritz geschaffene Hubertusbrunnen (s. S. 412), eine Veranschaulichung der bekannten Legende. Ihm gegenüber sind an der Südseite des Platzes zwei mit Reliefs geschmückte halbrunde Sitzbänke aus grauem Kalkstein aufgestellt, und rechts und links von ihnen stehen an den vier Schnittpunkten der Charlottenburger Chaussee auf Steinpostamenten die vier kleineren Gruppen. Der chronologischen Reihenfolge nach die erste ist die von Professor Fritz Schaper entworfene, von kraftvollem Leben erfüllte Gruppe, die eine germanische Büffeljagd (s. oben) darstellt. Das gewaltige Tier, dem der Jäger mit wuchtigem Stoß den Spieß in die Seite rennt, ist nach einem im Berliner Zoologischen Garten befindlichen Exemplar dieser Tiergattung modelliert. Zeitlich folgt alsdann die nebenstehend abgebildete Darstellung einer Eberjagd zur Zeit des Kurfürsten Joachim I., modelliert von Professor Karl Begas, eine gleichfalls sehr lebendig wirkende Gruppe. Die sogenannte Saufeder, mit der hier der Jäger dem anstürmenden Eber den Todesstoß gibt, ist bekanntlich noch heute bei der Jagd auf Schwarzwild im Gebrauch. Die dritte, von Professor Max Baumbach geschaffene Gruppe führt uns in die leichtlebige Rokokozeit und stellt in graziöser, bewegter Komposition eine Hasenhetze (s. S. 414) dar. Der Jagdherr in gesticktem Frack mit Perücke und Dreispitz schwingt die Hetzpeitsche in der hochgehobenen Linken und weist mit der Rechten dem zum Lauf ansetzenden Hunde den Weg, der andre Hund wird vom Piqueur noch am Riemen gehalten. Der Piqueur selbst trägt hinten am Gürtel einen erbeuteten Hasen. In der vierten Gruppe endlich, deren Schöpfer Professor W. Haverkamp ist, tritt uns die Neuzeit im Bilde einer Fuchsjagd (s. S. 412) entgegen. Ein Jäger in der Tracht der kaiserlichen Piqueure mit dem Jagdhorn um die Brust, der sein von der Hetze ermüdetes Pferd am Zügel faßt, hält das erjagte Raubtier hoch empor; um ihn bellen und kläffen die Hunde, sich im Fangeifer gegenseitig überspringend. Die feierliche Enthüllung der Gruppen fand am 2. November in Gegenwart des Kaiserpaares und des Hofes statt.



„Eberjagd". Von Karl Begas
Aufgestellt auf dem Großen Stern im Berliner Tiergarten



„Hasenhetze“. Von Max Baumbach
Aufgestellt auf dem Großen Stern im Berliner Tiergarten

Der neue französische Kriegsminister



Verteaux, der neue französische Kriegsminister

Die jüngsten sensationellen Vorgänge im politischen Leben Frankreichs haben den Kriegsminister General André zum Rücktritt veranlaßt, und zu seinem Nachfolger ist der Wechselagent und radikal-sozialistische Abgeordnete Berteaux ernannt worden. Es ist nicht das erstemal in Frankreich, daß ein Zivilist das Portefeuille des Krieges übernimmt, und wenn schon die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in Frankreich Berteaux' Ernennung bis zu einem gewissen Grade verständlich machen, so wird sie vollends gerechtfertigt durch den Umstand, daß Berteaux durchaus kein Laie in militärischen Dingen ist, sondern im Gegenteile als Autorität in Armeefragen gilt. Er hat sich diesen Ruf besonders als Berichterstatter für das Gesetz der zweijährigen Dienstzeit erworben, deren Einführung er selbst angeregt und nun als eine seiner Hauptaufgaben zu betrachten hat. Für Berteaux spricht vor allem, daß General André selbst sein volles Vertrauen auf ihn setzt und zum Ausdruck gebracht hat. Der neue Minister, der im 52. Lebensjahre steht, ist seit 1877 Bürgermeister des Pariser Vororts Chatou, seit 1885 Generalrat seines Kantons, seit 1893 Abgeordneter. Ein Staatsamt hat er bisher nicht bekleidet.

Vom Krieg in Ostasien

Die Lage auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz hat sich in den letzten Wochen wesentlich anders gestaltet, als fast allgemein angenommen und vorhergesagt worden war. Mit dem Augenblick, in dem die russische Armee von Mukden aus zur Offensive überging, schien der Krieg in ein kritisches Stadium zu treten, denn da die Russen zweifellos noch nicht die unbedingte Uebermacht besaßen, die zur Niederwerfung des japanischen Heeres erforderlich war, so schien es nach dem bisherigen Verlauf des Krieges nicht nur unvermeidlich, daß ihr Angriff scheitern, sondern auch fast sicher, daß er zu einer schweren, vielleicht entscheidenden Niederlage der russischen Armee führen würde. In der Tat kam die russische Offensive bald zum Stehen, und die mörderische Doppelschlacht, die sich am Schaho und am Schiliho entspann, brachte den Japanern in den ersten Tagen so bedeutende Vorteile, daß ihnen ein glänzender Sieg zu winken schien. Doch wider alles Erwarten raffte sich das schon halb geschlagene russische Heer zu energischen Gegenstößen auf, die alle von den Japanern



Von Port Arthur abgetriebene russische Kontaktmine auf dem Strande von Pei-tai-ho

errungenen Erfolge zunichte machten und mehr als einmal sogar in eine Niederlage zu verwandeln drohten. Endlich wurde der furchtbare Kampf nach neuntägiger Dauer am 17. Oktober abgebrochen, und seitdem stehen die feindlichen Heere am Schaho wohlverschanzt einander gegenüber, ohne daß bisher einer der Gegner Miene gemacht hätte, wieder zum Angriff überzugehen. Das Verdienst, diese für die Russen wieder günstigere Gestaltung der Kriegslage herbeigeführt zu haben, gebührt zweifellos dem ebenso umsichtigen wie energischen General Kuropatkin, und der Zar hat das auch anerkannt, indem er den General zum Oberkommandierenden der gesamten russischen Streitkräfte in Ostasien ernannt hat, eine Maßnahme, durch die endlich eine einheitliche Leitung der Kriegsoperationen, an der es bisher auf russischer Seite fehlte, garantiert ist. — Eine außerordentlich wichtige Rolle haben im ganzen bisherigen Verlaufe des Krieges zwischen Rußland und Japan die Seeminen gespielt, deren sich beide Gegner in ausgiebigem Maße bedient haben, um sich gegen Angriffe feindlicher Kriegsschiffe zu schützen. Wiederholt sind, sowohl bei den Russen wie bei den Japanern, größere und kleinere Kriegsschiffe durch Auffahren auf eine Seemine zerstört oder kampfunfähig gemacht worden, und besonders wird jedem unsrer Leser noch in Erinnerung sein, wie am 13. April v. J. vor Port Arthur das russische Linienschiff „Petropawlowsk“ mit dem Vizeadmiral Makarow an Bord durch Auflaufen auf eine japanische Mine vernichtet wurde. Leider bilden die Seeminen auch eine nicht unbeträchtliche Gefahr für die Handelsschiffahrt und für die Küstenbewohner, und daß dies nicht bloß für die unmittelbare Umgebung der Schauplätze des Seekrieges gilt, dafür mag als Beweis die Tatsache dienen, daß unlängst bei dem etwa 200 Kilometer nördlich von Tientsin gelegenen chinesischen Küstenort Pei-tai-ho von chinesischen Fischern eine russische Kontaktmine aufgefunden wurde, die von Port Arthur her, also über den ganzen Golf von Liautung hinüber, dort angeschwemmt worden war. Die Finder konnten nur mit Mühe davon abgehalten werden, den gefährlichen Fang (die Mine war noch völlig intakt) im Triumph in ihr Dorf zu tragen.



Phot. Colliers Weekly

Vom Krieg in Ostasien: Einzug der Japaner in das eroberte Liaujang



Aus den Kämpfen bei Liaujang: Identifizierung von Gefallenen

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV

Von **Dr. F. Binder** in Weimar

(Neu)

Schwarz (10 Steine)



Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflös. d. Aufg. III

(Mit weißem Lf4)

W. 1. Db6—b5
S. 1. Le8×b5
W. 2. f2—f3†
S. 2. Ke4×d5, d3
W. 3. Lh7×g8, g6 matt.

A.

S. 1. d6—d5
W. 2. Db5×a4 u. s. w.

B.

S. 1. Ke4—d3
W. 2. Db5—f5† u. s. w.

C.

S. 1. Ta7×e7, Sg8-f6
W. 2. Db5×e4 und
W. 3. f2—f3 matt.

D

S. 1. Le8-f7, Ta7-e7
W. 2. Db5—h5 und
W. 3. Dh5—f3 matt.

Anderes leicht.

Zur Vermeidung von Nebenlösungen ist die weiße Dame von b6 nach b8 zu versetzen und auf e8 ein schwarzer Springer hinzuzufügen.

Partie Nr. III

Turnierpartie, gespielt zu Cambridge Springs am 5. Mai 1904.

Mittelgambit gegen Damengambit

Weiß: F. J. Marshall. — Schwarz: J. W. Showalter.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	20. Dc3—c1	Td8—d1
2. e2—e4	**e7—e5**	21. Dc1×d1	Ta8—d8 [3])
3. d4×e5	d5—d4	22. Dd1—a4	Td8—d4 [4])
4. Sg1—f3	Sb8—c6	23. Da4×b5	Le6—d7
5. a2—a3	a7—a5 [1])	24. Db5—c5	Td4×e4
6. h2—h3	Lf8—c5	25. f2—f3	b7—b6
7. Lc1—g5	Sg8—e7	26. Dc5—f2! [5])	Ld7—e6
8. Sb1—d2	h7—h6	27. Lf1—d3	Te4×e5
9. Lg5—h4	a5—a4	28. Lg3×e5	Sg6×e5
10. g2—g4	Lc8—e6	29. Th1—e1	De8—d8
11. Dd1—e2	Dd8—d7	30. Te1—d1!	Se5×d3
12. Sd2—e4	Lc5—b6	31. Df2—e3	Dd8—h4
13. 0—0—0	Se7—g6	32. Td1×d3	Kg8—h7
14. Lh4—g3	0—0	33. De3—e5	g7—g6
15. e2—e3	Tf8—d8	34. De5×c7	Dh4—e1†
16. Kc1—b1	Dd7—e8	35. Kb1—a2	De1—e6
17. e3×d4	Lb6×d4	36. Dc7—f4	b6—b5
18. Sf3×d4	Sc6×d4	37. Td3—d6	De6—e8
19. Dc2—c3	Sd4—b5 [2])	38. Df4—d4	Aufgegeben.

[1]) Um Lf8—c5 spielen zu können.

[2]) Sieht sehr hübsch aus; stärker aber dürfte Sd4—b3 sein. Schwarz sucht eben auf alle mögliche Weise zum Angriff zu kommen.

[3]) Möglicherweise hatte Showalter den Bauer hingegeben, weil er übersah, daß jetzt nach Sb5—c3† Weiß mit 23. Se4×c3 die Dame deckt.

[4]) Damit gewinnt Weiß die Qualität und trotz der geistreichen Gegenwehr von Schwarz das Spiel.

[5]) Dieser feine Zug drängt am schnellsten zur Entscheidung.
(„Bohemia")

Silbenrätsel

Oft schlug verderbliche Wunden
Die Erste in blutigem Strauß;
Wird sie in der Küche gefunden,
Dann schaut sie gemütlicher aus.

Es wohnet in Städten und Städtchen
Das zweite Silbenpaar,
Auch sang es von einem Mädchen,
Das sich zerraufte das Haar.

Im Wirtshaus sitzt das Ganze
Am Abend in guter Ruh':
Dort spielt es Schafkopf mit Glanze
Und kannegießert dazu. F. M.-S.

Wechselrätsel

Mit Sch als Stadt im fernen Osten
Ward's einst von hellem Ruhm umglänzt.
Von Dichtern ward sein Lob gesungen,
Von Rosengärten war's umkränzt.

Mit T es voller Lieb' und Treue
An Deutschlands großem Kanzler hing;
Manch Zeichen, daß auch ihm es teuer,
Von Bismarcks Hand es froh empfing. F. M.-S.

Buchstabenrätsel

Wer einsam auf Erden
Als a sich betrachtet,
Streb' e nur zu werden,
Hoch wird er geachtet. Dr. K. K. von F.

Trennungsrätsel

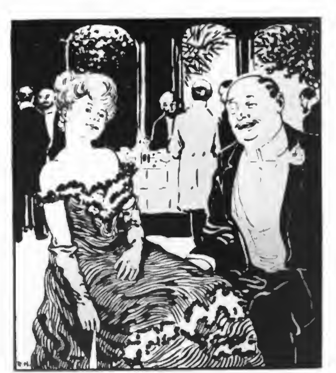
Sie war von mir beseelt.
Sie hätt' ihn auch genommen,
Doch da's getrennt ihm fehlt,
Hat er sie nicht bekommen. Dr. K. K. von Fr.

Rätsel

Was darauf liegt,
Muß klar sein;
Worauf man's kriegt,
Muß wahr sein.
Man gibt es
Und behält es doch,
Man übt es
Und man hält es hoch. Dr. K. K. von Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des Rätsels: Nu — Moment = Monument.
Des fünfsilbigen Scherzrätsels: Hochwohlgeboren.
Des Scherzrätsels: Re — de.
Des Silbenrätsels: Tann — Häuser — Tannhäuser.
Des Doppelsinns: Wagen.



Der unglückliche Ehemann

Dame: „Aber, Herr Krause, sprechen wir doch nicht länger vom Wetter, erzählen Sie mir lieber aus Ihrem Eheleben."
Ehemann: „So soll ich also vom — Unwetter sprechen?"

Briefmappe

„Sub rosa." Ihre Anfrage können wir nur brieflich beantworten, bitten Sie aber um ein wenig Geduld, da wir erst Erkundigungen einziehen müssen. Einstweilen wird es Sie freuen, zu hören, daß die Bestrebungen des Vereins Deutscher Rosenfreunde eine wesentliche Förderung erfahren haben, indem Kaiserin Auguste Viktoria das Protektorat über den Verein übernommen hat.

Frhr. v. L. in S. Togoland ist das am dichtesten bevölkerte deutsche Schutzgebiet in Afrika, doch hat sich durch die letzte, am 1. Januar d. J. dort vorgenommene Volkszählung — die freilich bezüglich der schwarzen Bevölkerung nur in zwei Bezirken mit voller Genauigkeit durchgeführt werden konnte — ergeben, daß die Gesamtbevölkerung nicht, wie man bisher annahm, 2 Millionen, sondern nur 1½ Millionen beträgt. Danach kommen etwa 17 Einwohner auf den Quadratkilometer, während z. B. in Kamerun 7, in Deutsch-Ostafrika 6, in Deutsch-Südwestafrika nur etwa 0,2 Einwohner auf den Quadratkilometer entfallen. Das weiße Element ist in Togo noch sehr schwach vertreten; am 1. Januar d. J. waren im ganzen Schutzgebiet nur 189 Weiße ansässig (darunter 179 Deutsche), von denen 62, also fast ein Drittel, Regierungsbeamte sind, 32 Geistliche und Missionäre, 6 Pflanzer und Farmer, 3 Techniker und Ingenieure, 18 Handwerker, 44 Kaufleute und Händler. Die meisten Einwohner, ca. 360000, hat der im Norden gelegene Bezirk Sokode.

O. G. in Leipzig. Ihre Gedichte sind leider für uns nicht verwendbar.

B². in W. Ihren „Aphorismen" die Aufnahme zu verweigern, wäre sündhaft; wir können uns für unsre „Briefmappe" gar nichts Besseres wünschen als solche Lebensweisheit.

Ein jeder schwärmt heut für Natur,
Die Kunst ist für den Künstler nur.

*

Es läßt kein Mensch sich blöde schelten,
Denn niemand will als blöde gelten.

*

Das Reich der Liebe ist nicht enge,
Es gibt der Frauen stets in Menge.

*

Ist auch der Jud' heut Sozialist,
Betrübend ist, daß nicht der Christ.

*

Wer zu viel mit andern geht, kommt nur selten zu sich selbst.

*

Man kann nie von einem Weibe mehr Liebe verlangen, als man ihr selbst zu bieten imstande ist.

*

Wem's schlechter stets wie andern geht,
Ist ohne Zweifel — der Poet.

Hoffentlich bleiben Sie trotz dieser letzten sehr bedauerlichen Wahrheit dem Dichterberuf treu und erfreuen die Menschheit noch oft mit Ihrer Poesie.

v. G. in H....m. Um den Lorbeer von den Schildläusen zu befreien, bürstet man zuerst den Stamm sorgfältig ab und wäscht darauf Stamm und Krone mit Schwefelkalium (¼ Pfund auf 1 Liter Wasser) oder mit Petroleumseifenbrühe. Die Krone kleinerer Bäume kann man auch in der Weise reinigen, daß man sie durch ein mit der Brühe gefülltes Gefäß mehreremal durchzieht.

E. C. in R. Sie meinen offenbar das nordöstlich von San Remo auf einem Hügel gelegene Städtchen Bussana, das am 23. Februar 1887 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört wurde, wobei von den 800 Einwohnern 54 umkamen. Die italienische Regierung verbot damals aus Besorgnis, daß weitere Erdbeben folgen würden, die Wiederherstellung der alten Stadt; sie liegt daher seitdem in Trümmern und ist völlig verödet. Die Bewohner bauten sich in der Nähe des Meeres einen neuen Wohnort, der den Namen „Bussana Nuova" trägt.

„Hiddigeigei." Noch nicht druckreif und für uns nicht verwendbar.



Kl. B. in Dortmund. Dazu eignet sich in hervorragender Weise das als trefflich anerkannte Buch von Oskar Pache: „Die Lehre von der Gesellschaft“, Volkswirtschaftslehre für die erwachsene Jugend. Das höchst klar und allgemein faßlich geschriebene Werk ist bei Feodor Reinboth als IX. Band der „Lehrgänge für den Unterricht in den Fortbildungsschulen“ erschienen und liegt bereits in dritter Auflage vor.

Erich v. K. in Magdeburg. Diese Befürchtung besteht jetzt nicht mehr, vielmehr hat der Wiener Stadtrat in anerkennenswerter Weise beschlossen, das denkwürdige Haydnhaus, das vom 24. August 1793 an Eigentum des Tondichters war, wo er die Schöpfung, die Jahreszeiten, die Volkshymne komponierte und am 31. Mai 1809 starb, jetzt Haydngasse Nr. 17, für die Stadt anzukaufen. Zugleich soll das vom Haydnklub in der ehemaligen, aus Zimmer, Kabinett und Küche bestehenden Wohnung des Tondichters untergebrachte und jetzt wenig beachtete Haydn-Museum in das Eigentum der Stadt Wien übernommen werden.

Frl. Anna in Innsbruck. Die Wette haben Sie verloren, denn es gibt allerdings **Tiere, die niemals Wasser zu sich nehmen.** Unter unsern einheimischen Tieren fällt dies besonders beim Kaninchen auf, das man niemals saufen sieht, selbst dann nicht, wenn es nur trockenes Futter bekommt. In Frankreich, in der Normandie und Bretagne werden im Gebirge Kühe und Schafe in großen Herden gehegt, die nur dürres, mageres Futter zu sich nehmen, niemals Wasser, gleichwohl liefern sie die gute Milch, aus der der berühmte Roquefortkäse gemacht wird. Von Tieren fremder Zonen nennt man insbesondere die Gazelle und das Lama als solche, die niemals Verlangen nach Wasser haben.

Marius in Dresden. Mit politischer Sympathie haben derartige Bestellungen für die russische Armee nicht das geringste zu tun: Rußland bezieht ja auch aus England Kriegsbedarf, z. B. Kohlen für die Ostseeflotte. Uebrigens sind in solchen Fällen in der Regel Konkurrenzen zwischen den Fabrikaten verschiedener Firmen oder Länder vorhergegangen; so ist kürzlich auf eine Konkurrenz hin die Lieferung von Ferngläsern für die russische Artillerie der Firma C. P. Goerz in Friedenau übertragen worden.

Lehrer B. in Wetzlar. Auch die Japaner haben eine Nationalhymne; ihr Text lautet etwa: „Die Herrschaft unsers Kaisers — Wird Tausende von Jahren dauern — Ebenso lange wie ein kleiner Stein — Der im Laufe der Zeit ein großer Felsen wird — Und auf welchem Moos wächst.“

Frau Ida S. in Leipzig. Auch wir teilen Ihre Ansicht, daß es unbedingt erforderlich ist, die Frauen in geeigneter Weise mit den Gesundheitsschädlichkeiten ihres Geschlechts bekannt zu machen. Die moderne Frau sieht sich durch das gegen frühere Zeiten so durchaus veränderte Kulturleben in ganz andre Lebensbedingungen versetzt; sie verlangt daher nach solcher Aufklärung, denn sie will nicht mehr in stiller Ergebenheit ihre Leiden tragen, sondern sie verlangt zu wissen, woher sie kommen und wie sie zu vermeiden und zu behandeln sind. Ein von berufener Seite geschriebenes und genau die rechte Grenze innehaltendes Werkchen solcher Art ist das von Dr. med. Oskar Schaeffer, Dozenten der Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in Heidelberg verfaßte: „Ursachen und Verhütung von Frauenkrankheiten". Das mit 21 Abbildungen ausgestattete Büchlein bildet den Band 18a der bei E. H. Moritz, Stuttgart, erscheinenden „Bibliothek der Gesundheitspflege".

Dr. A. K. in Pforzheim. Von dem Chemiker Blau ist allerdings flüssiges Leuchtgas hergestellt worden, indem es ihm gelang, Leuchtgas von den nicht komprimierbaren Gasen zu befreien, den Rest zu verflüssigen und diese Flüssigkeit auf Kohlensäureflaschen zu füllen. Damit ist allerdings, wie das „Bayr. Industrie- und Gewerbeblatt" betont, ein gewissermaßen ideales Beleuchtungsmittel gefunden, das vor Benutzung nicht erst wie Spiritus oder Petroleum in den gasförmigen Zustand übergeführt zu werden braucht, sondern unter Anwendung eines Reduzierventils unter jedem gewünschten Druck in gasförmigem Zustand zur Verfügung steht. Dieses flüssige Leuchtgas empfiehlt sich zur Benutzung in Landhäusern, Eisenbahnwagen u. s. w. Dargestellt wird es zurzeit aus Oelgas, und die abfallenden Nebenprodukte werden zur Feuerung und zum Gasmotorenbetrieb verwandt. In kleinen Mengen benutzt, stellen sich die Kosten zwei- bis dreimal so hoch als für Gasglühlicht, aber erheblich niedriger als für die elektrische Beleuchtung.

H. H. E. Für uns leider nicht verwendbar.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Einsichtsvolle Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, können nicht oft genug auf die Wichtigkeit einer rationellen Zahnpflege hingewiesen werden. Schlecht gehaltene Zähne erzeugen Schmerzen, die es dem Kinde unmöglich machen, in der Schule die nötige Aufmerksamkeit zu haben, es paßt nicht auf, versteht falsch u. s. w., und schlechte Zeugnisse, Aerger zu Hause, Unwilligkeit des Kindes im Lernen sind auf diese Weise die Folgen einer Vernachlässigung, die man leicht durch eine sorgfältige Pflege der Zähne und des Mundes vermeiden könnte. Unter vielen Zahnputzmitteln hat sich seit Jahren „Sargs Kalodont", eine Zahncreme in Tuben, als vorzüglich erwiesen.

Ein Parfüm, stark und haltbar, wovon einzelne Tropfen schon genügen, um jenen undefinierbaren, feinen und lieblichen Duft der eleganten Welt den Gewändern, Schleiern u. s. w. zu verleihen, ist das Modeparfüm Divinia von F. Wolff & Sohn in Karlsruhe, das in St. Louis mit einem „Grand Prix" ausgezeichnet wurde.

Eine Spezialität der bestrenommierten Südweinfirma Rust & Schröder, Malaga und Hamburg, ist der Versand seiner Weine in Flaschen ab Hamburg, welcher Modus den Abnehmern garantiert, naturreine Weine, das Produkt frischer Trauben, aus erster Hand binnen wenigen Tagen nach Bestellung zu erhalten. Wenn man bedenkt, daß bei einem Bezuge von Weinen in Fässern ab Malaga 4 bis 6 Wochen bis zum Empfange der Sendung vergehen u. der Käufer sich der Mühe des Abziehens unterziehen muß, so ist der hier sich bietende Vorteil einleuchtend. Ein Versuch mit einer Probekiste wird jedermann zufriedenstellen.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Edmund J. in Riga. Da Sie sehr gleichmäßig, ruhig, fest und bestimmt sind (gleichmäßige Verteilung von Licht und Schatten, sehr gerade Linienbasis, mäßig geneigte Schrift), so darf man wohl auch annehmen, Sie seien eine gute, ausdauernde Arbeitskraft (scharfe, kantige Ecken am Fuße der kurzen Minuskeln). Zudem sind Sie auch sehr zuverlässig, geordnet und genau bis zur Pedanterie (bis ins Detail genau und sorgfältig geformte Buchstaben mit unnötigen Appendixen u. s. w., siehe t, g, A, gleichmäßige Höhe und Lage der Buchstaben sowohl jedes einzelnen Wortes als auch derjenigen ganzer Linien). Gefühl und Verstand sind bei Ihnen in harmonischer Uebereinstimmung (mäßig geneigte Schrift).

B. H. T. in D. b. T. Die Schrift ist harmonisch, klar-maßvoll, klar, pünktlich und geordnet. Die Größe ist normal, die Lage schräg und die Linienbasis eckig = empfindungsfähig, ohne jegliche Sentimentalität. Ausdauernd und sehr gleichmäßig in den Gefühlen. Widerstandsfähig, bestimmt und resolut. Wenig individuelle Formenbildungen = wenig individuell entwickelt, nüchtern, verständig. Die Zeile ist gerade, wie liniiert — pflichttreu und charakterfest. Sehr wahr und zuverlässig, aber auch unbiegsam und schwer zu beeinflussen. Ohne Elastizität und Schmiegsamkeit.

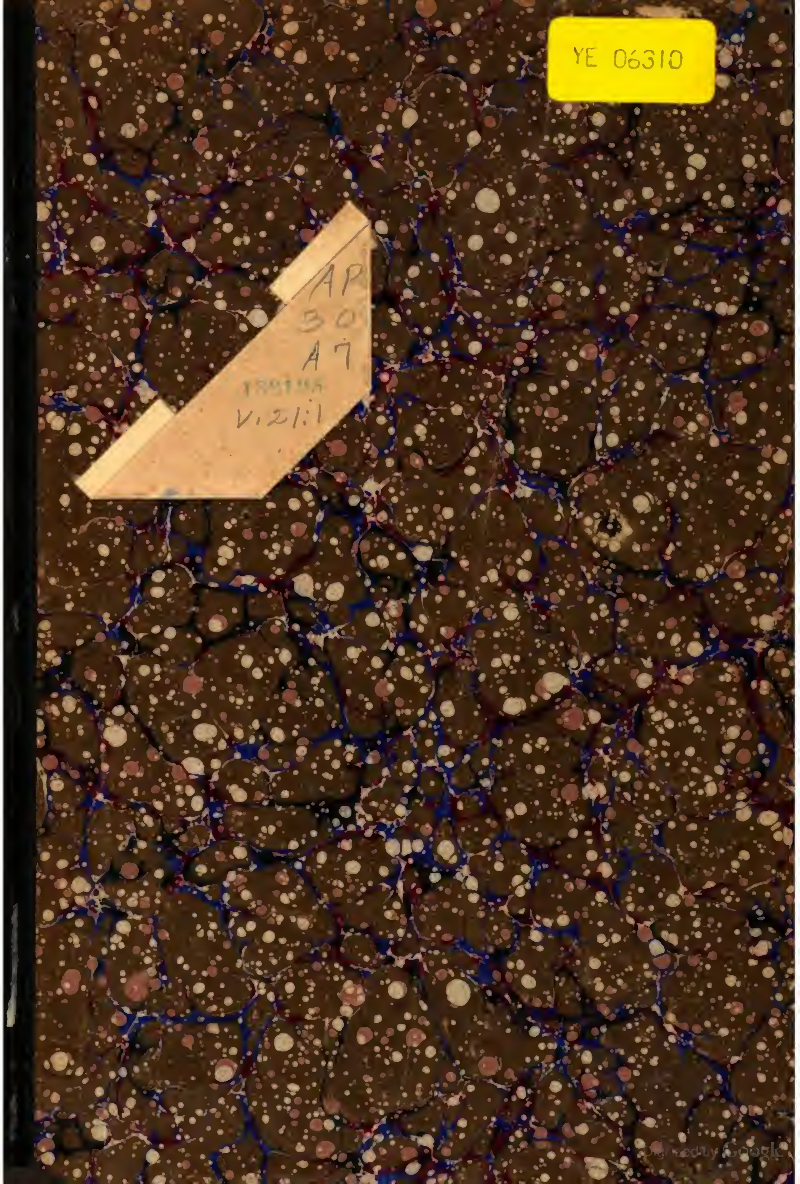
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.

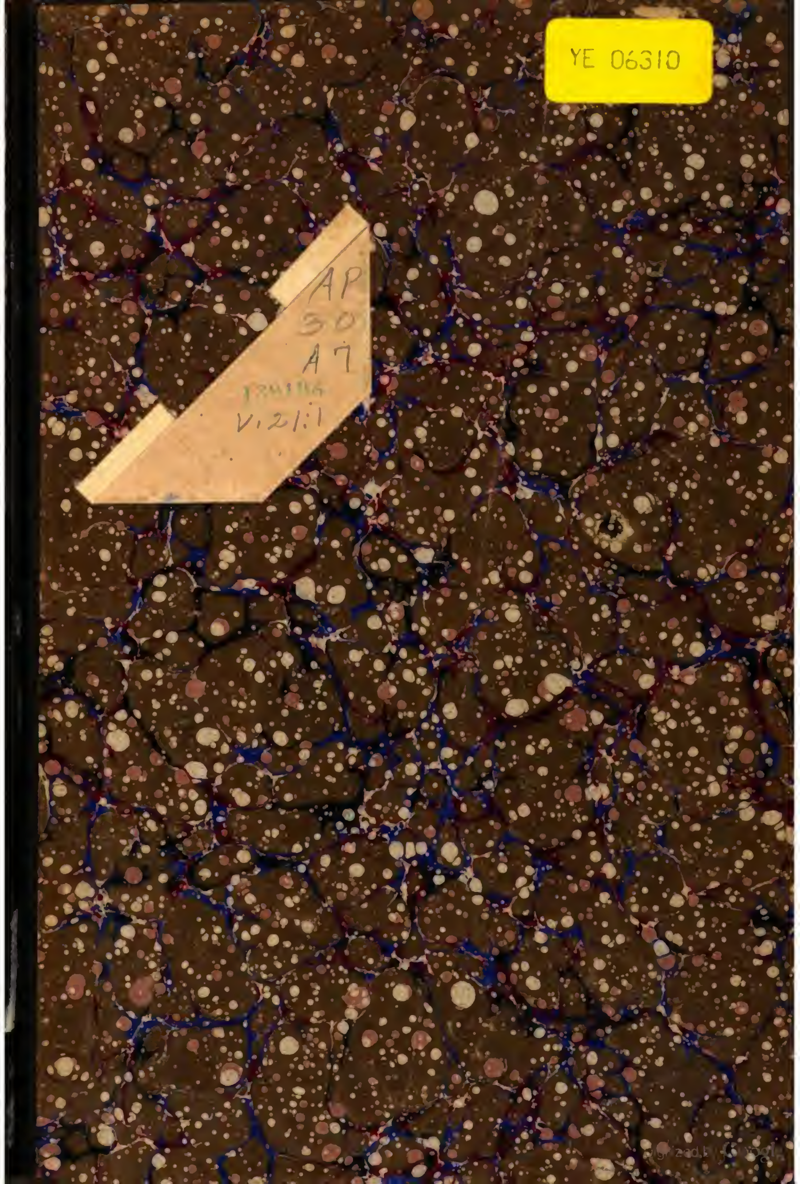




Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.


YE 06310
AP
30
A7
V.21:1


YE 06310
AP
50
A7
V.21:1

